



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag nach Neujahr.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 2, 19-23. „In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh' auf und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel, denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben.“ Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt des Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen, und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa. Und er kam und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird: damit erfüllet würde, was durch die Propheten gesagt worden ist: daß er ein Nazareer wird genannt werden.“

Zum neuen Jahre.

So sind wir denn auf unserer irdischen Wanderschaft wieder bei einem Meilenstein angekommen und stehen, lieber Leser, einen Augenblick davor still, um die Inschrift zu beschauen und rückwärts und vorwärts unseren Weg zu berechnen. Wohl ist uns die Inschrift der einen Seite sichtbar und leserlich: sie zeigt uns an — sei es nun zum Troste oder zum Schmerze — wie viele Wegstunden unser Fuß bereits zurückgelegt, seit wir ihn in dieses „fremde“ Land gesetzt haben. — Wollten wir aber neugierig nach der andern Seite des „Meilensteines“ blicken, um dort die Stundenzahl zu lesen, die uns noch von unserem Lebensziele und der Heimat unserer Seele trennen, so würden wir uns getäuscht finden. Dort hat der Vater der Zeit und der Ewigkeit, statt aller Zahlen, nur zwei Worte hingeschrieben, die aber jeder Erdenpilger sich ins Herz schreiben sollte für die Weiterreise. Die Inschrift lautet: „Siehe, die kurzen Jahre gehen vorüber, und ich wandle auf einem Wege, auf dem es eine Rückkehr nicht giebt“ (Job. 16, 23) — und weiter: „So haltet euch denn bereit, denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht vermutet“ (Luk. 12, 40).

Diese „Inschrift“, ich leugne es nicht, klingt sehr ernst. Allein ich denke, daß unsere Leier nicht zur großen Zahl derer gehören, die beim Jahreswechsel vor lauter Berstreuungen und rauschenden Vergnügungen gar nicht zum Nachdenken kommen. Dem Christen ziemt es wohl, daß er den Schritt ins neue Jahr hinüber nicht gedankenlos tue.

Alles wünscht sich heute ein glückseliges neues Jahr. Seltsam! Was der Mensch von der ersten Stunde des erwachenden Bewußtseins ab bis zum Erlöschen desselben am eifrigsten sucht, ist eben das Glück; und der bitterste Moment, den er erlebt, ist der der

vollendeten Ueberzeugung, daß das Glück auf Erden in Wirklichkeit nicht zu finden sei.

Da las ich jüngst in einem alten Buche eine Geschichte, die sich vor vielen, vielen Jahren in einem Lande zugetragen habe, wo das beseligende Licht unseres christlichen Glaubens noch nicht leuchtete. Da war einst (so hieß es) ein mächtiger König, dessen Scepter ein weites Reich beherrschte; große Reichthümer füllten die königliche Schatzkammer, und zu den Thoren des prächtigen Residenzschlosses zogen Herrlichkeit und Freude täglich aus und ein. Prächtig kostümierte Trabanten mit hellfunkelnder Behr bewachten die hohen Portale, — doch siehe! unbemerkt, aber auch unaufhaltsam schleicht sich der Tod durch ein unbewachtes Hinterpförtchen ins herrliche Schloß und bringt mit sich der Trauer und des Kummers gar viel. Still wird es plötzlich im Königshause, schauerlich still wie im Grab — aber bald tönt lautes Weinen und Wehklagen durch die marmornen Hallen: des Königs Sohn, sein einziges Kind, der Erbe seines Thrones, die Freude seiner Tage, liegt starr und bleich auf dem Todesbette.

Der König sieht's und will es nicht glauben und kann es nicht fassen; er lauscht nach dem Oden, er fühlt nach Wärme, er sucht den Herzschlag, er ruft den geliebten Namen! — ach, Alles, Alles still und kalt! — Da will das Vaterherz zerspringen vor nie gekanntem Gram und Schmerz, und seine Gedanken werden wirr.

Er sendet Eilboten aus, die sollen ihm die weisesten Männer seines Reiches zusammenrufen. — Und diese versammeln sich, seines Winkes gewärtig, und der König verspricht sein halbes Königreich demjenigen, der das Mittel finde, das warme Leben in den erstarrten Leichnam zurück zu rufen. — Und die Weisen jenen und jenen, und ihre Weisheit weiß keinen Rat, weil eben der Tod die Weltweisheit verlicht — und keiner von

Kirchenkalender.

- Sonntag, 4. Januar.** Sonntag nach Neujahr. **Isabella.** Evangelium Matthäus 2, 19-23. **Epistel:** Galater 4, 1-7. • **St. Martinus:** Am 12. Exercitienpredigt und Abends 6 Uhr feierlicher Schluß der Exercitien (für Männer und Jünglinge) mit Predigt, Erneuerung der Taufgelübde, Te deum und Segen. • **St. Anna-Stift:** Nachmittags 6 Uhr Vortrag für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 5. Januar.** **Eduard, König** † 1066.
- Dienstag, 6. Januar.** Fest der heiligen drei Könige. Erscheinung des Herrn. Gebotener Feiertag. Evangelium Matthäus 2, 1-2. **Epistel:** Hiob 60, 1-6. • **Karmelitesen-Klosterkirche:** 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr feierl. Complet.
- Mittwoch, 7. Januar.** **Reinold, Martyrer** † 811.
- Donnerstag, 8. Januar.** **Erhard, Bischof.** † 750.
- Freitag, 9. Januar.** **Julian, Martyrer.** † 313.
- Samsstag, 10. Januar.** **Agatho, Papst.** † 682.

Sinnpruch.

Die Thräne, die dir in Auge schwimmt,
 Vergrößert, was es sieht,
 Weil die Grenzen in unbestimmt
 Zerfließende Ferne zieht.
 Weil sie den Blick, den vorher freien,
 So tänzlicht heilwallerender Schmerz
 Auch mit der Größe salichem Schein
 Dein bang bewegtes Herz.

J. Hammer.

ihnen vermag den verlockenden Preis sich zu gewinnen.

Doch ja, Einer hat es gefunden; er erhebt sich, und der König erhebt sich mit ihm und lauscht atemlos seiner Rede; „König! — so spricht der Greis, sich tief verneigend — wohl kann ich dir ein Mittel offenbaren, das des Todes Bann lösen wird, ob es aber Deine Macht nicht übersteigt, das prüfe selbst!“ — „D sprich!“ so ruft der König hoffnungsvoll, „meine Macht ist groß, und Tausende harten meines Winkes!“ — „Nun denn: schreibe die Namen dreier vollkommen Glücklicher auf des Knaben Sarg, und — mit meinem Leben bürg' ich dir — ehe dein Blut vom Herzen bis zur äußersten Ader rollt, kehrt frisches Leben in des Sohnes Leiche zurück!“

Das dünkt dem Könige ein Leichtes. — Wie vom Sturmwind gejagt, fliegen aufs neue die Boten nach allen Seiten hin, um drei Glückliche zu suchen. Sie durchheilen das weite Reich bis zur äußersten Grenze, sie rufen ihren Auftrag in den Städten aus, in den Dörfern, sie fragen nach Glücklichen bei Hohen und Niederen, sie klopfen an den Palästen der Großen, an den Häusern der Reichen, an den Gemächern der Gelehrten, ja selbst an den Hütten der Armut an, sie schauen an den Orten der Lust und der Freude sich um — und ach! sie können keine wahrhaft Glücklichen finden, — denn auch an dem (scheinbar) glänzendsten Glücke hängt immer noch ein trüber Schatten, und auch der Glückliche hat immer mindestens noch einen unerfüllten Wunsch.

So harret denn der König vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein, und Vöte um Vöte kehrt traurig zurück, und keiner bringt die ersehnte Botschaft, — kein wahrhaft Glücklicher ward gefunden! Da verfällt der traurige König in tiefes Sinnen; dann, wie aus einem schweren Traume erwachend, drückt er die Hand auf das ungestümpochende Herz und ruft: „D fasse Dich, Du armes Herz, es ist ja in meinem weiten Reiche kein Glücklicher zu finden!“

Das alte Jahr, lieber Leser, ist dahingeschwunden unter Kämpfen und Ringen, unter Mühen und Streben nach Glück und Frieden. Aber ach! wo sind sie, die gefunden haben, was sie so eifrig suchten? Wo suchen die Meisten es aber auch? Ich möchte fast sagen: sie suchen überall, nur da nicht, wo es zu finden ist. Sie suchen den Frieden bei der Welt, ohne zu bedenken, daß die Welt den Frieden wohl rauben und töten, aber nimmer geben und erhalten kann. Wer sein Glück und seinen Frieden im Irdischen sucht, wird sehr bald die Erfahrung machen, die vor mehreren Jahrtausenden der weise König Salomo machte: „Eitelkeit der Eitelkeiten! und alles ist eitel.“ — und der gottselige Thomas von Kempis sagt sehr treffend hinzu: „... außer Gott lieben und Ihm allein dienen!“

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß mit dem Anfange des bürgerlichen Jahres das Fest des süßen Namens Jesu zusammenfällt: Jesus steht an der Pforte des neuen Jahres, Er, das Licht der Welt, Er, der Weg, die Wahrheit und das Leben, — Er kommt uns entgegen an der Pforte des neuen Jahres mit dem himmlischen Trostspruche: „Kommt alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken!“

Punkt Zwölf. *)

Ein Spaziergang rund um die Erde.
Von Koda Koda.

Es ist am 31. Dezember 1902.

In Greenwich, auf der berühmten Nationalsterntwarte, zeigen die Uhren die zwölfte Mittagsstunde — auf den 10 000sten Teil einer Sekunde genau. So fein sind nämlich beiläufig unsere besten Chronoskope.

*) Auf einer Erdkarte (Mercators Projection) zu verfolgen.

Schon um zehn Uhr vormittags hat der Telegraph nach allen Windrichtungen gearbeitet und die astronomischen Pendeluhren der größeren Seeplätze kontrolliert.

Nun, da es zwölf Uhr „Greenwicher Zeit“ ist, stürzen, elektrisch ausgelöst, in allen Häfen Großbritanniens und auch unserer continentalen Nordküste die großen Zeitbälle an ihren Masten herab und alle Schiffe richten ihre Chronometer auf den Bruchteil einer Sekunde genau ein.

Je genauer diese Zeitbestimmung geschah, desto genauer wird der Kapitän auf hoher See die augenblickliche Lage seines Fahrzeuges feststellen können — denn die Uhr giebt ihm im Vereine mit den Tabellen der nautischen Jahrbücher an, um wieviel Längengrade er sich vom Nullmeridian der erwähnten Sternwarte entfernt hat.

Greenwich signalisiert seit nunmehr siebenzig Jahren seinen Mittag durch den Fall der Kugel — die Bestimmung der geographischen Länge durch den Unterschied der Mittagszeiten ist aber schon über vier Jahrhunderte alt und scheint von Amerigo Vespucci zu stammen.

Die Leser und Leserrinnen haben es in der Schule gelernt, geglaubt und seitdem im Großen und Ganzen wieder vergessen, was ich ihnen nun ins Gedächtnis zurückrufen will: daß sich die Sonne scheinbar um die Erde dreht — einmal in vierundzwanzig Stunden — daß die Erde in 360 Längengrade geteilt ist. . . . Da nun die scheinbare Bewegung der Sonne über diese 360 Längengrade hinweg eine regelmäßige ist — mit stets gleichbleibender Geschwindigkeit — so legt die Sonne, natürlich wieder nur scheinbar, einen solchen Längengrad in dem dreihundertsechzigsten Teil eines Tages zurück, das ist in vier Minuten. Sie braucht also, um fünfzehn Grade vorzuschreiten, eine Stunde. In dem Augenblicke, da die Sonne in Greenwich den höchsten Stand erreicht, zeigen die Uhren in Stargard und Görlitz bereits ein Uhr Mittags; in der Reichshauptstadt fehlen zur selben Zeit noch 16 Minuten und 40 Sekunden — denn Berlin liegt unter 13 Grad 20' östlich von Greenwich.

Ginge aber ein Stargarder auf Reisen und käme nach Angra Pequena in die Silberfaktorei, so brauchte er dort seine Uhr um eine einzige Minute nachzurücken, um die wahre Ortszeit zu haben, denn die Faktorei liegt nur 15 Grad-Minuten (1/4 Grad) östlicher, als seine Heimat. Er geriete freilich in eine andere Jahreszeit — denn am 31. Dezember ein Uhr Nachmittags herrscht im Namalande heißester Sonnenbrand.

Just zur selben Zeit zeigt die Uhr von Alexandrien zwei Uhr. In Benja an der Wolga, in Uden und auf der äußersten Südspitze Madagaskars, dem Cap de St. Marie, steht der Stundenzeiger gerade auf drei, denn alle drei Orte liegen unter 45 Grad ö. L. — in drei Weltteilen.

Wäre auf der Salm-Insel, die Beyer und Weyprecht bei ihrer Nordpol-Expedition (1872-74) entdeckten, auch nur ein einziger Mensch mit einer richtiggehenden Taschenuhr und er schaute sie an — so läse er im selben Moment vier Uhr. Er müßte aber ein Licht anstecken; denn in Franz-Josephs-Land ist es jetzt Nacht seit mehr als zwei Monaten, bitter kalte Nacht. — Weit angenehmer ist es in Shrinagar, der Residenz des Maharadschah von Kaschmir. Man zählt dort genau fünf Uhr Nachmittags. Die Schneegipfel der Pir-Pandjshab spiegeln die Silberstrahlen einer milden Winter Sonne wieder. Cedern und Pinienwälder rauschen an den Hängen. 6000 Meter und darüber erreichen die Gipfel, die dem Thale im Sommer Kühlung zuwehen und im Winter den Schneestürmen Tibets halt gebieten. Von Unwettern weiß man dort wenig zu erzählen, desto mehr von Erdbeben. Zweimal im letzten Jahrhundert, zuletzt 1885 büßten viel Tausend Menschen bei solch' einem gewaltigen Naturereignis ihr Leben ein.

Am Lob-nor-See mißt Sven-Hedin eben sechs Uhr, ebensoviel zeigt die Uhr des Festungs-Gouverneurs von Punakha (am Himalaja). Man gibt den Soldaten das Signal zum Abendessen — Reis, Milch und Käse. Fleisch verachten die Bhutanesen. Dann beten sie für ihren Brodgeber, den Darma-Radschah von Bhutan und legen sich auf ihre Vorbeeren.

In diesem Augenblicke schlägt die Uhr in Irkutsk am Baikalsee die siebente Stunde. In zauberischer Pracht leuchten die Sterne vom Nachthimmel. Im großen Gefängnisse lüftet sich zur Schlafenszeit. Der ostsibirische Train braust in den Bahnhof; morgen früh wird er auf die Dampffähre einfahren — und wenn der Eisbrecher brav seine Arbeit tut, gehts schon zeitig weiter bis in die Mandchurei hinein.

Gerade um dieselbe Zeit blüht ein deutscher Krieger in Kiotschou auf seinen Tombac — „Was — a ist Uhr? — und schnell setzt er sich hin und schreibt einen Brief nach Hause. Sai-Kio, auch Kioto genannt, bis 1868 die Residenz des Mikado, liegt unter 135 Grad ö. L. von Greenwich. Dort ist es neun Uhr Abends. Im deutschen Konsulat ist Sylvesterbäll und Frankreich, England, Nordamerika und Japan sind geladen. Saikio hat die größte Universität des Inselreiches Nipon und ihre Professoren bilden das Stammpublikum der deutschen Konsulats-Abende. Eben debattieren zwei der Gelehrten über Prof. Koch, mit dem sie auch korrespondieren.

Auch in Sydney amüsiert man sich „königlich“ — bei dem Gartenfeste, das der englische Governors von Neu-Süd-Wales veranstaltet. Es ist dort vier Minuten über zehn Uhr Abends und linder Sommer. Er hat in der Legislative Assembly (Unterhaus) jüngst einen großen Erfolg errungen und schwelgt nun in der Daseinswonne seiner siebenjährigen Regierungstätigkeit.

Ein anderes Bild. Eis und Schnee soweit das Auge reicht. Darüber flutet ein Meer von blendendem Sonnenlicht. Wir sind nahe am Südpol, am Abhange des Vulkans Erebus, den der berühmte James Clarke Ross im Jahre 1843 entdeckte. Der Vulkan ruht jetzt. Selbst in seinen Krater drangen Eis und Schnee. Eine dünne, durchsichtige Rauchsäule, die kerzengerad aus ihm aufsteigt, giebt Zeugnis davon, daß der Riese nur schläft, aber nicht tot ist. In seiner Nähe, unter 78 Grad 10' südlicher Breite hält Prof. Drygalski von der deutschen Südpolexpedition mit eislichen Genossen vom „Gauß“ — auf ebendemselben Punkte, den Ross damals erreichte, — dem südlichsten Punkte, den vor ihm je ein Mensch betreten. Professor Drygalski prüft seinen Chronometer. Es ist elf Uhr. Nachts? — Nein! Seit drei Monaten ging die Sonne noch nicht unter in Victorialand.

Zu gleicher Zeit weist die Uhr auf den Minuten auf zwölf Uhr Mitternacht. Denn die Minuten, die letzten Pfeiler einer zerstörten Brücke zwischen Asien und Amerika, sind um den 180. Längengrad gelagert. Auf den östlicher gelegenen Inseln ist die Mitternacht sogar schon vorüber. Dann ist wohl dort schon das neue Jahr angebrochen? Weit gefehlt! Dort fängt eben der Sylvestertag an, der 31. Dezember. Die Minuten gehören nämlich seit 1867 mit Alaska zur nordamerikanischen Union und die Hundert Weissen, die da mitten in der griechisch-orthodoxen Eskimobevölkerung leben, richten sich in der Zeitrechnung nach ihrem Mutterland.

Nach Nordamerika kam aber die Datumszählung aus dem Osten, von Europa her. Da nun in Europa eben der 31. Dezember ist, zählt man in Amerika auch so. Auf den westlicher gelegenen Inseln, wo jetzt an Mitternacht noch einige Minuten fehlen, endet der 30. Dezember 1902 also in demselben Augenblicke, da auf den Chatam-Inseln des Stillen Ozeans — sie liegen um wenige Minuten östlicher — der 1. Januar 1903 beginnt. Die Chatam- oder Warekauri-Inseln, gegenwärtig in französischem Besitze, wurden nämlich vom nahen

Neuseeland aus besiedelt und zählen nach asiatischem Datum.

Unter dem 180. Längengrade herrscht also Mitternacht. Ein Schiff, das von Europa über Suez kam und just den Trennungsfrieder der beiden Hemisphären überschreitet, muß den 31. Dezember noch einmal zählen, soll es nicht aus der Rechnung kommen. Kam es aus San Franzisko und ist auf dem Wege nach Yokohama, so muß es den Tag aus seinem Kalender streichen und ins Schiffsjournal nach dem 30. Dezember gleich den ersten Tag des neuen Jahres schreiben. Denn in Asien wird in einigen Stunden das Jahr 1903 beginnen.

Jules Verne hat in seinem Roman „Reise um die Erde in 80 Tagen“ diese Verhältnisse zu einem interessanten Schlusseffekt ausgenützt und die Kenntnis davon in die weitesten Kreise getragen.

In Kipnisk an der Mündung des Yukon River (im Goldgebiete Alaska) ist es 1 Uhr Nachts — 31. Dezember — und herrliches Nordlicht.

Auf Tahiti, den Gesellschaftsinseln, traf eben — um 2 Uhr Nachts das amerikanische Segelschiff ein, das einmal wöchentlich die Post aus San Franzisko bringt.

An der Mündung des Mackenzistromes in Kanada schlägt die Uhr drei — und gleichzeitig beginnt es, punkt vier Uhr, an der Grenze von Nevada und Kalifornien zu dämmern. Der 120. Meridian ist nämlich auf viele hundert Meilen weit die schnurgerade Grenze zwischen diesen beiden Staaten.

Zur selben Sekunde löst im Fort Union im Staate New-Mexiko ein Posten den andern ab. Dort steht die Uhr auf fünf. Das ungemütlichste Land der Union dieses Neu-Mexiko. Erst seit 1848 gehört es zu den Vereinigten Staaten. Die Hälfte der Einwohner sind Analphabeten und spielen immer noch in freier Natur das Spektakelstück „Wild-Weiß.“

In New-Orleans schlägt es von dem Turme der berühmten Kathedrale von St Louis 6 Uhr morgens. In den Gassen beginnt es sich zu regen. Farbige und Weiße, Iren, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Kreolen, Neger, Mulatten gehen an die Arbeit.

In dem Augenblicke mahnt der Glockenschlag in Philadelphia und auf der Wellington-Insel im südlichsten Chile zum Frühstück — 7 Uhr morgens. In Manaros (auch Barra genannt, am Amazonas in Brasilien) — in Parana (am La Plata) — in Sydney (Neu-Schottland, Kanada) auf den Falklands-Inseln (zu Patagonien gehörig, im Atlantischen Ocean) aber ist es 8 Uhr.

Die Deutschen in San Paulo in Brasilien zählen neun Kuckucksrufe ihrer Schwarzwälder.

Die Uhr geht ein wenig vor. — 10 Uhr ist es auf der Petermannspitze in Grönland, 3840 Meter über dem Meere.

An 11 Uhr vormittags fehlen auf Cap Verde, der äußersten Westspitze Afrikas nur noch 12 Minuten und 12 Sekunden.

Im Fluge gingen wir um die Erde. Nun kehren wir nach Greenwich zurück. Dort zeigen die Chronometer punkt zwölf Uhr Mittags, auf den zehntausendsten Teil einer Sekunde genau; im Hafen von Dover fällt vom Turmaste der meteorologischen Anstalt der Zeitball, die Kapitäns der Schiffe richten ihre Chronometer — es ist punkt 12 Uhr Mittags am 31. Dezember 1902 — derselbe Augenblick, in dem wir unsern Flug begannen.

Vor dem Tor.

Novellette von Gerhard Walter.

Es ist immer ein eigen Ding, wenn man so ganz als Fremder in eine fremde Stadt kommt. Dem einen wird's ja leichter, sich einzugewöhnen, als dem andern; mir ist's nie leicht geworden. So war ich denn, ein Kandidat des höheren Schulamtes, als Lehrer an der Privat-Knabenschule nach Wolterf verflagelt worden, und kam da eines Tages

im ersten Vorfrühling an, oder richtiger, eines Abends. Der Mond sah schief durch die ziehenden Wolken auf das Städtchen hernieder, durch dessen Gassen der steife Ostwind pflüßte und in ihm unbarmherzig genug mit den vereinzelt Gaslaternen an den Ecken umsprang. Es war schon recht abendlich still auf den Gassen, und das Wetter lud ja auch nicht eben zum Lustwandeln und Draußenweilen ein. Das Pflaster war holprig und schlecht; etwas besser ging es sich auf dem schmalen Bürgersteig. So trat ich denn auf ihn. Hinter einer Tür wurde es laut. Schnell wurde sie aufgerissen, und helle Stimmen junger Mädchen drangen aus ihr hervor. Gleichzeitig aber bekam ich von einer der stürmisch und mit abgewandtem Gesicht Herantretenden einen Stoß, daß ich vom Bürgersteig auf die Straße flog und schier zu Fall gekommen wäre. Gleichzeitig aber hielt ich zu meinem angenehmen Erstaunen ein junges Mädchen in den Armen, deren Gesicht ganz dicht an meinem lag. Nur einen ganz kleinen Augenblick dauerte diese plötzliche Gruppierung, dann wand sie sich mit einem kleinen Schrei aus meinem Arm und eilte mit den Genossinnen die Straße hinunter. Ich sah ihnen angenehm berührt nach. „Das fängt ja gut an!“ sagte ich mir lächelnd.

Es war recht dunkel gewesen gerade an der Stelle, und kaum war soviel Licht von der letzten Laterne auf uns gefallen, daß ich ungefähr hatte sehen können, daß es ein blondes Mädchen war, die gegen mich anprallte. Und außerdem hatte ich in der Eile sehen können, daß sie sehr hübsch war, und hatte vernehmen können, daß sie eine wohl-lautende, weiche Stimme hatte. — Aber mich froh im Ostwind, und ich war froh, als ich meine Hausnummer gefunden hatte. Sonst passierte an diesem Abend nichts mehr. Und es war für den ersten Abend auch gerade genug.

Im Lauf der kommenden Tage mit ihrer Geschäftigkeit vergaß ich das kleine angenehme Abenteuer bald. Ich sollte aber doch wieder daran erinnert werden. Eines Tages kam der Herr Stadtrat, der zum Vorstand der Schule gehörte, pustend die Treppe zu meiner Wohnung herauf.

„Ja, Bester,“ jagte er stark schnaufend, „der Rentmeister hat mich heute gefragt, ob unser Kontrakt auch abgestempelt wäre, sonst wäre er nicht gültig! Bitte, machen Sie das doch baldmöglichst!“

Ich versprach dem ängstlichen Herrn, ihn vor allen Zusammenstößen mit den Behörden zu bewahren, und er ging halb beruhigt von dannen; ließ aber nicht unendlich merken, daß weder er, noch die Stadt für irgend etwas aufkommen werde.

Ich war trotzdem gewissenlos genug, noch fast vierzehn Tage ins Land gehen zu lassen, ehe ich mich auf den Weg zum Herrn Rentmeister machte. Es war ein klarer, milder, schöner Tag im November. Freundlich schielte die Sonne vom blauen Himmel, wie ich zu dem behördlichen Herrn hinausging. Er wohnte ganz draußen vor der Stadt. Da hatte er sich ein Häuschen in die Stille hinein gebaut vor dem Tor. Ich trat ein und klingelte. Der Ton der Glocke schallte hell durch das Haus und dann klangen schnelle Schritte auf den Fliesen des Flurs. Jetzt wurde die Kette gelöst und der Riegel zurückgeschoben, und wie die Tür aufging, stand vor mir ein wunderlichlich Mägdlein mit dicken, blondem Haar und leuchtenden blauen Augen. Kaum aber hatte sie mich erblickt, da überzog sich das zarte Gesichtchen mit brennender Röte.

Und ich wußte nun auch mit einem Mal, wer vor mir stand. „Aber meine Gnädige —“ begann ich, aufs angenehmste berührt. — „Ach, ich bin ja keine Gnädige!“ unterbrach das junge, reizende Mädchen mich schnell, aber was mögen Sie wohl von dem Unband gedacht haben an jenem Abend, als ich so aus der Tür herausflog, wie aus der Pistole geschossen! Aber ich konnte wahrhaftig nichts

dafür! Die anderen waren so schrecklich ausgelassen u. s. s. schoben und stießen mich —“

Wir hatten im Eifer des beginnenden Gesechtes ganz vergessen, daß wir uns offiziell noch gar nicht bekannt waren; aber diesen Fehler haben wir erst sehr, sehr viel später entdeckt!

Zunächst drückten wir uns nach längerer Aussprache vor der Tür der Schreibstube ganz wie gute Kameraden die Hände, und dann folgte ich der Stimme des Vaters, die mich zum Eintreten einlud. Auch wir waren bald gute Freunde. Im Fenster seines sonnigen Zimmers blühten Primeln und Alpenveilchen. Der alte treue Mops war in seine Kinderwagenartige Laube neben dem Schreibtisch und Altentisch murrend zurückgekrochen; der Kanarienvogel im Bauer sang seinen leisen Koller, fröhlich angeregt vom Sonnenlicht, das in vollen Fluten durch die Fenster hereinbrach; draußen lag die weite, stille Ebene im Herbstglanz, fernhin begrenzt vom dunklen Saum des Nadelwaldes, und von unten drang gedämpft das Spiel herauf, wie die Finger der süßen, schlanken, blonden Hedwig es mit meisterhaftem Vnschlag übten.

„Wir sind hier einsame Menschen,“ sagte der Rentmeister, wie wir friedlich bei der Zigarre beisammen saßen; „meine Frau ist lange tot, meine Tochter führt mir den kleinen Haushalt; ich baue meinen Garten dazu und hab' an beiden meine stille Freude.“

Es wurde ein gar freundlich stiller Nachmittag, an dem ich da mit dem Rentmeister im Garten ging und mir seine „stillen Freunde“ besah, wie er seine Blumen nannte. Die Hedwig sah ich beim Weggehen wieder, wie sie an der Tür stand mit ihrem sonnigen Lächeln. —

„Sag' einmal, Hedwig,“ fragte ich gestern — wir nennen uns nämlich „Du“ jetzt, und wir haben's im Geheimen sogar schon länger getan; von dem Tage an, an dem ich mir nicht mehr helfen konnte und sie hinter dem großen Fliederstrauch in die Arme nahm und ihre roten, süßen Lippen küßte, und sie ließ es sich auch ganz ruhig gefallen — „sag' einmal, Hedwig, denn ich vergaß noch immer, Dich darnach zu fragen: Kanntest Du mich eigentlich gleich wieder, als ich im November hier vor Dir in der Haustür stand?“

Sie sah mich nur still an und sagte dann lächelnd: „Du hieltest mich ja schon einmal im Arm!“ und legte sich noch fester hinein.

„Dann sag' mir noch ein anderes, mein liebes Mädchen!“ fuhr ich fort; „wie kommt's bloß und wie ist's möglich, daß Du reizendes Kind mit Deinem Goldschay von Herzen nicht lange, lange schon aus Deines Vaters Hause geholt wardst? Sind sie denn alle blind außer mir?“

Sie sah wieder mit dem süß gebrochenen Blick zu mir auf, den nur sie in ihren Augen hat. „Was weiß ich,“ sagte sie mit tiefer Stimme, „ich habe noch keinen Lieb gehabt, und es kümmerte sich halt keiner um uns einsame Menschen hier draußen vorm Tor als nur Du, mein stattlicher Ritter, und ich bin des ganz zufrieden!“

Ich schlang den Arm um sie: „Gott sei Dank, daß ich der Schatzgräber sein durfte, Du meine holde, geliebte, süße, einsame Rose im Tal.“

So wird's kommen.

Humoreske von Felix Ballbaum.

Die junge Ärztin Fräulein Dr. Anna Wollenweber stürzte die Treppe eines eleganten Hauses hinauf und drückte auf den Knopf der elektrischen Korridorschelle. Ein Dienstmädchen erschien in dem schmalen Spalte der behutsam geöffneten Tür und Anna fragte resolut:

„Sind die Herrschaften zu Hause?“ „Gewiß, Fräulein Doktor,“ gab das Mädchen mit einem Knicks zurück und nahm die Karte, die ihr Anna mit eleganter Nachlässigkeit hinreichte, „bitte, wollen Fräulein Doktor nur näher treten und Platz nehmen.“

Sie öffnete eine Tür und Anna befand sich in einem eleganten, stimmungsvoll ausgestatteten Salon. Sie ließ sich nachlässig in einen Sessel nieder und malte mit ihrem Regenschirm Figuren auf den Teppich. Dem großen Spiegel an der ihr gegenüber befindlichen Wand schenkte sie keine besondere Aufmerksamkeit und es blieb ungewiß, ob sie das, was sie da zu sehen bekommen hätte, schon zur Genüge kannte, oder ob es ihr gleichgültig war. Das hübsche energische Gesicht, eingeraht von dem widerspenstigen Kraushaar, zu dem das kleine Herrenhütchen vortrefflich stand, ließ das letztere vermuten. Aus den großen grauen klaren Augen sprach Geist und Leben, und die gerade, etwas starke Nase und das volle Kinn verstärkten noch den Ausdruck der Tatkraft und Entschlossenheit. Die roten Wangen erzählten von Kraft und Gesundheit und nur wenige kaum merkbare Fältchen bestätigten, was ein jeder schon aus der Tatsache hätte schließen können, daß dieses von der Natur so reich begabte Menschenkind bereits seit einem Jahre approbierte Ärztin im Ort war: daß sie nämlich über die erste Jugend weg sein mußte.

Eine Tür öffnete sich und eine andere junge Dame trat ein.

„Guten Tag, liebe Anna,“ rief sie erfreut, „das ist aber schön, daß Du Dich auch einmal bei mir sehen lässest.“

„Tag Lieblich,“ erwiderte Anna, „aber es tut mir leid, daß ich Dich enttäuschen muß.“

„Wie — aber bitte, behalte doch Platz —“

„Gut, fünf Minuten können wir schwätzen — aber nicht länger, dann mußt Du mir schon Deinen Bruder rufen — hörst Du, Schatz?“

„Ja — aber —“

„Was ich von ihm will, wirst Du schon später erfahren. Ihr müßt schon entschuldigen, ich bin garnicht in Gala — aber, Du lieber Gott — wer hatt denn dazu Zeit?“

Sie hob die Arme und drehte sich einmal vor der Freundin im Kreise. Sie trug ein modifarbenes Sackjackett und einen, sehr freien, schwarzen Kleiderrock. Die hohen, derben, gelben Schuhschäfte ließen doch noch einen schlanken schmalen Fuß mit hoher Fiest sehen. Dann setzte sie sich und fragte die andere junge Dame nach ihrem Besinden u. u.

„Die Zunge brauchst Du nicht zu zeigen, Liebchen,“ sagte sie lachend, mit ihren wildledernen Handschuhen spielend, die sie in den Händen anstatt an denselben trug, „auch will ich Dir nicht den Puls fühlen. Nur wissen möchte ich, was es Neues giebt.“

Und als Hedwig berichtet hatte, sagte Anna: „So, Liebchen, nun entschuldige, daß ich Dich hinauswerfe und Dich bitte, Deinen Bruder zu rufen und nicht mit ihm in diesen Salon zurückzukehren.“

Sie küßte die andere auf die Stirn und schob sie mit sanfter Gewalt zur Tür hinaus. Kopfschüttelnd ging Hedwig.

Schon nach kaum einer Minute erschien ein großer hübscher junger Mann im Zimmer. Sein Gesicht hatte etwas volles, weiches, sehr Rosiges, blühend weißen Teint und zartrosige Wangen, große, etwas träumerische Augen und einen seidenweichen und wie das lockige Haar weißblonden Schnurrbart. Er war sehr modisch gekleidet und die schlanken Finger seiner weißen, wohlgepflegten Hände zeigten manchen kostbaren Ring.

„Nun, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, sich verbeugend, „womit kann ich —?“

„Zunächst können Sie mir damit dienen, Herr Rangold, daß Sie das altmodische „gnädige“ Fräulein aus unserer Unterhaltung verbannen, einfach Fräulein Doktor sagen und sich hier ein wenig zu mir setzen.“

Als er mit einer Verbeugung gehorchte, fuhr sie fort:

„Nun, was machen denn die Kochrezepte?“

„O, ich danke sehr, Fräulein Doktor,“ lächelte er, „ich habe soeben einen neuen Braten erfunden — großartig muß der schmecken. Ja — wenn man so seine 6 Semester Chemie studiert hat,“ und das nötige Geld besitzt, unterbrach sie ihn, „so kann man sich auf die edle Kochkunst legen, anstatt eine Stellung in einer Fabrik oder einem Laboratorium anzunehmen.“

„Und da sind wir gleich da, wohin ich Sie haben wollte. Sie haben alles, was mir fehlt. Weder zur feinen, noch zur groben Küche hatte ich zum Entsetzen meiner lieben Eltern weder Lust noch Talent, auch zu keiner anderen sogenannten „weiblichen“ Arbeit — schöner Ausdruck von anno dazumal, was? Sie dagegen, Sie sind durch ihre Vorliebe für die Chemie, die Sie studierten, in die Kochkunst geraten und Ihre Virtuosität im Malen hat in Ihnen Interesse für Handarbeit erweckt. Ich aber bin gräßlich dran! Meinen Haushalt muß ich als „Arzt“ doch haben, und da ich mich nicht, aber auch garnicht darum kümmern kann, so werden meine Dienstmädchen alsbald faul, nachlässig und diebisch und alle Augenblicke fliegt einer. Das hab' ich satt, das muß anders werden. Sie sind nun neben Ihren anderen guten Eigenschaften ein schöner Mann mit tadellosen Umgangsformen und glänzenden gesellschaftlichen Fähigkeiten —“

„Ah — gnädiges Fräulein sind zu gültig!“

„Bleiben Sie bitte sitzen und lassen Sie mich mit dem „gnädigen“ Fräulein in Ruhe. Sie singen, Sie spielen Klavier, haben Geschmac in jeder Beziehung, kurz, sind nach jeder Richtung hin repräsentabel. Solch eine Persönlichkeit brauche ich in meinem Hause, wenn ich anders vorwärts kommen will. Außerdem sind Sie ja wohl 27 Jahre, ebenso wie ich und ich frage Sie also, wollen Sie mein Mann sein —?“

„Ja, aber gnädiges —“

„Das sollen Sie doch nicht sagen! Und Sie dürfen sich auch nicht zu lange mit dem Erstaunen aufhalten, denn Sie wissen, meine Zeit ist beschränkt, und ich habe mich nur heute auf eine Stunde freigemacht —“

„Ja, aber Fräulein Doktor — wie denken Sie sich denn das?“

„Nun Sie sagen einfach ja. Eine Mutter haben Sie ja leider nicht mehr, sonst würde ich ja mit Wonne auch noch mit dieser sprechen. Also ganz einfach. Sie ziehen zu mir — meine Wohnung ist vollständig, ich kann sogar sagen, elegant eingerichtet, verlegen kann ich sie nicht wegen meiner Praxis. Sie entwerfen für jeden Tag den Küchensettel, führen ein strenges Regiment über die Dienstmädchen und übernehmen die Arrangements wenn wir, wie wir ja wohl auch müssen, Gesellschaften geben werden! Nachmittags sind Sie vollständig Herr Ihrer Zeit und —“

„Genug, Fräulein Doktor, ich sehe, die Stellung, die Sie mir anweisen ist durchaus keine unwürdige und ich nehme sie an,“ rief Viktor, mit ausgebreiteten Armen auf sie zu gehend, „und wenn ich gewußt hätte, daß Sie überhaupt Lust haben, sich zu verheiraten, so hätte ich es Ihnen ja gesagt, denn ich liebe —“

„Et!“ unterbrach sie ihn, „wer wird so altmodisch sein — und dann die ausgebreiteten Arme! Runter damit — so! Und nun gib mir einen Kuß, mein Junge, dann ist die Geschichte mit Anstand erledigt.“

In diesem Augenblick erschien Hedwig wieder im Salon und — blieb wie angewurzelt stehen.

„Ja, mein Kind,“ rief Anna, „Du siehst hier ein Paar Brantleute. Ich habe Deinem Bruder eben um seine Hand gebeten, ich habe sein Jawort und bitte nun Dich als einziges weibliches Mitglied Eurer Familie, um Deine Einwilligung!“

Im nächsten Augenblick lagen sich alle drei herzlich lachend in den Armen.

Homogramm.

Die nebenstehenden Buchstaben sollen so umgestellt werden, daß ein Homogramm entsteht, in dem die sich entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen das nämliche Wort enthalten. Diese Worte sind:

1. (6 Buchstaben) ein Fürstentitel.
2. (4 Buchstaben) ein Minister Kaiser Wilhelms I.
3. (4 Buchstaben) eine Gemütsregung.
4. (6 Buchstaben) eine Naturerscheinung.

Kreuzrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die senkrechten Reihen drei hervorragende Preisrichter des Altertums ergeben.

Silbenrätsel.

aa, aar, ba, ba, baar, be bert, bin, bicht, bo, bro, bu, chen, da dai, dau, e, e, ea, gan, gen, gie, ha, huus, i, ib, ih, la, lin, le, ra, rab, raf, rog, sen, ta, tin, wa, wa.

Aus vorstehenden 39 Silben sind 17 Wörter zu bilden, welche folgende Bedeutung haben: 1) Stadt in Gallien. 2) Fluß in Deutschland. 3) Deutscher Dichter. 4) Land in Afrika. 5) Stadt in Dänemark. 6) Vogel. 7) Stadt im Sudan. 8) Stadt in Deutschland. 9) Französische Dichterin. 10) Fluß in Serbien. 11) Tschechischer Nationalkang. 12) Münze. 13) Französischer Schriftsteller. 14) Stadt in Deutschland. 15) Stadt in Frankreich. 16) Norwegischer Schriftsteller. 17) Stadt in Rußland.

Die Anfangs- und die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Spruch von Goethe.

Wortspiel.

- | | | |
|------------------------------------|---|-------------------------|
| 1. Bezeichnung für Unzufriedenheit | — | zweiarmlige Flußmündung |
| 2. Schlingpflanze | — | Bezeichnung für Nachlaß |
| 3. Empfindung | — | Eigenschaft |
| 4. Blume | — | Nachkomme |
| 5. Land in Asien | — | Kuypflanze |
| 6. Stadt in der Schweiz | — | Werkzeug |
| 7. Vorname | — | Haustier |
| 8. Raubvogel | — | Abteilung |

Es sind acht Wörter zu suchen, von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b ersichtlich. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b einen Monat.

Punkt - Pyramide.

Die Sterne sind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchstaben zu ersetzen. Beginnt man mit der untersten Reihe, so entsteht jede folgende durch Fortlassen eines Buchstaben aus der vorhergehenden. Umstellen der Buchstaben ist gestattet. — Der oberste Buchstabe bezeichnet eine Note, die unterste Reihe eine Stadt in Ungarn. Die übrigen wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — sollen ergeben: 1. eine Waffe, 2. eine Note, 3. eine Stange, 4. ein Gewässer, 5. einen Baum. — Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben: 13 e, 2 i, 4 p, 3 r, 6 s.

Silbenrätsel.

Die erste ist ein halber Baum, Entstammt der Hochwelt starrem Raum. Die zweite deutet, halb, dir kund Geheimnisvoll geschlossenen Bund. Die dritte ist, zwei Drittel schon, Von einem kreuzerhöhten Ton. Die vierte nennt, drei Fünftel dir Ihr tiefes Wesen beim Klavier. Und wenn die vier vereint siehst du, Sind sie verschwunden oft im Nu!

Auflösung aus vorletzter Nummer.

Telegraphen-Rätsel: Whist, Igel, Nabe, Dmitrijew, Eimer, Urne, Ealmud, Saturn, Capri, Seltos, Elephant, Noah, Franc, Uri, Effen, Rudolstadt, Ceres, Hoesen, Torpedo, Eros, Nimrod, Gießen, Oppenau, Tarent. — Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten).

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 42-52. Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, lehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wüßtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber vorstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Nachklänge zum Weihnachtsfeste.

Der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, unser göttlicher Erlöser, sollte bei Seinem Eintritte in diese Welt an Windeln und an einer Krippe erkannt werden; es sollte das Zeichen Seiner Zukunft sein, nach dem Worte des Engels: „Dies soll euch (Hirten) zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kind finden in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend“ (Lukas 2, 12). Jenen Messias, lieber Leser, von dem die Propheten Israels in so erhabenen Ausdrücken gesprochen hatten: Ihn sollten in Seiner Geburt nur Demut und Armut kennzeichnen. Das — sagt der hl. Augustin — war es, was den Juden ein Vergernis, ein Stein des Anstoßes war. Sie erwarteten einen Erlöser; aber sie meinten, dieser Erlöser werde in Glanz und irdischer Majestät erscheinen, werde reich und mächtig sein, werde das (irdische) Reich Israel in Herrlichkeit wiederherstellen und seine Untergebenen mit Glücksgütern aller Art überhäufen. Und während sie sich in diesen trügerischen Hoffnungen wiegten, verkündete man ihnen, daß dieser Erlöser in der Dunkelheit eines Stalles geboren sei! Diese Nachricht war ihnen nicht nur überraschend, sondern anstößig, ja empörend.

Morgenlande erzählt. Wie groß, wie bewundernswürdig stehen diese Männer da! Um ihre Handlungsweise einigermaßen richtig zu würdigen, wollen wir sie einen Augenblick — wenn ich so sagen darf — nach reinmenschlicher Weise betrachten.

Sie suchen in Jerusalem „den neugeborenen König der Juden“! Das hatten sie doch nicht von dem Sterne erfahren, der ihnen erschienen war! Und wenn sie nun wußten, daß der Gesuchte ein König sei, warum gingen sie zu ihm hin? Was bestimmte sie dazu, und welche Güter konnten sie erhoffen von der Huldigung eines von ihrer Heimat so weit entfernten Königs? Selbst wenn er ihr eigener König hätte werden sollen, hätten sie keinen Grund gehabt, so zu handeln. Wäre er in einem königlichen Palaste geboren worden in Anwesenheit des königlichen Vaters, so ließe sich vermuten, sie hätten, um dem Vater zu dienen und dessen Huld zu erwerben, den neugeborenen Sohn ehren wollen. Nun aber, wo sie nicht erwarteten, daß er ihr König einst werde, sondern der eines fremden und weitentfernten Volkes, und jetzt, wo der Gesuchte noch ein Kind war, — weshalb unternahmen sie eine so weite, beschwerliche Reise und bringen Geschenke, zumal sie all das unter nicht geringen Gefahren tun mußten? In der Tat, unter Gefahren, denn die Schrift sagt, daß „Herodes erschrak und ganz Jerusalem mit ihm.“ — Vielleicht hatten sie nicht vorausgesehen, daß ihr Vorgehen so gefährlich sei? Allein, lieber Leser, das kann nicht richtig sein; denn wenn sie noch so vertrauensfelig waren, so mußten sie sich doch

Kirchenkalender.

- Sonntag, 11. Januar.** Erster Sonntag nach hl. drei Könige. Dyginus, Papst und Martyrer † 142. Evangelium Lukas 2, 42-52. Epistel: Römer 12, 1-5. ● St. Martinus: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Rachenstr. um 1/8 Uhr und für die Schule an der Neufferstr. um 1/9 Uhr und Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jünglings-Kongregation.
- Montag, 12. Januar.** Arladius, Martyrer † 312.
- Dienstag, 13. Januar.** Agritius, Bischof von Trier.
- Mittwoch, 14. Januar.** Hilarius, Bischof † 368. ● Maria Empfängnis - Pfarrkirche: abends 7 Uhr Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 15. Januar.** Maurus, Abt † 584. ● Maria Empfängnis - Pfarrkirche: morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 16. Januar.** Marcellus, Papst und Martyrer. † 310. ● Maria Empfängnis Pfarrkirche: abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 17. Januar.** Antonius, Einsiedler † 356.

Welch eine Rolle im Leben
 Das Schicksal dir gegeben,
 Das ist des Schicksals Sache;
 Doch die erteilte Rolle,
 Sie sei nun, wie sie wolle,
 Gut durchzuführen, das ist deine Sache.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
 Ruht dich um's Vergangene nicht bekümmern;
 Das Wenigste muß dich verdrängen;
 Ruht stets die Gegenwart genießen,
 Besonders keinen Menschen hassen
 Und die Zukunft Gott überlassen.

sagen, daß, wer in eine Stadt einzieht, die von einem Könige beherrscht wird, und allda so spricht, wie sie es taten, und einen andern König als den eben regierenden verkündet, sich den größten Gefahren für Freiheit und Leben aussetzt! — Und warum huldigen sie gar einem Kinde in Windeln? Hätten sie diese Huldigung einem Erwachsenen erwiesen, so könnte man vielleicht sagen, sie hätten, auf seine Hilfe bauend, sich jenen Gefahren ausgesetzt, obwohl auch das nicht klug gewesen wäre; denn warum sollte ein Fremdling, der mit dem jüdischen Volke nichts gemein hat, seine Heimat, seine Familie, sein Vaterland verlassen, um sich einem fremden Könige zu unterwerfen?

Und was für Zeichen der Königswürde sahen sie denn? Eine Krippe und eine arme Mutter! Und sie brachten Geschenke: war es denn Sitte, den neugeborenen Prinzen überall so zu dienen und zu huldigen? Oder zogen sie etwa beständig in der Welt umher, um Allen, von denen sie glaubten, daß sie sich aus niederem Stande auf den Thron schwingen würden, vor ihrer Thronbesteigung zu huldigen? Und was konnten sie erst von dem armen Kinde und der armen Mutter in Bethlehem erwarten?

In Wahrheit, lieber Leser, kommen nur Ungereimtheiten heraus, wenn man die Handlungsweise jener morgenländischen Weisen mit gemein-menschlichem Auge betrachten wollte. Und indem ich das schreibe, folge ich keinem Geringeren als dem hl. Johannes Chrysostomus, der bereits vor ein und einem halben Jahrtausend also schrieb, um die Huldigung der Weisen vor der Krippe zu Bethlehem in das rechte Licht zu rücken.

Hören wir den großen Kirchenlehrer weiter: Wie kamen die Weisen zu dem Glauben, daß der wunderbare Stern die Geburt des Messias anzeige? Das ist nicht ein Werk des Sternes gewesen, sondern Gottes, der ihre Seele bewegte, wie Er es einst auch bei dem heidnischen König Cyrus getan hat, so daß dieser die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft entließ. *) Aber Gott wirkte dies nicht so, daß Er damit den freien Willen aufgehoben hätte. Aber warum gab Er nicht allen Magiern diese Offenbarung? Weil nicht alle geglaubt hätten, diese aber mehr bereit waren, als alle die übrigen. Sind ja auch tausend Städte untergegangen, und nur den Niniviten allein wurde der Prophet Jonas gesandt. Und es waren zwei Räuber einst mit dem Erlöser gekreuzigt, und nur der eine wurde gerettet. — Betrachte ferner die Tugend der Weisen, nicht daß sie kamen, sondern daß sie aufrichtig waren. Ganz aufrichtig nennen sie dem Herodes den Wegweiser, der sie führte (den Stern) und die Länge ihres Weges. „Wir sind gekommen (sagen sie), Ihn anzubeten“ — und fürchteten sich nicht vor demorne des Volkes und der Tyrannei des Königs. Deshalb glaube ich (sagt Chrysostomus), daß sie (später) auch die Lehrer ihrer Landsleute wurden: da sie selbst zu Jerusalem dieser Verkündigung sich nicht entzogen, so werden sie noch freimütiger in ihrem Vaterlande hiervon gesprochen haben. Und nun noch das Schlüßwort des großen Kirchenlehrers: „Wer von uns (sagt er), die wir doch tausend Wohlthaten von Christus empfangen haben, hat Seinetwillen einen ähnlichen Weg gemacht, wie jene heidnischen Weisen? Was sage ich: einen ebenso großen Weg? Vielen sind ja die wenigen Schritte bis zur Kirche zu weit, die sie gehen mußten, um dem Herrn zu huldigen! Aber es fehlt ihnen durchaus nicht an der Kraft zu gehen, wenn es sich um weltliche Geschäfte oder um das Theater, um Festlichkeiten und Vergnügungen handelt!“

*) Der Perserkönig Cyrus gestörte das babylonische Reich, versand es mit dem persischen und entließ (539 v. Chr.) 21, Juden, die in babylonischer Gefangenschaft waren.

Die zwölf Nächte.

Kulturhistor. Skizze von Dr. Reinhold Anzer.

Weihnachten-Abend!
Denn geht dat von haben,
Denn klingen de Glocken,
Denn dazzen de Poppen,
Denn pipen de Wäf!
In all Lüd Hüf!
Plattdeutsch. Kinderreim.

Die eigentliche Weihnachtsfestzeit beginnt mit dem Weihnachtsabend und umfaßt nach altem Brauch, wie sich derselbe aus der Zeit des germanischen Heidentums fortgepflanzt hat, zwölf Tage. Mit dem christlichen Fest hat sich nämlich das heidnische Naturfest der Winter Sonnenwende verschmolzen; erst nach Verlauf der zwölf Tage kann man die Veränderung der Tageslänge bemerken, wie das plattdeutsche Sprichwort sagt: „Silgen dree König hett de Dag ne Hahnentritt wunnen.“

Man nennt diese Zeit von Weihnachten bis zu heiligen drei König in ganz Norddeutschland die Zwölften; auch „zwischen de Tage“ (zwischen den Tagen) oder auch die zwölf Nächte (Christnächte); in Süddeutschland, in Oesterreich und der Schweiz werden diese Nächte auch Rauch- oder Rauchnächte genannt, weil man in den Nächten zwischen Weihnachten und den drei Königen Zimmer und Ställe mit Weihwasser zu besprengen und mit Weihrauch zu durchdränchern pflegt.

In den Zwölften soll man sich ungestört der Festfreude hingeben; die Arbeit hat während dieser Tage keine Art und bringt auch keinen Segen. Man soll nicht spinnen, nicht backen, ja nicht einmal den Schmutz aus dem Hause jagen; auch dürfen keine Gerätschaften und keine Wäsche draußen bleiben. Das wäre eine Entheiligung der festlichen Zeit, und die unsichtbaren Mächte würden dafür strafen. Wer zwischen Weihnachten und Neujahr den Baum mit Zeug bekleidet (Wäsche im Freien trocknet), wird im folgenden Jahre einen Toten zu bekleiden haben. So lehrt der Aberglaube.

Ist die Ordnung des Hauses für die festliche Zeit bestimmt, dann darf sie nicht gestört werden. So oft der Tisch in den Zwölften gerückt wird, so oft donnert es im nächsten Jahre. Die heilige Stille muß gehütet werden; wer durch Lärm, besonders durch lautes Zuschlagen der Türen die Weihnachten entweiht, hat im nächsten Jahre den Blitz zu fürchten.

Zahlreiche Sagen berichten die süßen Folgen, welche sich die Uebertreter der mannigfachen, während der Zwölften geltenden Vorschriften zugezogen haben, und besonders der Wode oder „wilde Jäger“, der an der Spitze seines wütenden Heeres unter ebenso vielen Namen durch die Lüfte braust, wie die Frau Gode oder Frau Holle, strast gleich dieser jeden Fürwitz der Menschen auf das Unnach-sichtigste.

Wenn daher in den gesürchteten zwölf Nächten Frau Holle oder Berchtha, die Bewahrerin der Toten, mit denen sie am Tage in einem Berge wohnt — die thüringer Sagen nennen den Hirsberg bei Eichenach —, des Abends mit ihrem wilden Heer den Berg verläßt, um ihren Umzug anzutreten, so schreitet ein alter Mann mit langem Varte und weißem Stabe voran, den man den „getreuen Eckhart“ nennt, weil er jedermann, und vor allem die Kinder, welche er trifft, dringend warnt, dem schrecklichen Zuge aus dem Wege zu gehen. Einmal begegneten ihm zwei Kinder aus dem Flecken Schwarga, die soeben aus einem nahen Wirtshause einen Krug Bier für ihre Eltern geholt hatten, aber von dem wütenden Heere angehalten und des Inhalts ihrer Krüge beraubt worden waren. Da sie kein Geld besaßen, um anderes Bier zu holen und fürchteten, die Eltern würden ihnen nicht glauben, wenn sie erzählten, wie es ihnen gegangen, so weinten sie bitterlich. Da kam der getreue Eckhart zu ihnen, beruhigte sie und sagte, sie sollten nicht bange sein: die Krüge würden sich wieder füllen und niemals leer werden, so lange sie verschwiegen, was sie gesehen und gehört. Es geschah, doch auf die Dauer konn-

ten sie den neugierigen Fragen der Eltern und Nachbarn nicht widerstehen, sie plauderten, und die Wundergabe versiegte.

Ein anderer weitverbreiteter Volksglaube ist der, daß in den zwölf Nächten die Haustiere miteinander reden. Das, was sie in der Christnacht sprechen, gilt sogar als prophetisch. Ein Bauer in Oberösterreich, der es nicht glauben wollte, legte sich unter die Krippe seiner Ochsen. Als es Mitternacht war, sprach der eine: „Glaubt es unser Bauer wirklich nicht, daß wir reden können?“ „Rein,“ war die Antwort, „er glaubt's nicht; doch wir fähren ihn ohnedies bald in den Friedhof.“ Um die Ochsen Lügen zu strafen, verkaufte sie der Bauer, und zwar um einen Gulden. Bald darauf brach eine „Sucht“ aus und fraß Vieh und Leute. Auch der Bauer starb und wurde von den zwei Ochsen, die von allem Zugvieh allein noch übrig waren, zu Grabe geführt.

Die Zwölften heißen auch „Los- oder Lausfertage“, d. i. Furch- oder Lauschtage, so genannt, weil man nach ihnen die Witterung des neuen Jahres glaubt bestimmen zu können, und das Sprichwort sagt: „Wie sich das Wetter vom Christtag bis heilig Dreikönig hält, so ist es das ganze Jahr bestellt.“ — Was man in diesen Nächten träumt, soll der Reihe nach in den zwölf Monaten wahr werden; und wer sein Schicksal erfahren will, muß diese Nächte, namentlich die drei „Heilignächte“: Christabend, Neujahrsabend und Dreikönigsabend dazu benutzen, wo es dem Menschen gestattet sein soll, einen Blick in die Zukunft zu tun. . . .

Alle diese Gebräuche und Meinungen sind teils uralten Datums, teils Umänderungen und Verwäschungen alter Gebräuche; alle aber stehen im Zusammenhang mit der germanischen Heidenwelt und zeugen von dem zähen Festhalten an den tief eingewurzelten Festsitzen der Alten.

Was das Christkind sah.

Stimmungsbilder vom heiligen Abend.
Von Wilhelm Globes.

... Vom Thüringer Bergwald herab ins verschneite Tal rönt Schlittengeläut. Es ist ein wundersames Klingen, wie Silberglöckchenschall. Aus den sich idyllisch an den Berglehnen anschmiegenden Dorfsiedelungen gucken die qualmenden Schornsteine heraus. Hungerige Raben umkreisen die stille Landschaft.

In winterlicher Hoheit und Erhabenheit mit ihrer tief sich einprägenden Märchenstimmung ragen die königlichen Tannen in den sternbeglänzten Nachthimmel, an dem sich jetzt dort, fern am Horizont, von Bethlehem im gelobten Lande ausfließend, der Goldstrahl des einen heilverkündenden magisch funkenden Meteors zeigt. Und die in Schnee und Raufrost wie Silberfüllgran glitzernden Tannen räumen sich's zu und neigen ihre greisen Häupter vor dem helltönenden Schlittengespann, das durch die Lande saust, vor dem glücklich und huldreich lächelnden Kindelein drinnen: dem lichtumflößten Christkind.

Tausende, Millionen von Herzen erwarten es unter dem erquickenden Grün der Tanne mit ungestümmter Sehnsucht und inbrünstigem Jubel. Kein Riegel, den es nicht öffnen, keine Pforte, die es nicht sprengen würde, wenn von den Türmen der vielstimmige hehre Klang der Glocken verkündet: „Glorie sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und was es alles sieht auf seiner Wegfahrt, das Christkind!

Mannigfache Bilder sind es. In jedes Fenster schaut's, in Palast und Hütte kehrt's ein, leise klopf't an die Scheiben und geheimnisvollen Zauber breitet's aus. . . .

Großmüttern.

... Von allen Stuben in der plumpen Mietskajerne der dichtbevölkerten Industriestadt ist keine so traulich, wie Großmütterns Wyl im Hinterhaus. Da pocht Christ-

Kind leise an. Das alte Mütterchen, nah an die Achtzig, trippelt unruhig hin und her, schüttelt mit dem Kopf und streichelt ab und zu das schnurrende „Möhrl“ am Ofen.

Großmütterchen erwartet jemand! Das schlichte Tannenbäumchen trägt schon seinen Schmuck — die vergoldeten Kisse von anno dazumal — aber so armselig wie heute konnte sie den Entelchen noch nie bescheeren.

Ein gewissenloser Schurke hat die Sparkasse um Tausende betrogen und da büßte auch die Großmutter ihr sauer Erpartes ein. Da mag sie wohl darüber nachsinnen, als es schwer an die Kammerkür poltert. Wie sie eilig öffnet.

Der Johann ist's, der Diener vom Herrn Kommerzienrat im Vorderhaus.

„Recht schee'n ju'n Ab'nd, Frau Mehlberjern, 'n recht schee'n Fruß vom gnäd'gn Herrn und hier tät er Jhu'n recht frehliche Weihnacht'n un recht velle Mäc' wünsch'n, weil Se hette grade fünfundzwanzig Jahr bei uns wohnen dhäten!“

Großmütterchen ist starr vor Ueberraschung. Wie ihre Hände zittern, als sie den Korb mit Honigkuchen, Süßfrüchten und einigen Flaschen Rotem und als Extragrattifikation einen wirklichen wahrhaften Fünzig-Markschein entgegennimmt. Und als der Johann wieder draußen ist, da ordnet sie alles unter dem Christbaum vor der altersschwachen Krippe.

Alles sollen ihre Lieblinge haben. Jetzt horcht sie auf! Die Schwarzwälder schlug 1/46 Uhr. Bald mußten als die Glocken läuten und die Kleinen sind pünktlich. Da muß es in den Zweigen kimmern, Sie zündet an. Wie sie vor Freude bebt.

Nun können sie kommen.

Sie sinkt in den Lehnstuhl zusammen.

Möhrl hinter'm Ofen schnurrt.

Als die Glocken läuten, schütteln sich zwei kleine erwartungsvolle Menschenkinder, Fröh und Lenchen, im Hausflur den Schnee von den Füßen und pochen an Großmütterchens Tür.

Warum macht sie nicht auf?

Da kommt der Hausmann hinzu. Der öffnet. Da sieht Großmütterchen im Lehnstuhl. Aber so stumm und still. Vor ihr der glänzende Baum und Großvaters Bild. Um ihre Lippen spielt ein leichtes Lächeln, als wollte sie ihren Lieblingen das schönste sonnige Märchen erzählen. . . . Es war einmal . . .

Ein Windstoß öffnet das Fenster und treibt die Schneeslocken herein.

Die Schusterfamilie nebenan singt gerade: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft . . . einsam wacht . . .“

2.

Baby's Weihnachtsüberraschung.

„Na, da wär also wieder mal so'n Musterexemplar von Wunschzettel in allen Punkten erfüllt! Wenn unjereins nicht so'n riesiges Extraportemonnaie hätte, 's wär gar nicht zum aushalten! Die Mama hat ihre Pelzgarnitur — natürlich sie könnte sonst bei der Temperatur frieren! Minna hat ihr gewünschtes Ballkleid! — Mäc' — Ohrringe mit Brillanten! — O diese Mädels! Als ob ich Cecil Rhodes wäre und hätte in Transvaal ein wohlaffortiertes Lager von der Sorte — na, auch gut! Erna — kragt ihre „Geishapartitur“ — immer musikalisch wie ihr Papa — na, dann tanz Du kleine Geisha Du! — Und Kläre — — hat sich ausgeschwiegen! Das ist Baby's Trostlopf — den hat sie von der Mama. Aber Kläre soll überrascht sein.“

„Männer, wir wollen bescheeren!“

Papa Wollkopp, der feinste Wollwarenfabrikant, wird in seinem Finanzrückblick und der Generalreue der einzelnen Punkte der Tagesordnung von der lieben Stimme seiner besseren Hälfte aufgeschreckt. Er legt deshalb als artiger Gatte seine Virginia in die Aschenschale und begiebt sich durch die schwere Portiere seines altdeutschen Rauchzimmers in den sezessionistischen Salon.

Da liegen alle die Herrlichkeiten, mit denen der feinste Wollkopp die Wünsche seiner hoffnungsvollen Töchter zu erfüllen sucht, in Pracht und Schimmer aufgestapelt und ausgebreitet.

Und als die Feiertagsglocken auf den Türmen anheben, brückt Herr Wollkopp auf einen elektrischen Knopf, welcher die Ursache dazu ist, daß zwischen den Zweigen des beckenhohen Tannenbaums kleine elektrische Glühbirnen ein feenhaftes Licht verbreiten.

Mama setzt die Klingel in Bewegung, was die weitere Ursache dazu ist, daß die weiblichen Sprößlinge der Wollkopp's nebst der drallen Köchin Juste mit verblüffender Präzision auf der Bildfläche erscheinen.

Sofort beginnt ein Herzen und Köpfen, gegen das sich Papa Wollkopp vergeblich sträubt. Nur Kläre beteiligt sich nicht. Sie hatte vom Christkind mehr erwartet — aber nein, der Papa ist ja die Härtherzigkeit selber. Mit diesen Gedanken beschäftigt sich Baby, als ihre Ueberraschung eintrifft. Was konnte man ihr, die man trotz ihrer 18 Lenze noch Baby nannte, bescheeren, da sie doch keinen Wunsch geäußert hatte?

Prompt, wie stets in diesem Hause, treten plötzlich die beiden frischgewaschenen Markthelfer der Firma A. B. C. Wollkopp auf, um mit feierlicher Pose einen Schließkorb vor Kläre niederzustellen. Die Handlung wird dramatischer, die Spannung allgemein, als Papa Wollkopp Baby zum Öffnen ihres „Packetchens“ auffordert. Aber noch ehe Kläre zu diesem Akte kommt, springt der Deckel des Schließkorbs auf und demselben entsteigt — — der Prinz des Märchens in Gestalt des schneidigen Bureauchefs der Firma A. B. C. Wollkopp.

„Ferdinand!“

— „Kläre!“

Und in den Armen liegen sich beide.

Darauf natürlich allgemeine Umarmung. „Aber Papa — Mama,“ ruft Baby ganz hingerissen, „Ihr wußtet! Ja, wie ist es denn möglich?“

„War alles wohl vorbereitet,“ erwidert der Papa. „Du siehst, bei Wollkoppens ist eben alles möglich und hier (er holt dabei eine elegante Kassetten hervor) die Verlobungskarten:“

„Kläre Wollkopp
Ferdinand Krause
Verlobte.“

„Es ist eben Alles da! Und Ostern könnt Ihr heiraten!“

Während des Segens und Ringwechfels intoniert Mäc' auf dem Klavier nicht die „Geisha“, sondern „O du fröhliche, o du selige, gadenbringende Weihnachtszeit“ und die Wollwarenfabrik firmiert fernerhin A. B. C. Wollkopp u. Cie.

Ferdinand meint aber zu seinem herztanzen Schatz: „Du, zum zweitenmale möchte ich aber nicht dreiviertel Stunden als Christkind im Schließkorb zubringen!“

3.

Redaktionschluss.

Die letzte Seite der großen Provinzzeitung steht unmittelbar vor dem Gang nach der Stereotypie. Der Metteur umbricht. Die Korrekturkassen wehen auf des Korrektors alias Druckfehlerdetektivs Tisch und der Maschinemeister spuckt nochmals zuguterlegt in die Hände.

Alle Mann waren tagsüber auf Deck, denn die Weihnachtsnummer, mit eine der stärksten des ganzen Jahres, geht ihrer Belendung entgegen. Im Trägerraum warten mit Ungeduld die Zeitungsboten. Die Expeditionsbeamten erholen sich von der Sturmflut-Inserate, die bis in den Nachmittag hinein über sie hinweggefegt ist. „Na, Kinder, und nun rührt Euch!“ scherzt der joviale Chefredakteur im Redaktionsbureau und klatscht vergnügt die Hände zusammen, während der „Lokale“ mit sichtlich Befriedigung nochmals seine Wochenchau mit dem üblichen Festglückwunsch an die Leser, auf die Druck-

fehler prüft und der Feuilletonist, die dampfende Cigarette im Munde, gegen die Scheiben trommelt, ohne auch nur noch einen Blick auf die armen verkannten Weihnachtspoeten im Papierkorb zu werfen.

„Lehmann, Lehmann,“ ruft er plötzlich zum „Lokalen“ zugewandt, da draußen — das Hauptereignis des Festes — die ersten Schneeflocken — also doch noch Frau Holle an der Arbeit!“ Das zündet. „Das muß noch 'rein,“ quittiert Lehmann mit Dank und mit assenartiger Geschwindigkeit ist das Ereignis zu Papier gebracht:

„Weiße Weihnachten hat uns das Christkind doch noch gebracht. Am heiligen Abend gingen die ersten Schneeflocken nieder, um auch für die bisher noch in der Natur fehlende Bestimmung zu sorgen.“

„Geht nicht mehr 'rein,“ knurrt ärgerlich der Metteur. „'s Blatt is voll,“ wirft der Faktor dazwischen. „'n Stück 'Vermischtes' 'raus,“ interveniert der Chefredakteur und — geht wirklich, wenn auch die Leser den ersten Schnee als „nach Schluß der Redaktion eingegangen“ finden. So erreicht auch die letzte Kolumne die Presse.

Redaktionschluss!

„Waaas? — noch ein Filbrieff: „An den lieben kuhden briggastenkunkel!“ Das geht den Feuilletonredakteur an. Er erbricht das wichtige Schriftstück und liest mit Lachen. „Halt, meine Herren — ehe wir zu unseren heimischen Benaten dampfen — das muß ich noch zum Besten geben. Der kleine Karl wendet sich vertrauensvoll an den Briefkastengreis, der sich aber diesmal faktisch nicht zu helfen weiß:“

„Über kuhden briggastenkunkel! Da du mier immer so guhd wahrriht bidde ich dich druhm dem Kristkintchen auch zu sagen, daß es mier siel schenken sol, wenn es zu dir uff die reitagion komt laust dus ihn ja sachen. Ich machde am libsten einen burenhud un kerdähr wie sie Millerich max auch von seiner Dande kriegen dhut. Herklichen weihnachtskruß von deinem dich libenten Garlchen.“

Armes Karlchen, Du hast ja ganz Deine Adresse vergessen!

Unter schallendem Gelächter trennen sich die Kollegen. Der Chefredakteur hat für seine Sprößlinge noch allerlei einzukaufen, der Lokale sucht das Café auf und den Feuilletonisten erwartet sein junges Weibchen schon lange mit Sehnsucht. In das Maschinenstampfen und Rasseln tönen die Weihnachtsglocken und nun können sich auch die Zeitungsschreiber der Feiertagsruhe, soweit sie aufrecht erhalten bleibt, hingeben.

Corbelia.

Eine Neujahrsgeschichte von Harald Bist.

Kommerzienrat Gerlach saß am Fenster seines Speisezimmers. Seine zitternden kalten Hände hielten krampfhaft ein Papier umschlossen — es war ein Telegramm — die verhängnisvolle Depesche, die —

Da klopfte es an die Tür und auf sein schwaches „herein“ trat sein Vetter über die Schwelle. „Geschwiegelt, wie aus dem Ei gepellt, mit seinem Ledemanns-Gesicht.“

„Guten Morgen Papa! — Himmel, wie siehst Du blaß aus.“

Ulrich Gerlach reichte ihm die Depesche.

„Hier Adalbert, lies —“

Der junge Mann, Ende der Zwanzig, warf einen Blick auf das Blatt, zuckte zusammen und wurde noch einen Schein bleicher, denn er hatte gelesen: „Eduardo Gerlach in Barcelona — höchstens zwanzig Prozent!“

„Nun Papa — und?“

„Und? Wir sind ruiniert — wir können den Gläubigern selber kaum fünfzig Prozent —“

„Ruiniert!“

Der junge Mann schrie es heraus und sank, die Augen mit den Händen bedeckend, in einen

Sessel. Dann fuhr er plötzlich auf und sagte mit halb ersticktem Schreckenslaut:

„Ruiniert?! Das ist aber doch nicht möglich — das ist doch nicht möglich — was fügen wir sonst an?“

„Es ist, wie ich Dir sage. Ich war mit meinem Bruder Eduard in Barcelona so stark engagiert, daß er mich mitreißt.“

„Nun — und ich — und Harold?“

„Du —? Weißt Du, ich ahnte in den letzten Tagen sowas, ich habe mich deshalb erkundigt bei Richard Andersen. Du kannst da jeden Tag als Prokurist eintreten.“

„Als Prokurist?“ Um die Mundwinkel des hübschen eleganten jungen Mannes zuckte es verächtlich, „mit wieviel Gehalt, wenn man fragen darf?“

„Sechstausend für den Anfang“, sagte der Alte etwas zaghaft.

„Aber Papa — bedenke — sechstausend — und ich habe doch seither immer das Dreifache verbraucht —“

„Ja — leider —“

„Das sage ich jetzt auch — aber Du siehst es doch ein — ich kann mich doch nicht so einschränken, nachdem ich seither immer als Millionärssohn aufgetreten bin. Nein, ich will Dir etwas anders sagen — ich gehe zu Copperfield, Kaufmann u. Co. nach Philadelphia; der junge Kaufmann ist doch Schulkamerad von mir und wir waren auch zusammen bei Harri Jourdain Volontärs — er hat mich schon wiederholt eingeladen — Gott sei Dank, daß ich meine 1500 Mark noch nicht angegriffen habe — so kann ich wenigstens noch hinüber — ich bin William jederzeit willkommen —“

„Als Freund und Standesgenosse vielleicht — als Angestellter — das möchte ich bezweifeln —“

„Und wenn schon! Lieber drüben Steine klopfen als hier anders leben, als es seither geschehen ist! Und wie denkst Du für Harald zu sorgen?“

„Nun“, sagte der Andere, „den Attila muß er natürlich ausziehen.“

Zu diesem Augenblick trat der Diener ein und meldet:

„Der Herr Leutnant —“

„Soll eintreten!“

Im nächsten Augenblick stand der hübsche Husarenoffizier vor den beiden, und hörte, totenbleich und mit nervösen Fingern an seinen Schnurrbartspitzen drehend, die schreckliche Geschichte, die ihm der um ein Jahr ältere Bruder erzählte.

„Und“ — sagte er dann — „und, Vater auf welche Weise dachtest Du mich zu versorgen?“

„Nun, ich glaubte, Du könntest als Polizeileutnant —“

„Um Gottes Willen, nicht weiter, Papa, Polizeianwärter! Wie lange kann ich da laufen! Na — und dann stelle Dir mal vor, wenn mich meine früheren Kameraden sehen würden als Polizeileutnant. Nein — da habe ich einen ganz anderen Plan, Papa — ich gehe zur Schutztruppe, es wurde da ohnehin erst vor drei Tagen eine Umfrage erlassen, wer Lust dazu hätte —“

„Um Gottes Willen — bedenkt doch!“ rief der alte Herr schier entsetzt, „Du, Adalbert, nach Amerika und Du, Harald, nach Afrika — ja — und ich — habt Ihr daran auch gedacht —?“

„Gewiß, Papa — aber wir sehen doch keine andere Aussicht. Dann denke mal — ich als Prokurist könnte allein von meinen sechstausend leben und wie sollte ich es denn machen, Dich anständig zu unterhalten, und Harald dazu bis er angestellt ist? Nein, wenn ich in Philadelphia bin, dann kann ich Dir ohne Zweifel so viel schicken, daß Du —“

„Und bis dahin —?“

„Erstens lebst Du von dem, was Du täglich aus der Masse bekommst — nun und dann — bei Deinen enormen Fähigkeiten bekommst Du dann wohl immer noch einen lohnenden Posten in einem großen Bank-

hanse oder sonst einem ausgedehnten Handelsetablisement —“ Da lachte der alte Herr schrill.

„Ich — eine gut dotierte Stellung bei meinen weißen Haaren und als ehemaliger Chef, der seine enormen Fähigkeiten dadurch betätigt hat, daß er in einem dreißig Jahre bestehenden Welthause Konkurs machte?“

„So mußt Du nicht sprechen, Papa“, bat nun der Husaren-Offizier, „das ist ja doch nicht Deine Schuld, sondern die Anderer — nun, und wenn Du das nicht magst, so ist ja doch auch noch Ingeborg da.“

„Davon schweig“, rief jetzt der alte Herr mit starker Stimme, „grade Du! Bei Ingeborg! Vor drei Jahren haben wir sie aus der Familie ausgestoßen, weil sie den Besitzer eines Bauernhofes geheiratet hat. Zwar ist der Hof schuldenfrei, und eine Viertelmillion wert, zwar ist sein Besitzer ein hochgebildeter Mann und ein Reserve-Offizier, aber wir verziehen es ihm nicht, daß er nur bei einem obskuren Infanterie-Regiment war und daß er durch seinen Besitz nur ein Bauer ist. Jetzt aber, da es alle ist mit mir, da soll ich kommen und sagen: So — nun füttere mich durch? Nein, mein Junge, das hättest Du mir nicht raten müssen —“

„Es wäre ja nur für den Anfang gewesen, bis ich Dir von drüben etwas hätte schicken können. Und nun verzeih, ich habe aber noch so viel zu ordnen — vor einer solchen Reise — Du begreifst —“

„Adalbert — Harald —“

Aber er rief es vergeblich, der alte Herr und sank dann in den Sessel zurück. So saß er eine lange, lange Zeit.

Da wurde im Vorjaal eine volle, weiche Frauenstimme laut — wie — kannte er die nicht? Sie schien mit dem Diener zu streiten, der ihr wohl den Eingang verwehrte — und jetzt wurde die Türe aufgerissen und herein trat eine weibliche Gestalt, die noch an der Schwelle in den Vorjaal zurückrief: „Ach was — ich werde doch zu meinem Vater dürfen!“ Und dann wandte sie sich um, die Arme ausbreitend.

„Vater!“ rief sie mit erschütterndem Naturlaut und warf sich ihm zu Füßen, „Vater —“

Und er sagte gar nichts, er legte seine Hände auf ihr blondes Haupt und schwere Tränentropfen fielen auf das goldene Kraushaar. Und langsam richtete sie das tränenfeuchte Antlitz zu ihm empor und erschraf.

„Vater —“ schrie sie entsetzt, „Vater, was ist Dir?“

Er schwieg zunächst, aber bald hatte sie's heraus.

„Gott sei Dank!“ rief sie, „daß wir da sind. Friedrich ist hier — ich hole ihn — Du kommst natürlich mit uns nach Elwenhof —“

„Kind — ich —“

Aber sie hörte nicht — sie war schon draußen. Nach einer Viertelstunde war sie wieder da und führte ihren Mann an der Hand, den großen, stattlichen, blonden. Und noch einmal mußte der Diener aus dem Weinsteller das edle Raß holen und sie stießen darauf an, daß ihnen das neue Jahr recht viel Glück und Segen bringen möge.

Adalbert und Harald kamen nach einiger Zeit zurück — sie standen wie angewurzelt, man lud sie ein sich zu setzen und sie hörten mit wachsendem Erstaunen, daß das Vermögen ihres Schwagers sich verdoppelt hatte. Der Staat hatte zwecks Bau einer Bahn einen Teil seiner Ländereien erwerben müssen und der junge Landwirt war nicht billig gewesen. Und er machte dem Kommerzienrat in liebenswürdigster Form das Anerbieten, auf unbestimmte Zeit zu ihm auf's Land zu kommen. Die beiden jungen Herren empfahlen sich bald, und noch nie ist wohl der Neujahrstag schöner begangen worden, als unter den drei zurückbleibenden.

„Ingeborg — Ingeborg“, sagte der Alte gerührt, „warum hattest Du damals kein

Wort für mich gehabt — als Du dem da folgtest? Ich hielt es für Lieblosigkeit —“

„Was sollte ich sagen?“ fragte Ingeborg, des Vaters Hand liebevoll tätzeln.

„Cordelia liebt und schweigt.“

Citaten-Rätsel.

1. der Bahn ist kurz, die Reu' ist lang.
2. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
3. Da rast der See und will sein Opfer haben.
4. Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.
5. Mein ist der Helm, und mir gehört er zu.
6. O daß sie ewig grünen bliebe, Die schöne Zeit der jungen Liebe!
7. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
8. Des Menschen Engel ist die Zeit.
9. Des Lebens ungemischte Freude Ward keinem Irdischen zu Teil.

Aus jedem der vorstehenden Schiller'schen Citate ist ein Wort zu wählen, so daß die neun Wörter einen andern Ausspruch dieses Dichters ergeben.

Diamanträtsel.

Die nebenstehenden Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechte und senkrechte Mittelreihe gleichlautend sind, die wagerechten Reihen aber folgende Bedeutung haben: 1. Buchstabe; 2. Tier des Waldes; 3. Berandmittel; 4. deutscher Dichter und Denker; 5. Teil des Kopfes; 6. Nebenfluß der Donau; 7. Buchstabe.

Worträtsel.

Such' nen Kanton der Schweiz dir aus, Voll Schönheitswunder der Natur, Und sage mir, was wird daraus, Steilt anders ein Bokal sich nur?

Statt einem Wort hast du jetzt zwei, Doch selbst ein kleiner Kröns wehrt. Wohl ab, daß für ihn gültig sei, Was nun die neue Deutung lehrt.

Gleichklang.

Bald braust's heran mit wilder Macht, Ost hat's zur Ferne dich gebracht. Bald geht es durch die Straßen hin, Und viele Menschen sieht man drin.

Bald kommt es unsichtbar daher, Dann bringt es Plagen und Beschwör In Häusern oft ist's in Gebrauch, Der Ofen hat's, die Schweiz ja auch.

Rätsel.

Rein Ganzes ist sehr wohl gelitten Als herrlich Land in Deutschlands Mitten, Doch ohne Kopf bin ich bekannt Als Hasenstadt in heißem Land. Nun auch noch schnell ab mit dem Fuß, Dann wird es ein bekannter Gruß!

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 beliebes Verkehrsmittel.
- 2 3 5 6 Hauptquell eines deutschen Stroms
- 3 5 1 Mineral.
- 4 7 6 Vorname.
- 5 6 7 3 Feldblume.
- 6 7 3 5 im Körper.
- 7 6 5 5 3 Trockenvorrichtung.

Zweifelhige Charade.

Wenn leicht erregt liegt meine erste da, Dann ahnst Du ihre Tiefe nicht! Die zweite grüßt Dich hold und scheint so nat Doch strahlt so fern ihr goldig Licht! Das ganze lebt als Tier im Meeresgrund Ein interessanter und beliebter Fund.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silberrätsel: 1. Dabrowa, 2. Zhle, 3. Ebert, 4. Badai, 5. Karhaus, 6. Habicht, 7. Rabba, 8. Ebingen, 9. Labe, 10. Jbar, 11. Daborat, 12. Eagle, 13. Rabutin, 14. Wachen, 15. Lindau, 16. Jbjen, 17. Laganrog.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung. Punkt-Pyramide: E, Es, See, Espe, Speer, Spiere, Speries.

Silberrätsel: Arve, Lese Eis, Pedal, Beloeiped.



Bätter für den

Bamilientisch



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Fest).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 2, 1-11. „In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa: und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das thut. Es standen aber dajelbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet diese Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener aber, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn die Gäfte genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.“

Ueber das Lesen der hl. Schrift.

Wie groß mag die Freude nicht nur der Brautleute, sondern aller Hochzeitsgäste einst in Kana gewesen sein, lieber Leser, als der Herr dort zum ersten Male öffentlich Seine göttliche Wunderkraft in so herrlicher Weise offenbarte! Und wie diese Wundertat Jesu einst das Gemüt der auf der Hochzeit anwesenden Jünger mächtig bewegt hat, so stärkt sie auch unsern Glauben an die Gottheit Jesu, stärkt besonders unsern Glauben an das hochheilige Sakrament, in welchem Er Brot und Wein in Seinen heiligen Leib und Sein heiliges Blut verwandelt, so oft die Priester in Seinem Namen die Konsekrationsworte am Altare aussprechen.

Freudig schöpfen auf das Wort des Herrn die Diener in Kana den vortrefflichsten Wein aus den Wasserkrügen — uns Christen aber (sagt der hl. Bernhard) hat der Prophet Jesaia geweissagt: „Ihr werdet freudig Wasser (des Lebens) schöpfen aus den Quellen des Erlösers“ (12, 3). Aus der Quelle Seiner erbarmenden Liebe schöpfen wir freudig die Wasser des Heils: Taufe und Buße zur Vergebung der Sünden und die übrigen Sakramente zur Sicherung des ewigen Lebens; — aus der Quelle Seiner Wahrheit und Weisheit schöpfen wir Seine göttliche Lehre, die bereitwillig und freudig von uns aufgenommen, auch zu einem Quell des Lebens in uns werden soll.

Wenn wir daher an den Tagen des Herrn die heilige Schrift zur Hand nehmen, wie unsere frommen Vorfahren es getan haben, wie wird unsere Seele sich laben dürfen an dieser vollen Quelle! Eine halbe Stunde, die

dieser Unterhaltung mit Gott gewidmet ist, wird unserm Herzen mehr Freude und Erquickung schaffen, als all' jenes eitle Geplauder über nichts sagende Dinge, als all' die unnützen, oft kostspieligen Tändeleien, die im Grunde ja nur bezwecken, an diesen Tagen der Ruhe der mit Recht gefürchteten Langeweile zu entfliehen. Wer aber des Trostes sehr bedürftig ist, sei es daß ihn leibliche Krankheit heimsucht, sei es daß irgend ein anderes Kreuz ihn sehr drückt, der greife zum Worte Gottes: er wird es bald erfahren, wie das göttliche Wort wohlthuenden Balsam gießt in all' seine Wunden.

Allein, lieber Leser, wenn ich auch das Lesen der hl. Schrift nicht genug empfehlen kann, so verahre ich mich doch ausdrücklich gegen das Verfahren unserer getrennten Brüder, der Protestanten, die die hl. Schrift ohne Auswahl der Bücher, die sie enthält, und ohne Unterschied der Personen, des Alters, der Fähigkeit, in Aller Hände legen, ja, die Bibel gewissermaßen aufdringen. Die Absicht mag edel sein, ob aber zweckmäßig oder (besser gesagt) so ganz ohne schlimme Folgen? Daß die Sache bedenklich ist, geht schon hervor aus der Behutsamkeit, aus der mütterlichen Vorsorgnis, die unsere heilige Kirche beobachtet, wenn sie ihren Kindern die heilige Schrift in die Hand gibt. Auch die Kirche Jesu verbreitete zu jeder Zeit das Buch der Bücher, — aber nach dem Maße des Bedürfnisses und nach dem Maße der Fähigkeit ihrer Kinder.

Ich denke hier unwillkürlich an jenes wunderbare Brot, das den Israeliten einst 40 Jahre lang in der Wüste vom Herrn

Kirchenkalender

- Sonntag, 18. Januar.** Zweiter Sonntag nach hl. drei Könige. Fest vom Namen Jesu. Petri Stuhlfeier. Evangelium Johannes 2, 1-11. Epistel: Römer 12, 6-16. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr., Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marionische Männer-Sodalität. ● Kar-melitesen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Fest-Andacht und feierlicher Umzug durch die Kirche.
- Montag, 19. Januar.** Konradus, König und Martyrer † 1098.
- Dienstag, 20. Januar.** Fabianus, Papst und Martyrer † 250. Sebastianus, Martyrer † 288.
- Mittwoch, 21. Januar.** Agnes, Martyrin † 304. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 22. Januar.** Ananiasus, Martyrer † 628. Vincenz, Martyrer † 304. ● Maria-Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 23. Januar.** Maria Vermählung. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 24. Januar.** Timotheus, Bischof und Martyrer † 97.

gewährt wurde: Das Manna. Obwohl die Kinder Israels durch Moses darüber belehrt worden waren, wie nach dem Willen Jehovas dieses Wunderbrot einzusammeln sei, so gab es deren doch, die diese Mahnungen nicht achteten: die einen fehlten durch Gleichgültigkeit, die andern durch Habgucht — und die einen wie die andern mußten durch ein offenes Wunder zum Gehorsam gebracht werden. Das Manna sollte vor Sonnenaufgang gesammelt werden, deshalb zerstörten die ersten Sonnenstrahlen dasselbe, während es durch die Hitze des Feuers sich nicht auflöste; es war ferner verboten, für den folgenden Tag mit zu sammeln; tat einer es doch, so fand er es faul und voll Würmer; nur am sechsten Wochentage geschah dies nicht, weil an diesem Tage für den Sabbat mit gesammelt werden mußte, an dem kein Manna fiel.

Wenn nun die Christen — sagt ein hervorragender Bischof des vorigen Jahrhunderts — wenn die Christen das köstliche Manna des göttlichen Wortes, die hl. Schrift, in Ueberfluß vom Himmel regnen und zu ihren Füßen liegen sähen und nur die Hand auszustrecken brauchten, um es zu besitzen: wenn die hl. Schrift ohne die nötige Behutsamkeit ausgeteilt werden sollte, mit wie viel Grund wäre da eine mißbräuchliche Benutzung zu befürchten! Würden nicht viele mehr aus dem heiligen Buche mitnehmen wollen, als sie tragen können, als ihnen zu ihrem Bedürfnisse notwendig wäre? Würden sie nicht vielleicht so denken: So, jetzt habe ich die heilige Schrift selbst! Mir dünkt, ich brauche die Predigten nicht mehr! Würden sie nicht bald glauben, sie verstünden die Sache ganz gut, sie verstünden sie besser, als viele Andern, besser vielleicht, als ihr Seelsorger, besser vielleicht gar als die Kirche selbst? Würden sie nicht versucht sein, das Bibellese als das einzige Mittel anzusehen, um zur Kenntnis der Religion und zur Seligkeit zu gelangen, und wahrscheinlich die Kirche ungerecht nennen, daß sie nicht jedem dieses heilige Buch in die Hand drückt? Würden sie nicht bei jeder Gelegenheit darüber sprechen, ihre Ansichten ändern beibringen, ihre Disputier- und Streitsucht beschiedigen wollen? Liegt das, lieber Leser, nicht im Menschen?

Fragen wir nur die Geschichte, und wir werden uns bald überzeugen, daß dieses immer die unausbleiblichen Folgen einer unbehutsamen, verschwenderischen Ausstellung der Bibel waren: Die Gemüter entzweiten sich, der Friede der Kirche wurde gestört, mitunter ganze Länder verwüstet, das Wort Gottes entkräftet, der Glaube in vielen Tausenden zu Grunde gerichtet.

Darum ging unsere katholische Kirche, lieber Leser, niemals in dieser Weise zu Werke. Auch sie schätzt das geschriebene Wort Gottes, — aber sie schätzt nicht minder, hält nicht weniger für notwendig das ungeschriebene, das lebendige Wort Gottes, ohne welches das erstere ein schweigender Buchstabe, eine Hülle ohne Leben wäre. Sie schätzt das geschriebene Wort als einen kostbaren Samen, der aber, in die Erde geworfen, des Lichtes und der Wärme der Sonne des öffentlichen Lehramtes, des mündlichen Wortes bedarf, um zur Entwicklung, zum Wachstum und zur Reife zu kommen. Auch sie schätzt das geschriebene Wort; aber eben darum glebt sie es ihren Kindern nur mit gewissenhafter Vorsicht und Behutsamkeit und nach möglichst entsprechender Vorbereitung zu lesen; sie achtet ohne weiteres den Samen verloren, der auf wilden Boden fällt, und (um mit der Schrift zu sprechen), sie hält für verloren die Verlesenen, die man den unreinen Tieren vorwirft; sie glebt lieber nicht die hl. Schrift, als daß sie dieselbe an Unvorbereitete hingäbe. Dabei aber glaubt sie gewiß nicht, ihren Kindern etwas vorzuenthalten, was zu ihrem Heile unumgänglich notwendig wäre.

So gewiß dieses aber ist, lieber Leser, so

gewiß ist es andererseits aber auch, daß die Kirche zu jeder Zeit den Christen das Lesen der hl. Schrift empfohlen hat und sie durch den (mündlichen) Unterricht unaufhörlich dazu vorzubereiten und zu befähigen suchte. Wie das? — Diese Frage soll uns demnächst beschäftigen.

S.

Winterfage am Nil.

Von Dr. Alex. Soost.

Wenn der Winter in unseren Breiten seinen Einzug gehalten hat, richten wir wohl verlangend unsere Blicke nach jenen Ländern, die in dem Glücke eines sogenannten „ewigen Frühlings“ schwelgen, und beneiden im Stillen jene bevorzugten Menschenkinder, die nun frohgemut ihr Bündel schnüren, um unter jenen beglückten Breiten dem heimischen Winter den Rücken zu kehren. Aegypten, das ehrwürdige Land der Pharaonen, erfreut sich vor Allem dieses beneidenswerten Rufes und Italien mit seinen beiden Nivieren ist für „Winterfrüchler“ unserer fortgeschrittenen Zeit fast ein veralteter und überwundener Standpunkt. Wenn wir unter „Winter“ wissenschaftlich jene Jahreszeit verstehen, in welcher infolge atmosphärischer, besonders klimatischer Einflüsse sich eine allmähliche Stockung der Säfte und endlicher Stillstand im Pflanzenleben bemerkbar macht, so liegt zu Tage, daß das gesegnete Nilland kaum von einem eigentlichen „Winter“ reden darf. Denn infolge seiner geographischen Breite genießt es vor Allem den unschätzbaren Vorteil, daß eine Temperaturabnahme in dem erforderlichen Grade überhaupt nicht eintreten kann, ganz zu schweigen von der bedeutenden Wärmezufuhr aus den unendlichen benachbarten Wüstenflächen, den natürlichen Wärmebehältern unseres Planeten, und der maritimen Lage Aegyptens. Wenn wir gleichwohl von einem ägyptischen „Winter“ reden, so geschieht es wohl hauptsächlich darum, weil die darunter verstandene Jahreszeit sich annähernd mit unserem Winter deckt. Im Voraus möge aber zugleich bemerkt werden, daß hierin auch die markanteste Ähnlichkeit dieses sogenannten „Winters“ mit dem unsrigen liegt. Denn der ägyptische „Winter“, der mit Ausschluß von etwa vier Wochen (Januar bis Februar) annähernd vom Dezember bis März währt, gehört zu den köstlichsten Jahreszeiten, die überhaupt einem irdischen Lande beschieden sein können, und sein einziger Nachteil ist seine nur allzukurze Dauer. Etwa um Mitte Dezember treten als erste Vorboten des Winters außerordentlich dicke Morgennebel auf, die nicht selten so intensiv sich gestalten, daß erst die Strahlen der Mittagssonne sie zu scheuchen vermögen. Natürlich ist zugleich der Feuchtigkeitsgehalt der sonst so beispiellos trocknen, kristallklaren Luft ein bedeutend hoher, 60—70%. Zum guten Teile erklären sich diese Naturerscheinungen daraus, daß die befruchtenden Pluten des Nilstromes vor kurzem erst in ihr altgewohntes Bett zurückgetreten sind und nun den überaus fruchtbaren Schlamm auf den weiten Flächen ringsum abgesetzt haben, während der heilige Strom selbst gerade jetzt in Ehrfurcht gebietender Majestät sein Land durchflutet. Zu diesen Niederschlägen gesellt sich als weiteres Merkmal des hiesigen „Winters“ der Regen. Der Leser wolle zunächst nicht außer Acht lassen, daß Aegypten zur sogenannten „regensfreien Zone“ gehört, d. h. regelmäßig wiederkehrende Regenperioden, wie sie z. B. die Äquatorialgebirgen besitzen, nicht kennt. Gleichwohl fehlt es auch hier an solchen Niederschlägen nicht, ja, dieselben bilden das charakteristische Merkmal des „Winters“. In neuester Zeit hat man vielfach eine nicht unerhebliche Zunahme der Regentage beobachtet und diese auffällige Tatsache auf die allerdings sehr reiche Baumbepflanzung zurückzuführen wollen, die seit dem Vorgange des verdienstvollen Gartendirektors Barillet († 1874) zum System geworden ist. Ich habe

während meines letzten einjährigen Aufenthaltes im Nillande nicht weniger als fünfzehn Regentage, eine ganz ungewöhnlich hohe Zahl, notirt, von denen drei in den Monat Dezember, sechs in den Januar, drei in den Februar, zwei in den März und einer in den April fielen. Und was die Menge des gefallenen Regens, sowie die Zeitdauer eines ägyptischen Regengusses betrifft, so genüge die Bemerkung, daß von einem eigentlichen „Gusse“ insofern kaum die Rede sein kann, als es sich nur um tropfenweise sich bemerkbar machende, vorübergehende Schauern handelt, die selten länger als eine Stunde anhalten, sodas der Ausdruck „Regentag“ stark übertrieben ist. Freilich genügt auch schon das geringste Quantum des gefallenen Regens, um binnen kurzem die meist ungepflasterten Straßen und Plätze in ein unpassirbares Kotmeer zu verwandeln, daß oft Tage lang die Straße für den Fußverkehr unzugänglich bleibt. Mit den sich einstellenden Regenschauern geht als weiteres Merkmal des ägyptischen „Winters“ eine auffällige Temperaturabnahme Hand in Hand, die ja übrigens auch nach unseren Begriffen das Kennzeichen eines echten, rechten Winters ist. Während das Jahresmittel für Kairo + 21° C. beträgt und das hunderttheilige Thermometer als höchsten Stand bis + 15° C. im Schatten aufweist, so wird der ägyptische „Winter“ etwa + 15° C. Durchschnittstemperatur besitzen. Das ist natürlich ein überaus günstiges Mittel, wenn man hierbei erwägt, daß der Morgen im Durchschnitte + 8 bis 10 Grad C. aufweist und das Quecksilber um die Mittagzeit sich selten über + 20 Grad C. erhebt. Allerdings wollen wir bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß, je weiter wir in das Binnenland vordringen, das Quecksilber naturgemäß größeren Schwankungen unterworfen ist, als an der Meeresküste. So hat z. B. Alexandrien nie so tiefe und so hohe Temperaturen wie Kairo, wo ich Morgens einmal kurz vor Sonnenaufgang nur + 2 Grad C. beobachtete und Tage mit einer Durchschnittstemperatur von + 10 bis 12 Grad C. auch nicht zu den Seltenheiten gehören. Was aber diese Temperaturen für den Einheimischen, der an ein in der Hauptsache gemäßigtes warmes und sich gleich bleibendes Klima gewöhnt ist, bedeutend lehrt uns bald ein flüchtiger Blick auf die menschenleeren Straßen, die sonst den Schauplatz regsten Lebens bilden, während jetzt nur dann und wann ein Eingeborner, über den lustigen Kofan einen dunklen Tuchrock europäischen Schnittes tragend, den Turban auf dem Haupte dicht mit einem buntenfarbigen Tuche umwunden, gespenstergleich und zitternd vor Frost an der Häuserfront vorüberhuscht. Aber auch der Fremde, namentlich der Nord- und Mitteleuropäer, fühlt sich bei solcher Temperatur äußerst unbehaglich, zumal da die meisten Nilreisenden infolge ihrer mangelhaften Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse es unterlassen, sich mit wärmenden Winterkleidern zu versehen. Denn wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß die besseren Wohnungen in Aegypten durchgängig weite und hohe Räume besitzen, deren Fußboden in den meisten Fällen aus Steinplatten besteht, über die Strohmatten und Teppiche gebreitet zu werden pflegen. Außerdem ist der Verschluß von Thüren und Fenstern ein äußerst mangelhafter, ein Umstand, der wohl für die lange Wärmeperiode seine Vorteile hat, während der wenn auch nur ganz kurzen kühlen Zeit aber um so empfindlichere Nachteile bedingt. Daß unter den geschilderten klimatischen Verhältnissen Eis- und Reifbildung seit Menschengedenken nur zu den seltensten Ausnahmen im Nillande gehört, bedarf keiner weiteren Begründung. Ebenso wenig kennt der Aegypter Schnee. Anders indessen liegen die Dinge am Wüstensaum und in der Wüste selbst. Beobachteten wir doch selbst Anfang Februar 1887 auf den hart an der Wüste gelegenen Feldern des Do. ses Salkara erfrorene und well zu Boden hängende Gurkenpflanzen,

während in Kairo das Thermometer früh + 5 Grad C. gezeigt hatte. In der Wüste selbst hat man schon bis zu - 5 Grad C. beobachtet, wenngleich auch hier Schneefälle noch zu den unbekanntem meteorologischen Erscheinungen gehören. Ein ausnahmsweise harter Winter war derjenige des Jahres 1864. In der Nacht des 23. Januars trat überall in Mittel- und teilweise in Unterägypten starker Frost ein, der z. B. in Schubra bei Kairo - 4,5 Grad C. erreichte. Selbst in Assuan fand man Eis in den Krügen, und gar in Beni-Suef war der Nil mit einer dünnen Eiskruste überzogen, die allerdings unter dem Einflusse der ersten Sonnenstrahlen verschwand. Bananen und die häufig angebauten Saubohnen erfroren überall, ja, in Ismailia wurde sogar in einer Barke ein erdorener Malteser gefunden. Im Gegensatz zu derartigen klimatischen Anormitäten, die natürlich ganz ungeheuren Schaden verursachen, muß man behaupten, daß Eisgebilde, wie oben erwähnt, kein Merkmal des ägyptischen „Winters“ sind. Allerdings läßt sich der achilse Fremdling zuweilen durch einen an unsern Reif erinnernden, auf dem feuchten Erdboden bemerkbaren Niederschlag täuschen, der gerade in dieser Jahreszeit häufig auftritt. Allein schon eine oberflächliche Prüfung, mehr noch eine flüchtige Geschmacksprobe klären uns über die wahre Natur dieser Erscheinung zur Genüge auf, die nichts weiter als ein salz- und salpeterhaltiger Niederschlag der gerade um diese Zeit besonders mit Feuchtigkeit gesättigten Luft ist und namentlich durch die Rufe der Wästen hervorgerufen wird, die als einstige Seebecken reiche Salzspeicher bilden. Daß infolge der erwähnten Verhältnisse der Zustand der Pflanzenwelt während des ägyptischen „Winters“ sich von demjenigen unserer Breiten wesentlich unterscheidet, liegt zu Tage. In der Tat trägt zu dieser Zeit, die wir als die eigentliche Fremdensaison bezeichnen können, die ägyptische Vegetation ein durchaus sommerliches Gepräge, und der nordische Gast weidet um die Winterjonnennende seinen trunkenen Blick an den fruchtbeladenen und daneben zugleich immer neue Knospen und Blüten treibenden Orangebäumen, den üppigen, schwer belasteten Bananen, den schlanken Dattelpalmen, die ihre majestätischen Kronen geistig in der sonnig-lauen Luft wiegen, oder er macht gewohnheitsgemäß am Weihnachtsfeste seinen Ausflug nach dem altehrwürdigen, sagenumwobenen „Marienbaume“ bei Katarje und staunt über die saftig grünen Getreidefelder, die Zuckerrohr-, Baumwoll- und Tabakplantagen, die Bilder üppigsten Naturlebens bieten. Freilich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß namentlich gegen Ende des Winters hin, wenn die Pflanz- und Aprikosenbäume sich mit Blütenschnee zu bedecken anfangen und den Einzug des kurzen Lenzes verkündigen, (erste Hälfte des Februars), an gewissen nicht einheimischen Bäumen und Sträuchern sich ein Stocken, ja ein Stillstand im Wachstum bemerkbar macht. Dieselben verlieren ihre Blätter wie daheim und tragen mit ihren dürren, kahlen Ästen und Zweigen durchaus die uns bekannte Winterphysiognomie. Im Uebrigen aber scheint uns der ägyptische Winter mehr ein milder, segenspendender Herbst, der in verschwenderischer Freigebigkeit sein unererschöpfliches Füllhorn über das bevorzugte Land ausschüttet, das eben nach Verlauf der Nilfluten zu neuem, üppigem Wachsen und Blühen erwacht ist.

Meterhöher, weißblühender Klee, das landläufige Futter für die einheimischen Haustiere, labt auf weiten Flächen unsern staunenden Blick, in den Gärten der Vornehmen wetteifern Kunst und Natur, wahre Blumenparadiese aus dem dunklen Erdreiche hervorzuzaubern, und die Datteln, Orangen- Bananenernte ist im vollsten Gange. Die erstere beginnt bereits im November und ist in der Hauptsache nach einem Monat beendet. Ehe wir uns jedoch an der süßen, lieblichen Frucht erlaben können,

hat dieselbe, die in ihrem eigentlichen Reifezustand eine ziegelrote Farbe und hartes, weißes, herbe schmeckendes Fleisch besitzt, einen Fermentationsprozeß, ähnlich dem unserer Nispeln zu bestehen, ohne den sie ungenießbar wäre. Unter den Orangen nehmen die von beispiellosem Aroma durchsüßten Blutorange den obersten Rang ein und bilden einen Hauptartikel für den Export, wären die kleineren Mandarinen häufiger die Tafeln der Inländer zieren. Bananen reifen während des größeren Teiles des Jahres, sind aber zu keiner Zeit so saftig und würzig, als gerade jetzt. Dazu noch die Numenge speziell einheimischer Früchte, die meist nur dem Namen nach dem Nicht-Ägypter bekannt sind, im Lande selbst eine wichtige Rolle spielen, wie Pistazien, Lupinen, Sesamkörner u. a. m. Wenn wir alle diese Eigenschaften und Vorzüge des ägyptischen „Winters“ uns vor Augen stellen, begreifen wir, wie es möglich ist, daß Einheimische wie Fremde gerade diese Jahreszeit mit Ungeduld erwarten, und aus vollem Herzen begrüßen. Letztere ziehen in dichten Scharen meist von jenseits des Meeres durch die altheiligen Pforten des Pharaonenlandes ein, um entweder in seinen heilkräftigen Quellen (Helwan) und seiner stärkenden Luft Heilung oder wenigstens Erleichterung von ihren langjährigen Leiden zu finden, oder um im Dienste der Wissenschaft im Schoße der dürreren Sandwüste nach den unermeßlichen Schätzen einer Jahrtausende zurückliegenden Kulturperiode zu forschen und, umweht von Grabeschauern, aus der Nacht der Totengrüfte in Denkmälern der Kunst und Wissenschaft der nie rastenden Forschung neues Licht und Leben zuzuführen. Der Einheimische aber versteht sich ganz vortrefflich darauf, aus all diesen Voraussetzungen Gewinn zu ziehen, und so wird auch für ihn der ersehnte „Winter“ eine „goldene“ Jahreszeit, sein bester Freund. Er, der mit echt orientalischem Phlegma den schnellen, mühelosen Erwerb jeder ehrlichen Arbeit im Schweiße des Angesichts vorzieht, weiß mit geradezu erstaunlichem Spürsinn sich an die Fremden heranzudrängen, um ihnen teils als Händler, teils als Führer, teils für jede nur geforderte Dienstleistung, gleichviel ob er zu derselben geschickt und befähigt ist, sich anzubieten, wobei es ihm in der Hauptsache um möglichst hohen Verdienst, weniger um eine wirklich reelle und ehrliche Leistung zu thun ist. Aber wie alles höchste Glück hinluden von nur kurzer Dauer ist, so auch die schönen Tage des ägyptischen „Winters“. Der das Land nur flüchtigen Fußes berührende wunderliche Lenz wird die Lösung des allgemeinen Anstreiches, der Heimkehr, der Vereinsamung, und dem „Winter“ am Nil folgt für den Fremden zumeist ein um-so schönerer Lenz in der nordischen Heimat.

Postkartenidyll.

Humoreske von L. Bezet.

Genehmigte Uebersetzung ins Deutsche von A. Heim.

„Fräulein M. B. 4, Rue Bavin, Paris, wünscht Ansichtspostkarten mit Bewohnern von Saigun auszutauschen.“

„Was ist das nur für eine Manie!“ dachte Jacques Misard, während er diese Anzeige, die zwischen zwanzig andern ähnlicher Art stand und die alle dem Postkartensport galten, überflog. „Jetzt räumen die Zeitungen sogar dieser Sammelwut einen bestimmten Platz ein.“

„Saigun! In Paris giebt es also wirklich jemand, der an Saigun denkt?“

Und der junge Mann sann einen Augenblick für sich hin.

Seit zwei Jahren hatte Jacques Misard, der in Paris geboren, dort von seiner früh verwitweten Mutter erzogen worden war, die Vaterstadt verlassen. Der Tod hatte dem guten Sohn, der er stets gewesen, die Mutter geraubt, und der junge Mann, den nichts in Paris fesselte, hatte dem verlockenden Auerbieten eines Groß-Kaufmanns nachgegeben

und war nach Kotschinina gegangen, um sich dort zu etabliren.

Fleißig und strebsam, mit klugem Kopf und genügenden Mitteln, hatte Jacques das Glück gelächelt; seine Unternehmungen prosperierten nach kaum zwei Jahren, sozusagen, von selbst; er hatte nur nötig, seine Untergebenen zu dirigiren, und im übrigen sich des Lebens zu freuen.

Aber trotz des Gefühls der Befriedigung, das ihm das Gelingen seiner Arbeit brachte, konnte Jacques Misard doch ein — oft sogar recht starkes — Heimweh nicht loswerden.

Während die Hitze ihn in den heißen Zimmern festhielt, waren die Zeitungen aus der Heimat seine nie versagende Freude und Zerstreuung; mit den gedruckten Blättern unterhielt er sich wie mit Freunden! Er las sie vom „Leitartikel“ bis zu dem „Bermischten“, die ihm die bekannten Stadtteile, ja Straßen der Vaterstadt ins Gedächtnis riefen und sogar die Inserate, die Jacques in ihrer Fassung amüsierten, verschmähte er nicht!

So hatte er denn auch das Besuch von Fräulein M. B. gelesen.

Warum lockte gerade Saigun die Sammlerin?

Die Stadt war ja allerdings nach verschiedenen Gesichtspunkten hin von Interesse; die Lage war ja auch malerisch! Aber schließlich war doch in dem ersten besten Album ein Panorama nicht nur von Saigun, sondern von allen Sehenswürdigkeiten des Landes zu bekommen.

Es wird wohl eine Spielerei sein, dachte sich Jacques, und die Pariserinnen haben ja eine Vorliebe für allerlei Spielereien.

Gegen Abend ging der junge Mann, wie es stets zu tun pflegte, aus. Beim Schlendern durch die Straßen blieb sein Blick zufällig auf einer ganzen Kollektion von Ansichtspostkarten haften, die in einem Schaufenster ausgelegt war. Jacques blieb stehen, musterte die Karten, tabelte oder lobte in Gedanken und trat schließlich in den Laden, um eine ganze Serie, die ihm besonders gefallen hatte, zu kaufen.

„Warum“, so sagte Jacques sich, „warum soll ich den Wunsch einer Landsmännin nicht erfüllen. Das Fräulein möchte nun gerade Karten aus Saigun haben, ich werde ihr mit der nächsten Post einige schicken, das ist ja keine Mühe weiter.“

„Fräulein M. B. 4, Rue Bavin? Dann ist ja Fräulein M. B. eine frühere Nachbarin von mir! Rue Bavin gehört fast zum Luxembourgsgarten! Alle meine Kindheitserinnerungen drehen sich um den! Oh, der köstliche Schatten! Die herrlichen Bäume auf den großen Terrassen! Man muß die stets andauernde Hitze, die drückende Luft von Saigun kennen lernen, um die Herrlichkeiten in der Heimat voll zu würdigen!“

Vielleicht habe ich Fräulein M. B. hundertmal getroffen. M. B. . . . Margarethe? Madeleine wäre mir lieber . . . vielleicht haben wir zusammen in den Aileen gespielt? . . . M. B. Sie mag ja auch Marie oder Martha heißen . . . vor allen Dingen kommt es darauf an, ihren Geschmack kennen zu lernen. Ach was! Frisch gewagt ist halb gewonnen! . . . Zwei bunte Straßenszenen, eine Landschaft und ein chinesisches Haus! Hier auf diesem weißen Blat werde ich mich nach den näheren Wünschen erkundigen.

Und Jacques schrieb: „Wollen Sie mir freundlichst mitteilen, Fräulein M., welches Genre von Postkarten Sie bevorzugen und die beifolgenden als Zeichen meiner vorzüglichsten Hochachtung annehmen. Jacques Misard. Tage und Monate vergingen.“

Eines Morgens, Jacques dachte gar nicht mehr an seine Sendung, entdeckte er zwischen den eingegangenen Briefen Ansichtskarten aus Paris. Mit wahren Entzücken begrüßte er wie alte Freunde das Pantheon und die Kirche Saint-Sulpice, den Springbrunnen im Luxembourgsgarten und das Odeontheater. Man hätte wirklich annehmen können, daß gerade diese Bilder mit Absicht aus der Fülle dessen,

was die Hauptstadt an Schönerm bietet, gewählt worden waren; wie riefen sie ihm seine Kindheit zurück! aber die Hauptfreude bestand doch wohl darin, daß sie ihm direkt mit dem Ausdruck der Sympathie von Fräulein M. B. geschickt waren.

Die Erklärungen, die in zierlichen Schriftzügen jeder Karte beigelegt waren, zeugten für das feine Kunstverständnis der Schreiberin. Den Beschreibungen war ein Dank für die überlieferten Karten beigelegt, und die Schreiberin hatte schließlich in einem hübschen Schnörkel „Mathilde Briant“ unterzeichnet.

Lange, lange betrachte Jacques die Blättchen, die eine so weite Reise zurückgelegt hatten und ihm Grüße aus der Heimat brachten.

Der junge Mann sann und sann über die Schreiberin nach, suchte sich aus den Schriftzügen ein Bild von ihr zu entwerfen. Er glaubte an die Graphologie, an die Kunst, die oft aus den Schriftzeichen viel mehr herausliest, als der Schreiber hat sagen wollen und Gedanken, die er gar nicht hat, aus der Form der Buchstaben ableitet.

Fräulein Mathilde Briant ist jedenfalls eine fein gebildete Dame, elegant, aber einfach, garnicht stolz, das merkt man an ihrer Schrift. Sie kennt die Welt und scheut sich nicht voller Vertrauen mit ihrem vollen Namen zu zeichnen; schade, daß ich kein Bild von ihr habe, um auch ihren äußeren Menschen kennen zu lernen.

Und wieder las Jacques lächelnd die Erklärungen, welche jeder Karte beigelegt waren.

„Das ist wirklich amüsant!“ meinte er für sich, diese Pariserin denkt entschieden einen ungebildeten „Eingeborenen“ vor sich zu haben! Die Ansicht muß ich ihr doch benehmen.“

Und ohne weiteres besorgte sich Jacques Risard eine ganze Folge von Ansichtskarten und schrieb der Reihe nach darauf:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, gnädiges Fräulein, wie sehr mich Ihre ausgewählten Karten nicht nur erfreut, sondern auch bewegt haben. Ich bin nicht ganz so Saiguner, wie Sie es vielleicht glauben; nichts noch so „Ultraschines“ aus dem modernen Paris hätte mir so viel Freude machen können, wie gerade das Wiedersehen mit dem Stadtteil, in dem meine Kinderjahre verfloßen sind. Nochmals tausend Dank.“

Auf die Art in freundschaftliche Bahnen gelangt, spann sich die Korrespondenz durch das ganze Jahr fort. Jede Post wurde von Jacques ungeduldig erwartet und jede brachte ihm ein Andenken von seiner „Freundin“, wie er sie in Gedanken nannte; wie es ihm schien, wurde die Korrespondenz immer weniger förmlich, zwischen den Zeilen klang es wie wirkliche Freundschaft, so dachte es Jacques.

Erst hatte Jacques nur als unerfüllbaren Wunsch das Verlangen, Fräulein Briant zu sehen. Nach und nach legte der ernst veranlagte, fleißige Jacques Risard sich die Frage vor: „Ob es denn wirklich unmöglich sei“. Und von da aus war es nur noch ein Schritt, um zu sagen: „Warum denn eigentlich nicht... ich habe doch wohl eine kleine Erholung verdient? Ein Fieberanfall gab den Ausschlag.“

Dem Klima, wie es Kotschinina hat, muß man von Zeit zu Zeit entfliehen... sagte sich Jacques; sobald er sich von dem starken Fieberanfall einigermaßen gekräftigt, wollte er reisen und für einige Monate seinem ersten Angestellten die Geschäfte übertragen. —

Am einem Maiabend kam Jacques in Marseille an. Ohne sich nach der langen Fahrt auszuruhen, nahm er sofort den Expresszug nach Paris. Je näher der Reisende dem Ziel kam, je größer wurde sein Verlangen, die Freunde, die er in der Heimat gelassen, wiederzusehen. Keinem hatte er geschrieben, er wollte sie alle überraschen!

In dem Gedanken, daß er nun auch seine unbekannte Korrespondentin kennen lernen würde, wurde Jacques ganz beklommen. Was würde sie von seinem Besuch denken? Ach! er würde ganz einfach sagen, daß er bei seinem Aufenthalt in Paris dem Wunsch, sie kennen zu lernen, nicht habe widerstehen können; das war doch ganz natürlich!

Am Tage nach seiner Ankunft, nachdem er viel Sorgfalt auf seinen äußeren Menschen verwendet hatte, fuhr Jacques nach der Rue Bavln. Der Wagen hielt vor einem ziemlich düster aussehenden Hause. Der junge Mann lohnte den Kutscher ab und trat entschlossen in den schmalen, dunklen Hausflur. Da stieß sein Fuß an etwas Weiches, das er, vom Tageslicht geblendet, nicht erkennen konnte, und gleich darauf wurde grimmiges Knurren, und dann lautes Bellen vernehmbar.

Mit einer raschen Bewegung wich Jacques bis an die Flurwand zurück, um den Ausgang freizugeben, und mechanisch entschuldigte er sich mit einem Gruß bei einer alten Dame, die ihm höchst zornige Blicke zuwarf, während sie heftig an der Leine zog, an der ein kleiner Hund ihr folgte.

„Tölpel“, kam es unter einem erneuten Zornesblick über die Lippen der alten Person.

„Erlauben Sie, meine Gnädige, ich habe den Hund um Entschuldigung gebeten, mehr kann ich doch wohl nicht tun?“

„Auch noch frech obendrein! Brutalität genügt schon! Eine nette Generation, die heutige Jugend.“

Und vor Aerger dunkelrot im Gesicht, verließ die alte Dame das Haus.

Jacques zuckte die Achseln und ging ohne weiteres auf die Türe zu, an der in großen Worten: „Pfortner“ stand. Er fragte:

„Fräulein Briant?“

„Fräulein Briant?“ wiederholte die Pfortnerstran, die mit einem Strickzeug an ihrem kleinen Guckfenster saß. „Kennen Sie die denn nicht? Sie ist ja eben fortgegangen, Sie haben ja sogar mit ihr gesprochen, wenn ich mich nicht irre“, fügte sie lachend hinzu.

„Die Dame mit dem Hund?“ rief Jacques bestürzt.

„Jawohl. Ja, ja, an ihren „Schah“, wie sie den Pöter nennt, darf niemand rühren... sie ist keine böse Frau, aber ihr Hund und ihre Postkarten, das sind wahre Manien bei ihr!“

Jacques horchte ganz benommen den Reden der Frau. Dann sagte er:

„Das Fräulein sammelt Postkarten... ja, ich wußte es...“

„Ach, lieber Herr, wem sagen Sie das! Es ist eine wahre Krankheit. Sie korrespondiert sogar mit Sträflingen von Neu-Caledonien und schickt ihnen Geld, nur um Karten von dort zu erhalten.“

Jacques mußte trotz aller Bestürzung hell auflachen. Er hatte genug gesehen, genug gehört; rasch gab er der gesprächigen Frau ein Geldstück und in größter Eile verließ er das Haus.

Draußen, im Freien, atmete er mit einem tiefen Seufzer auf, und instinktiv schlug er den Weg nach dem Luxembourggarten ein.

Hellstrahlender Sonnenschein lag über all der blühenden Pracht, ließ das Laub der Bäume grüner und die Farben der Blumen leuchtender erscheinen.

Fröhliche Kinder spielten um das große Bassin herum, und bald war Jacques Risard in seinem Traum, der der Kartensammlerin gegolten, geheilt und lebte der traumhaft schönen Gegenwart. Der Kreis der Freunde schloß sich um ihn. Und er lehrte nicht allein, sondern mit seiner jungen Frau nach Saigun zurück.

Rätsel.

Mein Erstes schützt die Wintererde
Und liegt auf hohen Bergen fern.
Mein Zweites ruft mit lautem Klange
Die Menschen zu dem Haus des Herrn.
Mein Ganzes — hast du schon erraten? —
Ein zart Gebild aus Gottes Hand,
Steht mutig an des Winters Grenze
Und ruhet: Frühling wird's im Land!

Telegraphenrätsel.

Vorstehende Zeichen, Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben. Die Wörter sind: Däumling, Gustav, Guetig, Willen, Zweifel.

Diamanträtsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Konsonanten, 2. einen Monat, 3. einen Mädchennamen, 4. eine Provinz Hollands, 5. eine Insel im Mittelmeer, 6. ein Land Oesterreichs, 7. ein Reinigungsmittel, 8. ein Bild, 9. einen Konsonanten. Richtig gefunden lautet die wagerechte Mittelreihe, gleich der entsprechenden senkrechten.

Konfordinärrätsel.
An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen und zwar derart, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Fisch, 2. ein altes Längenmaß, 3. eine Meereseisrinne, 4. einen vor 25 Jahren berühmt gewordenen bulgarischen Ort, 5. einen Nebenfluß der Ruhr, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. eine Stadt in Kurdistan. Zu verwenden sind die Buchstaben a e l n p w.

Magisches Dreieck.

Die Buchstaben dieses Dreiecks sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und nennen: 1. einen deutschen Dichter, 2. einengriechischen Gott, 3. eine unangenehme Lage, in die Menschen geraten können, 4. eine altrömische Münze, 5. einen Vokal.

Charade.

Nur einmal hatt' ich sie gesehen.
Wir trafen auf dem Eise zusammen;
Da wußt ich nicht, wie mir geschähe, —
Gleich stand mein Herz in Flammen.
Doch leider war sie ganz wie Eins, —
Und alles Glück stard mir auf Erden.
Solch Zwei-Drei ist so gut wie keins, —
Und das muß anders werden.
Um zu vergessen, zog ich fort
Nach Eins-Zwei-Drei, dem stillen Städtchen.
Doch, Himmel! Just an diesem Ort
Traf wieder ich mein Mädchen.
Nicht mehr war eins — Eins umgedreht, —
Bald fühl' ich deutlich mit Entzücken.
Wie umgedreht Zwei-Drei verweht,
Ward's hell vor meinen Blicken.
Was Eins schlen, war nur holde Schen.
Süß floß das Ja von ihrem Munde.
Für's Zwei-Drei reicht in Eins-Zwei-Drei
Sie mir die Hand zum Bunde.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenträtsel: Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.
Diamanträtsel: 2, Reh, Riste, Lessing, Stirn, Jun. G.
Worträtsel: Zuerich — Zu reich.
Gleichklang: Zug.
Rätsel: Baden, Auen, Ahe.
Zahlenrätsel: Zweirad, Werra, Erz, Ida, Rade, Aber, Darre.
Zweifelhafte Charade: Seestern.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8, 1-13. In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause nichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegersleute unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, solch' großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen."

Ueber das Lesen der hl. Schrift.

II.

Im zweiten Teile des heutigen Evangeliums begegnet uns, lieber Leser, ein Herr, der in seinem Diener einen Mitmenschen anerkennt, — den es betrübt, diesen leiden zu sehen. Der Hauptmann stellt sich uns als ein guter, besorgter Hausvater dar, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, um seines kranken Knechtes willen einen weiten Weg zu machen. Und diesem Manne war noch nicht einmal das Licht des Gesetzes, das die Liebe lehrt, aufgegangen: er hatte nur von Christus, dem Herrn, gehört — die Stimme seines Gewissens lehrte ihn, den Knecht als das Geschöpf einer höheren Macht, der er selbst sich hörig fühlte, anzusehen; als ein Geschöpf, das in dieser Beziehung mit ihm, dem Herrn, auf gleicher Rangstufe stand. Die Handlungsweise dieses heidnischen Hauptmanns ist schon an und für sich eine Anklage vieler getaufter Familienväter und Dienstherrn, die in ihren Untergebenen kaum etwas anderes sehen, als Maschinen, die mit möglichst geringem Kostenaufwande so lange zu gebrauchen sind, als sie hinlänglich Arbeit verrichten können und so lange durch sie ein Vorteil zu erzielen ist, — die aber bei Seite geschoben werden, sobald sie den gestellten Anforderungen zu genügen nicht mehr im Stande sind. Es ist fürwahr traurig genug bestellt um die Religiosität in einem Hauswesen, dessen Diener nicht auch christlich behandelt werden; wenn man in ihnen nicht die Menschenwürde ehrt, sie nicht

als Geschöpfe Gottes und Erlöste durch Christus anerkennt; wenn man sich wenig oder gar nicht darum kümmert, ob die Untergebenen — namentlich die jüngeren — ihre religiösen Pflichten erfüllen, geschweige ihnen die Erfüllung dieser Pflichten gar selber unmöglich macht! Oder darf unter Christen das triviale Sprichwort Geltung finden: „Herrendienst geht vor Gottesdienst“!?
 Nun ziemt es sich aber auch, lieber Leser, das andere hervorzuheben, nämlich: Welch' ausgezeichnete Untergebene muß jener Knecht gewesen sein, daß sein heidnischer Gebieter persönlich vor Jesus erscheint, um Seine Wundermacht in Anspruch zu nehmen in jener demütig-bittenden Weise! Ja, der Hauptmann darf, wie der Evangelist erzählt, alle seine Untergebenen, seine Soldaten wie seine Knechte, ob ihres treuen Gehorsams öffentlich loben! Daß wir, lieber Leser, doch Ähnliches auch in unsern Tagen von den Untergebenen sagen dürften! Oder sind die Klagen der Herrschaften, Vorgesetzten, Arbeitgeber etwa ganz unbegründet? — Fürwahr, der hl. Gregor hat das richtige Wort gefunden: „Die heilige Schrift (sagt er) ist wie ein Spiegel, den wir vor unsere Seele nehmen müssen, um darin unser Inneres, das Gute oder Böse, das wir an uns haben, zu erkennen und einzusehen, wie weit wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind.“ — Allein, lieber Leser, es ist zu diesem Zwecke sehr nötig, daß der „Spiegel“ der Seele in richtiger „Beleuchtung“ vorgehalten werde: das aber geschieht durch das lebendige (mündliche) Wort,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 25. Januar.** Dritter Sonntag nach hl. drei Könige. Pauli Befeuerung. Evangelium Matthäus 8, 1-13. Epistel: Römer 12, 16-21. Fest der hl. Familie Jesu, Maria und Josef;
 - Karmelitesen-Klosterkirche: Vermählungsfest der allerheiligsten Jungfrau Maria und des hl. Josef; Hauptfest der Bruderschaft des hl. Josef. Morgens 7 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht und feierl. Umzug durch die Kirche. Zum Schluß Te deum und Verehrung der Mellanie des hl. Josef.
 - Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 26. Januar.** Polychorus, Bischof und Martyrer † 166. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der St. Josefs-Bruderschaft.
- Dienstag, 27. Januar.** Chrysostomus, Bischof und Kirchenlehrer † 407.
- Mittwoch, 28. Januar.** Karl der Große, Kaiser † 814. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josefs-Andacht. • St. Anna-Stift: Zweiter Mittwoch zu Ehren des hl. Josef Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 29. Januar.** Franz von Sales, Bischof † 1622. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 30. Januar.** Adelgundis, Jungfrau † 680. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Sonntag, 31. Januar.** Lubovica, Wittve † 1533.

welches die Kirche im Namen Jesu vorträgt, — die Kirche Jesu, die schon war, als das geschriebene Wort (die Bibel) noch nicht war.

Die heiligen Väter unserer Kirche lasen den christlichen Gemeinden ganze Bücher der heiligen Schrift vor und erklärten sie; und wenn sie alle durchgelesen und ausgelegt hatten, fügten sie unermüdet wieder von neuem an, sie zu lesen und auszulegen. „Ich fühle“ — schreibt der hl. Chrysostomus in seiner Vorrede zu den Briefen des hl. Paulus — „ich fühle eine tiefe Barmherzigkeit, wenn ich wahrnehme, wie so viele Christen den heiligen Paulus nicht verstehen, wie sie sollten; ja, ihn so wenig lesen, daß sie nicht einmal wissen, wie viele Briefe dieser große Apostel geschrieben hat. Ist es daher zu verwundern, (fährt er fort), wenn Irrlehren einreißen und die Sitten verfallen? Denn die, welche niemals ihre Augen auf das Licht hinwenden, welches aus der heiligen Schrift hervorstrahlt, o, die müssen auf Irrwege geraten und oft in schwere Sünden verfallen!“ — Was würdest Du, o heiliger Kirchenlehrer, wohl von den Christen unserer Tage sagen? Von unsern Christen, denen es so leicht gemacht ist, sich die hl. Schrift zu beschaffen in Ausgaben, die nicht nur den heiligen Text, sondern auch die zugehörigen Erklärungen erleuchteter Lehrer der Kirche enthalten?

Nicht minder nachdrücklich spricht sich der hl. Hieronymus aus, da er einer frommen Mutter, namens Laeta, Anweisungen zur Erziehung ihrer Tochter giebt: „Man soll (sagt er) dieses Kind nur in dem Heiligtume der Schrift finden, sobald es heranzuwachsen anfängt! Anstatt seinen Leib mit Gold, kostbaren Steinen und Seidenstoff zu schmücken, bereichere und ziere es sein Herz und Gedächtnis mit den Psalmen; die Vorschriften eines frommen Lebenswandels schöpfe es aus den Sprichwörtern Salomos und die Verachtung der Welt aus dem Buche Ekklesiastes (Prediger); von da gehe es zu den Evangelien über, um sie hinfür nicht mehr aus den Händen zu lassen; mit Eifer lese es die Apostelgeschichte und lerne die Propheten auswendig!“

Vielleicht erschrickst Du, lieber Leser, ob dem Gedanken, auch nur einen geringen Teil von allem diesem von Deinen Kindern zu fordern. Und doch gehörte all' das Geforderte zum Plane einer christlichen Erziehung, sogar des weiblichen Geschlechtes; daraus läßt sich aber ermesen, welche Fortschritte in der Kenntnis der hl. Schrift das reifere Alter, die Hausväter und Hausmütter machen mußten. Vergessen hätten darum die heidnischen Verfolger alle Bibeln verbrannt; sie hätten sich in dem Gedächtnisse und in den Herzen der Gläubigen wieder gefunden. — Und wir?

S.

Telegraphie ohne Draht.

Von F. W. Feldhaus.

Bayern war mit dem großen Napoleon verbündet. Am 9. April 1809 rückten die Oesterreicher gegen München. Nach zwei Tagen schon mußte der König fliehen, aber der 1804 von Paris nach Mailand erbaute optische Telegraph überbrachte die Nachricht so schnell nach Frankreich, daß die Franzosen schon am 22. München, das sechs Tage vorher von den Oesterreichern genommen worden war, entsetzt konnten. Was seit den Zeiten Trojas mit wenig Erfolg versucht worden war, die momentane Ueberbrückung von Raum und Zeit, es hatte sich jetzt eine politische Bedeutung errungen. Der optische Telegraph, der als einziger Nachwuchs die Einheitszeichen unserer Bahnhöfe erhalten hat, war ein Kind der großen Revolution. Am 29. August 1794 übermittelte er die erste Nachricht, von der Wiedereinnahme von Condé sur l'Escaut, nach Paris. — Maximilian Graf von Montgelas beschrieb am 5. Juli des Jahres 1809 die große Bedeutung der Telegraphen mit dem Geheimrat von Sömmering, in München, der bei ihm zur Tafel war. Mit dem ihm eigenen

Eifer griff der Mediziner in das fremde Gebiet der Technik. Schon vier Tage nach jenem denkwürdigen Tischgespräch, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich werde nicht eher ruhen können, bis ich den Einfall mit dem elektrischen Telegraphen realisiert.“ Nachdem er am 28. August der Münchener, und später der Pariser Akademie sein System vorgelegt hatte, erfuhr Napoleon von der Idee, doch die Weltbedeutung dieser Erfindung erkannte der Kaiser nicht. „Une idée gormanique“, sagte er wegwerfend. Was konnte von dort gutes kommen?

Auf diesen Sömmering'schen Telegraphen, der zwischen zwei Stationen 27 Drähte benötigte, folgte bis zur ersten praktischen elektrischen Telegraphenanlage, die die Göttinger Professoren Gauß und Weber im Jahre 1834 zwischen dem Magnetischen Observatorium und der Sternwarte anlegten, noch eine Reihe Vorschläge. Gauß und Weber brauchten noch 2 Drähte und erzielten Entfernungen bis 1000 Meter. Wie mutet nun uns, die wir im Zeichen der drahtlosen Ozeantelegraphie stehen, die Stelle des Briefes an, die Gauß am 20. November 1833 an Elbers schrieb, und die da lautet: „Diese Art zu telegraphieren, hat das Angenehme, daß sie von Wetter und Tageszeit ganz unabhängig ist; jeder, der das Zeichen gibt und der dasselbe empfängt, bleibt in seinem Zimmer, wenn er will bei verschlossenen Fensterläden. Ich bin überzeugt, daß bei Anwendung von hinlänglich starken Drähten auf diese Weise auf einen Schlag von Göttingen nach Hannover oder von Hannover nach Bremen telegraphiert werden könnte“ . . . Aber auch jetzt galt die elektrische Telegraphie noch nichts in der Praxis, denn in genanntem Jahre erhielt Deutschland erst seine erste optische Telegraphenlinie Berlin-Trier. Da gelangte Mitte der 80er Jahre die Idee der elektrischen Telegraphen in die Hände zweier Praktiker: Steinheil in München und Morse in New-York und entfaltet schnell ihre erdumfassende Tätigkeit. 1838 versuchte Steinheil die Rückleitung des Stromes durch die Erde, wodurch nur noch ein Draht zwischen zwei Stationen nötig wurde. Basse in Hameln hatte auf diese Möglichkeit schon 1803 hingewiesen, aber Fardely aus Mannheim baute 1844 erst eine Linie dieses Systems, das wir heute noch allenthalben anwenden, zwischen Wiesbaden und Kastel, zugleich die erste dem praktischen Betrieb dienende elektrische Telegraphenlinie des europäischen Festlandes.

Als man im nächsten Jahr in Deutschland die zweite Linie baute (Dresden-Madeberg), da hatte Amerika schon 184 Meilen Telegraphenlinien, da beschäftigte sich der geniale Morse schon 2 Jahre lang mit dem Projekt eines transatlantischen Kabels, wie es Wheatstone 1837 zwischen Dover und Calais vorgeschlagen hatte, da machte aber auch Alexander Bain, der Erfinder der elektrischen Uhren, über einen kleinen Parksee des Serpentine River im Hyde-Park von London den ersten Versuch ohne Drahtverbindung zu telegraphieren. Schlichtern war dieser erste Versuch drahtloser Telegraphie, schlichtern besonders für uns, die wir die Worte nun über den Atlantik hinwegstrahlen, als seien es Lichtätherwellungen ferner, kosmischer Nebelwelken; Bains Versuch versank in Vergessenheit, noch galt es das Princip der unterseeischen und unterirdischen Telegraphie zu lösen. Am 10. Januar 1849 legte man das erste Seekabel, zum Leuchtturm von Folkestone. Im folgenden Jahr versuchte man vergeblich England mit dem Festland zu verbinden, was erst am 25. September 1851 durch ein Kabel gelang, das heute noch zwischen Dover und Calais im Betrieb ist. Am 6. August 1857 verließ die erste transatlantische Kabelflotte das irische Eiland Valentia, doch das Kabel riß. Im nächsten Jahr heiterte der zweite Versuch. Auf dem sogleich begonnenen dritten Kabel gelangte endlich am 7. August 1858 das erste Telegramm nach der Neuen Welt.

Schon nach 25 Tagen versagte auch dieses

Kabel. Trotzdem man 1860 fünfzig Unterseekabel von insgesamt 20 000 Km. Länge hatte, scheute man vor einem neuen Versuch der Verbindung der beiden Erdhälften. Mit unendlicher Sorgfalt legte man endlich 1865 das 4. Kabel doch auch dieses versank am 2. August. So lagen denn für 32 Millionen Mark Kabel auf dem Meeresbunde, ehe am 4. August des folgenden Jahres das 5. Kabel dem Verkehr übergeben wurde, den wir heute mit 15 Kabeln zwischen Europa und Amerika aufrechterhalten.

Wenn wir nun unglücklich vor der Tatsache stehen, die Kontinente kabellos verbunden zu sehen, da könnte ich hunderte Fälle aus der Geschichte der exakten Wissenschaften zitieren, in denen die Menschen, die einfachen und die gelehrten, nicht glauben wollten, was sie kurze Zeit hernach schon bald wieder als überwunden betrachteten. Man hat Edison hundertmal einen amerikanischen Windbeutel genannt, was macht's ihm? Der große Poggendorf erklärte dem kleinen Schullehrer Reiss, dem Erfinder des Telephon 1862 Klipp und Klar, er halte die Uebertragung von Sprachlauten durch Elektrizität für eine Mythe; telephonieren wir darum heute schlechter? — Solche Pfeile gehen auf den Schützen zurück.

Was ist denn die drahtlose Telegraphie Marconis, die sogenannte Strahlen- oder Funkentelegraphie? Gehen wir denn mit ihr auf ganz unbekanntes Gebiet hinaus, gilt hier Schillers Wort nicht mehr: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde, was der eine verspricht, leistet die andere gewiß.“

Seit der elektromagnetischen Lichttheorie Maxwells (1873) und den diese bestätigenden Versuchen des leider so früh verstorbenen Physikus Herz wissen wir, daß die elektrischen Strahlen, die gleichzeitig mit den Lichtstrahlen eines elektrischen Funkens entstehen, auch allen Gesetzen des Lichtes folgen. Wenn wir etwas freier reden wollen, können wir sagen: Licht, Elektrizität, Magnetismus, Wärme, es ist alles dieselbe Urkraft, die uns in verschiedenen Erscheinungsformen offenbar wird. Können sich aber Lichtstrahlen durch Millionen von Jahren aus entfernten Weltkörpern zu uns schlängeln, kann die Sonne ihre Wärmestrahlen uns zusenden, warum vermöchte unsere alles überwindende Elektrotechnik nicht, Mittel und Wege zu finden, um elektrische Wellen zu erzeugen und auf Entfernungen zu verteilen, die gegen solche Wege verschwindend gering ist.

Von der eigentlichen Entwicklung der Funkentelegraphie zu reden, von dem wir ja schon wieder verschiedene Systeme haben, ist hier des schwierigen wissenschaftlichen Themas halber, nicht möglich. Der wesentliche Bestandteil des Instrumentariums ist die elektrische Verstärkungsflasche, die wir ganz unberechtigt immer noch Leydener Flasche nennen, während sie Kleist'sche Flasche heißen muß. Ihr Erfinder war der Inhaber der Camminer Dampfröhre Ernst Jürgen von Kleist, aus der bekannten Militär- und Dichtersfamilie. Der Tag der Erfindung ist der 11. Oktober 1745. Professor Etaby in Charlottenburg, einer der bedeutendsten Förderer der Funkentelegraphie nennt von Kleist darum 1897 sehr ehrend „Vater der modernen (Marconis'schen) Telegraphie.“ Am 10. Dezember 1898, setzte man ihm an seinem ehemaligen Wohnhause eine Gedenktafel.

In weitere Kreise drang die Nachricht von der Funkentelegraphie erst seit dem Jahre 1897. „Drahtlos“ telegraphiert hatte man schon nach verschiedenen Systemen wieder seit den achtziger Jahren. Besonders suchte man einsame Leuchttürme auf diese Weise mit dem Lande zu verbinden, da die dauernde Landung der Kabel auf den scharfen Felsen infolge der nie ruhenden Brandung unmöglich ist. Die Versuche von Smith auf der Insel Wight im Jahre 1887 gingen voran. In Deutschland folgte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft mit ihren Versuchen am Wannensee, die dieses schwierige Gebiet seitdem nicht mehr

auss dem Auge gelassen. Gerade das Vorgehen dieser doch gewiß als vorsichtig aber schneidig bekannten Firma sollte beweisen, daß es mit der Möglichkeit einer praktischen Verwertung, nicht allzuschlecht bestellt sein kann. Das Jahr 1892 brachte zwei neue Systeme, eines von Edison, das andere von der englischen Royal Post-Office, das Jahr 1894 ein weiteres von Stebanzen. 1895 brach das Kabel zwischen der schottischen Hafenstadt Oban und der Hebrideninsel Mull, auch hier bewährte sich die Telegrafische Draht als Helfer in der Not. 1897 folgte, wie erwähnt, die Vera Marconis.

Als dann am Tobestag des großen Stephan, der die Erde 25 Jahre vorher mit seinen Weltpostlinien umgürtet hatte, die Begrüßungstelegramme zwischen dem französischen Handelsminister und dem Chef der englischen Telegraphie auf 36 Km. Entfernung, während eines bösen Gewitterschneesturmes unter Donner und Blitz gewechselt wurden, da staunte alle Welt. Nicht der dichteste Nebel, nicht die höchste See konnte seitdem mehr ein Hindernis bilden für die durch Aetherschwingungen übertragenen Worte. Sogleich nach diesem Erfolg erblickte auch das Projekt einer drahtlosen Verbindung zwischen Amerika und Europa, das nun am 19. Dezember 1902 wirklich zu stande kam.

Viereinhalb Jahrtausende sind es gerade her, seit Thales, jener große Grieche aus dem Leben schied. Er war der erste, der von verborgenen Kräften berichtet, die im Elektron, dem Bernstein schlummern. Was war die Wirkung dieser Zauberkräfte damals, was ist sie heute, was wird sie sein, wenn sie unser Jahrhundert scheiden sehen wird?

Die alte Kathrin.

Erstes von S. Palm.

Es. Von den Dachzinnen dräuen die schweren Zapfen, auf den Baumzweigen schimmert der Reif, seht sich in die Bärte der Männer; knirschend eilen Wagenräder über den kristallhart gefrorenen Schnee. — Die Atmospähre scheint ein zartila Dunst, die Luft ist so still und doch so kalt. —

In zerfetzte Lächer gehüllt sieht ein altes Weib am erkalten Küchenherd. Stumpfsinnig starrt es auf die nackte Diele. Die ausgehörte Kehle rührt sich oft in schluckender Bewegung. Kein Holz, keine Kohle mehr da und die gichtverkrümmten Finger können nichts mehr leisten. Sonst brachte wohl noch der Tochtermann etwas in's Haus; aber die hatten jetzt selbst nichts zu beißen und die Lene, ihre Letzte, Einzige lag ja nun auch unter dem Schnee. Die schöne gutherzige Frau aber, die ab und zu aus ihrem schönen Haus in die elende Kellerwohnung herübergekommen war und dafür gesorgt hatte, daß die alte Kathrin nicht zu hungern und zu frieren brauchte, die war nun weg, weit fort, Gott allein mochte wissen wohin. Die Leute sagten ja über's große Wasser und viel schlimmes dazu. Nur schade, daß sie, die alte Kathrin, darum frieren mußte. Mit dem Hungern das ging noch. Ihr ausgehörter Körper gebrauchte nicht viel. Nur mit dem ewigen kalten Wasser! Kalt innen und außen, und die Wasserhältnisse der Stadt waren zudem nicht die besten. Da hatte man leicht den Typhus oder wie's die Doktoren nannten (Typhus) weg.

Kathrin schob mit der gichtlahmen Hand die Herdringe hin und her. Kein Funke mehr in der Asche. Kalt! kalt! Der Hauswirt ließ auch nichts machen. Durch die Fensterzugen piff der kalte Ost.

Sie hüstelte.

Gott um so ein elendes Stück Menschenleben!

Ja, ja, die Stöhner und die Dreisten haben's gut. Die heimsen gute Gaben ein und haben es nicht einmal nötig. Wer aber denkt der verschämten Armen?

Die Kathrin hatte sich ehrlich geplagt in ihrem Leben, aber bei 10 Kindern und einem Säufer von Mann sammelt man keine Schätze.

Der Grünkrämladen hatte sie und die Kinder zur Not ernährt und dann war die Krankheit gekommen, auch vom Wasser und hatte ihr den Mann und 9 ihrer Kinder genommen.

Die Lene, ja, die hatte ihr noch Freude gemacht. Groß und stattlich war die gewesen und ordentlich. Da gab's kein Charmieren! Als sie eines Tages dem Tischler Gert ihre Hand gereicht, da war's die Alte zufrieden. Ein ordentlicher Mann und dann Einer, der was hielt von der Lene; aber dann kamen die vielen Kinder und die Lene kränkelte. Der Mann wurde kleinmütig und die Frau kränker und stiller und eines Tages schlich sie sich ganz still aus dem Leben. Das war hart, holt für den Mann und die am Leben gebliebenen fünf Kleinen, noch härter aber für die Kathrin; ihr Einziges, Letztes ging hin mit der Lene.

Der Gert bot ihr zwar an, zu ihm und den Kindern zu ziehen; aber was sollte sie mit ihren kümmerlichen 60 zwischen den wilden Känges? Er sorgte ja auch sonst für sie. Allerdings ward's knapper und knapper. Denn auch bei ihm war längst Schmalhaus Küchenmeister.

Ja, ja, die Zeiten waren schlecht. Die Kathrin nickte vor sich hin. Ihr war so schwach und so müde. Immer tiefer sank der graue, schon stellenweise kahle Kopf. Ihre Gedanken verwirrten sich. Die schöne junge Frau, die ihr früher so manches Markstück zugesteckt hatte, nickte ihr zu und die Enkelkinder bettelten um Brot und der Mann, der Säufer, wollte sie schlagen, weil die Schnapsflasche schon wieder leer war; da aber kam ein Engel, der hatte auch der schönen Frau liebes Gesicht und gar traurige Augen und der sagte: sei stille; auch ich bin nicht glücklich und sie klammerte sich an die Kleiderfalten des Engels, da hatte sie Eis in den Händen und das war so kalt und glatt; aber sie ließ nicht locker und der Engel mußte sie wohl oder übel mit sich nehmen, weit, weit fort, dorthin, wo es besser ist, wo es nicht mehr frost und man nicht mehr hungerte.

Als am nächsten Morgen der Tischler bei der Schwiegermutter vorsprechen wollte, fand er die Tür unverschlossen; in der eisigen Küche aber die alte Frau. Sie saß am Herd; das Tuch war ihr von den Schultern geslitten; das graue Haupt lag auf den Händen, die die blind gewordene Messingstange des Herdes umklammert hielten.

„Mudder!“ rief Gert und rüttelte sie sanft an der Schulter. Wie kann man schlafen bei solcher Kälte und nicht einmal im Bett?!

Die Werbung.

Eine Geschichte von Georg Persich.

Herr Waldemar Müller wachte am Neujahrsmorgen mit einer bitterbösen Laune auf.

Nicht daß er am Sylvesterabend zu viel des Guten getan hätte, und nun unter der Stimmung litt, die männiglich mit dem Worte Kaptenjammer bezeichnet wird — behüte! Herr Müller war kein Freund der Punschbowlen und sonstigen herausgehenden Getränke, die beim Jahreswechsel so beliebt sind, er war überhaupt kein Freund der maßlosen Fröhlichkeit, mit der die sogenannte Kulturmenscheit das neue Jahr zu begrüßen pflegt.

Während die verehrten Mitmenschen sich im Verwandten- und Bekanntenkreise zutrunkem und zuprosten oder auf der Straße im dichten Gewühl ihr Vergnügen fanden, saß er still zwischen seinen vier Wänden, schlürfte die üblichen zwei Glas Grog, die er sonst in der Stammkneipe zu sich nahm, ganz mütterseelenallein und noch vor Mitternacht legte er sich in die Kissen, mit ironischem Bedauern an die Tausende denkend, die morgen mit leichtem Kopf die Sylvestertollheit verwünschen würden.

Er war klüger! Freilich hatte er es viele Jahre nicht besser getrieben als die unver-

nünftige Menge, die aus keiner Erfahrung eine Lehre zog. Aber jetzt war er auch um so konsequenter.

Nesse Alfred hatte sich die redlichste Mühe gegeben, um ihn zu bewegen, den Abend bei Rechnungsrats mitzuberleben.

„Ich habe heute wieder den Rat auf der Straße getroffen“, berichtete er, „und nochmals läßt er dich bitten, sein Gast zu sein. Er verbürgt einen gemüthlichen Abend. Deinen Grog sollst du haben wie hier oder in der Kneipe und —“

„Daß man gut sein“, unterbrach der Onkel die langatmige Einladung. „Dem Herrn Rat meinen schönsten Dank, aber seine Sylvestervorgle mache ich nicht mit. Uebrigens kennt er meine Prinzipien und weiß, daß ich mich davon nicht abbringen lasse.“

„Prinzipien!“ grollte Alfred. „Am Sylvester kannst du diese strapazierten Sachen schon mal in die Kommode legen. Morgen darfst du wieder herausnehmen und dich damit schmücken.“

Nun fuhr aber Herr Müller auf und verbat sich solche ungehörige Bemerkungen. Ein Leichtfuß wie der Herr Nese habe allerdings keine Grundsätze. Der laufe ins Blaue hinein, habe vom Ernst des Lebens keine blasse Ahnung, lasse seine Schulden vom Onkel bezahlen und bilde sich ein, das werde bis ans Ende seiner Tage so bleiben. Das werde es aber nicht und wenn schließlich die Prinzipien kämen, sei es zu spät.

Diesen kräftigen Räffel wollte wieder der junge Mann nicht auf sich sitzen lassen. Grundsätze, so erklärte er, habe er ebenfalls, aber gottlob seien sie anderer Art als die des Onkels. Was dieser unausrottbaren Leichtsinns schelte, sei nur gesunde Lebensfreude und sie werde ihm keine grämliche Kritik verkümmern. Und was das Schuldenzahlen anlangte, so sei es sechs Monate her, daß sein verehrter Herr Vatersbruder für ihn die letzte Schneiderrechnung beglichen habe. Seitdem sorge er für sich selbst, nur daß ihm der Onkel in seinem Hause ein schlecht möbliertes Zimmer als Freiwohnung einräume.

Der Onkel hatte als der Ältere das letzte Wort behalten wollen und im Unfrieden war man auseinander gegangen.

Morgens um vier Uhr war Herr Waldemar Müller aus holdem Schlummer unsanft aufgeschreckt worden. Unter entsetzlichen Gepolter hatte sich etwas die Treppe hinaufbewegt. Er hatte erst an Einbrecher und sogar an Gespenster geglaubt, aber plötzlich vernahm er die zu freischender Höhe gesteigerte Stimme des hoffnungsvollen Nessen, wie sie „Freut Euch des Lebens“ durch das nachtsille Haus schmetterte. Ein halbes Duzend Tonarten schien für diese unzeitgemäße Gesangsprobe noch nicht genug zu sein, Dur und Moll bildeten ein schaudererregendes Durcheinander. Dann folgte als stimmungsvoller Abschluß mit gewaltigem Krach die Tür ins Schloß, noch ein endloses Gepolter, und erst gegen fünf Uhr stellte sich auch im Zimmer des liebwerten Nessen und angenehmen Freiwohners wohlthuende Ruhe ein.

Der alte Herr hatte ein paar Mal aufspringen wollen, um gegen diese brutalen Rücksichtslosigkeiten einzuschreiten. Aber der stark illuminierte würde ihn wohl überschrien oder einfach ausgelacht haben und der Skandal wäre voraussichtlich noch ärger geworden.

Also die Abrechnung bis auf Neujahrsmorgen verschoben. Dann sollte sie gründlich vollzogen werden.

Mit finsterner Miene hatte Herr Müller seinen Morgenkaffee getrunken, nun wickelte er sich fester in seinen Schlafrock, setzte die Mühe auf und stieg die Treppe zum Zimmer Alfreds empor.

Da die Tür nicht verschlossen war, so konnte er ungehindert eintreten.

Ein Blick überzeugte ihn, daß die Ursache seines Verdrußes noch im festen Schlafe lag, aber er war nicht gewillt, jetzt noch Rücksichten zu üben.

An das Bett tretend schrie er dem Schlummernden ein höhnisches „Profit Neujahr“ ins Ohr und als der dadurch Ermunterte sich voll Verwunderung aufrichtete, bekam er ohne weitere schonende Vorbereitung die in der schlaflosen Zeit von vier bis fünf Uhr früh in Gedanken sorgfältig ausgearbeitete Strafpredigt zu hören.

Sie war erschöpfend und deutlich, aber der, den sie anging, störte sie durch keinen Zwischenruf und verriet durch keine Geberde, daß sich der Geist des Widerspruchs in ihm regte.

Er wartete geduldig, bis eine längere Pause verriet, daß der Onkel vorläufig nichts mehr zu sagen habe und begann dann seinerseits:

„Du hast ganz recht, ich bin ein — na, um es milde auszudrücken, unangenehmes Individuum und ich halte es auch für gerechtfertigt, daß du mir quasi die Tür zeigst. Nur hättest du mir das alles, unbeschadet seiner Wirkung, ebensowohl ein paar Stunden später eröffnen können. Du bringst mich durch dein ungestümes Vorgehen um einen höchst feierlichen Moment.“ Und als der Onkel die Stirn runzelte: „Glaube nicht, daß ich wieder einen frivolen Scherz beabsichtige! Meiner animierten Stimmung in letzter Nacht lag eine ganz ungewöhnliche Veranlassung zu Grunde und ich würde nicht versäumt haben, sie dir nachher in angemessener Form mitzuteilen. Nun magst du schon in dieser profanen Situation davon Kenntnis nehmen. Also — passe auf — ich habe mich verlobt! Bitte, setz dich dort auf jenen Stuhl!“

Da Herr Müller eine schwankende Bewegung machte, so war die freundliche Aufforderung angebracht. Aber schon fuhr der junge Mann fort:

„Du kennst doch Rechnungsrats Else, die blonde Else — die ist es! Gestern Abend, nach der dritten Bowle haben wir uns den Verlobungsfuß gegeben — in einer Fenster-nische Soll ich's dir eingehend schildern? Nein? Na, es war kolossal nett. So diskret, so geheimnisvoll! Keiner hat was gemerkt, keiner. Heute Vormittag hole ich mir den elterlichen Segen. Wird eine riesige Ueberraschung werden — das heißt, Else will 'n Bischen vorarbeiten. Ernste Schwierigkeiten wird's ja nicht geben.“

Hier konnte Müller senior nicht länger an sich halten. Er lachte mit verlegendem Sarkasmus.

„Wenn du kommst, ist selbstverständlich jeder hoch beglückt. Solch ein Ideal mensch! Deine Bescheidenheit nimmt mich aber eigentlich Wunder. Ich glaubte immer, unter einer Reichsgräfin oder einer Dollarprinzessin würdest du's nicht tun. Und nun eine einfache Rechnungsrats-Tochter! Wer wird denn da die nötigen Reichsmärker beisteuern? Rechnungsrat Hoff hat nur sein bescheidenes Einkommen und bei einer leidlichen Aussteuer wird's sein Bewenden haben. Was du verdienst, reicht nicht einmal für deine eigene Person. Soll ich nun vielleicht deinen Familienetat bestreiten helfen? Mach dir keine Illusionen! Du hast mich bei der Wahl deiner Zukünftigen nicht gefragt, ich nehme auch nicht das geringste Interesse an dem weiteren Verlauf der Sache.“

„Onkel!“ Aber der Alte beachtete den gereizten Zwischenruf nicht.

„Mein Gewissen könnte mich nur allenfalls dazu treiben, dafür zu sorgen, daß aus der Verbindung nichts wird. Das Mädel tut mir leid und die Eltern noch mehr, denn du wirst den braven Leuten Kummer verursachen wie mir. Da hast du meine Meinung!“

Alfred rollte die Augen und schug mit beiden Fäusten auf die Bettdecke.

„Ich soll wohl so ein alter verknöchertes Junggeselle werden wie du?“ lärmte er. „Immer auf die Pfennige achten und eine Sammlung von Staatspapieren anlegen? Lieber will ich arbeiten wie ein Abergaul, lieber will ich am lebendigen Leibe verhungern. Du hast ja kein Gemüt. Du gönnt mir mein Glück nicht. Aber mit oder ohne deine Genehmigung: Else wird meine Frau! Sie will

alles mit mir teilen, hat sie mir geschworen, alles!“

„Das genügt!“ erklärte Herr Müller, trocken, sich zum Gehen wendend. „Der Herr Rat und Frau Gemahlin werden 's sich ohne Zweifel auch genügen lassen.“

Er stand schon auf der Schwelle.

„Aber vom Verlobungsfrühstück wirst du dich doch nicht ausschließen?“

Der hartherzige Onkel glaubte falsch verstanden zu haben.

„Verlobungsfrühstück?“

„Else wollte ein Couvert für dich mit auflegen.“

„Das habt Ihr auch schon in der Fenster-nische verabredet? Und wenn nun der Papa „nein“ sagt?“

„Der ist nicht so grausam wie gewisse Leute.“

„So laß die gewissen Leute nur gleich von vornherein aus dem Spiel. Meine Gratulation schicke ich dir schriftlich. Adieu!“

Alfred war allein. Niemand lauschte mehr dem Monologe, der beredt über seine Lippen floß, niemand war es vergönnt, zu beobachten, in welcher eigenartigen Auffassung er die Rolle des rasenden Roland spielte.

Nach dieser wirklich hervorragenden Leistung warf er sich mit dem Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit in seinen Frackanzug, um den entscheidenden Gang zu der Wohnung der Familie Hoff anzutreten.

Inzwischen hatte auch Onkel Müller ein Selbstgespräch geführt, aber unhörbar leise. Tragische Konflikte konnten es nicht sein, die ihn beschäftigten, denn er lächelte mehrmals vor sich hin, und als er geraume Zeit vor dem Kesseln das Haus verließ, blickte er stillvergnügt in den Neujahrstag hinein, und wenn ihm ein bekannter zum Jahresbeginn Glück wünschte, so dankte er mit gewinnender Liebeshwürdigkeit. — — —

Alfred war enttäuscht, daß ihn Else nicht empfing, als er in gehobener Bräutigamsstimmung an der Tür ihres elterlichen Heims Einlaß begehrte. Sie hätte ihm doch wenigstens vom Fenster aus ein freundliches Zeichen geben können. Aber sie blieb unsichtbar. Wie üblich öffnete das Dienstmädchen und führte den frühen Besucher sogleich in den Salon.

Hier blieb er ein Weilchen allein sitzen, bis der Herr des Hauses erschien und den Gast mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte. Der joviale Rechnungsrat erkundigte sich mit scherzhaften Worten nach den Wirkungen des Sylvesterpunsch und sprach dann von diesem und jenem, so daß der junge Mann vergeblich nach einem passenden Anknüpfungspunkt für seine Werbung suchte.

Endlich glaubte er ihn gefunden zu haben und in wohlgelegter Rede bat er um Fräulein Elsens Hand, die für ihn das Glück seines Lebens bedeute.

Merkwürdig, daß der Rat so apatisch zuhörte, daß er garnicht erstant tat und noch weniger in freudiger Nührung aufwallte.

Ganz aus der Fassung brachte ihn aber die Entgegnung des Vaters seiner Angebeteten.

Judem er sich gemächlich den Bart strich, meinte Herr Hoff nämlich:

„Sie gaben mir soeben die Versicherung, meine Bowlen seien Ihnen ausgezeichnet bekommen, Sie hätten effektiv nichts verspürt. Seien Sie ehrlich! Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber um Mitternacht herum waren Sie doch, was der Engländer sehr drollig tippy nennt. Es bedarf keiner Entschuldigung, wir waren ja alle mehr oder weniger tippy. Ich muß diese Tatsache bei Ihnen nur deshalb feststellen, weil sie mir als Erklärung für die Wahrnehmung galt, daß Sie bald nach dem Austausch der Gratulation in einer Fenster-nische einer jungen Dame allerlei Artigkeiten sagten. Daß diese Dame meine Tochter war, hielt ich für einen Zufall und grollte Ihnen nicht. Meine Else hat's Ihnen ebensowenig nachgetragen, denn heute beim Kaffee plauderte sie äußerst vergnügt über die kleine Szene und nannte sie wiederholt ihren „schmachtenden

Ritter“. Aber mißfällt Ihnen das Wort vielleicht?“

Alfreds Gesicht war erschreckend in die Länge gegangen.

„Was sieht Sie nun an, bester Freund, daß Sie diesen harmlosen Sylvestercherz zu einem ehelichen Drama, am Ende gar zu einer Tragödie gestalten wollen? Da kommen Sie im Frack und weißer Halsbinde und wünschen mein Schwiegerjohn zu werden? Ist das nicht unbesonnen ist das nicht geradezu verwegen?“

„Es ist mein heiliger Ernst!“ beteuerte der andere.

„Eben weil es Ihr Ernst zu sein scheint, glaube ich, daß meine Bowlen doch nicht so vortrefflich waren als Sie vorhin behaupteten.“

„Herr Rechnungsrat!“

Alfred erhob sich in gemessener Haltung.

„Mein Antrag war der eines ehrlichen Mannes, der sich der Tragweite seiner Handlungen bewußt ist“ — er sagte es mit schönem männlichen Stolz. „Ihr Fräulein Tochter hat sich lustig über mich gemacht, Sie verspotten mich. Ich muß beides hinnehmen, wenn auch mit schwerem Herzen. Empfehlen Sie mich Ihrer Familie. Ich habe die Ehre.“

„Warum gleich so kurz angebunden?“ meinte der Rechnungsrat gutmütig und legte dem Gefräßten die Hand auf die Schulter. „Ich will Ihnen einen Kompromiß vorschlagen: Ehe wir beide weiter über den Fall reden, will ich Ihren Onkel um seine Meinung bitten. Er ist Ihr nächster Blutsverwandter — —“

Alfred war noch bleicher geworden. Der Reulenschläge waren zu viele.

„Geben Sie sich keine Mühe“, antwortete er so fest als möglich. „Mit meinem Onkel habe ich bereits gesprochen; er steht ganz auf Ihrem Standpunkt.“

„Ja, dann — —“ Herr Hoff machte eine bedauernde Geste. „Das tut mir leid — aufrichtig leid!“

Der verunglückte Freiersmann hatte schon die Türflinke ergriffen.

„Kommen Sie doch diesen Weg!“

Und der Rechnungsrat schob den jungen Herrn sanft auf eine andere Tür zu und öffnete diese rasch.

Im demselben Augenblick stand Alfred wie eine Bildsäule.

Er blickte starr geradeaus, in das behagliche Wohnzimmer.

Dort saßen am festlich gedeckten Tisch drei Personen: die Frau Rechnungsrat, Fräulein Else und Herr Waldemar Müller.

Man mochte sich das Wort gegeben haben, den Eintretenden nicht gleich beachten zu wollen, aber beim Anblick des Geliebten vergaß Blondelke diesen Vorsatz.

Mit einem Freudenruf eilte sie dem Erwarteten entgegen, der sie stürmisch in seine Arme schloß.

Onkel Müller schien diese Eile nicht zu billigen, aber er sagte doch in bester Laune zu dem Nessen:

„Siehst du, — ganz so glatt, wie du meinst, ist es nicht gegangen, Herr Obenhinaus. Hoffentlich hat unser Rat dich ordentlich schwichen lassen. Ja, schau mich nur an! Wüchtest wohl wissen, was ich hier zu schaffen habe? Die Einladung zum Verlobungsfrühstück hat mir keine Ruhe gelassen. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen wie den Sylvesterpunsch, der so großes bei dir bewirkt hat. Und nun laßt uns keine Zeit mehr verlieren! Nun soll uns ein anderer Tropfen schmecken! Der erste im neuen Jahr!“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Schneeglöckchen.
Telegraphenrätsel: Gut Ding will gut Weill.
Guetz, Däumling, Willen, Gustav, Zweifel.
Diamanträtsel: S, Mal, Marie, Geldern, Sardinien, Karnten, Seife, Reif, n.
Konkordiarätsel: Mal, Elle, Welle, Plewna, Lenne, Anna, Wan.
Magisches Dreieck: Lenau, Eros, Rot, As, U.
Charade: Eisleben.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 8. 23-27. „In jener Zeit, als Jesus in das Schiffelein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schiffelein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen; Herr hilf uns! wir gehen zu Grunde. Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich sehr und sprachen: wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen.“

Ueber das Lesen der hl. Schrift.

III.

Der Herr zeigt heute Seine göttliche Macht über Sturm und Wellen. Wie jenes Schiffelein durch den Galiläischen See, so segelt die Kirche Jesu durch die wogenden Fluten der Zeit. Dit zagen auch in diesem Schiffelein die Kleingläubigen, — zur rechten Zeit aber gebietet der Herr immer wieder den Stürmen, und das Schiffelein darf auf klarem, glattem Wasserspiegel seinen Weg zum Ziele hin fortsetzen.

Und wie mit dem Reiche Gottes auf Erden — Seiner Kirche — so geht es auch mit dem Reiche Gottes im Innern des Menschen; denn das Reich Gottes ist „in euch“, sagt der Herr (Lukas 17, 21). Die Gnaden der Erlösung bietet uns die Kirche dar: sie ist das äußere, sichtbare Reich Gottes auf Erden; — das Reich Gottes muß aber für Jeden, der selig werden will, auch ein innerliches sein, weshalb wir nach der Vorschrift des Herrn beten: „Zu uns komme Dein Reich!“ Die Sacramente vermitteln uns die Gnaden der Erlösung; wir aber brauchen den guten Willen, diese Gnaden anzunehmen. Und wie nun das sichtbare Reich Gottes auf Erden — die Kirche — Unwetter und Stürme zu verzeichnen hat, so hat auch das Reich Gottes im Innern des Christen, der sein ewiges Ziel ernstlich erstrebt, Unwetter und Stürme, Kämpfe und Versuchungen aller Art, zu bestehen, denen er zwar nicht ausweichen, die er aber mit der Hilfe Gottes überwinden kann.

Noch auf einen andern Punkt möchte ich hier aufmerksam machen: das innere und das äußere Reich Gottes — das Leben der sichtbaren Kirche und das Leben ihrer Glieder — stehen immerfort in einem Wechselverkehr. Die Zeit wirkt auf uns, lieber Leser, ein, und wir wirken auf die Zeit ein. Wo ist einer zu finden, den nicht die herrschende Gedankenströmung der Zeit,

ihre Irrtümer, ihr Unglaube, auf längere oder kürzere Zeit beeinflusst, oder den nicht wenigstens ihre Stürme auf eine Zeit lang irre und verwirrt gemacht hätten? *) Andererseits kann Jeder aber auch wieder einwirken auf die Andern im guten Sinne des Wortes; ja, kein Mensch darf sich der falschen Demut hingeben, als könne nicht auch er in dem Lebenskreise, in den er von Gott gestellt ist, auf seine Umgebung einen wohlthätigen, segensreichen Einfluß ausüben. Zwar vermögen wir den Einfluß, den unser Leben auf das Leben Anderer hat, nicht zu taxieren; allein das darf uns nicht beirren; es genüge uns das Bewußtsein, daß es auf unsere Umgebung ein guten Einfluß ausüben muß, wenn wir gehorsam sind gegen die Gebote des Herrn und Seiner Kirche, wenn wir unsern Glauben durch Wort und Tat bekennen; daß ferner dieser Einfluß um so größer sein muß, je mehr wir durch Bildung, durch irdischen Rang oder Besitz über unsere Mitmenschen hervorragen. So kommt es, daß wir durch Treue gegen Gott auch fremden Verdienstes teilhaftig werden — während wir durch Untreue und Anfehnung gegen Gott und Sein heiliges Gesetz uns auch fremder Sünden schuldig machen.

Welche Macht des Einflusses — nach der guten wie nach der schlimmen Seite — haben aber erst die Eltern in Bezug auf ihre heranwachsenden Kinder! Welchen Einfluß namentlich auch in Bezug auf das, was innerhalb der Familie gelesen wird! Wie hätten die Väter der Kirche — ein Chrysostomus, ein Hieronymus, von denen wir längst hörten — wie hätten sie ahnen können, daß Zeiten kommen würden, in denen Eltern und Kinder die heilige Schrift kaum noch dem Namen nach kennen; daß

*) Wie viele bangs, besorgte Fragen hörte ich nicht im Laufe der letzten Jahre bezüglich der heiligsüchtigen Zustände in den vorwiegend katholischen Staaten, Frankreich, Oesterreich etc! Meine Antwort begann meistens mit der Gegenfrage: „Wissen Sie eine katholische Zeitung? — Wenn nicht, so setzen Sie wohl selbst ein, daß es dazu die höchste Zeit ist!“

Sirgenkalender.

- Sonntag, 1. Februar.** Vierter Sonntag nach hl. drei Könige. Brigitta, Abtissin. Ignatius, Bischof und Martyrer † 107. Evangelium Matthäus 8, 23-27. Epistel: Römer 13, 8-10. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Heilige Kommunion der Mädchen. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 2. Februar.** Mariä Lichtmess. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 2, 22-32. Epistel: Malachias 3, 1-4. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Erste heilige Messe beginnt 1/4 vor 6 wegen der Arbeiter. — Nach der Abendandacht Blasius-Segen. Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 Uhr erste heilige Messe, 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht.
- Dienstag, 3. Februar.** Blasius, Bischof und Martyrer † 316. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nach allen hl. Messen Blasius-Segen.
- Mittwoch, 4. Februar.** Veronika, Jungfrau † 1497. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr 1. St. Josefs-Andacht. St. Anna-Stift: Dritter Mittwoch zu Ehren St. Josefs, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 5. Februar.** Agatha, Jungfrau und Martyrin † 251.
- Freitag, 6. Februar.** Dorothea, Jungfrau und Martyrin † 208. Karmeliten-Klosterkirche: 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt; Nachmittags 1/6 Uhr Predigt darnach Herz-Jesu und Armenjeden-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Sonntag, 7. Februar.** Romuald, Ordensstifter † 1027.

Christen ihren ganzen Religionsunterricht beschränken auf einige in der Christenlehre flüchtig gelernte Antworten; sich begnügen mit wenigen, oft genug mit großer Verstreuung angehörten Predigten, und dabei glauben, ihrem Gewissen und den Forderungen der Religion vollkommen Genüge getan zu haben. Nicht als läßen die Christen heutzutage nicht! Im Gegenteil: Die Jugend liest, die Erwachsenen lesen, die Eltern lesen, die Dienstboten lesen — sie lesen bei Tag und bei Nacht, sie lesen bei der Arbeit, in Gesellschaft und insgeheim! Aber was lesen viele, viele Christen?

Sie lesen Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie ihre heilige Religion nicht kennen, sondern geringschätzen lernen; die Welt nicht verachten, sondern lieben, die Leidenschaften nicht bezähmen, sondern anfachen lernen. Und jenes Buch des Lebens, mit dem in der Hand die größten Heiligen zu sterben und beigelegt zu werden wünschten — die heilige Schrift und jene Bücher, die daraus schöpfen, liest man nicht! Und doch ist es heute durch den Verein „vom hl. Karl Borromeus“ auch der ärmsten Familie möglich gemacht, sich diesen kostbaren Schatz zu sichern: das Wort Gottes könnte ein Brot des Lebens für sie sein, wenn es am guten Willen nur nicht fehlte.

Wie ganz anders waren die Einwohner der Stadt Ephesus zur Zeit des hl. Apostels Paulus gesinnt! Zwei Jahre schon hatte der Völkerapostel dort das Evangelium Jesu Christi gepredigt, als eines Tages eine große Unruhe und Bewegung in der ganzen Stadt entstand: Holz und Feuer werden auf einem großen öffentlichen Platze zusammengetragen, — und wem gilt es? Ist etwa eine Verfolgung ausgebrochen, und soll Paulus selbst das Opfer sein? Nein, es galt den abergläublichen, gottlosen Büchern und Schriften, die sich auch in den Händen der Christen befanden; diese wurden zusammengebracht und öffentlich vor aller Augen verbrannt — für e. fünfzigtausend Mark Bücher gehen in Flammen auf! — Wenn doch ein solcher Eifer auch unter uns, lieber Leser, wieder einmal aufleben wollte! Für wie viele hunderttausend Mark würde nicht unsere Düsseldorf allein ins Feuer zu werfen haben!

Ich schließe mit einem Worte des großen hl. Augustinus: Leset die heiligen Schriften (mahnt er), betrachtet sie als ein Schreiben, das ihr aus eurem himmlischen Vaterlande empfangen habt! So wie ein Reisender, der schon lange und sehr weit von seinem Vaterlande entfernt ist, mit Entzücken und bis zu Thränen gerührt einen Brief lesen würde, den er endlich daher empfing, so sollen wir die heilige Schrift lesen, die uns Nachrichten vom Himmel, unserm eigentlichen Vaterlande, bringt, wo unsere Brüder sind, und dem wir allmählig selbst uns nähern, um ewig da zu wohnen.

Messungen im Weltall.

Von Rudolf Curtius.

I.

Das Vorstellungsvermögen des menschlichen Geistes für die Begriffe von Raum und Zeit hat seine engumschriebenen Grenzen. Ewigkeit und Unendlichkeit sind Dinge, an denen die menschliche Fassungskraft unweigerlich scheitert und wohl jeder, der denkend sein bewunderndes Auge zum nächtlichen Sternenhimmel erhoben hat, ist sich des unlöslichen Widerspruchs bewußt geworden, in welchem die Tatsache, daß in unserem Dasein alles einen Anfang und ein Ende hat, mit der logischen Notwendigkeit steht, daß hinter dem fernsten, mit unseren Niesensfernrohren sichtbaren Sterne weitere und weitere Welträume kommen, die sich ins Unermeßliche ausdehnen. Wenn die Mutter auf die naive Frage des Kindes, wo denn das Ende der Welt sei, die Antwort giebt, daß diese dort mit einem Bretterjause ver schlagen sei, so ist die weitere

Frage des kleinen wißbegierigen Drängers: „Und was ist hinter diesem Jause?“ geeignet nicht nur die Befragte, sondern ebenso den größten Philosophen und Astronomen in Verlegenheit zu setzen; denn sie muß immerdar unbeantwortet bleiben.

Aber auch das, was sich wirklich messen läßt, ist deswegen noch keineswegs eine faßliche Größe. Daß vor uns ungezählte Jahrtausende und Jahr Millionen waren und ebenso nach unserem Tode sein werden, leuchtet uns leichter ein, und zwar vielleicht deswegen, weil die Zeit uns praktisch meistens nur als der eben verrauschende Augenblick zum Bewußtsein kommt. Während aber der Raum als Tatsächlichkeit sich nach allen Seiten vor unseren Augen darbietet, bis dorthin, wo die ausfließende Kraft unserer Instrumente versagt, können wir uns doch von den Entfernungen, mit denen die Astronomie rechnet, nur schwer ein Bild machen.

Gutgläubig lernt das Kind, das unser nächster Nachbar, der Mond in einer mittleren Entfernung von 50 000 geographischen Meilen von der Erde steht, daß es bis zur Sonne 400 Mal weiter ist, und daß trotzdem das Licht nur etwa 8 Minuten braucht, um bis zu uns zu dringen, daß in dreißigfach größerem Abstände als die Erde der äußerste bekannte Planet unseres Sonnensystems, der Neptun im Dämmerseine seine Bahn zieht. Dann verlassen uns Meilen- und Kilometermaße gänzlich, und wir müssen zur Bewertung der Entfernungen die Geschwindigkeit des Lichts heranziehen. Wir erfahren, daß das Licht, welches bis zum Neptun nur 1 Stunde und 8 Minuten braucht, den uns zunächst stehenden Fixstern erst nach 3 $\frac{1}{2}$ Jahren erreicht und mit großer Wahrscheinlichkeit erst nach Hunderten und Tausenden von Jahren zu jenen Millionen von Sonnen gelangt, in welche sich der matte Schimmer der Milchstraße in scharfen Fernrohren auflöst, daß also ein lichtschwaches Sternchen, welches gerade an der äußersten Grenze der Sichtbarkeit steht, schon zu Christi Zeiten untergegangen sein kann und trotzdem jetzt noch sein Licht zu uns gelangen läßt.

Gegenüber diesen in zahllosen Darstellungen popularisirten Größenverhältnissen ist wohl die Frage berechtigt, wie es die Wissenschaft fertig gebracht hat, diese zu messen, obwohl uns die unüberschreitbare Kluft des Weltraumes von den Objekten der Himmelsforschung trennt und keine Messkette ihn zu überspannen vermag. Wie sich dennoch die Messungen dieser ungeheuren Entfernungen auf denjenigen Grundlagen aufbauen, welche der Feldmesser mit dem Meter auf der Erdoberfläche bestimmen kann, soll der Zweck dieser Ausführungen sein.

Will man auf der Erde die Entfernung zweier weitentlegenen Punkte von einander feststellen, zwischen denen man nicht die Messkette anlegen kann, so mißt man vom Standort des die Berechnung führenden eine Grundlinie von etlichen tausend Metern in möglichst genauer Weise ab, indem man die Grundlinie viele Male in beiden Richtungen hin durch Messungen kontrollirt und von allen Resultaten den Durchschnitt nimmt, wobei die unvermeidlichen Fehler sich mit größter Wahrscheinlichkeit ausgleichen werden. Von den Endpunkten dieser Grundlinie oder Basis visirt man mit Fernrohren, die mit einem präzisen Winkelinstrument verbunden sind, nach dem zu bestimmenden fernen Ort und mißt die Winkel, welche die beiden Visirlinien mit der Grundlinie bilden. Wiederholt man diese Konstruktion im verjüngten Maßstabe auf dem Papier mit möglichst Genauigkeit, so wird man schon durch einfache Abtragung des Maßstabes mit dem Zirkel auf den Seiten des konstruirten Dreieckes die gesuchte Entfernung annähernd bestimmen können. Der Geodät bedient sich statt dessen natürlich besser der Rechnung mit trigonometrischen Tafeln. Mit diesen Hilfsmitteln, die in ihren Prinzipien schon vor 2 Jahrtausenden

bekannt waren, hat damals schon der Alexandriner Astronom Aristarchos annähernd genau den Umfang der Erde bestimmt. Heute dehnt sich natürlich ein Triangulirungsnetz von Tausenden peinlich genau vermessenen Dreiecken über alle Festländer, besonders über Europa aus, und so hat man mit Aufwande von vielen Millionen um einer Arbeit, die noch immer weiter fortgesetzt wird, den Umfang der Erde und ihre Gestalt — sie ist wie bekannt durchaus keine mathematische Kugel — bestimmt, da sie das Urbild ist, von welchem aus man in den Himmelsraum hineinkommt.

Auf ganz dieselbe Weise hat man zunächst die Entfernung des Mondes bestimmt. Einem Beobachter in Kapstadt erscheint dieser, um ein Beispiel anzuführen, an einem erheblich anderen Punkte des Himmels als in Berlin, und da man die Entfernung von Berlin nach der Hauptstadt Südafrikas sehr genau bestimmt hat, und wiederum die Winkel messen kann, welche die Visirlinien nach einem bestimmten Punkte der Mondoberfläche mit dieser langen Grundlinie auf der Erde einschließen, hat man die Entfernung Frau Lunas von der Erde gleich 60,27 äquatorialen Halbmessern der letzteren bestimmt.

Leider kann man mit der Mondentfernung als Basis nicht mit Genauigkeit die Entfernungen der Planeten und Sonne bestimmen, weil die dabei in Betracht kommenden Winkel viel zu spitz sind, um ohne erhebliche Fehler gemessen werden zu können. Hierzu mußte man einen andern Weg beschreiten. Wenn man die Entfernung der Erde von der Sonne = 1 setzt und nun z. B. die relative Entfernung der Venus von der Sonne bestimmen will, so mißt man den Winkel, welcher von Sonne, Erde und Venus an eine in beliebigen Tage gebildet wird und wartet dann ein halbes Jahr, bis die Erde am entgegengesetzten Punkte ihrer Bahn steht, worauf wiederum dieser Winkel gemessen wird. Es sind dann von dem ungeheuren Dreieck die Grundlinie, nämlich der = 2 gesetzte Durchmesser der Erdbahn und die beiden anliegenden Winkel bekannt, woraus wiederum sämmtliche andern Stücke des Dreieckes bestimmt werden können. Der Leser wird hier mit Recht so fort einwenden, daß der Planet während dieses halben Jahres ja nicht an der gleichen Stelle stillgeblieben ist. Diese Schwierigkeit ist jedoch schon von Kepler beseitigt worden, welcher aus seinen Beobachtungen, ohne die wahren Entfernungen der Planeten zu kennen, ihre Umlaufzeiten berechnete und dadurch in der Lage war, genau anzugeben, wann ein Planet wieder an demselben Punkte angekommen war, den er in dem Momente der ersten Winkelmessung eingenommen hatte. Ein diesem Termin wurde nun der zweite Winkel gemessen, und es konnten somit die Abstände der Planeten in Halbmessern der Erdbahn als Einheit sehr genau ausgedrückt werden.

Freilich war damit die wahre Entfernung zwischen Sonne und Erde, in irdischen Maßen ausgedrückt, noch nicht bestimmt. Letzteres ist jedoch in virtuöser Weise durch Beobachtung der Venusdurchgänge über die Sonnenscheibe geschehen, welche zuletzt am 9. Dezember 1874 und am 6. Dezember 1882 erfolgrat und zu deren Beobachtung von allen Kulturstaaten der Welt besondere Expeditionen entsandt wurden, da das hochwichtige astronomische Ereignis sich erst am 7. Juni 2004 und am 5. Juni 2012 wiederholt. Der Wert dieser Beobachtungen liegt, in kurzen Worten ausgedrückt, darin, daß man den Eintritt der kleinen schwarzen Venusscheibe auf die Sonnenfläche besonders scharf feststellen und die während dieser Zeit von 2 oder mehreren Sternwarten gemessenen Winkel genauer als durch jedes andere Verfahren bestimmen kann. Aus diesen Winkeln (Parallaxen) läßt sich die Entfernung der Sonne sehr genau ableiten, und der aus den vorerwähnten Venusdurchgängen erst vor wenigen Jahren endgültig ermittelte Wert von 149 370 000 Kilometer

wird wohl auf lange hinaus der genaueste bleiben, obwohl auch er noch nicht die vollkommene Genauigkeit hat, welche den Astronomen als Wunsch vorwebt.

Gespensker.

Stiige von Leo Wirtz.

Selt Wochen schlich unsere arme Mutter in dumpfer Qual umher und weinte viel in einsamen Winkeln des Hauses; der Schwester fröhliches Lachen war verstummt, und auch ich war trotz meiner neun Jahre von dem finstern Geist d. Hauses angesteckt worden, der plötzlich und grausam bei uns eingezogen war. Gepeiniget von einer großen geheimnisvollen Furcht, verbrachten wir unsere Tage. Nur der Vater war fröhlich und aufgeräumt. Mit lachendem Munde ging er morgens zur Arbeit, und lachend kehrte er abends wieder nach Hause zurück. Den ganzen Abend sah er bei uns, neckte meine Schwester und mich, erzählte uns lustige Geschichten und rauchte dazu seine Gipspfeife. Die Mutter gab sich Mühe, ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen, obwohl ihr die Thränen oft in den Augen standen. Uns Kindern hatte sie eingeschärft, den Vater von unserem Kummer niemals etwas merken zu lassen. Und wir taten, was uns möglich war.

Wohl fragte er einmal befremdet: „Was habt Ihr denn nur? Ihr lacht ja alle so gezwungen, seid so niedergeschlagen, so langweilig, so ganz anders als sonst?“

„Was sollten wir denn haben?“ antwortete die Mutter verlegen; „müde sind wir, und es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen.“

Diesen Abend aber weinten wir bitterlicher als je in unsere Kissen hinein und beteten länger und inniger für unseren armen totgeweihten Vater.

Vor Wochen, als die Fundamente der neuen Käserei ausgegraben wurden, war eine Zigeunerbande ins Dorf gekommen und hatte gebettet. Der Gemeindepäsident befaß dem Polizisten, die Gesellschaft abzuschleppen, und der trieb sie schonungslos aus dem Orte. Beim Käserbauplatz jedoch hielt eine alte, häßliche Zigeunermutter, die den Leuten aus der Hand gewahrt hatte, ihre Schritte an, wandte sich zu den neugierig Herumstehenden und sagte mit krächzender Stimme: „Ehe dieses Haus aufgerichtet ist, wird Einer dabei das Genick brechen.“ Und schneidend lachend humpelte sie weiter.

Seit diesem Tage war unsere Mutter wie umgewandelt. Zwar hatte sie jedesmal, wenn ein Neubau aufgerichtet werden sollte, als richtige Zimmermannsfran in Angst und Schrecken gelebt und uns Kinder zum heiligen Joseph beten lassen, dem Patron der Zimmerleute, daß er unseren Vater bei seinem gefährlichen Handwerk beschütze. Aber jetzt war die sonst so innig fromme Frau einem verhängnisvollen Aberglauben anheimgefallen. Die allerdings unter so seltsamen Umständen ausgestoßene Drohung, deren Wirklichkeit durch den phantastischen Auppus der alten Zigeunerin noch erhöht wurde, hatte sich so tief in die Seele meiner Mutter hineingefressen, daß jede vernünftige Erwägung ausgeschlossen war. Ich gedenke noch heute mit Schrecken an die traurigen Tage, die uns die unselige Geschichte bereitet hat, und ich teile die Erinnerung heute mit zur Warnung für alle abergläubischen Seelen, denen das rechte Gottvertrauen noch nicht die törichte Gespensterfurcht aus der Seele zu bannen vermag.

Als ich eines Tages aus der Schule nach Hause kam, hörte ich die Mutter in der Küche laut schluchzen. Ich fand sie über den rauchenden Herd gebeugt, in Thränen fast zerfließend und von Weinkrämpfen geschüttelt. Meine Schwester hielt die Arme um sie geschlungen und weinte mit. Ich war so niedergeschlagen von dem Anblick, daß ich mich zitternd und bebend auf die Türschwelle lauerte und vor Angst, als müßte etwas Schreckliches geschehen,

nicht zu athmen wagte. Meine Schwester setzte sich neben mich und sagte, von Schluchzen oft unterbrochen: „Denke Dir, Leo, was heute morgen vorgefallen ist! Die Mutter wollte um acht Uhr Kartoffeln aus dem Keller holen. Ich saß in der Stube und strickte Strümpfe. Als sie drunten war — hört sie plötzlich in der Stube ein lautes Klopfen. — Das klang so hohl, so unheimlich, so, weißt Du, wie wenn man einen — Sarg zunagelt. Mehr als zehn Mal hat es so geklopft. Dann kam die Mutter zitternd herauf und fragte mich, wer denn hier oben geklopft habe. Ich hatte nichts gehört, denke Dir, Leo, und das Klopfen sei doch so stark und deutlich gewesen, daß ich's hätte hören müssen, wenn nicht...“ Sie brach neuerdings in Schluchzen aus und fuhr dann fort: „Siehst Du, das war kein richtiges Klopfen, sondern ein Vorzeichen, das uns die Geister gegeben, eine Ahnung, eine Todesbotschaft! Und letzte Nacht schon hat die Mutter die Totenuhr ticken gehört in der Wand. Ach Gott jetzt ist alles verloren und alles Beten hilft nichts mehr.“ Sie stöhnte laut auf, und wir weinten alle drei lange und bitter.

Diesen Mittag war es uns fast unmöglich, dem Vater beim Essen unsere Stimmung zu verbergen. Es schien auch, als ob er etwas gemerkt hätte; denn er war schweigsamer als sonst und sah die Mutter und uns oft sonderbar forschend an. „Was fehlt Euch denn? Hat's etwas Ungerades gegeben? Habt Ihr geweint?“ fragte er einmal. Die Mutter errötete verlegen und stammelte: „Ach nein, ich bin nur etwas unwohl — die Kinder haben sich gezannt. Es ist nichts. Sei nur ruhig!“

Aber es schien doch, als ginge er diesmal in etwas bedrückter Stimmung zur Arbeit. Die Heimlichkeit, die wir hatten, mochte wohl seinem offenen Charakter widerstreben.

Das Aufrichtefest war da. Der Vater war diesmal eine Stunde früher fortgegangen, denn heute gab es viel zu tun, sollte doch am Abend der Bau fix und fertig aufgerichtet und mit Ziegeln gedeckt dastehen. „Zum Mittag- und Abendessen komme ich nicht heim, Anneli“, sagte er zur Mutter beim Morgenkaffee, „um acht Uhr ist das Aufrichtemahl im „Kreuz“ und dann...“ Die Mutter unterbrach ihn. „Aber sei vorsichtig, Christof, nur diesmal noch, bitte, lieber Mann! Ich habe so Angst um Dich!“ Lächelnd stand er auf, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände, küßte sie innig und ging. „Gott schütze Dich!“ rief sie ihm mit zitternder Stimme nach. Und als wir seine kräftigen Schritte, die uns nicht wiederkehren sollten, draußen verhallen hörten, da faßte uns der Schmerz mit neuer Gewalt, und wir umarmten uns weinend und schluchzend. Heute wurde kein Mittagessen bereitet. Wer hätte da essen können, wo jeder Augenblick die entsetzliche Todesbotschaft bringen konnte? Wir harreten und weinten. Jeder Schritt auf der Straße jagte uns einen Schauer des Entsetzens durch die Adern, jeder Laut machte uns im Innersten erbeben.

Der Nachmittag schritt vor, und noch immer nichts. Die Schwester weinte nicht mehr, sie sah nur trüben, erloschenen Blickes vor sich hin; die Mutter lag auf den Knien vor dem alten, schwarzen Kreuzifix in der Ecke, und heftiges Schluchzen erschütterte ihren zusammengebrochenen Körper. Ich schlich mich von einem Winkel in den andern, fand nirgends Ruhe und fühlte mich wie zerfchlagen und totunglücklich.

Wieder erschallte ein Schritt auf der Straße, der rasch näher kam. Wir horchten auf und hielten den Athem an. Näher klangen die Schritte. Jetzt waren sie an der Stiege. Eine fürchterliche Spannung herrschte in dem dumpfen, unheimlichen Raum. — Horch! Was war das? — Die Schritte gingen vorüber!! Gott sei tausendmal gedankt! Ein dreifacher Seufzer der Erleichterung stieg gen Himmel.

Langsam sank die Sonne. Nun war der Abend da, und noch immer nichts! — Die Schwester stieß mich leise an. „Leo“, flüsterte sie, „geh' und sieh nach, ob das Haus noch nicht aufgerichtet ist.“ Wie eine Erlösung kam es über mich, daß ich die Stätte der Angst und des Schreckens verlassen durfte. Eilig und doch voll beklemmender Furcht, ich könnte dem Unglück entgegenrennen, lief ich der Käserei zu. Meine Beine zitterten, als ob sie zusammenbrechen müßten.

Plötzlich stand das schöne, stolze Gebäude vor mir. Welch' Wunder! Fertig von unten bis oben!! Die letzten roten Ziegel wurden eben hinaufgereicht, und meine Schulkameraden jauchzten auf den hohen Leitern. Und dort! Was war das? — Hoch oben auf dem First stand mein Vater, ein grünes Tannenbäumchen in der Hand, an dessen Zweigen rote, blaue und gelbe Bänder flatterten. Und er richtete das Bäumchen auf — ein paar kräftige Hammerschläge — da stand es schon aufrecht, und die Bänder und das Goldpapier flatterten im Winde.

Auf der Straße ging ein Jubel los unter der Dorfjugend, und die Erwachsenen umstanden wohlgefällig lächelnd den schmucken Bau. Jetzt reckte sich mein Vater zu seiner ganzen Größe auf und rief mit klarer, welt-hinreichender Stimme den alten, einfachen Zimmermannspruch über's Haus.

„Und so empfehle ich Dich, mit Allen, die da ein- und ausgehen, dem Schutze des allmächtigen Gottes. Amen.“ schloß er seine Rede; wir Kinder aber jauchzten, schrien und jubilierten, und die Leute klatschten freudig in die Hände. Noch nie in meinem Leben war mir mein Vater so schön erschienen wie jetzt, da er dort oben stand, frei und groß und stark, umjauchzt von dem Jubel des Volkes und verklärt vom letzten Abendsonnenstrahl.

Und jetzt stieg er herab. Als er auf die Straße trat, war es mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. Ich stürzte ihm entgegen, umklammerte seine Knie, weinte, lachte und jauchzte und wußte nicht, was ich tat. Er aber rief lachend aus: „Du närrischer Bub! Was treibst Du wieder für Possen! Geh' heim und sag der Mutter, ich lasse sie grüßen, und sie soll rasch in's „Kreuz“ kommen und Euch beide mitbringen. Und lustig soll's werden, verlaßt Euch d'rauf! Geh', Junge, geh!“

Ich stürzte davon mit meiner Freudenbotschaft. Wie bin ich mich meiner Wichtigkeit so sehr bewußt gewesen wie damals als ich die Kunde des Lebens nach unserm stillen Hause trug.

Stürmisch riß ich die Türe auf und schrie hinein: „Gerettet, gerettet! Mutter! Schwester! Der Vater ist gerettet, gesund und lebt!“

Ein Jubelgeschrei ersticke meine Worte. Mutter und Schwester umarmten und herzten und küßten mich. Der Mutter Freudentränen tropften auf meinen Scheitel und ihr Lachen klang mir wie Glockengeläute und Musikgetöse. Es gibt Augenblicke, die uns das Leben nur einmal schenkt, aber unvergänglich ist ihr Glanz, unverfleglich ihre Süßigkeit und unsterblich ihr Andenken.

Der Sunger-Jour.

Humoreske von Eugen Ifoiani.

„Ich habe die kostspieligen gesellschaftlichen Abfütterungen nun satt“, sagte meine Frau zu mir bei Beginn der Gesellschaftssaison, „da sitzt man Stunden lang bei der Tafel, muß den Gästen wer weiß wie viel Gänge vorsetzen und schließlich ist man, wenn man aufsteht, furchtbar müde, sodaß sich die Leuten noch eine halbe Stunde anreden und angähnen, um dann aufzubrechen. Das tue ich in dieser Saison nicht mehr. Ich richte mir einen Jour fix und fertig ein, wie ihn Meyers haben. Da stelle ich in deinem Zimmer ein kaltes Duffet auf, wo jeder sich nehmen mag, was

er will, ohne Stunden lang festsetzen zu müssen und im Salon- und Wohnzimmer können sich unsere Gäste unterhalten; da kann geplaudert werden und musiziert, und da haben bequem fünfzig und sechzig Personen Platz, während ich bei fester Tafel immer nur zwölf und sechzehn Personen aufnehmen kann!"

Na, ich war von der trefflichen Strategie dieses gesellschaftlichen Schlachtplanes vollkommen überzeugt und hätte es mir wohl auch nicht viel genügt, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, meine Frau wünschte den Jour fix, und so konvertierte und adressierte ich ein paar Tage später gegen hundert Karten, auf denen die gedruckte Mitteilung zu lesen war, daß wir unsere Freunde am ersten und dritten Sonntag eines jeden Monats bei uns erwarten würden. Ich rechnete aus, daß alle, die wir da zu unserem Jour aufforderten, mit Weib, Kind und Regel etwa einhundert und dreißig Personen wären und fragte meine Frau sorgenvoll, wo wir so viele Leute lassen könnten, aber meine Frau machte mit Recht den Einwand, daß ja nicht immer alle Leute an demselben Tage Zeit und Lust hätten, und schließlich höchstens immer nur die Hälfte kämen, wie wir zum Beispiel ja auch bei Meyers nicht immer zu jedem Jour fix gingen, sondern von zwölf Abenden der Saison immer nur höchstens ein Drittel derselben besuchten. So würden es unsere Freunde auch mit uns machen, und schließlich, wenn man an den betreffenden Tagen aus Salon und Wohnzimmer die unnützen Möbel herausräume, haben wohl achtzig und noch ein paar Personen mehr Raum.

So gingen denn die Karten in die Welt, und als der erste Sonntag herannahte, richtete meine Frau ein stattliches Büffet her. Das sah ganz nett aus. Da standen drei hochaufgehaupte Schüsseln mit belegten Brötchen, dazu mehrere Schüsseln mit verschiedenen Braten, ein prächtiges Roastbeef, wie gemalt, mehrere Schüsseln mit Hummermajonaise, Italienschen und Herings-Salat und in der Küche waren noch verschiedene Schüsseln mit Compot und sechs große prächtige Torten.

„Aber wird's auch reichen, Männchen?“ fragte ich meine Frau, „du hast dich gewiß nur auf sechzig Personen eingerichtet! wenn nun aber achtzig kommen!“

„Du kannst ganz unbesorgt sein, Männchen, es reicht auch für achtzig Personen! Wir werden nicht in Verlegenheit sein!“ antwortete meine Frau, und sie behielt wirklich Recht. Wir blieben in der Tat nicht in Verlegenheit, unsere Gäste zu sättigen, wohl aber waren wir am Tage darauf sehr in Verlegenheit, wohin wir mit allen den kulinarischen Schätzen sollten. Es waren nämlich nicht achtzig, auch nicht einmal sechzig Gäste gekommen, sondern nur zwanzig, und diese zwanzig Personen aßen auch nur verhältnismäßig wenig.

Als ich meinen Freund, den Dr. Viscow immer von Neuem aufforderte zuzulangen, sagte er mir, nachdem er von einigen Sachen genippt hatte: „Ja, es tut mir leid, lieber Freund, daß ich nicht mehr essen kann. Aber, ich will dir aufrichtig gestehen, ich habe schon ordentlich im Restaurant vorgelegt!“

„Aber weshalb hast du das getan Viscow?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„Nun,“ meinte er, einem so erfahrenen Gesellschaftsmenschen, wie ich einer bin, darfst du das schon nicht übel nehmen! Ich weiß, daß es bei den Jours in der Regel miserables Essen gibt. Die fürchterlichsten Salate und zähesten Braten pflegen die Trakteurs für die Jour-Büffets zu liefern. Daß ich hier so ausgezeichnete und delikate Dinge, die augenscheinlich in der Küche deiner Frau selbst hergerichtet sind, vorfinden würde, konnte ich nicht ahnen!“

Nun, obwohl wir andern Tags an Verwandte und sehr intime Freunde Verschiedenes von den Schätzen los wurden, mußten wir doch die ganze Woche über Majonaisen und Salate und kalten Braten speisen, die Reste der Torten wurden geradezu herumgeworfen

in der Küche, und das erste Mal, als es in unserem Hause wieder ein Mittagessen gab, das nicht aus den Resten des Jours zurechtgebaut war, stieß ich ein wahres Indianergeheul aus.

Als nun der zweite Jour fix nahte, sagte ich zu meiner Frau: „Männchen, du hast wohl doch das vorige Mal zu viel des Guten getan!“

„Nun, diesmal kommen sicherlich mehr Personen“, meinte sie, „das erste Mal scheut sich Mancher wohl gleich anzutreten. Da kommen nur die intimen Freunde des Hauses!“

„Ja, ja, das ist schon ganz gut!“ antwortete ich. „Aber noch einmal eine ganze Woche hindurch Hummermajonaise und kalten Braten zu essen, das ist mir ganz unmöglich. Ich habe jetzt noch Magendrücken. Drei Tage halte ich das allenfalls aus, aber länger nicht.“

„Na ja, du hast ja auch vollständig Recht“, meinte meine Frau, „du hast ja aber voriges Mal nicht genug anrichten lassen können. Dir schien ja alles noch zu knapp! Warum kümmerst du dich immer um solche Dinge, die mich nur angehen! Laß mich nur machen!“

Na, und das geschah denn auch, ich ließ sie machen, was sie wollte und setzte mich Sonntag Abends in den Salon um meine Gäste zu empfangen.

Und sie kamen; sie kamen sogar in Schaaren. Was nur Beine hatte, schien an diesem Tage kommen zu wollen. Um neun Uhr waren beide Empfangszimmer dicht gefüllt, und meine Frau kam angstvoll zu mir, um mir zuzulüftern: „Du, ich bin in tödlicher Verlegenheit, das Essen kann kaum für die Hälfte der Personen reichen!“

„So schicke schnell herum nach einem der Restaurants, lasse noch holen, was sie fertig haben, einen Schinken meinetwegen oder belegte Brötchen!“

„Ach, Männchen, geh' du doch selber, du weißt ja, daß man die Mädchen zu solchen Aufträgen nicht verwenden kann!“

Und so machte ich mich denn schleunigst hinten herum auf den Weg. Meine Frau rief mir noch nach: „Laß auch noch ein paar Torten vom Konditor herausschicken!“

Na, das war eine Bescheerung. Als ich in das erste Restaurant kam und fragte, was man dort habe, legte man mir die Speisekarte vor.

„Rein, ich wünsche das mit nach Hause zu nehmen! Ein Roastbeef, oder einen Kalbsbraten oder eine Zunge, oder alles drei, was Sie haben!“

„Bedaure sehr!“ sagte der Restaurateur achselzuckend, „über die Straße darf ich Sonntags nichts verlanfen!“

Ich redete in ihn hinein, bat, flehte, bot wer weiß was dafür, er wollte sich nicht rühren lassen. Schließlich ließ ich mir zwölf Brötchen geben, unter dem Vorgeben, sie alle dort aufessen zu wollen, setzte ich mich in eine Ecke, wo mich niemand beobachten konnte, und wickelte die Brötchen in ein paar Papierservietten, die ich dem Kellner teuer bezahlte und ging dann, fleißig kauend, aber mit ganz leerem Munde an dem Wirte vorbei zu einem anderen Gastwirt, wo es mir ähnlich erging. Auch Torten waren nicht aufzutreiben.

So kehrte ich nach einer halben Stunde mit einem paar Duzend belegter Brötchen heim.

Als meine Frau den Mißerfolg meiner diplomatischen Sendung sah, wollte sie beinahe weinen und verzweifeln.

Ich aber sagte: „Weinen hilft hier nichts, mein Kind! Hier gilt's zu handeln. Ruf deine Schwester Clara heraus und die Frau Kaiser, die wohnen hier in der Nähe. Bitte sie, daß sie alle ihre Speisekammervorräte herholen lassen. Ich werde inzwischen hier im Hause herumgehen und unsere Hausnachbarn anbetteln.“

Meine Frau machte Einwendung, „sie müßte vor Scham vergehen, ihre eigenen Gäste in diese Verlegenheit einzuweihen zu müssen. Die ganze Stadt werde über ihre Ungeglichkeit lachen.“ Natürlich hatte ich wieder nur an dem ganzen Mißgeschick Schuld. Aber

schließlich, — es war ja höchste Zeit! — mußte sie meinen Rat befolgen, und während sie ihren Gästen ihre Verlegenheit beichtete, ging ich zu unseren Hausnachbarn Trepp auf, Trepp ab und ließ mir geben, was sie im Hause hatten, von diesem ein paar Eier, von jenem ein Stück Käse, Fleischreste und dergleichen mehr. Sie gaben auch alle willig her, was vorhanden, nur bei einem Hausbewohner hatte ich Pech. In der ersten Etage unseres Hauses wohnt die verwitwete Geheimrätin Excellenz von Rehow. Ich wagte es anfangs nicht dort anzuklingeln und meine Bitte vorzutragen. Da ich aber schließlich doch immer noch recht wenig eingeheimst hatte, mußte ich mein Heil versuchen. Nachdem ich dreimal geklingelt, erschien endlich Jemand und fragte durch die verschlossene Tür: „Wer ist da?“ Ich brachte mein Anliegen vor!

„Was wollen Sie“, könnte es wutschnauend durch die verschlossene Tür, „machen Sie schnell, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich aus dem Fenster um Hilfe!“ Solche Frechheit! Sonntag Abend ein Bettler!“

Und ich machte eilends, daß ich fortkam, lieferte in der Küche meine Schätze ab und eilte wieder zu meinen Gästen, deren Zahl sich unterdessen noch um einige vermehrt zu haben schien, und die alle sehr erstaunt waren, daß der Hausherr sich ihnen entzogen habe. Als ich mich beim Begrüßen meiner Gäste und plaudernd mit ihnen auch einer Gruppe näherte, in der Frau Kaiser lebhaft sprach, verstummte diese plötzlich. Augenscheinlich war sie bereits lebhaft bemüht, allen Gästen zu erzählen, daß es bei uns heute nichts gäbe.

Nach zehn Minuten kam meine Frau zu mir, sie flüsterte mir zu, daß Alles fertig sei, ich könne nun zum Essen bitten. Sie geniere sich ordentlich, fügte sie hinzu, dazu auch noch die Gäste zu bitten. Jeder kriegen nur einen Happen, und miserables Zeug darunter, Frau Kaiser habe ihr die schlechteste Blut- und Leberwurst kommen lassen, die es überhaupt gebe.

Na, es half nun nichts. Ich bat mit lauter Stimme die Gäste, dem kleinen Imbiß zuzusprechen und geleitete sie an's Büffet in's andere Zimmer. In zehn Minuten war die Tafel vollständig leer. Ich selbst hatte keinen Happen geessen.

Da, man plauderte bereits wieder lebhaft und hatte die Empfindung, daß Alle nur über das wenige und schlechte Essen sprachen, hörte ich es klingeln.

„Um Gotteswillen!“ dachte ich, „wenn da nun noch ein Gast käme!“ Und es kam wirklich Einer, nein es kamen sogar zwei.

Dr. Viskow trat mit einem Herrn herein, den er mir mit folgenden Worten vorstellte: „Du, ich habe mir erlaubt, meinen Freund Altenberg mitzubringen. Wir waren zusammen im Theater. Ich wollte aber deinem Jour nicht versäumen. Ihr habt voriges Mal so prächtige Delikatessen gehabt, die wollte ich mir diesmal nicht entgehen lassen. Wir haben beide fürchtbaren Hunger!“

Ich setzte Beiden unbelegtes Butterbrot vor; nach zehn Minuten waren sie verschwunden, während ich mich anderen Gästen widmete, die an diesem Abend überhaupt alle merkwürdig früh gingen.

An unseren nächsten Jours prangten wieder auf unseren Tafeln ungläubliche Mengen von Speisen. Aber die Gäste blieben aus; nur eine kleine Anzahl Intimer blieb uns treu, und die schienen immer schon vorher gespeist zu haben, denn wie meine Schwägerin Clara uns hinterbrachte, wurde unser Jour in den Bekanntenkreisen nur immer der Hunger-Jour genannt.

Scherzrebus.

'TTT' 3



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu diene. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, fandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zum Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murrten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir überein gekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Februar.** Septuagesima. Johann von Natha, Ordensritter † 1213. Evangelium Matthäus 20, 1-16. Epistel: 1. Korinther 9, 24-29 und 10, 1-5. ● St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. ● St. Lambertus: Aus Anlaß der Eröffnung des Provinzial-Landtages, findet um 10 Uhr ein feierliches Hochamt statt, zur Herabsetzung des göttlichen Segens für die Beratungen der Provinzialstände. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation und Nachmittags 1, 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben.
- Montag, 9. Februar.** Apollonia, Martyrin † 249.
- Dienstag, 10. Februar.** Scholastika, Abtissin † 543. ● St. Andreas: 1, 10 Uhr hl. Messe für Verstorbene der Männer-Sodalität.
- Mittwoch, 11. Februar.** Euphrosina, Jungfrau † 470. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 12. Februar.** Eulalia, Jungfrau und Martyrin † 304. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr gest. Segens-Hochamt, Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den christlichen Mütter-Verein.
- Freitag, 13. Februar.** Jordan, General der Dominikaner † 1237. ● St. Andreas: 3ter Lambertus-Freitag, 1/2, 10 Uhr Segens-Messe und Abends 8 1/2 Uhr Predigt, vorher Sühne-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachmittags 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 14. Februar.** Valentin, Priester und Martyrer † 269. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.

Septuagesima.

Mit dem heutigen Sonntage beginnt die Vorkostenzeit und damit die entferntere Vorbereitung auf das hochheilige Osterfest. „Es giebt zwei Zeiten,“ sagt der hl. Augustin, „die eine, die jetzt in den Wirren und Versuchungen dieses Lebens abläuft, die andere, die in Ruhe und ewiger Freude (des Himmels) verbracht werden soll. Diese beiden Zeiten feiern wir nun: Die eine vor Ostern, die andere nach Ostern. Die Zeit vor Ostern versinnbildet die Kümmernisse des gegenwärtigen Lebens, — die Zeit nach Ostern die himmlische Seligkeit, die wir einst genießen sollen. Deshalb verbringen wir die erste dieser Zeiten (vor Ostern) in Fasten und Gebet — die andere (nach Ostern) in Freudengesängen, und während ihrer Dauer wird nicht gefastet.“ Zu diesen beiden Zeiten aber, die der hl. Augustin erwähnt, stehen nach kirchlicher Anschauung auch zwei Orte in Beziehung: Babylon und Jerusalem. Die erstere Stadt ist das Bild der in Sündenelend verfallenen Welt, in der der Christ die Zeit der Prüfung verbringen muß, — Jerusalem aber ist das Bild des himmlischen Vaterlandes, in dessen Schoß der Christ von allen Kämpfen ausruhen soll. — Bekanntlich wurde einst das israelitische Volk, das die Geschichte der ganzen Menschheit widerspiegelt, aus

Jerusalem verbannt und zu Babylon in Gefangenschaft gehalten. Diese Gefangenschaft, fern von Zion, dauerte siebenzig Jahre. Zweifellos mit Rücksicht hierauf hat nun die Kirche für die Tage der Sühne die Zahl siebenzig gewählt: Septuagesima heißt nämlich der siebenzigste Tag (vor Ostern, nach früherem Brauche gezählt). Sind wir nicht, lieber Leser, hienieden in der Tat Verbannte, Gefangene, eine Beute all der Gefahren, die Babylon — das Bild der gottentfremdeten Welt — in sich birgt? Wenn wir unser Vaterland (den Himmel) lieben, wenn wir uns sehnen, es wiederzusehen, so müssen wir auch den Lockungen widerstehen, mit denen „die Fremde“ an uns herantritt: Sie ladet uns ein zu ihren Freuden und Lüsten; aber „unsere Harfen“ sollen — wie einst bei den verbannten Israeliten — an den Weiden aufgehängt bleiben, bis das Zeichen zur Rückkehr nach Jerusalem gegeben wird. Das sind die Gefühle, lieber Leser, welche die Kirche uns in dieser heiligen Zeit vor Ostern einzusößen sucht; da verstehen wir auch, warum das freudige Alleluja nicht eher wieder erklingt, bis wir mit Christus, unserm Herrn, Auferstehung feiern am Osterfest. Ich brauche wohl nicht erst darauf hinzuweisen, wie das heutige Evangelium ganz

geeignet ist, uns in diese heilige Stimmung einzuführen: wir alle sollen der Einladung in den „Weinberg“ des himmlischen Hausvaters Folge geben, und zwar durch den festen Entschluß, die heute beginnende heilige Zeit ganz im Geiste unserer Mutter, der Kirche, zu verleben.

Wenn nun im heutigen Evangelium schon diejenigen des Müßigganges vom Hausvater beschuldigt werden, die Niemand gedungen, Niemand berufen hat — welcher Vorwurf wird erst diejenigen treffen, die tatsächlich berufen worden sind, aber trotzdem dem Müßiggange sich ergeben haben! Wer von Kindheit an aufgenommen war in den Müttertschooß der Kirche Jesu; wer ihre Lehre vernommen oder doch täglich Gelegenheit hatte, sie zu vernehmen, aber seine Ohren der Stimme dieser heiligen Mutter verschlossen hielt, — wer den Glauben an die ewigen Wahrheiten des Christentums allenfalls noch im Herzen getragen, aber müßig dastand, wo es darauf ankam, diesen Glauben zu bezeugen, diesen Glauben in einem christlichen Leben darzustellen: der wird zweifellos einen noch schwereren Vorwurf seitens des himmlischen Hausvaters zu gewärtigen haben. Der Glaube ohne entsprechende gute Werke ist eben ein toter Glaube, wie der hl. Apostel Jakobus mit allem Nachdruck hervorhebt. So lange uns vergönnt ist, im Weinberge des Herrn zu stehen, d. h. so lange die kurze Frist dieses Lebens dauert, ist uns auch „Arbeit“ aufgetragen, für die am Abend des Lebens der „Denar“ unendlichen Lohnes vorgeesehen ist vom himmlischen Hausvater.

Gar froh und ermutigend lauten die betreffenden Worte des Evangeliums: „Da es nun Abend geworden war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten! Und als nun die kamen, welche erst um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Denar.“ — Wir bewundern die unbeschreibliche Güte des himmlischen Hausvaters. Es ist ein Geschenk Seiner barmherzigen Gnade, daß Er uns als „Arbeiter“ berufen hat — und Er behandelt uns dennoch so, als ob wir den unendlichen Lohn lediglich durch unser eigenes Verdienst erworben hätten! Alle werden einst mit dem Preise himmlischer Herrlichkeit belohnt, die früher oder später Seinem Rufe gefolgt sind. Sehr schön sagt darum der hl. Augustinus: „Wir werden mit dem Lohn des ewigen Lebens gleich gehalten werden. Obgleich nämlich die Glorie nach dem Maße des einzelnen Verdienstes größer oder geringer sein wird, so wird doch das ewig selige Leben jedem Belohneten zu Teil. Dieses wird nicht für den Einen von längerer, für den Andern von kürzerer Dauer sein — weil es für Alle gleich ewig ist. Wohl wird dort anders belohnt werden die eheliche Treue, anders die jungfräuliche Keuschheit, anders ein an guten Werken fruchtbares Leben, anders die Krone der Leiden: was aber das ewige Leben anlangt, so wird dieses Jedem in gleicher Weise zugeteilt werden. Möge daher keiner murren, dem dieses Leben erst nach längerem Verdienste zu Teil wird, wenn er einen Andern sieht, der nach kürzerer Arbeit den Lohn empfängt. Möge aber auch Jeder sich hüten, den Beginn der Arbeit im Weinberge aufzuschieben! Jene Arbeiter, von denen der Herr spricht, haben es auch nicht aufgeschoben, sie haben vielmehr alle sogleich Folge geleistet; die er in der sechsten Stunde berufen, sagten nicht: Wie werden erst in der neunten kommen — und die er in der neunten berief, sagten nicht: Wir werden erst in der letzten Stunde erscheinen!“

Wohl ist es möglich, daß ein Moment aufrichtiger Reue noch in der Todesstunde dem Sünder das ewige Leben erringe — aber es wäre tollkühne Vermessenheit, auf einen solchen Augenblick sein ewiges Heil zu bauen.

Messungen im Weltall.

Von Rudolf Curtius.

II.

Mit dem Durchmesser der Erdbahn in seiner Länge von 298,1 Millionen Kilometer war endlich eine genügend große Basis gegeben, um sich auch an die Messung der Fixsternentfernungen heranzuwagen. Schon Kopernikus hat sich auf das fleißigste aber vergebens bemüht, eine halbjährliche scheinbare Ortsveränderung der Fixsterne, entsprechend der verschiedenen Stellung der Erde in ihrer Bahn nachzuweisen. Diese Winkel waren jedoch für seine Instrumente unermessbar klein, und so kam er denn zu dem Ergebnis, daß selbst die ganze Erdbahn im Vergleich zu den Fixsternentfernungen verschwindend gering sein müsse, und er mußte sich deswegen die heftigsten Einwendungen gegen sein Weltssystem gefallen lassen. Erst dem Berliner Astronomen Bessel, der damals in Königsberg tätig war, gelang in den Jahren 1837 und 1838 das von Kopernikus vergebens Versuchte, indem er die Parallaxe des Sternes 61 im Schwane auf 0,511 Sekunden ermittelte, woraus er dessen Entfernung auf 403 600 Sonnenweiten oder 8 Billionen geographische Meilen ermittelte konnte. Natürlich dürfen diese Zahlen nicht als absolut genau angesehen werden; denn der geringste, bei so minimalen Winkeln einfach unvermeidliche Fehler beeinflusst das Resultat um hunderte Millionen von Meilen. Man hat seit Bessels Zeiten vielfach Fixsternparallaxen zu messen gesucht, ist aber nur bei etwa 40 dieser entfernten Sonnen zu greifbaren Resultaten gekommen. Als nächste hat sich der Stern Alpha in Centauren erwiesen, der 224 500 Erdbahnhalbmesser oder 4,5 Billionen Meilen von uns entfernt ist, während die Capella im Sternbilde des Fuhrmannes 4 484 000 Erdbahnhalbmesser, d. h. also 89 Lichtjahre von uns entfernt ist. Beide Leuchten für uns als Sterne erster Größe, obgleich letzterer rund zwanzig mal ferner steht als erste. Trotzdem nun hieraus hervorgeht, daß die absolute Leuchtkraft und Größe der beiden sehr verschieden sein müssen, ist es doch anderseits wieder gewiß, daß im großen Durchschnitt hellleuchtende gewaltige Sonnen und kleinere annähernd gleichmäßig im Weltall verteilt sein müssen, und daß der lichtschwächere Stern in der Regel auch der fernere sein wird. Aus der Vergleichung der Lichtstärke hat man daher den Schluß gezogen, daß Sterne sechster Größe, welche gerade noch als schwächste Lichtpunkte für das Auge sichtbar sind, im Durchschnitt sich in einer Entfernung von 300 Lichtjahren von uns befinden müssen, während diejenigen, welche in den modernen Messfernrohren gerade noch wahrgenommen werden können, — billig gerechnet 600 Millionen Sterne — sicherlich bis zu 10 000 Lichtjahren von uns entfernt sind.

Alle diese Entfernungen gehen über unser Fassungsvermögen weit hinaus. Wähen wir eine anschauliche Maßeinheit z. B. die 1500 Kilometer, welche ein Elzug innerhalb 24 Stunden zurücklegen kann, so kommen wir zu dem jeder Vorstellung spottenden Resultate, daß wir mit diesem Schnellzuge 61 Millionen Jahre reisen müßten, um zu dem oben erwähnten nächsten Sterne im Centaur zu gelangen. Ebenso unfassbar ist aber auch das Grundmaß eines Lichtjahres, welches eine Entfernung von 9800 Milliarden Kilometer repräsentiert.

Wie weit aber die Himmelskörper im Raume von einander stehen, davon dürfte vielleicht am ehesten folgender Vergleich eine Vorstellung gewähren. Denken wir uns die Sonne mit ihrem Durchmesser von 1 400 000 Kilometer auf eine Kugel von 1 Meter Durchmesser und in demselben Maßstabe das ganze Weltall reduziert, so würde sich die Erde als Kügelchen von knapp ein Centimeter Größe rund 107 Meter von derselben entfernt befinden. Trotz der Verkleinerung der Maße auf ungefähr 1 zu 150 000 000 000 würde aber in

diesem winzigen Modell des Weltalls der Stern 61 im Schwan, als der zweitnächste Fixstern erst in einer Entfernung von rund 44 000 Kilometern, d. h. also als Ball von wahrscheinlich auch nur einem Meter Durchmesser hundertmal so weit befinden als die Entfernung in Luftlinie zwischen Berlin und Frankfurt am Main beträgt.

Wenn uns sonach auch alle bekannten Maßstäbe verlassen, so zeigt doch das Stück Weg, welches wir mit unserer Erkenntnis in das Weltall eingedrungen sind, daß der Fortschritt selbst, der in der Erkenntnis möglich ist, ebenfalls ein unendlicher ist.

Meiner Hoffart Lohn.

Novelle von Anna Hasselbach.

So lange ich, um mich würdig auf den Richterstand vorzubereiten, als unbefordeter Referendar von einem Bureau zum andern spazierte, war ich sehr bescheiden in meinen Wohnungsansprüchen gewesen. Da genigte mir noch immer meine einfache Studentenbude mit den abgeschossenen und niedergesessenen roten Nips-Möbeln, und nicht im Traume kam mir der Gedanke, meine Wirtin zu irgend einer Ausgabe, mein Zimmer zu verschönern, zu veranlassen. Aber nachdem ich glanzvoll mein Assessor-Examen bestanden hatte, erhielt ich nach einiger Zeit eine Vertretung als Amtsrichter und da besann ich mich auf meine Würde.

Als Repräsentant der oberen Behntausend hatte ich nun auch meine Verpflichtungen.

Waren bis dahin nur unbefordete oder zum mindesten sehr gering befordete Besucher bei mir erschienen, so würde ich nun Männer von Rang und Würden empfangen. Die Richter und Räte würden meinen Antrittsbesuch erwidern, ja selbst der Gerichtspräsident hatte mir bereits Andeutung gemacht, daß er mich nicht mit einer Einladung abfertigen, sondern selbst bei mir vorprechen wolle. Spiegelglatte Cylinder, helle Handschuhe, tadellose Ueberböcke würden bei mir antreten, Leute, die in stilvollen Einrichtungen lebten, inmitten altdentscher oder persischer Divans, in Räumen, wo echte Teppiche das Geräusch der Schritte dämpften, das Tageslicht nur matt durch samtne Fenstervorhänge drang. Wenn ich dieses elegante und bizarre Durcheinander der modernen Salons, Statuetten, Palmen, Gemälde, Gobelins, Vasen usw. mit den abgelebten Mafart-Wedeln und einem heulend schenklischen, chinesischer Fächer meines Zimmers verglich, überkam mich ein tiefes Mitgefühl mit mir selbst und nicht selten geschah es, daß ich die altmodisch bäuerlichen Stühle meines Tusculums mit verächtlichen Fuhrtritten traktierte. In der Umgebung konnte und durfte ich nicht bleiben.

Aber da geriet bei mir die Hoffart in Zwiespalt mit der Pietät.

Acht Jahre hatte ich bei meiner Wirtin gewohnt, war in gut und schlechten Tagen von ihr verhätschelt worden, hatte, wenn erkältet, ihren Kleebröten getrunken, war von Zeit zu Zeit die Miete schuldig geblieben und nun wollte ich ihr Heiligstes antasten, die Möbel, die ihr seliger Friz selbst zur Ausstattung gezimmert hatte, das Heiligtum ihrer guten Stube — mußte ich ihr nicht als der Undankbaren Schwärzester erscheinen?

Aber es ging nicht anders, sie mußte den niedergesessenen Polstern neuen Glanz verleihen oder ich zog aus.

Da gerade Gerichtsferien waren und auch ich ein paar Wochen in die Ferien zog, verschob ich die mir so peinliche Auseinandersetzung bis zum Vorabend meiner Abreise.

Wie Lot's Weib erstarrte, als ich mein Anliegen vortrug, meine alte Dame zur Bildsäule.

Ihre guten Möbel, der Stolz ihrer Ehe, der Trost ihres Witwenstandes nicht gut genug für einen jungen Menschen, der eben erst die Nase ins Leben steckte. Ja, wenn ich ein

Kaiser gewesen wäre, aber ein eben zu Gehalt gekommener Professor! Es war Un dank und Vermessenheit zugleich, was ich offenbarte.

Aber mein Standesbewußtsein stand noch fester als ihre Beredsamkeit. „Ich kann den Gerichtspräsidenten nicht in diesen Möbeln empfangen, Frau Müller.“

„Na, dann sind der Herr Professor eben nicht zu Hause.“

„Aber meine Kollegen kommen.“

„Ach, was die in die Milch zu brocken haben, das kennt man.“

Frau Müller fing schließlich, als alle andern Register bei mir nicht versingen an zu weinen und versprach mir einen neuen Masart-Bedel. Aber ich blieb hart. Die ominösen Gestelle konnten bleiben, aber aufgepolstert und überzogen mußte werden, das konnte ja die Welt nicht kosten. Ich würde mich dann auch zu einem höhern Mietebetrag verpflichten.

Der Kontrakt wurde geschlossen und ich reiste ab.

* * *

Mit äußerster Besorgnis betrat ich, zurückgekommen, meine Wohnung. Gott möchte wissen, welch' vorintuitives Muster, welch' gräßlichen Ladenahter Frau Müller um herabgesetzten Preis zur Bier meiner Gemächer erstanden hatte und ich war dann verpflichtet, um der neuen Ueberzüge willen auszuhalten bis ich einmal verjezt wurde, oder bis ich mich verheiratete, aber an Verjezung war gar nicht zu denken und heiraten, obwohl ich toll verliebt war, stand noch in weiter Ferne.

Denn Marietta, mein süßes Mädel, hatte nichts und ich auch nicht.

Ein in der Geschichte der Liebenden sich häufig ereignender Zustand.

Aber wie angenehm wurde ich, beim Betreten meines Zimmers überrascht.

Wahrhaftig — ganz neue Möbel — Gobelin-Ueberzüge — ein Sopha — zwei stilvolle Fauteuils — sogar die kleinen Stühle mit Gobelinbezug — entsprechende Gardinen und o Vesper! denke Dir — Portieren.

Ich stand wie berauscht.

Daß ich Frau Müller nicht um den Hals fiel und eine Liebeserklärung für ihren guten Geschmack von Stapel ließ, scheiterte nur an meiner richterlichen Würde.

„Na, Herr Amtsrichter, gefällt es Ihnen?“

„Großartig, Frau Müller. Nun mögen die Kollegen kommen.“

* * *

Meine Hoffart ward auf's äußerste gelitelt. Die neuen Möbel machten geradezu Furore. Die Kollegen gaben ihrer Bewunderung Ausdruck über meine höchst feudale Umgebung, und es ärgerte mich beinahe, daß sie über eine Sache, die bei andern selbstverständlich schien, so viel Wesen erhoben. Der Präsident geruhte mit kritischem Blick einen Ueberschlag des Inventars zu nehmen, vermuthlich um seiner Frau Gemahlin Bericht zu erstatten, und als mein Zukunftsschwager, Mariettas Bruder, ein unleidlicher neunzehnjähriger Bengel, mir eines Tages unerwartet Besuch abstattete, erklärte er mir unter einem etwas dummen Gelächter, was wahrscheinlich schmeichelhaft für mich sein sollte, er sei eigens gekommen, um meine neuen Möbel zu besehen. Marietta hätte davon gehört — alle Mädels sprächen darüber — und ich wisse ja, die Weiber seien alle so neugierig.

Alle Wetter — die Möbel machten mich noch zum interessanten Mann!

Wenn ich nur gewußt hätte, worin eigentlich ihr Reiz bestand!

Aber da sah man, daß nicht nur das Kleid, daß auch eine interessante Einrichtung den Leuten ein Ansehen gibt.

* * *

Allmählig war auch die Gesellschaftszeit heran gekommen und ein großer thó dansant bei meinem Präsidenten sollte stattfinden. Ich freute mich darauf wie ein Kind, denn Marietta, meine Marietta würde dort sein.

Ich hatte sie seit dem Sommer nicht gesprochen und sehnte mich so unendlich nach ihrem herzigen Geplauder, dem frischen Lachen, das wie ein Sonnenschein in meine Seele flutete.

Als ich den mir wohlbekannten Ballsaal betrat, war er schon überfüllt. Da die Saison eben begann, war noch niemand überfüllt von gesellschaftlichen Ereignissen und es hatten keine Absagen stattgefunden. Die glänzenden Offiziersuniformen vermengten sich mit feierlichen schwarzen Fracks, die wenn auch unscheinbarer als ihre glänzenden Rivalen doch möglicherweise den Vorzug reeller Heiratsabsichten hatten. Die Ballsäter standen an den offenen Türen, um, so wie es der Anstand erlaubte, in die Spiel- oder Rauchzimmer zu entweichen, während die opferfreudigeren Mütter, bereit mit ihren Töchtern, auf dem Schlachtfeld des Ballsaales zu siegen oder zu sterben, auf Seiten-Straden Platz genommen hatten.

Der Präsident stand an der Tür und schüttelte jedem Eintretenden krampfhaft die Hand: Meine Frau befindet sich dort.

Die Präsidentin stand inmitten eines Stabes älterer gesellschaftlich gleichberechtigter Damen, die sich dadurch, daß sie sich der Allgemeinheit entzogen, als Spitzen erwiesen. Während man in den Ecken des Saales bereits lustig zu plaudern begann, lecke Leutnants im Walzertakt chassierten, das Gesäcker junger Mädchen erklang, herrsche hier jene gedämpfte feierliche Unterhaltung, die den Höhen des Lebens ihr offizielles Gepräge verleiht.

Die Frau Präsidentin, die zu den sittenstrengen Damen im Lande gehörte, hatte mir, als einem renommiert soliden jungen Mann immer durchaus wohl gewollt und nahte ich mich denn auch leichten Herzens der feierlichen Gruppe und machte eine verbeugte feierliche Reverenz.

Eisige Verbeugung der hohen Dame. Eisig konventionelles Lächeln. Kein Händedruck — kein Begrüßungswort. Dann war ich entlassen.

Was bedeutete das?

Meine Bestürzung minderte sich erst als ich Marietta über die ich alle Misere des Lebens vergaß, entdeckte, Marietta, die in ihrem mit Rosenknöspchen bestickten Tüllkleid wie der Frühling auslächelte und ihr blinkendes Augenpaar eifrig im Saal spazieren führte.

Hoffentlich suchte sie mich.

„Gnädiges Fräulein — ach endlich hab' ich das Vergnügen — ich freue mich so sehr — darf ich um die Polonaise bitten?“

„Bedaure — engagirt.“

„Um den ersten Walzer?“

„Bedaure — engagirt.“

„Na, dann um die erste Polka —“

„Bedaure — engagirt.“

„Quadrille — Francaise — Cotillon?“

„Bedaure, bedaure, alles engagirt.“

„Aber gnädiges Fräulein — Fräulein Marietta — Sie haben mir doch sonst immer einige Tänze aufgehoben. Außerdem hab' ich schon neulich als Ihr Herr Bruder mich besucht, bitten lassen —“

„Ach ja — als mein Bruder Ihre neue Einrichtung besah —“

„Ein eisiger Blick, der mich von oben bis unten fixierte, ein eisiges Kopfschütteln, und Marietta war fort, durchgegangen, zu den Müttern auf den Drachensfels, wo ich sie einige Minuten später mit einem feindseligen Ausdruck auf dem holdseligen Gesichtchen thronen sah —“

Hatte sich denn alles gegen mich verschworen? Und aufs äußerste empört drehte ich der ganzen Gesellschaft kurz entschlossen den Rücken, verabschiedete mich nur beim Präsidenten und ging nach Hause.

So brauchte sich ein stellvertretender Amtsrichter nicht behandeln zu lassen!

Aber ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen ging ich schweren Herzens aufs Amtsgericht.

Der Zorn, die Entrüstung waren verfliegen und tiefe Bekümmernis war in meiner Seele.

Die Frau meines ersten Vorgesetzten, eine Dame, die ich sehr hoch achtete, hatte mir die greifbarsten Beweise ihres Mißfallens gegeben, das geliebte Mädchen, meine süße Marietta, hatte sich feindselig von mir abgewandt. Durch mir unbekannt und wahrscheinlich auch unverschuldete Gründe war ich also in Mißkredit gerathen.

Aber wie konnte ich mich rechtfertigen? Ich mußte mich sehr zusammen nehmen, um beim Plaidieren einigermaßen bei der Sache zu sein und es währte lange, bis mich der Kampf der Parteien in die Hitze des Gefechtes riß.

Interessant waren die vorliegenden Fälle nicht. Einige Prügeleien, einige Beleidigungen, einige Verläumdungen kamen zum Austrag und bemerkenswerth war nur die Leidenschaft der Streitenden, die die Volkseele — einer von Dichtern nicht auf den Schild zu hebenden Seite repräsentirten. Zum Schluß hatte ich den Vermittler zu spielen zwischen einer in meiner Nachbarschaft wohnenden Grünzengverkäuferin und einem galanten jungen Dämchen, dem sein Lebenswandel auf dem Gesicht geschrieben stand, das sich aber trotzdem durch eine Aeußerung der Höckerin beleidigt gefühlt und Klage erhoben hatte. Beide Damen hatten es verschmäht, sich unter den Schirm eines Anwalts zu begeben und beide führten mit gleicher Jungenfertigkeit ihre Sache, da sich aber die Höckerin des ungleich größeren Geschickes bediente, so fühlte ich mich veranlaßt die Dame etliche Male zur Ruhe zu verweisen.

Das erste Mal verhallte mein Appell vollständig wirkungslos, als ich darauf meine Stimme erhob und meine Warnung wiederholte, meinte sie vorwurfsvoll: Aber Herr Präsident, lassen Sie doch 'en ehrlichen Christenmenschen auch zu Worte kommen, und fuhr aufs unerhöckteste in ihren Beschuldigungen und Beleidigungen fort.

Da gebrauchte ich mein Hausrecht, schlug mit der Hand auf den Tisch und donnerte: Ruhe! oder ich lasse Sie verhaften.

„Na ja, das dachte ich schon, daß man gegen — gegen so 'ne Dame — beim Herrn Präsidenten nicht aufkommt. So 'ne schöne — schöne — seid'ne Möbel — mit Schäfern und Schäferinnen — und seidene Vorhänge kann unjereins nicht vererben“, brüllte die zur Ruhe Verwiesene mit vor Wuth fast ersticker aber von mir doch deutlich vernehmbarer Stimme. „Aber wenn ich dem Herrn Präsidenten vielleicht meinen Grünstand verschreiben soll, den können der Herr Präsident nach meinem Tode bekommen.“

Wie ein Blitzschlag erleuchteten diese Schmähungen der losgelassenen Furie meine Seele.

Jetzt verstand ich die Haltung der Präsidentin, den Zorn Mariettas, das ungeschlachte Gelächter ihres Bruders, die teilnahmevolle Freude meiner lebenswürdigen Bekannten an meinen neuen Möbeln!

Meine Wirtin hatte dieselben jedenfalls um ein Spottgeld aus dem Nachlaß einer sehr bekannten Dame entstanden und da die Möbel dann nachher in meiner Wohnung wieder erkannt wurden und pikanter Klatsch die Dinge nicht näher zu untersuchen pflegt, galt ich jetzt in der ganzen Stadt als der Freund und Erbe dieser Dame.

So hatte ich meiner Hoffart Lohn.

* * *

Nach der Sitzung begab ich mich sofort in die Wohnung meines Präsidenten und bat um eine Unterredung unter vier Augen. Das Gesicht meines hohen Vorgesetzten erhellte sich während meiner Beichte immer mehr und schließlich brach er in nicht enden wollendes Gelächter aus. Es war ja zwar nicht angenehm — in meiner Richterstellung — aber seine Gemahlin würde mich schon rehabilitiren.

Und dann würde in nächster Zeit da hinten in den Bergen eine Amtsrichterstelle frei — hoffentlich schiene es mir nicht zu einsam — Ob es mir zu einsam schien! Hurrah Marietta!

Der Herr mit den Reitstiefeln.

Ein Gaunerstückchen von Rudolf Jura.

Der Hausknecht und Omnibuskutscher der „Preussischen Krone“ machte ein sehr zufriedenes Gesicht. Seine Ohren hatte der scharfe Ostwind gerötet, der in der kalten Januar-nacht über den Bahnhofspflanz pfiff, seine Nase funkelte noch röter infolge desjenigen, was er gegen die Schädlichkeiten der Winterluft gewohnheitsgemäß einzunehmen pflegte, aber seine Augen leuchteten vor Stolz über den guten Fang, den er getan. Vier Gäste hatte er beim letzten Abendzug gefischt, und einer davon sah aus wie ein Baron!

Mit der vornehmsten Ruhe war der elegante Herr gerade auf den Wagen der „Preussischen Krone“ zu gegangen, ohne den „Bären“, oder den „Stern“ überhaupt zu beobachten, deren Kutscher allerdings plumper Weise auch nicht den geringsten Versuch machten, die fette Beute wegzuschnappen. Innerlich mochten sie dann freilich vor Reiz ergrimmt sein, und das gleichgültige Lächeln war offenbar nur Maske. Denn solch einen eleganten Gast fand man nicht alle Tage.

Auf des Kutschers Frage nach dem Gepäck hatte der Herr auf seine juchene, nickelbeschlagene Handtasche gewiesen und gesagt: „Das genügt mir. Koffer bleibt auf dem Bahnhof. Muß morgen früh mit dem ersten Zug weiter reisen.“

Der Kutscher war ein zu treuer Diener seines Herrn, um diese Gile des vertrauensweckenden Gastes nicht bedauerlich zu finden. Aber er kannte seinen geschäftskundigen Wirt auch gut genug, um zu wissen, daß man aus einem Gast nach einer einzigen Nacht genau so viel herausnehmen kann, wie nach acht Tagen, und auch seine persönlichen Trinkgeldhoffnungen stiegen im richtigen Verhältnis zur wahrscheinlichen Höhe der Wirtsrechnung.

Als der rasselnde Omnibus in der Einfahrt gehalten hatte, und der Herr mit den anderen Fremden ins Gastzimmer trat wie ein Fürst unter Knechten, fiel seine Erscheinung auch dem erfahrenen Blick des Oberkellners auf. Seinem pechschwarzen Haar und Bart und seinem kühnen, gebräunten Gesicht nach konnte er ebenso gut ein Kunstreiter, wie ein Graf sein. Sein Benehmen aber war durchaus gräßlich.

Nachlässig streifte er die Handschuhe ab und warf sie in seinen Zylinder, den er dem Piccolo überließ, ohne ihm einen Blick zu schenken. In gewohnheitsmäßigem Eifer machte der Piccolo auch einen Versuch, dem Gast den langen Ueberzieher mit dem kostbaren Perliantrocken zu entreißen. Aber ihm wurde die barsche Entgegnung:

„Behalte ich an. Scheußlich kalt hier.“

In der Tat warf der Wind eben ein paar Hände voll aufgewirbelten feinkörnigen Schnee an die Fensterscheiben, und sein kalter Atem fuhr durch die feinen Spalten und bauschte die Vorhänge. Der vornehme Fremde nahm wortlos an einem der kleinen weißgedeckten Tische Platz und beim Niedersehen wurden hohe Reitstiefeln von Lackleder sichtbar, von deren Sohlen sich zwei dicke Schneekrusten abzulösen begannen.

Der Wirt beeilte sich, für das kalte Wetter um Entschuldigung zu bitten, und wies ergebenst auf die Schwierigkeit hin, bei achtzehn Grad Kälte einen fensterreichen ebenerdigen Raum hinreichend zu heizen.

„Mache Ihnen ja keinen Vorwurf,“ entgegnete der Gast gelangweilt: „Speisefarte!“ Grobheit des Wirts pflegt auf gute Getränke, Unfreundlichkeit des Gastes auf gute Bezahlung zu deuten, und hoch erfreut über

diese kurzangebundene, barsche Art stellte der Wirt seinen knappen Befehlen folgend ein erlesenes kleines Souper zusammen und ließ den besten Burgunder aus dem Keller holen. Nach dem Essen, über dessen Güte er dem Wirt eine Schmeichelei sagte, wurde der Gast gesprächiger, ließ schwere Importen kommen, stellte sich den übrigen Gästen leutselig als Rittmeister a. D. von Hainichen vor, nahm in ihrer Mitte Platz, gab schließlich eine Bowle Wunsch zum Besten und zeigte sich als äußerst liebenswürdigen und witzigen Gesellschaftler.

Spät erst begab er sich hoheitsvollen Schrittes auf sein Zimmer und hinterließ bei seinen Bechgenossen das schöne Gefühl, einen ebenso angenehmen, wie ehrenvollen Abend mit dem eleganten Kavaller verbracht zu haben. Dem Oberkellner hatte er noch aufgetragen, ihm für den Morgen die Rechnung zu machen und ihn rechtzeitig vor Abfahrt des Berliner Morgenschneellzuges wecken zu lassen.

In der Frühe halb Sechsz Uhr aber erfüllte zorniges Geschrei die sonst nur mäßig durchlärnten Räume der „Preussischen Krone“. Es war der vornehme Herr auf Nr. 2, der so wütend schrie, daß sich der Wirt selbst nach der Ursache seines Zornes umtun zu müssen glaubte.

„Ich will meine Hosen haben,“ brüllte der Fremde, alle seine vornehme Zurückhaltung bei Seite lassend. „Zum Donnerwetter! Ist denn an einem Paar Hosen so viel abzuhürten. Ich habe keine Zeit zu warten! Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, die Hosen aus meinem Zimmer zu nehmen. Wenn ich gewünscht hätte, daß sie gereinigt würden, hätte ich sie schon selbst herausgehängt. Ich habe aber nur meine Stiefeln vor die Tür gestellt. Also rasch, rasch! Ich verjäume sonst meinen Zug!“

Der Hausknecht leugnete jedoch, die Hosen aus dem Zimmer geholt zu haben. Auch sonst hatte sie niemand gesehen, und der Wirt verspricht die Möglichkeit, daß die Hosen aus dem Zimmer hätten verschwinden können.

„Sie sind aber doch nicht mehr hier,“ entgegnete Herr von Hainichen erregt. „Oder können Sie mir sie zeigen? Oder sind Sie der Meinung, daß ich ohne Hosen bei Ihnen angekommen bin? Vielleicht im Badekostüm? Wie soll ich denn jetzt abreisen? Ich muß unbedingt heute in Berlin sein. In den Hosen befand sich übrigens mein Portemonnaie mit über 500 Mark. Das war der ganze Rest meiner Reisekasse, die ich erst in Berlin wieder ergänzen kann. Ich scheine ja hier in eine Diebeshöhle geraten zu sein!“

Der Wirt suchte ihn entsetzt zu beschwichtigen und murmelte etwas davon, daß er doch unmöglich für den ganzen Verlust haftbar gemacht werden könne.

„Aber wer spricht denn davon, mein Vester?“ versetzte der aufgebrachte Gast plötzlich ruhiger. „Die Hosen und das Geld müssen sich ja wieder finden. Aber ich kann darauf nicht warten, und Sie müssen mir sogleich aus der Verlegenheit helfen.“

„Von Herzen gern, Herr Baron. Nur dürfen Sie von dem peinlichen Vorfall nichts weiter erwähnen. Das schädigt sonst den Ruf meines Hauses.“

Der Herr Baron versprach Geheimhaltung, gab dem Wirt eine Visitenkarte mit seiner Berliner Adresse, damit ihm Hosen und Geld sofort zugesandt werden könnten, und empfing scheinbar eine Hosen des Wirtes, sowie 100 Mark baar als Reisegeld, welche Lappalie er nebst dem Betrag für die Rechnung am nächsten Tag einzusenden versprach. Dann eilte er zur Bahn.

Der Wirt war beinahe froh, verhältnismäßig wohlfeil aus der Angelegenheit davongekommen zu sein, ließ aber doch mit grimmigem Eifer sein ganzes Haus noch einmal nach der verschwundenen Hosen durchsuchen. Ergebnislos.

„Zum Geier, der Herr ist aber doch un-

möglich ohne Hosen bei mir angekommen,“ rief er empört, Herrn von Hainichens spöttischen Ausspruch wiederholend.

„Warum denn nicht?“ antwortete da plötzlich der Oberkellner, den ein jäher Gedanke durchzuckte.

Erstaunt blickte ihn der Wirt an, aber ruhig fuhr der Oberkellner fort:

„Man hat ja gar nicht sehen können, ob er Hosen trug. Er weigerte sich, den Ueberzieher abzulegen, und trug hohe Stiefeln. Mit diesen Stiefeln schien er übrigens längere Zeit im Schnee gegangen zu sein, kam also vielleicht gar nicht von der Bahn, sondern hat den Bahnhof nur aufgesucht, um unseren Omnibus zu benutzen.“

„So ein Hallunke“, rief der Wirt. „Aber der Zug ist noch nicht abgegangen. Ich erwische ihn noch.“

„Vorausgesetzt, daß er überhaupt auf den Bahnhof gegangen ist und es nicht vorzieht, seine Schwimdeleien hier noch anderweit fortzusetzen.“

„Dann um so besser“, rief der Wirt und stürmte davon! Er machte sich allerdings sofort klar, daß der Schwindel kaum zu beweisen war. Der Herr konnte ja Stiefelhosen getragen haben. Als er ihn aber im Fenster seines Abteils lehnen sah, um eine Zeitung beim Händler zu kaufen, übermannte ihn die Entrüstung und er rief so laut: „Sie Schwindler, ziehen Sie mal gleich meine Hosen aus“, daß es bei den Anstehen sämtlicher Damenabteile Anstoß erregte.

Herr von Hainichen jedoch lächelte ruhig, und das brachte den Wirt auf einen anderen Gedanken.

„Steigen Sie wieder aus“, flüsterte er ihm zu. „Ich verrate Sie mit keiner Silbe. Aber spielen Sie denselben Streich auch im „Bären“ und im „Stern“!“

Aber schon setzte sich der Zug in Bewegung, und Herr von Hainichen antwortete lächelnd:

„Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Diskretion sind sehr anerkanntswert. Aber Ihre Herren Kollegen waren bereits ebenso diskret, und sie haben mich zu Ihnen geschickt!“

Veränderungsrätsel.

Aus folgenden je zwei Wörtern ist ein Wort zu bilden mit nebenstehender Bedeutung. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen bekannten Spruch. Es ergeben:

Diga und Better — einen Schlachtenort
Lena und Dorn — eine Inselgruppe,
Arche und Damon — Gemahlin eines griech. Helden.
Martin und Ural — einen Farbstoff.
Bukarest und Nil — eine Giftpflanze.
Becher und See — einen Baum.
Jax und Saul — einen biblischen Namen.
Lein und Karten — einen Ort in der Schweiz
Eli und Heche — eine Engelsgestalt.
Vesen und Ode — einen bekannten See.
Wels und Seide — eine Blume.
Bahn und Lina — einen römischen Feldherrn.
Obin und Stein — ein Land.
Kolon und Feste — eine englische Stadt.
Rand und Feind — einen männlichen Vornamen.
Kinde und Guben — eine Stadt in Ostpreußen.
Rhone und Stuhl — einen Vorort Hamburg's.
Brut und Lina — einen Roman v. Georg Ebers.
Zange und Theer — eine Stadt a. d. bibl. Geschichte.

Rätseldistichon.

Häßlich beschmutzt es mit „l“, wenn nicht vorsichtig du ausweichst;
Wenn du mit „w“ es gebrauchst, macht es vom Schmutze dich rein.

Kreuzrätsel.

1	2	1 2 Menschliches Organ, 1 3 ein Universitätsraum, 4 2 Stadt in Norwegen, 3 4 altdeutscher Dichter,
3	4	1 4 Französischer Komponist.

Auflösung aus voriger Nummer.
Scherzrebus: Reiterei.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4-15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen, die mit aufwuchsen erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeuete. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche das Wort hören, kommen der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Verjüngung fallen sie ab. Das, was unter die Dornen fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wohlkisten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld.“

Vom Samen des göttlichen Wortes.

Hätten wir, lieber Leser, einen so erleuchteten Verstand, wie unser Stammvater Adam ihn vor seinem unglückseligen Falle hatte, so würden wir in den zeitlichen Dingen überall die Abbilder der himmlischen Güter erkennen. In Folge dessen würden wir auch in all' unsern zeitlichen Geschäften eine Mahnung und Aufmunterung zur rechten Besorgung unseres wichtigsten Geschäftes finden: der Sorge für unser ewiges Heil.

Die Propheten des Alten Bundes hatten eine hervorragende Einsicht in diese wichtige Wahrheit, daß die ganze sichtbare Welt ein Abbild jener unsichtbaren Welt sei. Darum benutzten sie in ihren Belehrungen und Weissagungen das Sichtbare und die täglichen Ereignisse dazu, um die erhabensten Wahrheiten dem israelitischen Volke klar und die tiefsten Geheimnisse anschaulich zu machen. Freilich, nicht das ganze Volk vermochte diese Art von Belehrung richtig anzufassen, sondern es waren oft genug nur Wenige. Die Meisten verstanden den tieferen Sinn derselben nicht. Wenn z. B. die Propheten von einem Königreiche des verheißenen Messias redeten, so dachten und verstanden sie ein irdisches Reich. Sprachten sie von einem Retter und Erlöser, so dachten die sinnlichen Juden an einen Befreier von dem Joche ihrer Unterdrücker. Redeten die Propheten von einem herrlichen Weinberge, den Gott gepflanzt, und sagten sie dabei den Juden, sie selber seien dieser Weinberg: so dachten diese sogleich

wieder an zeitliches Wohlleben und Glück und begriffen nichts von dem tieferen Sinne dieses Gleichnisses. Kurz, sie nahmen die Gleichnisse der Propheten in einem ganz oberflächlichen, fleischlichen Sinn, — deren wahre Bedeutung begriffen sie nicht.

Ähnlich war es in der Zeit, da der Sohn Gottes vom Himmel herabgekommen war, um ein geistiges Reich zur Rettung der Seelen zu gründen. Auch Er trug die Lehren himmlischer Weisheit fast durchgehend in Gleichnissen aus der sichtbaren Welt vor, und auch Er wurde — wenigstens damals noch — selbst von den Aposteln nicht verstanden; wir hören sie darum auch im heutigen Evangelium fragen, „was das Gleichniß (vom Säemann) bedeuete?“ Und der Herr erklärt es ihnen (selbstredend) in einer Weise, daß der hl. Gregor hervorhebt, es bedürfe einer weiteren Erklärung darum nicht mehr. Andere Gleichnisse trug der Herr aber vor, ohne eine Deutung zu geben: wir sollen eben aus den vom Herrn Selbst erklärten Gleichnisreden lernen, wie wir die übrigen aufzufassen und zu deuten haben. Das haben denn auch die heiligen Väter und Lehrer der Kirche zu allen Zeiten getan, wie aus ihren Schriften zu ersehen ist; und so werden auch heute noch diese Gleichnisreden im Sinne dieser heiligen Väter und Lehrer in den Predigten dem christlichen Volke vortragen und erklärt.

Greifen wir nun für heute, lieber Leser, aus dem Gleichnisse vom Säemann einmal den letzten Teil heraus zu einer kleinen Betrachtung: „Ein Teil des Samens

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Februar.** Sexagesima. Faustina, Martyrer + 121. Evangelium Lukas 8, 4-15. Epistel: 2 Korinther 11, 19-33 und 12, 1-9.
 • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche monatliche Kommunion der Kinder. • St. Martinus: gemeinschaftliche Kommunion um 1/8 Uhr für die marianische Jünglings-Kongregation und 1/9 Uhr für die Schule an der Neuperstr.; Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jünglings-Kongregation. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
Montag, 16. Februar. Juliana, Jungfrau und Martyrin + 304.
Dienstag, 17. Februar. Konstantin, Jungfrau + 360.
Mittwoch, 18. Februar. Simeon, Bischof und Martyrer + 106. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Dritte St. Josef-Andacht. • St. Anna-Stift: 5. Mittwoch zu Ehren St. Josef, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
Donnerstag, 19. Februar. Leontides, Martyrer + 218.
Freitag, 20. Februar. Eucherius, Bischof + 743.
Samstag, 21. Februar. Eleonore, Königin + 1292. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.

(sagt der Herr) sie laufe gutes Er-
ging auf und gab hundertfältige
Frucht." — „Damit (setzt Er dann erklärend
hinzü) sind die gemeint, die das Wort (Gottes)
hören, es in einem guten und willigen
Herzen bewahren und Frucht brin-
gen in der Geduld.“ — Sie bringen also
reichliche Frucht in der Geduld! In der
That, nicht in einigen Tagen oder Wochen ist
die hundertfältige Frucht in ihrer Reife vor-
handen! Wird ein Weizenkorn in die Erde
gelegt, so erscheint zuerst ein zartes, grasar-
tiges Pflänzchen, daraus entwickelt sich der
Salm, endlich die Aehre; und Wind und Un-
geheim der Witterung, bald heftige Regengüsse
bald glühende Hitze gehen über die Saat hin.
— Auch die Heiligung der Seele durch das
göttliche Wort braucht Zeit und Aus-
dauer, denn mancherlei tritt dem geistigen
Wachstum gefährdend und entmutigend in den
Weg. Aber die Treuen, deren Seele ein
gutes Erdreich ist, lassen sich dadurch nicht
beirren. Ob sie auch ein und das andere
Mal straucheln, sie stehen immer wieder auf;
ob sie auch hinter den Erwartungen, die sie
von ihren eigenen Fortschritten in der Tugend
hegten, zurückbleiben, sie verlieren den Mut
nicht; ob sie auch einige Zeit eine gewisse
Dürre und Trockenheit in sich fühlen und fast
wie Sklaven am Joche ihrer Vorsätze ziehen
müssen, sie weichen darum doch nicht, weil sie
wissen, daß das nur Prüfung ist und wieder
vorübergeht; so langsam es mit dem Wachs-
tum und Reifen in der Tugend vorwärts
geht, sie halten unentwegt das hehre Ziel fest
im Auge: sie bringen ihre Frucht in Geduld!

Wie schwer wird es u. a. den Eltern,
ihren heiligen Pflichten gegen die Kinder,
zumal wenn deren größere Zahl auch ent-
sprechend größere Sorgen bringt, in Geduld
gerecht zu werden! Auch hier heißt es Frucht
bringen in unermüdblicher Langmut und Liebe,
aber auch wieder in Strenge und Ausdauer,
wo es sich um die Bekämpfung wirklicher
Fehler handelt, und erst recht, wenn es sich
daraus handelt, die heranwachsenden Kinder
vom Verderben der Welt fern zu halten.
Wüßten manche Mütter, welche unbeschreibliche
Macht ein sanftes, mahnendes Wort ihrerseits
selbst auf das Herz des erwachsenen Sohnes
auszuüben vermag, sie würden wahrlich öfter
davon Gebrauch machen: was alle Strenge
und Energie des Vaters hier nicht zu Wege
bringt, vermag sehr oft das in Geduld
und Sanftmut gesprochene Wort einer
guten Mutter.

Noch ein Wort zum Schluß: An der
Ausfaat des Samens, also an Verklündern
des göttlichen Wortes, fehlt es heute wohl
nicht, aber um so mehr an — Hörern!
Wenigstens gilt das von den Städten! Tausend
Entschuldigungen giebt es da, um an der Ver-
wohnung der sonntäglichen Predigt vorbeizu-
kommen. Und wäre es nur immer die Be-
quemlichkeit allein, die da abhält: weit
schlimmer ist jene unselige Scheu vor dem
Worte Gottes, die in der törichtsten Furcht
gipfelt, es möchte jene geheimnisvolle Kraft
auf das Herz ausüben und das schlummernde
Gewissen aufschrecken.

Der Acker, lieber Leser, der keinen Samen
empfängt, bringt auch keine Frucht; wollen
wir daher Frucht bringen fürs ewige Leben,
so ist die erste Bedingung, daß wir den gött-
lichen Sämann nicht etwa an dem Acker
unserer Seele vorbeigehen lassen, — sondern
Ihn vielmehr einladen zu uns, indem wir
fleißig und in reiner Absicht der Verkündi-
gung des göttlichen Wortes (in Predigt oder
Katechese) allsonntäglich beizuwohnen. — Möge
denn der Same des göttlichen Wortes in un-
serm Herzen, lieber Leser, stets ein gutes
Erdreich finden, auf daß er wachse und gute
Früchte in reichster Fülle bringe.

Der deutsche Normalmensch.

Eine hygienisch-statistische Skizze.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzhner.

Von andern mit der Bezeichnung eines
Durchschnittsmenschen beehrt zu werden, mag
von jeder temperamentvollen Natur, die etwas
auf sich hält und auch nur ein Tröpfchen
Ehrgeiz in sich fühlt, kaum als eine Ehrung
empfunden werden. Besagt es doch nichts
weniger als: Du hast zwar keine abstoßenden
Fehler und Laster; aber Du entbehrest auch
jeder bemerkenswerthen Vorzüge und unter-
schätzest Dich durch nichts von Millionen
anderer Menschen, die durch dieses irdische
Jammertal laufen und von ihrem Erdben-
sein kaum eine andere Spur zurücklassen, als
statistische Zahlen und Eintragungen in stan-
desamtlichen Registern und in den Steuer-
büchern des Gelder heischenden Fiskus.

Wer aus den ausdrücklichen Worten oder ver-
blühten Anspielungen anderer jemals dieses
Urtheil über sich herausgehört zu haben glaubt,
möge sich über den Vorwurf trösten, denn er
ist ungerecht. Der Normalmensch existirt
nicht in Wirklichkeit, sondern läßt sich nur in
Gedanken aus den Mittelwerthen der Sta-
tistik aufbauen. Die durchschnittliche Gestalt
die dabei herauskommt, benützt aber die
schöpferische Natur nie in ihrer großen Werk-
stätte, um danach Menschen zu prägen, die
nun einmal nicht wie die fertigen Geldstücke
aus der Maschine des Münzamtes heraus-
rollen, sondern so verschiedenartig ausfallen,
daß völlige Uebereinstimmung auch nicht zwi-
schen zweien unter der Underhalbmilliarden-
Bevölkerung der Erde besteht.

Immerhin bieten diese Durchschnittszahlen
mancherlei Interessantes, und es wäre natür-
lich am werthvollsten, wenn man dabei alle
Völker der Erde miteinander in Vergleich
setzen könnte. Die theilweise nur sehr mangel-
haft und überall nach verschiedenen Grund-
sätzen geführte Statistik macht eine derartige
allgemeine Betrachtung jedoch unmöglich, und
der dem Leser nachstehend in Zahlen vorge-
führte Durchschnittsmensch entspricht nur den
im deutschen Volke herrschenden Verhältnissen.

Die Aussicht des Durchschnittsdeutschen, als
Knabe auf die Welt zu kommen, verhält sich
u. der entgegengesetzten Möglichkeit wie 106
u. 100. Er wird dann etwa 3 bis 3½ Kilo
wiegen, während das Mädchen im Durchschnitt
200 bis 300 Gramm leichter ist. Das Zahlen-
übergewicht des männlichen Geschlechts über
das weibliche bleibt jedoch nur in den Alters-
klassen bis zum 16. Lebensjahre erhalten.
Später wird sich der männliche Deutsche einer
weiblichen Mehrheit gegenübersehen, die sich
fortwährend zu seinen Ungunsten verschiebt,
bis auf 1000 siebzehnjährige Männer 1132
weibliche Personen kommen. Es zeigt sich
also, daß der Mann gegenüber dem Tode nicht
das stärkere Geschlecht ist. Könnte er, wie
die indischen Religionsanschauungen von der
Seelenwanderung lehren, immer wieder von
neuem geboren werden, so würde er vermut-
lich bei der ersten Geburt als uneheliches
Kind zur Welt kommen; denn die Statistik
sagt uns, daß von 10 000 Geburten 931 un-
eheliche sind. Als Bajuware würde er dieser
Unannehmlichkeit freilich noch eher ausgesetzt
sein, weil im rechtsrheinischen Bayern auf
10 000 Geburten 1531 uneheliche kommen,
während die betreffenden Zahlen für die
Rheinprovinz und Westfalen sich auf nur 35
bzw. 25 belaufen. Die Aussicht, daß die
Geburt für ihn gleichzeitig den Beginn des
Nirvana bedeutet, beträgt 3,1 auf 100, weil
eben unter 100 Neugeborenen 3,1 Totgeborene
entfallen. Vermuthlich wird er um das 25.
Jahr eine Körperlänge von 168 Centimeter
und ein Gewicht zwischen 63 und 75 Kilo
erreichen, von welcher letzterer, wenn er es zu
hohen Jahren bringt, bis zu seinem Tode
wieder 6 bis 7 Kilo einbüßt. Die deutsche
Frau dagegen wird sich mit einer um 8 bis 9
Centimeter geringeren Körpergröße und auch

mit einem um 8 bis 10 Kilo leichteren Ge-
wichte begnügen müssen.

Voraussichtlich wird der Normaldeutsche um
das 29. Jahr in den Stand der Ehe treten
und sich eine Gattin suchen, die — wie hier
zum Troste aller Mütter gesagt sein mag, die
ihre Töchter schon mit 25 Jahren als sitzen
geblieben betrachten — bei der Verheirathung
im Durchschnittsalter von 27 Jahren stehen
wird. Was seinen Kindersegen betrifft, so ist
die Wahrscheinlichkeit, daß seine Sprößlinge
um den Februar oder September herum zur
Welt kommen werden, etwas größer, als daß
sie in den dazwischenliegenden Zeiten an-
kommen, da besonders der Frühling und
Sommer in Deutschland geburtenarme Jahres-
zeiten sind. Seine Ehe wird vermutlich mit
4 oder 5 Kindern gesegnet sein und wahr-
scheinlich 24 Jahre dauern, sodaß sich ein
Silberbrautpaar hinsichtlich der Lebensdauer
immer schon ein wenig zu den vom Schicksal
Begünstigten rechnen kann. Der deutsche
Mann hat bei seiner Geburt eine mittlere
Lebensanwartschaft auf 39 Jahre und ist da-
mit bedeutend ungünstiger gestellt als das
Mädchen, welches die Wahrscheinlichkeit hat,
über 42 Jahre alt zu werden. Dank der
großen Kindersterblichkeit steigt aber diese
Lebenserwartung für den die ersten Jugend-
jahre überstehenden von Jahr zu Jahr. Der
dreijährige Knabe hat die Aussicht, noch bei-
nahe 50 Jahre zu leben, während das ebenso
alte Mädchen auf noch 51 Jahre rechnen kann.
Im Alter von 13 Jahren kann er noch auf
beinahe 48 Jahre rechnen, während das gleich-
altrige Mädchen voraussichtlich noch 50½ Jahr
vor sich hat. Im 30. Jahre ist die mittlere
Lebenswahrscheinlichkeit auf 32,2 beziehungs-
weise 34,6 Jahre, im 50. auf 18 beziehungs-
weise 19,3 gesunken. Der 70jährige Mann
wird durchschnittlich noch 7,3 Jahre, die ebenso
alte Frau aber 7,6 Jahre leben: Achtzigjährige
können mit 4,1 beziehungsweise 4,2 weiteren
Jahren rechnen und sogar den Neunzigjährigen
bleibt noch die Hoffnung auf eine Lebensfrist
von 2,3 bzw. 2,4 Jahren. Bei allen diesen
Zahlen muß jedoch bemerkt werden, daß sie
die Neigung zeigen, sich im günstigen Sinne
zu verschieben. Sie sind der Statistik des
neunten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts
entnommen, da die des letzten Jahrzehntes
noch nicht völlig verarbeitet ist. Die Fort-
schritte der Hygiene haben sich aber gerade
in den letzten 10 Jahren besonders bemerkbar
gemacht und wenn im Jahre 1899 auch eine
vorübergehende bedeutende Verschlechterung
der Gesundheitsverhältnisse zu verzeichnen war,
so ist doch alle Aussicht vorhanden, daß die
Besserung der sanitären Umstände und damit
die Verlängerung der Lebensdauer im 20. Jahr-
hundert anhält.

Hinsichtlich der Zahl der Eheschließungen
muß noch nachgetragen werden, daß sich diese
1899 auf 86 für je 10 000 der Bevölkerung
belaufen, daß also von je 10 000 Deutschen
aller Altersklassen 172 Personen jedes Jahr
vor den Standesbeamten treten. Die Wahr-
scheinlichkeit, daß der Durchschnitts-Deutsche
sich zur protestantischen Konfession bekennt,
ist nahezu doppelt so groß als die, daß er
Katholik ist. Leider sind hier die Zahlen für
1900 noch nicht bekannt; aber die letzte Re-
ligionsstatistik ergiebt, daß unter 1000 Deutschen
628 Protestanten, 357 Katholiken, 3 andern
christlichen Konfessionen Angehörige und 12
Juden waren.

In Anbetracht des Wachstums der Bevöl-
kerung in den Grenzen des Vaterlandes ergiebt
sich aber die Notwendigkeit, daß die dem Durch-
schnitts-Deutschen zugewiesene Bodenfläche von
Jahr zu Jahr kleiner wird. Während sich im
Jahre 1816 noch 46 Personen in einem
Quadratkilometer Land teilen konnten, mußten
sich im Jahre 1890 bereits doppelt soviel,
91, im Jahre 1895 bereits 97, und im Jahre
1900 sogar 104 Personen auf derselben Grund-
fläche vertragen. Dieses engere Beieinander-
wohnen bezieht sich aber vorzugsweise auf
die Städte und unter diesen wieder auf die

kleinen Städte. Früher war der Durchschnitts-Deutsche ein Landbewohner, und wenn wir um tausend Jahre in unsere Geschichte zurückgehen, finden wir, daß kaum jeder zehnte Mensch in der Stadt wohnte. Im Jahr 1871 war die Landbevölkerung noch sehr in der Mehrzahl; denn auf 361 Stadtbewohner fielen 639 Bewohner des platten Landes. Im Jahre 1890 hatte sich dieses Verhältnis bereits auf 468 zu 532 verschoben; 1895 lebte fast genau je die Hälfte der Bevölkerung auf dem Lande oder in der Stadt und es ist kein Zweifel, daß im Jahre 1900 die Stadtbewölkerung bereits das zahlenmäßige Uebergewicht erlangt hat.

Für den Verkehr mit der Außenwelt ist es bezeichnend, daß jeder Bewohner des Deutschen Reiches durchschnittlich im Jahre 42 Briefe und Postkarten, 25 Zeitungen und Drucksachen, aber nur knapp 1 Telegramm erhält, da auf 100 Menschen nur 76 Telegramme entfallen. Die ersten Zahlen klingen sehr imponierend, namentlich wenn man erwägt, daß dabei Kinder und Frauen mitgerechnet sind. Wenn man jedoch berücksichtigt, welche Flut von Postsendungen im geschäftlichen Verkehr verschickt werden, wie viel Millionen von Reklamen und Warenanpreisungen darin mit eingegriffen sind, die ungelesen in den Papierkorb wandern, kann man das Bedürfnis des Durchschnitts-Deutschen, sich mitzuteilen nicht gerade hoch anschlagen, der, was Briefe und Telegramme betrifft, weit hinter dem Engländer zurückbleibt.

Als Kapitalist gehört der Durchschnitts-Deutsche weder zu den Armen noch zu den Reichen, obwohl er sich immer mehr den letzteren nähert. Die Schätzungen des Volkvermögens gehen weit auseinander; wenn man als Mittel dieser ungeheuren Berechnungen 80 Milliarden Mark nimmt, dürfte man sich jedoch von der Wahrheit nicht zu weit entfernen. Der Normal-Deutsche hätte demnach ein Vermögen von 1430 Mk., was jedoch — nach andern Umständen zu schließen — viel zu niedrig begriffen ist. Immerhin lebt die Mehrzahl in so engen Verhältnissen, daß von allen theoretisch der Besteuerung zu unterwerfenden volle zwei Drittel praktisch nach den jetzt geltenden Steuergesetzen freibleiben und erst unter 23 Steuerzahlern einer über ein Einkommen von mehr als 3000 Mk. verfügt.

Red: lehrreich ist auch eine Betrachtung dessen, was der Durchschnitts-Deutsche im Jahre verbraucht und verzehrt. Wir hören hier zunächst, daß er jährlich 50 Centner Kohlen verbrennt, eine erstaunliche Ziffer, die jedoch gleich auf ihren wahren Wert eingeschränkt wird, wenn wir vernehmen, daß hier der Verbrauch der Bahnen, Schiffe, Gasanstalten, Elektrizitätswerke und Fabriken eingerechnet ist. Zur Erleuchtung seines Heims verbraucht er ferner 18 Kilogramm Petroleum und seine Wohnung verschlingt bei den teuren Mietpreisen der Gegenwart $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{5}$ seines Einkommens, während für Kleidung $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{5}$ der Einkünfte aufgehen.

Unter den Nahrungsmitteln steht natürlich das Brotgetreide mit 204 Kilo oben an; sein Dasein verfährt sich der Deutsche jährlich mit ungefähr 13 Kilo Zucker, worin er von Jahr zu Jahr mehr Luxusmenschen wird; an Fleisch fährt er dem hungrigen Magen in derselben Zeit 42 Kilo zu, zu welchem noch 4 Kilo Fische treten. Sein Salzverbrauch beläuft sich auf 8 Kilo, während auf Gewürze nur der bescheidene Betrag von 15 Pfg. fällt. Daß er nach wie vor ein eifriger Kaffeetrinker ist, beweist der Umstand, daß er jährlich fast 6 Pfund Kaffee verbraucht, während der Konsum von Thee und Kakao kaum ein Zehntel davon ausmacht.

Wein bekommt der Normal-Deutsche nicht viel zu trinken, denn an echtem Traubenblut kommen keinesfalls mehr als 7 bis 8 Liter auf den Kopf, wobei natürlich nicht der aus Spiritus geborene Kunstwein mitgerechnet ist. Um so günstiger liegen für ihn die Bierver-

hältnisse, da er von dem edlen Gerstenfaste jährlich rund einen Hektoliter und, wenn er in Bayern lebt, sogar 3 Hektoliter vertrinkt, denen er in Form von Schnäpsen etwas über 4 Liter absoluten Alkohol d. h. etwa 15 bis 16 Liter trinkfertigen Brantwein folgen läßt. Seinen Rauchbedarf befriedigt er mit knapp 2 Kilo Tabak in den verschiedensten Formen als Cigarre, Cigarette oder Pfeifentabak. Rechnet man aber die Frauen und Kinder, die hier nicht in Betracht kommen, ab, so müssen die vorgenannten Zahlen für den wirklichen Konsumten mindestens vervierfacht werden und, wenn wir die Umwertung in Geld vornehmen, kommen wir zu dem Schlussergebnis, daß der Durchschnitts-Deutsche im Jahre mindestens 180 Mark verzehrt und 25 Mark als Rauchopfer in die Luft paßt.

„Lachende“ Erben.

Novellette von Armand Petit.

Onkel Etienne fühlte sich ziemlich matt und saß im Lehnstuhl. Es war ihm sehr ärgerlich, daß er auf diese Art von seinen landwirtschaftlichen Arbeiten zurückgehalten wurde — und das nun gerade jetzt in der Zeit der Ernte — und sich auf die Knechte und Tagelöhner verlassen zu sollen, das ist doch eine schlechte Sache.

Neben Etienne saß Antoine, der Sohn seines Bruders, der in Paris die Rechte studierte und zu seinem Onkel Etienne hinaus kam, sobald er an irgend einem Nachmittagszeit hatte.

„Nun sage mir mal, mein lieber Antoine“, fragte Onkel Etienne mit schwacher Stimme, „was tun denn eigentlich die Anderen, der Jean-Baptiste, der Jules und die Marie? Sind doch auch alles Kinder meiner lieblichen Brüder — warum seien sie nicht einmal einen Augenblick nach ihrem alten Onkel?“

„Lieber Onkel, das ist gewiß nicht so böse gemeint“, begütigte Antoine — „sicher wissen sie nicht, daß Du krank bist.“

„Sollen sie auch nicht!“ rief der andere, „sie sollen auch mal so kommen — erben wollen sie doch alle.“

„Onkelchen, wenn Du das so auffassest, so muß ich meine Besuche bei Dir auch einstellen“, rief Antoine pikiert, „denn ich —“

„Schwaz keinen Unsinn, Junge, und bleib sitzen — Du hast bei Deinem Kommen an alles Andere eher gedacht, bloß nicht an Erbschaft — nein, Du bist gekommen, weil Du auf Deinen alten Onkel noch was hältst — aber die Anderen —“

„Rede nicht so von den Anderen, Onkelchen. Da ist der Jean-Baptiste mit seinem Weinkeller, — der kann überhaupt nicht ab. Dann der Jules — ein Advokat mit großer Praxis — nun und die Marie, mit ihren vielen Kindern —“

„Ei bewahre — sie wollen nicht —“

„Nun, da siehst Du, daß sie alles andere im Sinne haben, nur nicht Erbschleicherei —“

„Papperlapapp — Du kennst die Welt nicht mein Junge! Wetten wir, sobald sie erfahren, daß ich krank bin, sind sie alle hier — alle! Versuchs mal, laß mal so ein Wort davon fallen, daß ich krank bin — Du sollst sehen — sie kommen alle, Alle!“

Antoine saß auf der alten Truhe, die er immer so sehr geliebt hatte und wiegte das Haupt. Dann ging er nachdenklich von dannen.

In den nächsten Tagen begann ein wahres Wallfahren nach dem Hofe von Onkel Etienne. Es kam der dicke Jean-Baptiste mit seinem roten Weingeist und seiner blauen Nase, es kam der magere blasse und überarbeitete Jules und die verkümmerte nervöse Marie. Alle hatten sie gehört, daß es „unserm teuren, vielgeliebten Onkel Etienne“ nicht zum besten ginge. Inzwischen aber hatte sich Onkel Etienne wieder gänzlich erholt und arbeitete ordentlich im Felde umher. Man ermahnte ihn, doch ja recht auf seine Gesundheit zu

achten, kam noch einmal wieder und dann nicht mehr.

„Siehst Du, Junge“, sagte Onkel Etienne, „Erbschleicher — nichts als Erbschleicher.“

Ein Jahr darauf legte sich Onkel Etienne wirklich zum Sterben nieder und niemand hatte davon gewußt außer Antoine, der ihn nach wie vor besucht hatte, aber Onkel Etienne hatte ihm ausdrücklich verboten sie zu benachrichtigen.

Zum Begräbnis aber erschienen sie alle vollzählig. Sie streiften Antoine mit verächtlichen Blicken, wandten ihm den Rücken oder zückelten ihm vielleicht auch gar das schöne Wort „Erbschleicher“ zu.

Ebenso gaben sie sich dann bei der Testamentseröffnung ein Rendez-vous, allein die Sache war hier wesentlich anders als beim Begräbnis. Damals hatten sie einander zärtlich umschlungen — „geint durch den gemeinsamen Schmerz“, wie man sich damals so schön ausgedrückt hatte — jetzt gingen sie um einander herum, wie bissige Hunde, die einander nicht aus den Augen lassen, weil jeder fürchtet, der Andere werde ihn überfallen.

Endlich war der feierliche Augenblick gekommen, da das Testament verlesen wurde — ein dumpfes Gemurmel folgte ihm, das zuletzt in ein wüßtes Geschrei überging.

„Ich habe“, so schrieb der Verstorbene, „mein baar Geld möglichst in Land angelegt und so habe ich meinen Hof wohl um das Doppelte vergrößert, als ich ihn übernommen — er dürfte jetzt 400 000 Franken wert sein. Er soll öffentlich versteigert werden, soll aber ganz in eine andere Hand übergehen. Keinesfalls aber darf er zerstückelt werden. Der Baarerlös fällt den und den und den milden Stiftungen zu. Das gesamte Inventar und aller Beschlagnahme, das Haus und das Mobiliar — alles ist darin inbegriffen — nur vier Dinge gehen in andere Hände über. Nämlich die prächtige Schmetterlingsammlung erhält mein Neffe Jean-Baptiste — weil er selbst ein echter Schmetterling ist, der für „Blumen“ schwärmt. Mein Neffe Jules erhält meinen Kleiderschrank mit Inhalt. Der Frau ziemt Frömmigkeit und darum vermache ich meiner Nichte Marie Dubois die Prachttausgabe des Werkes: „Das Leben der Heiligen.“ Mein jüngster Neffe aber, Antoine, erhält die Truhe, die er so sehr geliebt hat, mit Inhalt.“

Als sich das Gutgeheimt gelegt hatte, befechtigte Jean-Baptiste sein Erbstück, die Schmetterlingsammlung, verbogte sich dann spöttisch gegen Antoine und sagte:

„Lieber Vetter — dies schenk ich Dir, damit doch Deine Bemühungen nicht vergeblich waren.“ Damit ging er mit spöttischem fast beleidigendem Grinsen. Marie hatte inzwischen den mächtig großen Prachtband mit feberhafter Hast durchblättert, ob wohl nicht noch etwas anders drinnen wäre: „Bitte!“ rief sie erboht, „dafür habe ich keine Verwendung, und ging wutschnaubend ab. „Und der Kleiderschrank steht Dir auch noch zur Verfügung“, sagte Jules, der in dem Schranke nur alte Kleider und in einer Hofentasche ein leeres Portemonnaie gefunden hatte und folgte den Anderen.

Der Advokat lächelte fein.

„Alles das ist jetzt Ihr Eigentum“, sagte er zu Antoine, „die Herren sind dessen Zeuge!“

So ließ denn Antoine die Sachen auf einen Wagen laden und nach Paris fahren. Dort machte er sich daran, den Inhalt zu untersuchen. Sie enthielt keine Leibwäsche aber zu unterst eine Brieftasche in welcher vier Briefe sich befanden, an die vier Erbberechtigten gerichtet. Den an ihn selbst gerichteten riß er auf und las:

„Mein lieber Junge!“

Du sollst das Meiste bekommen — oder, wenn ich die Andern richtig erkannt habe, Alles! In beige geschlossenem Kuvert findest Du einen Check über Frks. 380 000 auf den Kredit L'Yonnaise. Dann befindet sich im

Futter des alten Huttes im Kleiderschrank ein Check über 40 000 Frks., ebenso in der Flasche, die der Schmetterlingsammlung beigelegt ist und endlich auch noch in einer geheimen Tasche am Umschlagdeckel des Prachtwerkes. Habe ich recht behalten und haben die anderen die Erbschaft abgelehnt, so bist Du dadurch ein Mann von einer halben Million. Nur die Liebe mußt Du mir noch tun und die drei Briefe in den Kästen besorgen. Lebe wohl

Dein Onkel
Etienne Colombe."

Die Wirkung der Briefe an die Anderen war eine gewaltige. Erstens suchten Jean-Baptiste, Jules und Marie das Testament umzustürzen, es gelang nicht, Etienne hatte sich auf seinen Geisteszustand ärztlich untersuchen lassen, bevor er es machte. Dann zogen sie Antoine vor's Gericht, wurden jedoch auf das Zeugnis des Advokats mit ihrer Klage abgewiesen.

Von diesen „lachenden“ Erben soll keiner je von Herzen gelacht haben außer Antoine.

Der erste Buchhalter.

Humoreske von Max Bundtke.

Peter Lämmel und Sohn war eine große Transport-, Lagerhaus- und Schiffsrhederei-Firma in Hamburg. Das Haus florirte und hatte gute und große Verbindungen. Sie stand auch mit der heimischen Firma Finke und Co., Engros-Geschäft für Kaffee, Gewürz und Spezereien in Verbindung. Bis dato hatten sich die Geschäfte zwischen Peter Lämmel und Sohn einerseits und Finke und Co. andererseits stets glatt abgewickelt, bis neulich auf eine große Ladung Kaffee, deren Transport und Anlieferung Peter Lämmel und Sohn übernommen hatten. Es kam zu Differenzen zwischen den beiden sonst so friedlichen Häusern. Finke und Co. verweigerten die Annahme der Sendung, und es gab ein heftiges und langwieriges Hin- und Herschreiben.

Peter Lämmel und Sohn saßen auf ihren Drehstühlen im Hamburger Kontor, stützten die Köpfe auf ihre Hand und den linken Arm auf den Ellenbogen und schauten sich mit großen Augen an. Eine Weile verstrich so, dann schüttelte erst Peter Lämmel den Kopf, dann tat der Sohn ein Gleiches. Darauf sahen sie einander noch einmal an und das geschah solange, bis die väterliche Hälfte der Firma einen Geschäftsbrief vom Pulke ausnahm und noch einmal durchlas. „Der Vater knurrte etwas und warf den Brief auf den andern schrägen Abhang hinüber, worauf ihn der Sohn ergriff, durchlas, den Kopf schüttelte, ihn wieder hinlegte und in den stöhnenden Ruf ausbrach: „Das ist ein Kerl!“

Der Brief war nämlich von der Firma Finke und Co. Die Firma mußte über einen ganz schnellen Korrespondenten verfügen, denn die Briefe verfolgten die Interessen des Kaffee- und Gewürzgeschäftes mit so großer Sachkenntnis, Umsicht, Diplomatie und vollendetester Höflichkeit, daß Peter Lämmel und Sohn völlig geschlagen waren.

„Ja, das ist nun so as't is,“ erklärte der Alte. „Wi möten woll stopen.“

Der Sohn warf noch einen Blick nach der Unterschrift. L. M. waren alle Briefe dieser Angelegenheit signirt.

„L. M.“, sagte Lämmel jr. für sich.

„L. M.“, so, dat is der Kerl,“ bestätigte der Alte. Plötzlich fuhr Lämmel sen. hoch.

„Weißt Du was, Junge?“

„Na, Vater?“

„Wir werden den L. M. für uns engagieren.“

„Von Finke und Co. weg?“ fragte der Sohn.

„Von Finke und Co. weg. Natürlich.“

„Aber wird er auch wollen?“

„Wir müssen ihm eben mehr Salär bieten, als er bei Finke und Co. hat.“

Dem Sohn leuchtete die Sache ein, und er setzte sich hin und schrieb an den ersten Buchhalter und Korrespondenten.

Nach einigen Tagen hielten Peter Lämmel und Sohn eine Absage in den Händen. L. M. — unterschrieben L. Martin — lehnte es ab, ohne triftigen Grund die alte Firma zu verlassen.

„Das ist ein Prachtkerl,“ rief der Chef aus, und darnun desto kostbarer, weil er beständig und zuverlässig ist. Du mußt sowieso in den nächsten Tagen mal rüber reisen, der andern Sachen wegen. Da kannst Du gleich mit vorschreiben und sehen, was sich mit Herrn Martin machen läßt.“ Gut, so wurde es getan. Lämmel jr. trat hier ein und suchte die Firma Finke und Co. auf. Dem Chef derselben sang er das Lob seines Korrespondenten in allen Tonarten. Dieser lachte verschmigt dazu. O, er wüßte wohl, was er an seinen Korrespondenten habe.

„Nun, Herr Finke, wissen sie auch, daß ich gekommen bin, Ihren ersten Buchhalter zu entführen?“

„Sehen Sie 'mal an! Haben Sie ihn schon gefragt?“

„Bewahre! Ich hab' ihn ja noch gar nicht einmal gesehen.“

„Es sollte mich wundern, wenn Sie Glück hätten. Ich bezahle ihn nicht schlecht; denn ich weiß, was ich an ihm habe.“

„Und wenn Lämmel und Sohn mehr bezahlen?“ Der jüngere Chef der Hamburger Firma fing an erregt zu werden.

„Mein Buchhalter hat eine alte Mutter zu ernähren und ein paar jüngere Geschwister —“ Lämmel kratzte sich hinter den Ohren.

„Ja, aber das Geheime ist doch, Sie sprechen selber mit ihm, meinte Finke und Co. Lämmel jr. wurde nach einer Tür gewiesen.

Er trat ein. Ein Kontorraum wie alle andern. Neben einem an der Kopierpresse hantierenden Burschen sah er nur noch eine junge Dame an einem Pulke sitzen, einen allerliebsten Blondkopf mit weichen feinen Zügen. Das große braune Auge richtete sich fragend auf den Eintretenden.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ sagte Lämmel jr. betroffen, „man sagte mir, der erste Buchhalter und Korrespondent der Firma Finke und Co. sei hier anwesend . . .“

„Der Korrespondent der Firma bin ich, mein Herr —“

„Nein, nein, ich meine Herrn Martin . . .“

„Mein Name ist Martin.“

„Herrn Martin, mein Fräulein, Herrn L. Martin . . .“

„Lisa Martin, mein Herr, wenn Sie gestatten,“ stellte der Blondkopf sich vor. Jetzt erst begriff Lämmel Sohn. Er wurde feuerrot. „Ach, ich verstehe! Sie wären . . . ich bin nämlich Mitinhaber der Firma Peter Lämmel und Sohn, Hamburg.“

Das Fräulein wurde jetzt ebenfalls rot, indem sie ihn verlegen zum Sigen einlud. Nach einigen einleitenden und allgemeinen Bemerkungen ging er auf ihr Lob als Korrespondent über und rückte endlich mit seiner Mission heraus.

Lise Martin hatte ihre Selbstbeherrschung bald wieder gefunden und setzte ihm auseinander, weshalb sie das Angebot der Firma Peter Lämmel und Sohn ablehnen müsse. Mutter und Geschwister sollen nicht ihre Wege von dem bisherigen Boden herausgerissen werden. Ihre Zukunft als Buchhalterin stände immer auf sehr schwachen Füßen und die Verantwortung könne sie nicht übernehmen, die Angehörigen im Falle ihrer Arbeitsunfähigkeit oder ihres Todes schutzlos fremd in einer so großen, geschäftigen Stadt zurückzulassen.

Mit steigendem Wohlgefallen hatte der junge Lämmel ihren Worten zugehört. Eine Hochflut von Empfindungen war über ihn hereingebrochen. Als sie geendet hatte, sprang er leuchtenden Auges auf und legte seine Hand auf die ihre.

„Mein Herr,“ sagte sie vorwurfsvoll und wollte ihre Hand zurückziehen.

„Wie gut sie sind, Fräulein Lisa, fuhr er leise fort. Aus seinen Blicken sprach ehrliche, warme Bewunderung. „Mein Vater hat mich hergeschickt, der Firma Finke und Co. den tüchtigen Korrespondenten wegzunehmen. Wer könnte mir's verdenken, wenn ich für diese Kommission meine Provision beanspruche — Fräulein Lisa Martin — dem Mutigen laßt das Glück — werden Sie diese Stelle aufgeben, wenn ich Sie bitte, die lebenslängliche Stelle an meiner Seite, als mein liebes, angebetetes Fräulein, als mein Sonnenschein auf Lebenszeit anzunehmen?“

Lisa war bleich geworden. Das kam doch zu schnell. Blücher war ja ein Waisentnabe gegen diesen Draufgänger. Aber er schien zu wissen, was er wollte.

„Ja, aber . . .“, kam es schließlich stotternd aus ihrem Munde . . . „ich bin arm, und Ihr Vater . . .“

„Warten Sie, Fräulein Lisa . . .“ Er sprang ans Telephon. „Bitte Hamburg — 77 650 —“

„Hier, Fräulein Lisa, nehmen Sie den andern Hörer! — So — Hier Fritz Lämmel wer dort?“ — „Peter Lämmel!“ —

„Guten Tag, Vater. Mit L. M. von Finke und Co. kann ich einig werden. Habe ich Prokura?“ — „Selbstverständlich.“ — „Auch für alle Fälle?“ — „Für alle, Vater?“ — „Ja, wohl och! ich kann mich doch auf Dich verlassen, mein Junge. Du hast wohl was ganz Besonderes vor?“ — „Ja, Vater, aber den Korrespondenten bringe ich mit.“ — „Na, denn man tau. Adju!“ —

„Mein Fräulein“ — er ergriff ihre Hand. — „Sie sehen, volle Prokura. Wollen Sie die Meine werden . . .“

Ja mochte sie nicht sagen; die Sache ging zu schnell; nein konnte sie erst recht nicht sagen, denn das ging gegen ihre Empfindung. So erbat sie Bedenkzeit.

„Und Ihre Angehörigen bringen Sie mit,“ erklärte Fritz Lämmel noch.

Nach an demselben Abend stellte er sich ihrer Mutter vor.

Zum nächsten Quartalsersten suchte Finke und Co. einen neuen Buchhalter. Die Firma verlor ihren Korrespondenten; Lämmel jr. gewann zwar keinen Korrespondenten, aber ein herziges junges Fräulein.

Dreißilbige Charade.

In den Hütten und Palästen
Steht die erste umgekehrt,
Die den Wirten wie den Gästen
Tag für Tag ihr Mahl besichert.
Wenn die letzten laut erklingen,
Lauscht dem vollen Ton das Ohr,
Und es hebt sich wie mit Schwingen
Unser Geist zu Gott empor.
Doch das Ganze zieht uns wieder
Auf die Welt voll Lärm und Qual;
Selbst die schönsten unsrer Lieder
Macht's verhaßt und trivial.

Buchstabenrätsel.

Mit n stellt es als Stadt sich dar,
Berühmt im Altertum;
Voll Kunst und Wissenschaft es war,
Sehr seinem Volk zum Ruhme.
Mit m geht's bei uns ein und aus,
Man spürt es oft am Bechen;
Einst aber bleibt es gänzlich aus,
Dann ist's um uns geschehen.
Auch dort in dem mit n geht's so noch jetzt,
Denn das mit m braucht jeder bis zuletzt.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Veränderungsrätsel: 1. Gravelotte, 2. Labrenen, 3. Andromache, 4. Ultramarin, 5. Bilfenkraut, 6. Eberesche, 7. Lazarus, 8. Zinterlaten, 9. Ezechiel, 10. Bodensee, 11. Edelweiß, 12. Hannibal, 13. Ostindien, 14. Follstone, 15. Ferdinand, 16. Neidenburg, 17. Uhlenhorst, 18. Albrant, 19. Genesareth.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Rätseldichtung: Schlamm — Schwamm.

Kreuzrätsel: Augen, Aua, Bergen, Laber, Kuber.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31—43. „In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mishandelt, gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, führen ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Der Blinde von Jericho.

Welch' trauriges Geschick ist die Blindheit des leiblichen Auges! Der Blinde sieht nichts von der Herrlichkeit der Sonne und der übrigen Gestirne, sieht nichts von den Blumen und Blüten der Erde — fürwahr, ein trauriges Geschick! Aber mehr Mitleid verdient die geistige Blindheit, der die wundervolle Schöpfung wie ein unlösbares Rätsel vorkommt. So war es, lieber Leser, den alten Weisen im Heidentum. Sie sahen zwar mit ihrem leiblichen Auge diese wundervolle (sichtbare) Welt, aber es fehlte ihnen das höhere Licht der Offenbarung zur Beantwortung einer ganzen Reihe von Fragen, die sich ihnen da aufdrängten: Woher das Alles? Welches ist der Grund und die Ursache der ganzen sichtbaren Welt? Was ist die Ursache meines eigenen Daseins? Es gab eine Zeit, in der Niemand von mir wußte, und es kommt wieder ein Zeitpunkt, da ich mich vergebens frage: wohin geht die Reise? Ist der Tod des Menschen gleichbedeutend mit Vernichtung? Und wenn nicht, — wo sind sie, die vor mir aus dieser Zeitlichkeit geschieden sind?

pheten: eine Morgenröte, in der es für die Kinder Israels, vorausgesetzt daß sie sehen wollten, schon Licht genug gab, um den Weg zum ewigen Ziele einhalten zu können. Die ganze alte Heidenwelt aber glied dem armen Blinden im heutigen Evangelium. Dieser Blinde bettelte und nahm dankbar jeden Pfennig entgegen, der ihm von den Vorübergehenden zugeworfen wurde. So sammelten die heidnischen Forscher manchen Weisheitspruch, der zweifellos — gleich einem Almosen — aus den heiligen Schriften des kleinen auserwählten Volkes in ihren (geistigen) Besitz gelangt war. Die göttliche Vorsehung hatte eben mit weiser Absicht die Israeliten „mit den heiligen Büchern unter die Heiden zerstreut, — so ruft der alte Tobias in höherer Erleuchtung aus — damit ihr ihnen, die Jhu nicht kennen, Seine Wunder erzählet und ihnen zu wissen tut, daß kein allmächtiger Gott ist als Er“ (Tob. 13, 4). Allein so unverkennbar solche „Lichtfunken“ aus den Lehrsystemen namentlich eines Sokrates († 399 v. Chr.), Plato († 348) und Aristoteles († 322) hervorleuchteten: auf die Gestaltung des praktischen Lebens vermochten sie einen nachhaltigen Einfluß nicht auszuüben — sie waren wie kümmerliche „Almosenspenden“. Eine ungefüllte Sehnsucht geht durch das ganze Heidentum; es liegt „am Weg“ dahinziehender Jahrtausende und senkt in seiner Blindheit, im Abfall vom wahren Gott, — bis endlich der göttliche Erlöser Selbst des Weges kommt, da entringt sich der heidnischen Menschheit der Ruf: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Herr, mache, daß ich sehe!“

Diese und andere schwerwiegende Fragen beschäftigten einst die alten Weisen im Heidentum. Ein Gottessohn mußte kommen, um die Welt vom Irrtum zu erlösen, — so sprach einer der edelsten aus ihnen. Und siehe! das „wahre Licht“ erschien, um die Finsternis des Heidentums aufzuhellen: Jesus Christus, der Sohn Gottes, hochgelobt in Ewigkeit! Eine Morgenröte dieses vollen Lichtes der „Sonne der Gerechtigkeit“ war der Alte Bund mit seinen Patriarchen und Pro-

Kirchenkalender.

Sonntag, 22. Februar. Quinquagesima. Petri Stuhlfeier zu Antiochien. Evangelium Lukas 18, 31—43. Epistel: 1. Korinther 13, 1—13.
 ● St. Andreas: 40stündiges Gebet, Aufsehung des hochwürdigsten Gutes Morgens 6 Uhr, 9 Uhr feierliches Hochamt. Abends von 7—8 Uhr Komplet. Veststunden sind: 12—1 Uhr Schulkinder, 1—2 Uhr Junggefallen-Sodalität, 2—3 Uhr Männer-Sodalität, 3—4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4—5 Uhr Marianische-Kongregation, 5—6 Uhr Sakraments-Andacht, 6—7 Uhr Sühne-Andacht, 7—8 Uhr Komplet.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: 40 stündiges Gebet. Veststunden sind: von Morgens 6 Uhr bis Abends 8 Uhr. ● Maria Himmelfahrts Pfarrkirche: Heilige Kommunion der Jünglings-Kongregation. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche heilige Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr. und der Nachenerstr. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jungfrauen-Kongregation. ● Clarissen-Klosterkirche: 40 stündiges Gebet, vollkommener Ablass. Veststunden sind: marianische Jungfrauen-Kongregation 10 und 3 Uhr, der dritte Orden 2 Uhr, für die armen Seelen 4 Uhr, Komplet, Vitanei und Segen 7 Uhr. ● Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein.
Montag, 23. Februar. Petrus Damian, Bischof † 1072. ● Andreas: 40 stündiges Gebet. Veststunden sind: 12—1 Uhr Schulkinder, 1—2 Uhr Junggefallen-Sodalität, 2—3 Uhr Männer-Sodalität, 3—4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4—5 Uhr Sakraments-Andacht, 5—6 Uhr Sühne-Andacht, 6—7 Uhr Komplet. (Fortsetzung letzte Seite).

Indeß sehen wir in dem Blinden von Jericho nicht nur das traurige Loos der vorchristlichen Welt gezeichnet, sondern jeder Einzelne aus uns findet Augenblicke, Tage, Zeiten seines Lebens in dieser Erzählung des Evangeliums abgepiegelt. Weil wir alle, lieber Leser, Sünder sind, so unterliegen wir auch wiederholt im Leben dem Irrtum. Ja, durch die Sünde verfallen wir der geistigen Blindheit, die in dem Raue wächst, in welchem die Sünde über uns die Oberhand gewinnt. Umgekehrt wächst das Licht des Glaubens aber auch in uns, je mehr unser Glaube in guten Werken sich lebendig erweist. Der feisenfeste, unerschütterliche Glaube der Heiligen war aufgebaut auf ihren Gehorsam gegen die göttlichen Gebote. — Wer aber in die Sünde gefallen und mehr oder weniger blind geworden ist für sein ewiges Heil, soll in der nun beginnenden heiligen Bußzeit den Heiland nicht vergebens an sich vorübergehen lassen: er soll sich nicht zurückhalten lassen von der lärmenden Menge, von den Geschäften des Tages, von dem Toben und Treiben der Welt — er soll vielmehr um das Licht der göttlichen Gnade bitten: „Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Er soll Erlösung ersehen von Ihm, der von Sich sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, — wer Mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben.“

Hätte jener Blinde von Jericho sich bestimmen lassen von Menschenrücksicht oder Menschenfurcht, hätte er derjenigen geachtet, die ihn anführen, daß er schweigen solle, so hätte er das Augenlicht nicht wiedererlangt, er wäre ein unglücklicher Blinder geblieben. Menschenrücksicht und Menschenfurcht sind ja nur zu oft die Hebel, lieber Leser, die unsere Handlungsweise bestimmen, die uns dazu bringen, der Lüge statt der Wahrheit und der Ungerechtigkeit statt der Gerechtigkeit zu dienen. So war es nur Menschenfurcht, durch die Pilatus sich bestimmen ließ, ein Todesurteil zu fällen. „Wenn du diesen loslässest, bist du der Freund des Kaisers nicht,“ so schrieb ihm die blutgierige Rotte der Juden an, und die Säule des römischen Rechtes knickte augenblicklich wie ein schwaches Rohr zusammen. Die Furcht, beim Kaiser verklagt zu werden, beugte das Rechtsgefühl des stolzen Römers, er wusch seine Hände über dem Blute des Gerechten; das ist aber nur ein Schauspiel für das Volk, ein leeres Symbol, durch das er die schwere Blutschuld von sich weg und auf die Schultern der blutgierigen Menge zuwälzen vermeint. Der Römer wußte sehr wohl, auf welcher Seite die Gerechtigkeit lag: er hätte sie auch geliebt, wäre die Menschenfurcht nicht dazwischen gekommen.

Wollen wir wandeln im Lichte des Herrn, lieber Leser, dann müssen wir wandeln ohne Menschenfurcht, ohne Menschenrücksicht, in Wahrheit und Gerechtigkeit: möge der barmherzige Herr auch uns die Augen öffnen, daß wir Ihm nachfolgen zunächst in der nun beginnenden heiligen Bußzeit! Freilich wissen wir, daß die, welche das Irdische, das Diesseits, zur alleinigen Aufgabe ihres Strebens gemacht haben, von jeder diejenigen verhöhnten und verspotteten, die ihre Hoffnung auf das Jenenseits, auf die himmlische Seligkeit, setzen. Auch der Völkerapostel Paulus hat das nicht nur selbst erfahren, sondern es auch zu unserer Belehrung geschrieben: „Alle (sagt er) die gottselig in Christo leben wollen, werden Verfolgung leiden.“

S.

Die Pflege des Ohres im Winter.

Von Dr. med. Th. Höveln.

In denjenigen Organen unseres Körpers, welche im Winter der Kälte und dem eisigen Winde am meisten ausgesetzt sind, gehört unbedingt auch das Ohr. Am häufigsten zeigt sich die Einwirkung eines strengen Winters in der Erfrierung der Ohrmuschel. Es kommt aber auch häufig vor, daß eine Erkältung der

Atmungsorgane, ein Schnupfen oder ein Rachenkatarrh, zu einer Erkrankung der Trommelhöhle führt. Diese Gefahr ist besonders groß bei Kindern. Es läuft nämlich von der Trommelhöhle ein enger Kanal nach der Mundhöhle, durch den dem Ohr die zum Hören unentbehrliche Luft zugeführt wird. Durch diesen Kanal kann die Entzündung des Rachen leicht zum Ohr hingeleitet werden. Bei Vernachlässigung dieser Entzündung kann es zur Eiterung des Trommelfelles kommen, so schlimm sogar, daß dieses durchbrochen wird. Man nehme also keine Erkältung zu leicht, besonders wenn sie Saufen und Brausen im Ohr, oder gar leichte Schwerhörigkeit zur Folge hat. Personen, die im Winter leicht zu Erkältungen und Schnupfen neigen, müssen den Mund bei strenger Kälte durch einen Respirator und die Ohrmuschel durch Ohrklappen schützen.

Die nur äußere Erfrierung des Ohres, also der Ohrmuschel ist nicht so schlimm, sie schwindet bald durch häufige Einreibung mit Kampferöl, die in jeder Apotheke zu haben ist. Um Erfrierungen der Ohrmuschel und Entzündungen des inneren Ohres nach Möglichkeit zu vermeiden, achte man darauf, daß man niemals mit feuchten Ohren in die eiskalte Luft geht. Diese Vorsichtsmaßregel wird viel zu wenig beachtet. Die Lage des Ohres bringt es mit sich, daß nach dem Waschen das Ohr zu wenig abgetrocknet wird und daher mehr oder weniger feucht ist. Auch läuft beim Menschen oft etwas Wasser in den äußeren Gehörgang; auch dieses Wasser ist nach Möglichkeit vollständig zu beseitigen, natürlich mit der nötigen Vorsicht. Wird ein feuchtes Ohr von einem starken Winde oder kaltem Luftzuge getroffen, so sind die Folgen meist recht unangenehme. So herrscht im Winter die Schwerhörigkeit entschieden stärker als im Sommer. Sie kann nun freilich auch eine andere Ursache als eine Erkältung haben, nämlich eine Ohrverstopfung, die auch im Winter häufiger ist als im Sommer, bedingt durch eine mangelhaftere Ohrpflege. Jede Ohrverstopfung kann Entzündung und Schmerz zur Folge haben. Sehr viele Menschen leiden an Ohrschmerzen oder an einer leichten Schwerhörigkeit und könnten beides so leicht beseitigen.

Die Ohrverstopfung ist in jüngeren Jahren meist nur eine Folge von Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. Die Verunreinigung des Ohres, d. h. die Verstopfung, kann entstehen durch die Beschäftigung des Betroffenen, indem Mehl, Ruß, Staub und dergleichen in die Gehörgänge eindringt und sich mit dem Ohrschmalz zu einem Pfropfen verbindet, der dann allmählich den ganzen Gehörgang verschließt und die Schwerhörigkeit verschlimmert. Abgesehen von der körperlichen Unannehmlichkeit kann solche Schwerhörigkeit auch wirtschaftlich schädlich einwirken. Wer z. B. wird einen schwerhörigen jungen Herrn als Verkäufer oder eine taube junge Dame als Telephonistin anstellen?

Die Schwerhörigkeit kann ferner entstehen durch übermäßiges Absondern und Anhäufen des Ohrschmalzes, oder dadurch, daß man das Ohrschmalz beim Reinigen des Ohres mittels Ohrstöckchen oder Haarnadeln statt nach außen nach innen befördert, was nur allzuoft vorkommt. Seltener sind die Ursache der Ohrverstopfung harte Gegenstände, wie Kampferstäbchen, elektrische Pillen oder Pfefferkörner, die man bei Zahnschmerzen in Watte gekläut in das Ohr gebracht. Wollte man doch endlich begreifen, daß alle diese Mittel bei Zahnschmerzen gar nichts helfen. Alle diese genannten Verstopfungen sind durch das einfache Verfahren der Einspritzungen mit lauwarmem Wasser zu heilen. Gut ist es, wenn vor der Einspritzung das Ohrschmalz durch einfaches Oliven- oder Mandelöl aufgeweicht wird. Will man selbst die Einspritzung vornehmen, so lasse man den Ohrleidenden sich auf eine Bocke legen, ziehe dann die Ohrzypsel derart in die Höhe, daß der Gehörgang dadurch mehr geöffnet wird, tröpfe etwas Del

hinein, lasse demselben Zeit, in die Tiefe zu gelangen und schließe dann das Ohr mit Watte, um das Auslaufen des Oeles zu verhindern. Dieses Eintröpfeln von Del wiederholt man mehrmals und beginnt dann mit den Einspritzungen. Hierbei zieht man wieder den Ohrzypsel in die Höhe und spritzt vorsichtig und langsam mit einer kleinen Spritze, am besten aus Gummi, das lauwarme Wasser ein. Bei jeder beginnenden Schwerhörigkeit empfiehlt es sich, vorsichtig diese Einspritzungen zu machen. Helfen diese aber nicht, dann liegen tiefere Leiden vor, welche nur durch den erfahrenen Arzt beseitigt werden können. Wer es haben kann, ziehe überhaupt bei jedem Ohrleiden den Arzt hinzu, denn derselbe hat ein Mittel, leicht festzustellen, was dem Ohre fehlt. Dieses Mittel ist der Ohrspiegel. Er ist eine der segensreichsten Erfindungen der Neuzeit, der schon manches Leiden beseitigt hat, welches früher, vor seiner Erfindung, für unheilbar galt. So lange machte sich auf dem Gebiete der Ohrleiden eine gefährliche Kurfucherei breit, bis der Ohrspiegel erfunden wurde. Heute kann der Arzt fast alle Ohrleiden heilen, wo nicht gar zu große organische Defekte oder zu hohes Alter des Patienten vorliegen. Die Schwerhörigkeit des Alters ist nicht mehr zu heilen, sie muß mit Würde ertragen werden. Sie entsteht durch den Zerfall des Gehörganges, durch den Schwund der elastischen Teile, wodurch der Gang in sich zusammenfällt. Nur ein sehr künstliches Hörrohr könnte den Gang wieder etwas öffnen und das Gehör wieder herstellen. Aber das Ideal eines Hörrohres ist noch nicht erfunden, weder für junge noch alte Schwerhörige.

Um im Winter, auch bei mildem Wetter, sich vor Ohrentzündung zu schützen, empfiehlt es sich, während des Aufenthaltes im Freien die äußeren Ohröffnungen leicht mit einem Wattepföpfchen zu verstopfen. Es wäre aber ganz verfehlt, wenn man dieses Schutzmittel immer, also auch im warmen Zimmer, anwenden wollte. Denn dadurch würde man gerade das Ohr verweichlichen, und das Schutzmittel würde draußen bei kalter Witterung den Dienst versagen. Wer leicht zum Schnupfen neigt, stopfe beim Ausgehen auch Wattepföpfchen in die Nasenlöcher. Das Wirksamste bei der Formanwarte und anderer Schnupfenwarte ist eben nur die Watte selbst, die den Staub und die allzugroße Kälte abhält.

Tafelschmuck und Tafelzug.

Von Dr. Theodor Adler.

Wer mit offenen Augen den Wandel der Zeiten und seine und seiner nächsten Stellung in denselben betrachtet, wird bald zu der Einsicht kommen, daß wir uns seit einigen Jahrzehnten in einer Periode befinden, in der die Lebensansprüche in reizendem ja: nem Steigen begriffen sind. Diese Steigerung bezieht sich aber nicht nur auf alles das, was unserer Ernährung, Kleidung und Wohnung oder dem materiellen und geistigen Teile unseres Lebens mittelbar oder unmittelbar zu Gute kommt und, soweit es sich mit dem G. Idbeutel des Einzelnen verträgt, zu dessen eigenem Vorteile nur gebilligt werden kann. Weit stärker als für diese Dinge wachsen die Ausgaben für alles das, was in den Bereich des Unentbehrlichen oder, kurz gesagt, des Luxus gehört, den leider aus eingebildeten oder wirklichen Gründen so viele mitmachen, die, um hier mittun zu können, an andern, weit wichtigeren und nützlicheren Ausgaben sparen müssen.

Der Luxus besteht auf Erden, so lange auf dieser Menschen existieren. Und wenn man mit haarspaltender Logik zu Werke gehen will, dann wird schließlich die einfachste Verzierung unserer Kleider und Gebrauchsgegenstände zum Luxusgegenstand, und selbst der Becher des cynischen Sonnenbewohners Diogenes gehört hierher, dessen sich der sonderbare Philosoph bediente, bis er an dem Beispiel eines Knaben

sah, daß man auch mit der hohlen Hand aus dem Bach das Wasser schöpfen kann, dessen man zum Trinken bedarf.

Den weitesten Schwankungen ist der Luxus von jeher bei jenen Dingen unterworfen gewesen, die der Bewirtung anderer oder den eigenen Tafelfreuden dienen. Der Kultus der Gastfreundschaft zeigt ganz verschiedene Bilder je nachdem das Empfinden der Zeit derben Gemüthen oder raffinierter Verfeinerung zuneigte, und wenn man dasjenige verfolgt, was zu den verschiedenen Zeiten zum Tafelschmuck und Tafelluxus gehört, erhält man einen großen Ausschnitt aus der menschlichen Kulturgeschichte.

Wenn in den Zeitungen von der märchenhaften Verschwendung amerikanischer Milliardäre oder eines Grafen Castellane berichtet wird, die auf ein Mahl für ein oder zwei Duzend Personen ebenso viel tausend Dollar ausgeben, so wird die Erinnerung an die alt-römische Probenhaftigkeit der berühmtesten Schlemmer der antiken Welt wie Apicius und Trimalchio wieder lebendig. Wie man es in dieser Hinsicht in noch früheren Zeiten z. B. in Indien, Persien und Egypten gehalten hat, ist leider durch Aufzeichnungen von Schriftstellern nicht auf uns gekommen: die frühesten Berichte dieser Art finden wir in der Bibel, und wenn man in Betracht zieht, daß die Nachbarn der Israeliten aus vorchristlicher Zeit ohne Zweifel einen weit größeren Luxus entwickelt haben als die Bewohner des unfruchtbaren und steinigen Palästina, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Mächtigen der Erde schon damals einen ungeheuren Tafelluxus entwickelt haben.

Ganz wie heute waren es nicht nur die kostbaren, aus aller Herren Länder herbeigeholten Gerichte, sondern mehr noch der Schmuck und das Beiwerk, das bei den Gastereien der damaligen Zeit den größeren Teil des Aufwandes verschlang. Der hundertjährige optimianische Galerner, also ein Gegenstück zum heutigen auch schon recht selten und theuer gewordenen Kometenweine von anno 1811, die syrischen Feigen, die ägyptischen Pfauenlungen und ähnliche Unsinnsigkeiten waren bei weitem nicht so theuer als die silbernen Täßelchen, auf die römische Große die Speisefolge eingravieren ließen und die von den Gästen samt kostbaren Armabändern und Gemmen als Andenken mitgenommen wurden. Wenn sich dann das Getöse der Decke auflutet, und ein Regen von Rosenwasser und seltenen frischen Blumen sich auf die überraschten Teilnehmer am Triclinium ergoß, wenn Betauristen und Atellanen, die Akrobaten und Koupletsänger des Altertums, ein vollständiges antikes Variété aufführten und orientalische Tänzerinnen das Programm des letzteren durch ein kunstvoll verschlungenes Ballet vervollständigten, so ist man bei all diesem Schnickschnack, der weitab von jedem vernünftigen Genuß von Speise und Trank, weitab von jeder edlen Geselligkeit und geistreicher Unterhaltung liegt, doch versucht, auszurufen: „tout comme chez nous“, ganz wie bei uns, wo auf großen Bällen die sogenannten Damenspenden immer kostbarer werden und die Vorträge von Pianisten und Violinisten, Sänger und Sängereinnen von Ruf fast schon zum notwendigen Bestandteil einer luxuriösen Gesellschaft gehören.

Ganz anders hielt man es in dieser Hinsicht im Mittelalter, wo die Massenhaftigkeit des Aufgetragenen, unter dem sich die Tische bogen, im Vordergrund stand. An kostbarem Tafelschmuck fehlte es zu dieser Zeit zwar auch nicht; denn die rheinischen Krüge, von denen heute jedes bessere, echte Stück einige Tausend Mark wert ist, die herrlichen aus edlem Metall gefertigten Prunkgeräte der Renaissance, die namentlich von italienischen Meistern mit unübertrefflicher Kunst geschaffen wurden, und die mit echten geklöppelten Spitzen geschmückten Tischtücher des 15. und 16. Jahrhunderts gestatten dem Luxus die breiteste Entwicklung. Wichtiger als dieses Beiwerk

erschien unsern Altvordern aber doch das wirklich Genießbare. Der am Spieß gebratene Dohse war nicht nur bei der Wahl des deutschen Kaisers vor dem Frankfurter Römer, sondern auch bei andern großen Schmausereien zu finden, und wo der Dohse zu groß gewesen war, da briet man wenigstens ein Kalb oder ein Schwein als ganzes oder brachte den ganzen Rücken eines Dohsen, also ein Bratenstück von einem Centner und darüber, reich dekoriert auf die Tafel, an der es sich alle wohl sein ließen mit Ausnahme des Gastgebers, dessen Pflicht es war, mit reichen Gewändern angetan, herumzugehen und unablässig seine Gäste zu nötigen, falls er nicht zu diesem Zwecke einige besondere „Nötiger“ anstellte.

In ihrer heutigen Gestalt hat sich die Tafel erst vor wenig mehr als 300 Jahren herausgebildet. Während man früher nur eine Seite derselben mit Gästen besetzte, so wie wir es auf alten Bildern, z. B. dem Abendmahl von Leonardo da Vinci, sehen, setzte man nunmehr die Gäste einander gegenüber, wodurch man diese in intimere Beziehung zu einander brachte. In Frankreich erfand man die Serviette, die früher als ein ganz unnötiger Luxus angesehen wurde. Deutschland, wo im 17. Jahrhundert die Leinenindustrie aufblühte, versorgte die Welt mit seinen Damaststüchlein, in welche man allerhand Bildwerk, Früchte und Weinslaub oder ganze Bilder, z. B. mit Vorliebe eine Darstellung der Hochzeit zu Kana hineinwob. Die Teller und Schüsseln waren damals noch gewöhnliches braunes oder graues irdenes Steingut, und ein brauner Tonteller, wie ihn heute noch als billigstes Geschirr die schlesische Töpferstadt Bunsau liefert, hätte keine vornehme Tafel verunziert.

Der nächste Schritt zur Verfeinerung waren die böhmischen Gläser und das Porzellan. Die gläsernen Trinkgefäße waren anfänglich aus grünen oder braunem Glase hergestellt, wie man es heute zur Fabrikation gewöhnlicher Wein- und Bierflaschen verwendet; aber bald gelangte man durch sorgfältige Auswahl der zur Glasfabrikation dienenden Quarze und durch die Erfindung, die Glasflüsse zu entfärben, zu farblosen, weißen Gläsern. Auch das Porzellangeschirr war anfänglich braun und rot. Als man allmählich weißes Porzellan auszufertigen lernte, war das Erzeugnis ein so mangelhaftes, daß man dessen zahllose Fehler durch ein buntes Muster verhüllen mußte und zu diesem Zweck das berühmte Zwiebelmuster erfand, während fehlerloses weißes Porzellan eine so auserlesene Kostbarkeit war, daß z. B. August der Starke dieses aus seiner Meißener Porzellanfabrik hervorgehende Geschirr für den ausschließlichen Gebrauch in seiner eigenen Hofhaltung und als Geschenk für befreundete Fürstenthümer reservierte.

Die Formen, welche seitdem das edele Stück der Tafeldekoration, der Tafelaufsatz mit seinen Kokoschäfern und Schäserinnen und feingestalteten Blumen durchlaufen hat, ist ein besonderes Kapitel der Kunstgeschichte, ebenso wie die Entwicklung des Trinkglases, das ja gerade in der Gegenwart keinen einheitlichen Charakter aufweist, sondern dem Geschmack des einzelnen huldigt, selbst wenn sich dieser bis zum „Jugendstil“ verirrt. Lehren wir also zurück zu den genießbaren Dingen, welche die Tafel der Gegenwart bietet.

Bis weit in das 17. Jahrhundert kam es, wie schon angedeutet, nur auf die Massenhaftigkeit der Speisen und Getränke in selbstredend guter Beschaffenheit an. Erst unter Ludwig XIII. und besonders unter Ludwig XIV. nimmt die bis dahin einfache Kochkunst einen rapiden Aufschwung. An Stelle des soliden Bratens und des gewöhnlichen Fasweines treten nun die Delikatessen der Küche und des Kellers. Die gläsernen Flaschen fördern die Verbreitung der feinen alten Weins in kleineren Mengen und ermöglichen überhaupt erst die Erfindung des Luxusgetränkes

par excellence, des Champagners. In die gleiche Zeit fällt die Erfindung der getrüffelten Gänseleberpastete und dieser und jener andern auserlesenen Delikatesse, und es kommt der Zeitpunkt, wo mancher Minister eines großen Fürsten mit Reid auf den Gehalt blüht, welcher dieser seinem ersten Leibkoch zahlt. Der Tafelluxus ist nun in vollem Flor. Seine Majestät, der Sonnenkönig, beschäftigt in seiner Küche des Versailles eine Armee von 400 Personen, denen sich zur Bedienung bei der Tafel weitere 120 hinzu gesellen.

Während aber der äußere Apparat einer vornehmen Tafel auf derselben Höhe bleibt, ja in der oder jener Richtung noch eine Steigerung erfährt, zeigt es sich, daß auf rein kulinarischem Gebiete der Gipfelpunkt erreicht ist, über den es nicht höher hinausgeht. Was fremde Zonen an kostbaren Tafelgenüssen bieten, wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dank den verbesserten Verkehrsbedingungen eher billiger als theurer und nur einige wenige Delikatessen wie der auch heute noch immer unerschwinglicher werdende Kaviar und die Kabinetsweine steigen noch weiter im Preise.

Wir sind nun auf unserer Wanderung bei der Luzustafel der Gegenwart angekommen, die für die in Essig aufgeweichten Perlen der Kleopatra, für die von römischen Prästern aus Pfauengehirnen und Nachtigallenlungen bereiteten Schüsseln vernünftiger Weise keinen Sinn hat. Aus diesem letzteren Grunde ist selbst bei der Galatafel eines Fürsten oder Milliardärs das, was man das „trockene Koubert“ nennt, ein Gegenstand, der selbst für einen mäßig bemittelten, der ausnahmsweise einmal sein diniren will, nicht unerschwinglich ist. Das gleiche gilt von den Getränken. Wer nicht so unsinnig ist, sich der Pariser Maison d'or und ähnlichen Restaurants für Verschwender und Hochapler, zu überantworten, wo man für eine Flasche Wein bis zu 150 Francs bezahlt, kann für einige Goldstücke seinen Durst im auserlesenen Nebenblut stillen.

Der Luxus der Gegenwart sucht daher seine Bethätigung wieder mehr in der kostbaren Ausschmückung, wobei ihm das Kunstgewerbe nach Kräften entgegenkommt. Die Freude an den Farben, an den manchmal überläufig geschwungenen Linien des von Wien und Darmstadt die Welt infizierenden Wandwurmstieles, dazwischen der edle Luxus, die Tafel durch lebende Blumen auszuschnücken, die dem Service angepaßt sind, dazu die stilvolle Durchbildung der Bestecks gestatten der Ausschmückung der Tafel ein weites Feld.

Gleichwohl haben Tafelluxus und Tafelschmuck auch heute ihre bedenklichen Seiten. Was die kunstgewerbliche Industrie an Geräthen bietet, ist derart der Mode unterworfen, daß es womöglich schon in der nächsten Saison veraltet ist und den Besitzer einer heut erworbenen modernen Einrichtung wandelt schon nach wenigen Jahren ein inneres Grauen vor diesem Besitz an, deren fundamentale Erneuerung für mittlere Klassen doch viel zu theuer ist. Dazu die Massigkeit der Verpflegung! Ein Mittagessen mit 8 Gängen mit ebenso viel verschiedenen Weinsorten, wobei man mehrere Stunden lang bei Tische sitzt, ist schließlich doch absurd für Leute, die in ihrem gewöhnlichen bürgerlichen Leben sich am behaglichsten fühlen, wenn sie sich an einem oder zwei gut zubereiteten Gerichten satt gegessen haben. Obendrein verjumpt dort, wo man den Tafelgenüssen übertriebenen Wert beilegt, unaufhaltsam der ideale Teil des geselligen Lebens, das jeder am besten in der Weise pflegt, daß weder sein Geldbeutel darob die Schwindsud: bekommt, noch Magen oder Leber im nächsten Frühjahr einer Karlsbader oder Marienberger Kur bedürfen

Auf Sizilien.

Von R. Enrico.

Eine Fußwanderung auf Sizilien, — es war mir zwar von allen Seiten versichert worden, daß eine solche nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre, aber da mein Freund Giovanni sich an der Partie beteiligen wollte, schlug ich alle diese Versicherungen in den Wind. Giovanni hatte die Insel schon einmal durchquert und kannte nach seinen Angaben Land und Leute ganz genau. All' den Redereien über den wilden, rachsüchtigen Charakter der Sizilianer sei, so führte Giovanni aus, nicht allzu großer Glauben beizumessen, die Leute seien nicht besser und nicht schlechter als die Bewohner anderer Länder auch.

So traten wir beide wohlgenut von Catania aus unsere Fußwanderung an, die der Reiz des Gefährvollen nur um so interessanter gestaltete. Aber nach wenigen Tagen schon mußte ich zugeben, daß es keine bloße Vergnügungstreife war. In dem Gebirge gleichen die Wege Abgründen, und unsere Pferde kamen nur mit unsäglicher Mühe vorwärts. Schließlich hatte uns auch noch ein Pjäd, der Giovanni besser und gangbarer erschien als alle andern, gänzlich irregeführt, sodaß wir die Richtung vollständig verloren hatten. So lange es noch Tag war, war die Sache an sich nicht gefährlich. Wir ritten eben am Rande eines schier endlosen Bergwaldes weiter in der Hoffnung, endlich doch einmal auf eine menschliche Wohnung zu stoßen. Aber der Tag ging zur Rüste, ohne daß wir einem menschlichen Wesen begegnet waren, nur einige Raubvögel kreisten trächzend über unseren Köpfen.

Endlich, — es war schon dunkel geworden, und jeder weitere Schritt konnte uns Gefahr bringen, — gewahrten wir in der Ferne durch die Bäume des Waldes ein Licht schimmern, auf das wir so schnell es nur anging, zuritten. Ein durch das Dickicht gehauener schmaler Weg führte uns zu einem Häuschen, das gerade seinen Vertrauen erweckenden Eindruck machte. Aber was blieb uns übrig? Wir waren totmüde, und zudem halb verhungert, sodaß wir unbedingt die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch nehmen mußten. Nicht ohne Scheu traten wir ein und fanden eine Köhlerfamilie beim Abendessen. Unser Ansuchen, um Nachtlager, Speise und Trank wurde ohne weiteres gewährt. Giovanni ließ sich nicht zweimal bitten, während ich nur zögernd zulagte: mir war es so vorgekommen, als ob die Bewohner ob unserer unvermuteten Ankunft höchlichst erfreut gewesen wären. So leicht war ihnen wohl selten ein guter Fang ins Garn gegangen.

Während Giovanni zulagte wie einer, der mehrere Tage nichts in den Magen bekommen hatte, hatte ich Muße genug, unsere Wirtleute und deren Behausung zu mustern. Der Mann mit seinem verrußten Bart machte allerdings den Eindruck eines Köhlers, aber das Innere der Hütte glich einem Arsenal von Waffen. Ueberall an den Wänden hingen Flinten, Pistolen, Säbel, Dolche und Hirschkäpfe. All diese Schießwaffen und sonstigen Mordwaffen verursachten mir ein geheimes Grauen, und unsere Wirtleute schienen mich auch mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Giovanni dagegen tat, als ob er sich zu Hause befände. Er lachte und scherzte mit den Leuten, und erzählte ihnen in der unvorsichtigsten Weise, woher wir kämen, wohin wir zu reisen gedächten und was den ganzen Tag schon unsere Gemüter bedrückt hatte. Und um nichts zu unterlassen, was uns in Gefahr bringen könnte, spielte er sich auch noch auf den reichen Mann hinaus, der viel Geld mit sich führte. Er versprach schließlich den Leuten eine fürsichtige Belohnung, wenn sie uns am nächsten Morgen auf den richtigen Weg geleiten würden. Er verlangte, daß man ihm seine Handtasche ins Schlafzimmer bringe, da es notwendig sei, daß er diese Nacht stets unter sein Kopfkissen lege, — die Leute mußten

denken, daß die Tasche zum Mindesten Kron- diamanten berge . . . und dabei war das kostbarste, was Giovanni in der Tasche trug, die Briefe seiner Braut!

Nach beendetem Abendessen begab sich alles zur Ruhe. Unsere Wirte schliefen unten, wir in dem oberen Raume auf einem weit bis drei Meter hohen Hängeboden, zu dem wir auf einer Leiter emporklettern mußten. Dort hatte man eine Art Lager bereitet, zu dem man unter den mit Vorräten aller Art beladenen Deckenbalken kriechen mußte. Giovanni hatte sich bald eingerichtet und schnarchte den Schlaf des Gerechten, den Kopf auf seine wertvolle Tasche gebettet. Ich aber beschloß, möglichst wach zu bleiben und auf jedes Geräusch Obacht zu geben. Aber während der Nacht blieb alles mänschenstill, sodaß ich schließlich wohl auch eingedämmert sein mußte.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne meine Augenlider traf, war ich mit einem Schlage munter. Ich wollte schon, da alles in bester Weise vorüber gegangen war, über meine thörichte Furcht lachen und Giovanni durch einen sanften Rippenstoß wecken, als ich ein Klüstern in der Stube unter mir vernahm: unser Wirt führte ein leises Gespräch mit seiner Frau. Ich brachte mein Ohr in die Nähe des Rauchfanges, der in den unteren Raum mündete. Wie durch ein Telephon verstand ich da, was unten gesprochen wurde, ganz deutlich hörte ich die Stimme des Mannes:

„Nun gut, wir werden ja sehen! Wollen wir sie denn gleich alle beide kalt machen?“

„s ist ein Aufwaschen,“ antwortete die Frau, „wenn schon, denn schon —“, weiter war nichts mehr zu verstehen, denn die beiden entfernten sich von der Mündung des Rauchfanges. Es wurde wieder unheimlich still.

Wir gerann das Blut in den Adern, kalter Angstschweiß trat mir aus allen Poren, jede Faser meines Körpers bebte, nur mühsam rang ich nach Atem. Mehr tot als lebendig sank ich wieder auf mein Lager zurück.

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich unsere entsetzliche Situation zu überdenken vermochte. Wir waren beide fast ohne Waffen gegen jene vier oder fünf, die nur die Hände auszustrecken brauchten, um von den Köpfen bis zu den Füßen vollständig bewaffnet zu sein. Und mein Freund schnarchte noch lieblich weiter. Sollte ich ihn durch drei Rippenstöße erwecken, sollte ich Lärm schlagen? Ich wagte weder das eine noch das andere. Vielleicht hätte ich allein „ansrüden“ können, — aber da in dem Hofe liefen Hunde umher, die doch wohl auf den Mann dressiert waren.

Indem ich mir mein Schicksal überlegte, und vergebens auf eine Aenderung desselben rechnete, vergingen wohl zehn Minuten. Da vernahm ich Tritte auf der Leiter und da erblickte ich durch den Spalt im Schein eines flackernden Lichtes — das schwarze Gesicht des Wirtes. Und dieser Mensch hatte mit der einen Hand ein großes Messer gepackt, in der andern hielt er ein Licht. Hinter ihm tauchte die Gestalt seiner Frau empor.

Ich bin gewiß kein Feigling, aber bei diesem Anblick verließen mich doch meine Sinne. Das Ende aller Dinge schien mir näher zu sein, als es bei meinem jungen Jahren notwendig war.

Da flackerte das Licht hin und her: „Sei vorsichtig,“ flüsterte der Mann seiner Frau zu, „so geh' doch leise . . .“

Der sehnige Oberkörper des Kerls schob sich die Leiterprossen empor dicht an der Stelle, an welcher Giovanni Kopf ruhte auf seiner Handtasche, in welcher sämtliche Schätze der Erde vermutet werden konnten.

Ein Strahl des Lichtes ließ blitzschnell den bärtigen Kopf des Emporklimmenden aufleuchten, — der Mörder hatte ein Schlachtmesser zwischen die Zähne geklemmt, dessen Scheide hell auffunkelte.

Da hatte der Mörder schon die Ebene des Hängebodens erreicht, . . . der arme Giovanni

wälzte sich gerade auf die andere Seite und zeigte seinen entblößten Hals.

Allmächtiger . . . mir tanzten rote, schwarze und gelbe Punkte vor den Augen einen Wirbelreigen. Da nahm der Schwarzbärtige das Messer aus dem Munde, er schwang es in seiner Rechten und —, ich wollte mich ihm an die Gurgel stürzen, fand aber nicht die Kraft dazu, — ergriff mit der anderen Hand den von der Decke herabhängenden Riesenschinken. Von dem schnitt er ein gehöriges Stück herunter und verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war. Der Schein des Lichtes verblähte mit jeder Leiterstufe mehr und mehr, die er nach dem Parterre zurücklegte . . .

Ich sank kraftlos auf mein Lager zurück. — Als es heller, lichter Tag geworden war, kam die ganze Familie uns zu wecken. Es wurde uns ein tadelloses Frühstück vorgelegt. In der Mitte der Tafel standen zwei feste Kapannen, von denen wir den einen essen, den andern mit auf die Reise nehmen sollten. Giovanni ging dem ersten scharf zu Leibe, — der andere wanderte in seine Handtasche dicht neben die Liebesbriefe seiner Braut.

„Siehst Du,“ raunte die Frau unseres Wirtes diesem beim Abschiednehmen zu, „siehst Du wie gut es war, daß wir gleich alle beide kalt gemacht haben . . .?“

Kirchskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 23. Februar. Petrus Damian, Bischof † 1072. ● St. Andreas: Die heiligen Messen sind: Morgens 6 Uhr, 7 $\frac{1}{2}$, und 9 Uhr feierliches Hochamt 10 Uhr letzte heilige Messe. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: 40 stündiges Gebet. Feststunden sind: von Morgens 6 Uhr bis Abends 7 Uhr. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr sakramentale Andacht. ● St. Lambertus: Nachmittags von 5—6 Uhr Sühne-Andacht. ● Clarissen-Klosterkirche: 40 stündiges Gebet, vollkommener Ablass. Feststunden sind: mar. Jungfrauen-Kongregation 10 und 3 Uhr, der dritte Orden 2 Uhr, für die armen Seelen 4 Uhr. Hl. Messen sind: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr (Hochamt) und 1 $\frac{1}{8}$ Uhr. 7 Uhr Komplet, Litanei und Segen. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 4 Uhr Segens-Andacht.

Dienstag, 24. Februar. Mathias, Apostel † 63. ● St. Andreas: 40 stündiges Gebet. Feststunden sind: 12—1 Uhr Säulinder, 1—2 Uhr Junggesellen-Sodalität, 2—3 Uhr Männer-Sodalität, 3—4 Uhr Ursula-Gesellschaft, 4—5 Uhr Sakraments-Andacht, 5—6 Sühne-Andacht 6—7 Komplet. Die hl. Messen sind: Morgens 6 Uhr, 7 $\frac{1}{2}$, und 9 Uhr feierliches Hochamt 10 Uhr letzte hl. Messe. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: 40 stündiges Gebet. Feststunden sind: von Morgens 6 Uhr bis Abends 7 Uhr. Die hl. Messen sind: Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, um 11 Uhr stille hl. Messe. Abends feierl. Schluß mit Te deum. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr sakramentale Andacht. ● St. Lambertus: Nachmittags von 5—6 Uhr Sühne-Andacht. ● St. Martinus: 13 stündiges Gebet in der Kapelle des Klosters der Armen Dienstmägde Christi. ● Clarissen-Klosterkirche: 40 stündiges Gebet, vollkommener Ablass. Feststunden sind: marianische Jungfrauen-Kongregation 10 und 3 Uhr, der dritte Orden 2 Uhr, für die armen Seelen 4 Uhr. Die hl. Messen sind: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr (Hochamt) und 1 $\frac{1}{8}$ Uhr, Abends 7 Uhr Komplet, Te deum, Litanei und Segen. ● St. Anna-Stift: Nachm. 4 Uhr Segens-Andacht.

Mittwoch, 25. Februar. Medilbis, Abtissin † 1300. Ashermittwoch, Fast- und Abstinenztag. ● St. Andreas: Hl. Messen sind: 6 Uhr, 7 $\frac{1}{2}$, und 9 Uhr feierl. Hochamt 10 Uhr letzte hl. Messe. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr St. Josefs-Andacht. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, vor demselben feierl. Segnung der Asche. ● St. Martinus-Pfarrkirche: Von heute ab an allen Werktag-Abenden der Fastenzeit um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Rosenkranz-Andacht mit Segen. ● St. Anna-Stift: 6. Mittwoch zu Ehren St. Josef, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Donnerstag, 26. Februar. Alexander, Bischof † 326.

Freitag, 27. Februar. Leander, Bischof † 596.

Samstag, 28. Februar. Romanus, Abt † 460.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 4, 1-11. „In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Jinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinewegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdaun verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten hinzu und dienten ihm.“

Zum Beginn der hl. Fastenzeit.

Schon die Vorkastenzeit, die mit dem Sonntage Septuagesima begann, hatte einen dunklen Schleier über alle die freundlichen Bilder aus der Kindheit Jesu ausgebreitet. Nun aber treten wir in eine „steinige Wüste“, durch die kein Quell rauscht, und in der statt süßduftender Blumen, Dornen und Disteln wachsen. Allein, lieber Leser, es wäre unrecht, wenn wir uns darüber beklagen wollten; denn unsere hl. Mutter, die Kirche, weiß ganz genau, was uns not tut, und sie will nur unsern Bedürfnissen Rechnung tragen.

Die Fastenzeit ist die nähere Vorbereitung auf das hochheilige Osterfest. Die Einziehung dieser, durch das Beispiel Jesu geheiligten Zeit reicht hinauf bis in die Anfänge des Christentums; sie rührt — nach dem heiligen Hieronymus, Leo, dem Großen, u. A. — von den Aposteln her. Sie ist vorzugsweise eine der Buße gewidmete Zeit, die hauptsächlich in der Übung des Fastens zum Ausdruck kommt, d. h. einer freiwilligen teilweisen Enthaltung der gewohnten Speisen zur Sühne der begangenen Sünden.

Daß diese heilige Zeit gerade 40 Tage dauert, ist nicht ohne tiefe Bedeutung: 40 Tage und 40 Nächte regnete es einst zu Noes Zeit bei der Sündflut; 40 Jahre lang irrten die Moses' Zeit die Israeliten in der Wüste umher; 40 Tage fastete Moses, ehe er sich Gott auf dem Berge Sinai, und ebenso Elias, bevor er sich dem Herrn auf dem Berge Horeb nahte, — 40 Tage und 40 Nächte fastete endlich Jesus, der Sohn Gottes! Wie könnte da ein wahrer Christ zweifeln, daß

die Kirche ganz im Sinne ihres göttlichen Stifters handelte, als sie diese vierzigtägige Bußzeit in ihre Liturgie aufnahm?

In einer alten Homilie las ich einmal, die Kirche lasse in diesen Tagen ihren Ruf (zur Buße) an uns ergehen, weil nun die Zeit eines „geistigen Jahrmarktes“ sei, auf dem Christus, der Herr, uns Seine ewigen Güter und Reichthümer „zum Kaufe“ anbiete. Darum (sagt der alte Schriftsteller) mahnt die Kirche, daß wir uns mit jenen Münzen versehen sollen, mit denen wir die besagten Reichthümer erstehen können; darum ruft sie uns mit dem Völkerapostel Paulus zu: „Siehe, nun ist sie da, die gnadenreiche Zeit! Nun sind da die Tage des Heils! (2. Kor. 6.)

Wie es aber (fährt er fort) keinen Jahrmarkt gibt, auf dem nicht auch Betrüger anwesend sind, die schlechte, unbrauchbare und verdorbene Waare feilbieten und auf diese Weise die Käufer betrügen, ebenso ist es auch hier der Fall; denn wenn einerseits Christus uns das ewige Leben anbietet, so hat anderseits der böse Feind auch seinen glänzenden, schimmernden Kramladen aufgeschlagen. Ja, er hat es sogar gewagt, Christus Selbst auf einen hohen Berg zu führen, Ihm von dort aus die Reichthümer der Welt zu zeigen und — Ihm zuzurufen: „Dieses Alles will ich Dir geben, wenn Du vor mir niederfällst und mich anbetest!“ — Geben wir also wohl acht, was wir kaufen und von wem wir kaufen!

Jene Güter, welche der Fürst der Finsternis uns anbietet, lieber Leser, sind eitel und ohne Bestand. Das zeigt sich schon in der Art und Weise, wie er im heutigen Evangelium dem Herrn alle Reiche der Welt zeigt

Kirchenkalender.

- Sonntag, 1. März.** Erster Sonntag in den Fasten. Sultvertus, Bischof † 713. Evangelium Matthäus 4, 1-11. Epistel: 2. Korinther 6, 1-6.
 - St. Lambertus: Nachmittags 4 Uhr Bestände von Seiten der Sakraments-Bruderschaft für ein verstorbenes Mitglied.
 - St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 2. März.** Simplicius, Papst † 483.
- Dienstag, 3. März.** Kunigunde, Jungfrau † 1040.
- Mittwoch, 4. März.** Kasimir, Bekenner † 1483.
 - St. Lambertus: Nachmittags 5 Uhr Fastenpredigt nach derselben Rosenkranz-Andacht.
 - St. Anna-Stift: 7. Mittwoch zu Ehren des hl. Josef, Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 5. März.** Friedrich, Abt.
- Freitag, 6. März.** Fridolin, Abt. Coleta, Jungfrau † 1447.
 - St. Lambertus: Morgens 7^{1/2} Uhr Fastenmesse mit sakramentalischem Segen zum Schluß.
- Sonntag, 7. März.** Thomas von Aquin, Kirchenlehrer † 1274.
 - St. Lambertus: Beginn der Andacht zu Ehren der hl. fünf Wunden. Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zum Schluß.

Sinnpruch.

Da du einst geboren warst an's Licht,
 Weintest du, es freuten sich die Deinen;
 Lebe so, daß, wenn dein Auge bricht,
 Du dich freust, die Deinen aber weinen.

denn wie ist es möglich, von einem Berge aus alle Reiche der Welt zu sehen? Täuschung ist also der Grund, auf dem Alles beruht, was jener „Lüger von Anbeginn“ den Menschenkindern vorspiegelt. — Wir lesen von Zeugis, einem berühmten Maler des griechischen Altertums, er habe mit solcher Kunst Trauben gemalt, daß selbst die Vögel sich angelockt fühlten, diese vermeintlichen Trauben zu verzehren. Allein den Zeugis übertraf, was die Kunst der Täuschung anlangt, ein anderer Meister, namens Parrhasius: dieser malte zunächst ein Bild auf die Leinwand, darüber aber einen Vorhang, wie von Fäden gewoben und zwar so täuschend, daß sein Rivale Zeugis beim Beschauen den „Vorhang“ hinwegnehmen wollte, um das dahinter verborgene Bild deutlicher zu sehen. In ähnlicher Weise wird der Mensch durch die Reichtümer und Freuden dieser Welt getäuscht; es scheint etwas Wirkliches und Wahres an ihnen zu sein, sie scheinen Bestand zu haben und sind doch gleich dem Rauch vorübergehend und ohne alle Dauer. Denn wenn sie auch dem Lebenden einige Vorteile zu gewähren scheinen, so hören sie beim Tode doch auf, irgend welchen Nutzen zu gewähren: sie sind für den sterbenden Menschen selbst so gut wie gestorben.

Deßhalb sagt der hl. Asterius: „Ich kann mich nicht genug wundern, wenn ich mitunter sagen höre: Dies ist mein Haus, mein Hof, mein Gut! Die so sprechen, eignen sich ja durch das kleine Wörtchen „mein“ Dinge zu, die in Wahrheit einem Andern und nicht ihnen gehören! Alles, was ein Mensch an beweglicher Habe oder liegenden Gütern besitzt, kommt von einer Hand in die andere, von einem Besitzer zum andern. Deßhalb könntest du manchem Gutsbesitzer zurufen: So lange die Welt steht, hat dein Landgut, dein Meierhof sicher mehr Herren und Besitzer gehabt, als darin Bäume und Pflanzen zu finden sind, — wer ist denn nun der wahre und eigentliche Herr und Eigentümer? Du, o Gott, — müssen wir mit dem Psalmisten David ausrufen — denn Du bedarfst unserer Güter nicht!“

Was sind also für uns, lieber Leser, die Güter dieser Welt, da wir eigentlich nie in ihren Besitz gelangen? Sind sie nicht den Kohlen gleich, die nur so lange glänzen, als sie glühen, die aber in Staub und Asche verfallen, sobald ihre Glut erloschen ist? — Hat aber einmal der Weltfremde das Gemüt des Christen in Verwirrung gebracht, so zeigt sich ihm Alles in einer anderen Gestalt, als es wirklich ist: Geld und Gut wird er nicht mehr mit dem Apostel Paulus Roth nennen, sondern für leuchtende Sterne halten; Ehre vor der Welt wird ihm eine Krone oder ein Diadem dünken. So hat der Versucher im Paradiese einst unsern Stammeltern die verbotene Frucht als eine „Frucht des Lebens“ angepriesen und ihnen vorgespiegelt, daß nach dem Genuße ihnen göttliche Erkenntnis werde, daß dann erst ihre Augen sich aufstun würden, um das Gute und das Böse zu erkennen! Eva (heißt es) sah die Frucht, die ihr zum Essen gut und dem Anblick so lieblich erschien: der „Lüger von Anbeginn“ machte sie wohl auf die Süßigkeit der Frucht aufmerksam — von den üblen Folgen des Genußes meldete er nichts, vielmehr suchte er sie zu verschleiern.

Wer sich dem „Lüger von Anbeginn“ ergibt, mag wohl einige sehr kurz gemessene Freuden hier auf Erden genießen, aber der Gedanke an den gewissen Tod und an die Ungewißheit seines Kommens wird ihm diese Weltfreuden genug verbittern. Wer aber auf Christus und Seine Kirche hört, — zunächst in dieser heiligen Buszeit, — wird einst teilnehmen an jener unendlichen Herrlichkeit, die Er den Seinigen in unendlicher Liebe bereitet hat.

Vom Toaste.

Von Th. V. Gall.

Wir leben in der Zeit der Toaste. Keine Gesellschaft, kein fröhliches Beisammensein, wo nicht ein solcher Trinkspruch ausgebracht

wird — der mannigfachen Fürstenbesuche nicht zu gedenken, bei denen sich Rede und Widerrede doch meistens darin zuzuspitzen pflegen, daß man durch ein Glas perlenden Weins allerhand Hoffnungen und Wünsche, die in schwungvollen Worten ausgesprochen sind, wärmt. Die Sitte selber ist uralt. Die Hellenen tranken den Olympiern zu; denn wenn ein Gastmahl war, stellte man womöglich die Statuen jener auf, weil man sich keine Freude, kein Fest denken mochte, ohne daß die Götter daran Teil nähmen. Der Name „Toast“ bedeutet eigentlich „geröstetes Brot“, das man ehemals gern in die mit Trunk gefüllten Becher warf. Früher schickte man nämlich Getränke am liebsten, wenn sie warm waren, über die Lippen. Zu gekühltem Wein, der heute oft so beliebt, oder gar zu einem Gerstentrunke, der, wie augenblicklich, unmittelbar vom Eis genommen ist, hätte man sich damals nie und nimmer entschließen mögen. Wer die Gerüste nicht vorher auf der Herdstelle selber erwärmen konnte, tat dies dann bestimmt während des Zechens. Beim Gelage der Reichen wurde mit einem gerissenen Brunk rotglühendes Gold in die Hörner geschüttet; weniger Bemittelte ahmten dies insofern nach, als sie erhitztes Eisen zu gleichem Zwecke verwendeten. Die Stimmung lohnte erst dann zu echtem, wirklichem Frohsinn auf, wenn der Meth emporzischte und seinen Schaum womöglich bis an den Rand des Trinkgefäßes schickte. In England bediente man sich nun im Mittelalter dazu gerösteter Brotsstücke, die um so besser mundeten, wenn sie eben erst vom Feuer kamen. Der Glückliche, der den Rest eines solchen Trunks erhielt, welcher ringsherum von Mund zu Mund ging, bekam die vom Nebenblut oder Gerstensaft völlig durchwürgten Brotscheiben: ihm ward also — „der Toast gebracht.“

Was man heute unter einem Toast versteht, weiß wohl Jedermann. An der Tafel werden die Speisen herumgereicht, und alle Welt schweigt in den herrlichsten kulinarischen Genüssen. Eben bin ich im Begriff, einen köstlichen Bissen über die Lippen zu bringen, da sinkt mein Arm herab, und ich stütze die Gabel so leise wie nur möglich an den Tellerrand. Denn Etwas, wogegen es kein Aufsehen gibt, verbietet mir, die einmal begonnene Mahlzeit fortzusetzen — der Toast, den eben einer der Anwesenden auszubringen beabsichtigt: „Meine Damen und Herren!“ . . . Ich habe wirklich gar: und gar nichts gegen Toaste, vielmehr: ne ich mich stets über eine gutgezügigte Rede, zumal wenn sie in einen geschickt zugefügten Trinkspruch ausmündet. Aber andererseits muß ich auch berichten, daß mir dadurch oftmals ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Wie mir gleichzeitig mancher treffliche Bissen kalt wurde und ich in Folge dessen, wofür ich ihn trotzdem herunterwürgte, Indigestionen erlitt, mag noch als nebensächlich dahingehen. Aber da sitze ich einmal bei Tisch, an der Seite das lieblichste Geschöpf von der Welt: frisch wie ein Maievmorgen — in frohester Stimmung, im trautesten Geplauder. Wie oft hatte ich mich nach diesem Augenblick gesehnt — nun war er endlich gekommen! Mit Bedacht und wahrhaft nicht ohne Geschick lenkte ich das Gespräch auf das, was mein Herz erfüllte und ich unter allen Umständen heute erreichen wollte. Schließlich scheint sie mich zu verstehen. Sie errödet, die Lippen bewegen sich, um das Wort, nach dem ich lechze, zu flüstern — da ein Klängen an das Glas, ein allgemeines Klücken und Murmeln, worauf plötzliche Stille folgt. Statt des Jaworts, das mein Glück, meine Seligkeit ausmachen sollte, erhebt sich eine behäbige Männergestalt, und zwischen fettigen Lippen hervor schallt die fast dröhnend gesprochene Anekdote: „Berechtigte Anwesende!“ —

Gut reden ist bekanntlich eine Kunst, die nicht Jedem so ohne Weiteres zu Gebote steht. Im antiken Leben war es anders: Die Jugend von Athen und Rom mußte sich

regelrecht darin üben, oratorische Fertigkeit zu erlangen; bei uns hält man wohl in den Schulen darauf, ohne jedoch sonderliche Erfolge zu erzielen. Wenn nun schon in den modernen Parlamenten höchst selten wirklich gute Redner angetroffen werden — wie soll man das dann erst auf Festlichkeiten erwarten? Die Toaste, die hier ausgebracht werden, treten darum meistens kaum aus dem Rahmen des Anspruchslosen, ja sogar Trivialen. Zum Beweis dafür diene nachstehende kleine Blütenlese. Hausherr, im Kreise der geladenen Gäste das Glas erhebend: „Meine Damen und Herren! Als ich heute vor fünfzig Jahren — hm — das Licht der Welt erblickte, da konnte ich nicht hoffen — hm — heute eine so zahlreiche Gesellschaft um mich versammelt zu sehen!“ — — — Sehr drastisch dürfte sich die folgende Rede ausgenommen haben, die gleichfalls ein Gastgeber gehalten hat, als die Anwesenden, Alles sehr gute Bekannte, sich noch immer nicht zum Aufbruch anschickten wollten: „Und nun erjuche ich Sie, meine Herrschaften, auf mein Wohl den Saal zu leeren!“ — — — In einem Kaufmannshause brachte ein Angestellter einmal den folgenden geradezu köstlichen Toast auf das Geburtstagskind aus: „Wir genießen die große Ehre, heute wie alljährlich zu feiern den neunundzwanzigsten hohen Geburtstag unseres gnädigen Fränkchens, der verehrtesten Tochter unseres Herrn Prinzipals! Sie lebe hoch!“

In arge Verlegenheit kommt freilich derjenige, der in so einem Toaste stecken bleibt. Was hilft da vorher alles Ueberlegen und Auswendiglernen! Selbst den bedeutendsten Meistern der Feder passierte es, daß sie in solchem Moment nicht das richtige Wort finden konnten. Mitunter befreit den Armen, der sich in dieser Klemme befindet, zum Besten der Humor der Anwesenden aus seinen Angsten. Erhebt sich da ein Jüngling zwischen Fisch und Braten an blumengeschmückter Tafel, um das, was sein Herz erfüllt in schön geformter Rede heranzutönen zu lassen. Die ersten Worte — sie gelten natürlich den „lieblichen Frauen, den Rosen, die auf deren Wangen erblühen, den Tugenden, die im Herzen derselben wohnen“ — waren glücklich über die Lippen geschickt. Plötzlich stockt der Jüngling; verlegen blickt er erst nach oben, dann zur Erde; er ängelt rechts, er ängelt links; umsonst: der verlorene Faden läßt sich nicht wieder erwischen. Endlich greift er rudweise in die Fracktasche, aus der verräterisch die weiße Ecke eines jedenfalls beschriebenen Papierstückes hervorlugt. Noch zögert er: soll er sich eines solchen Hilfsmittels bedienen oder nicht? Aber in diesem Augenblick erschallt, von kräftiger Männerstimme gerufen — es war eine alte, biedere Soldatennatur, die diesen Rat erteilte! — zugleich aufmunternd und fröhlich, in tiefem Bass das Kommando: „Ablegung vor!“

Offen gestanden: lieber als ein schlechter, holpriger, nur Gemeinplätze allerhöchster Art enthaltender Toast ist mir — gar keiner!

Ich kann auch sehr gut den Gastgeber begreifen, der den Einladungskarten sofort die gedruckte Bemerkung beifügt: „Man bittet, alle Trinksprüche zu unterlassen! . . . Und wie unangenehm ist es, wenn man, in dem Bewußtsein, kein guter Redner zu sein, fortwährend gedrängt und angeulkt wird, doch ja einen Toast auszubringen. Ich gestehe ganz offen: die meisten Trinksprüche, die ich bisher gehört, waren fade, langweilig, albern.

Unter den gekrönten Häuptern ist bekanntlich Kaiser Wilhelm augenblicklich ein ganz vorzüglicher Redner. Seine Trinksprüche sind schön gefügt, mitunter sogar künstlerisch aufgebaut und treffend, ausnehmend mit dem ihneu so charakteristischen dreimaligen Hurrah, immer den Nagel auf den Kopf. Die übrigen Großen der Erde, soweit sie Throne inne haben, scheinen sich im Allgemeinen der Sitte des Toastierens nicht mit gleicher Vorliebe zu befleißigen. Vom Kaiser von Rußland weiß man, daß er, wie dies in seinem ganzen Wesen begründet liegt, am liebsten von jedem

Trinkspruch absteht. Nur wenn die Politik ihn dazu nötigt, unterzieht er sich diesem Zwange. Als Felix Faure den Zar in Krakow-Selo besuchte, war die Fassung des beiderseitigen Trinkspruchs eine nicht geringe Sorge der Diplomaten, die an dieser Zusammenkunft der betreffenden Staatsoberhäupter Interesse hatten. Und Nikolaus II. gab einen Dämpfer auf die Illusionen der französischen Nationalisten, als sein Toast in Folge einer Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit nicht so ausfiel, wie es der brennende Ueber-eifer jener erhofft hatte.

Auch der alte Kaiser Wilhelm brachte ungerne Trinksprüche aus; am allerwenigsten bequemte er sich dazu, sie lang auszuspinnen. Als im Jahre 1867 dem jungen Norddeutschen Bunde wegen der Luxemburger Frage ein Krieg mit Frankreich drohte und bei einem Feste, das der damalige König Wilhelm im Kreise der Offiziere seines 1. Garde-Regiments in Potsdam feierte, aller Augen mit Spannung auf den Monarchen gewandt waren, weil man von ihm eine wenn auch noch so geringe Erhellung der Situation erwartete, erhob sich dieser und sprach, den Römer mit der Rechten emporhaltend, die denkwürdigen Worte: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Nun brauste der Jubel auf: man erfuhr aus diesem knappen, kurzen Toast alles, was man zu wissen begehrte. . . Ebenso ist König Christian von Dänemark so gut wie gar nicht zum Reden zu bewegen. „Die Ausstellung“, hob er an, als es sich einmal darum handelte, ein solches mit Schwung und Pomp eingeleitetes Unternehmen durch seine Gegenwart — und selbstverständlich auch durch einen Trinkspruch! — zu weihen, — sei eröffnet!“ Sprach's und unterahm den Rundgang. Alle diejenigen, die sich schon darauf gespitzt hatten, tönende Worte und bombastisches Phrasengeklänge aus erlauchtem Munde zu vernehmen, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Daß der große Schweiger Moltke niemals einen Toast sprach, dürfte ziemlich allbekannt sein. Uebrigens schweigsam in dieser Hinsicht verhält sich auch der greise Ohmkrüger. Aber Trinksprüche hat man gleichwohl von ihm vernommen — nur bringt er sie mit gefüllter Kaffeetasse aus und bei besonders festlichen Gelegenheiten in Milch.

Jugomar.

Novellette von Paul v. d. Weser.

In der Hütte Antharichs des Chattenfürsten ging es heute gar lebhaft zu. Männer lagen im Kreise und das Methorn machte die Runde. Trankopfer wurden den Göttern gespendet und stabreimende, uralte Lieder ihnen zur Ehre gesungen. Im Nebengewach aber saßen die Frauen, die Spindel rührend, in ernstem Gespräch.

„Und Du meinst, daß der Römer garnichts gemerkt hat? Daß er sich wirklich täuschen läßt von dem Cherusker? Das sollte mich wundern von der welschen Schlange,“ jagte jetzt einer der Männer, ein Niese mit langem dunkelblonden Vollbart. „Wir können einen solchen Kerl zertreten, wie einen Wurm, aber in Tücke und Arglist — da ist er uns doch bei weitem überlegen.“

„Ja, Runimund,“ entgegnete der Gastgeber, „das kommt so, wenn man zu überklug sein möchte. Er weiß, wir Söhne Laisco's sind offen und ehrlich und sagen, wie wir's meinen. Deshalb hält er uns für einfältig und jeder Arglist unfähig — aber er vergißt, daß Hermann, Sigmar's Sohn, selber in Rom war und dort List gelernt hat von unseren Feinden. Du, Jugomar,“ wandte er sich an seinen neben ihm liegenden Sohn, „weißt ja auch zu erzählen von Rom's Arglist und Tücke.“

„Aber wenn wir es doch nur nicht von dieser Seite nehmen wollten, Vater,“ sagte der Angeredete, ein hochgewachsener, rotlockiger Jüngling, „wenn wir doch nur bestrebt sein wollten von unseren Feinden, wie Du sie nennst, zu lernen. Ihre Geistesbildung und ihre feinen Sitten —“

„Schweig, Verblendeter,“ rief Antharich er-zürnt, „wie oft schon in dieser Zeit habe ich den Tag verwißt, da ich Dich nach Rom sandte, um die Kriegskunst zu lernen — weiter nichts solltest Du dort — aber Du bist vom römischen Gift zerfressen. Ein Stuger bist Du geworden, ein Städter. Einen ganzen Sommer schon bist Du zurück aus Rom und immer noch trägst Du das fremde Gewand, das ich nicht leiden mag — Toga nennen sie's ja wohl. — Unsere einfache Kost schmeckt Dir nicht mehr und bei unseren Spielen und unseren Festen langweilst Du Dich.“

„Vater, ich bitte Dich,“ sagte der Jüngling, der sich bei des Vaters strafender Rede auf die Lippen gebissen und den Blick trotzig zu Boden geheftet hatte, „ich bitte Dich, schilt nicht über die Toga. — Es war ein unvergeßlich feierlicher Tag, als Caesar Augustus selbst uns, Hermann, seinem Bruder und mir die Toga verließ und uns in die Ordo equestris, den Ritterstand, aufnahm. Auf offenem Forum an der Rednerbühne, kündete man's dem Volke. Der Caesar selbst in seinem Purpurgewande, den Lorbeer auf dem Haupte, umarmte uns und all die ehrbaren Senatoren taten desgleichen und der edle Sänger Quintus Horatius Flaccus — begrüßte uns in schwungvollen Worten, die mir wie Musik in's Ohr drangen. Oh — was sind unsere rauhen Kriegslieder gegen solche Hymnen?“

„Schweig von Deinem lateinischen Klingklang,“ herrschte der Vater ihn zornig an.

„Schon schweig ich Vater — und morgen, wenn wir hinziehen nach dem Teutoburger Wald, nach der Ems und Lippe, dann lege ich die Toga ab und setze aufs Haupt den Helm mit den Adlerflügeln und dann werde ich zeigen, daß ich wieder Dein Sohn bin, der Jugomar und — nicht mehr der Ritter Julius Fulvius Vifurgius!“

„Ich möchte es wünschen, Dir und mir,“ sagte der Alte — „aber viel hoffe ich nicht.“

„So lege ich morgen einen eisernen Kels an meinen Arm, das Zeichen der Schmach und nicht eher streife ich ihn herunter, bis ich die Schande abgewaschen habe in Strömen von Feindesblut.“

In diesem Augenblick drang fernes Getöse an die Ohren der Redenden und der Ton des Stierhorns überdante selbst noch das Säusen, Fauchen und Prasseln, mit dem Botan mit seinen Jagdgenossen durch die Lüfte flog und die Kronen der Niesenhäuser schüttelte. Die Männer sprangen auf, und sogar die Frauen wurden an der Tür sichtbar. Man zündete Fackeln an am Herdfeuer und ging hinaus, zu sehen, was es gäbe. Draußen herrschte unsicheres Zwielicht, denn vor der vollen Mondscheibe vorbei jagten dunkle zerrissene Wolkenfegen.

Ein Schwarm von Kriegern, ebenfalls mit Fackeln, kam auf den Edelhof zu. Sie trugen auf einer Bahre einen Menschen, der die Rüstung eines römischen Reiters trug. Der Führer der Schar trat hervor, neigte die Speerspiße vor Antharich und begann in zorniger Erregung:

„Antharich — ich komme mit leeren Händen. Die Götter mögen mich strafen, wollte ich nicht lieber mit zerstücktem Schädel auf blutiger Wahlstatt liegen, als so vor Dir zu stehen. Der römische Fuchs ist uns entwischt! Nur den einen welschen Hund bring ich Dir, den ich vor dem verlassenen Lager vorfand, wo er mit gebrochenem Beine lag.“

„Wie konnte das kommen — wie hat der Tribune erfahren, daß wir einen Anschlag wider ihn planten? — Der Anschlag war so schön ausgefallen. — Und wohin denn ist er gezogen — mit seinen 3 Cohorten?“

„Die Weser hinter zum Lager des Varus. — Ganze 10 Stunden Vorsprung hat er. — Jede Verfolgung wäre vergebens gewesen, da Dein Befehl lautete, wir sollten heute Abend wieder zurück sein. O — und wie die Römer das erfahren — darüber redet der Hund dort so ungeheuerliche Dinge, daß sich meine Zunge ausbäumt, es zu sagen.“

Antharich stuchte, bezwang sich aber und sagte: „So spreche er selber.“

Die Träger setzten die Bahre vor Antharich nieder und der Römer begann:

„Ich heiße Crejus Spuvius Carbo und diene im zwanzigsten Jahre bei der Reiterci. Als wir gestern Abend aufbrachen, stürzte in der Dunkelheit mein Pferd und dabei brach ich das Bein. Man hörte meinen Hilfseruf nicht im Getümmel und ein Wunder ist es, daß mich die wilden Bestien nicht gefressen. Als Deine Mannen mich fanden, drohten sie, mich tiefer in den Wald zu tragen und mich Bär und Wolf zum Fraße zu lassen, wenn ich nicht sagte, wohin die Cohorten gekommen — sonst, beim Jupiter, hätte ich nicht geredet.“

„So tu's jetzt und rasch!“

„Ich stand an des Tribunes Zelt Wache gestern morgen. Da kam ein Bote und be-gährte den Führer zu sprechen. Ich hörte wie er ihm folgendes meldete: Julius Fulvius Vifurgius sendet dem Publius Ventidius Calva Gruß und Hell. Und dann meldete er ihm den Plan eines Germanenführers Antharich — den Du ja kennst, weil Du's selber bist — und den Plan weißt Du, weil Du ihn erfunden hast.“

Totenstille folgte diesen Worten, dann wildes Geschrei. Die Schwerter flogen aus den Scheiden und die Mannen stürzten sich auf Jugomar. Gebieterisch aber trat Antharich dazwischen.

„Halt!“ donnerte er, „niemand hat hier zu richten als ich. Sag's noch einmal, Römer! Lügst Du, bist Du des Todes.“

„Das weiß ich,“ sagte dieser, „und ich werde mich hüten, Falsches zu melden.“

Da wandte sich Antharich zu seinem Sohne, sein Gesicht war zu Stein erstarrt, seine blauen Augen schossen Blitze.

„Was sagst Du dazu Jugomar?“ fragte er, „strafe den welschen Hund Lügen.“

„Er redet die Wahrheit,“ entgegnete der Jüngling fest.

„Ah!!! Du — doch nein — rechtfertige Dich.“

„Mit Euch schlagen will ich Eure Schläch-ten,“ begann Jugomar, „und ich hoffe die Römer vernichtet zu sehen. Aber Publius Ventidius Calva ist mein Freund und Bruder. Wir wurden zusammen zu Rittern geschlagen und ich wollte nicht, daß er unrichtig in dem Hinterhalt falle. — Im offenen Kampfe sollte er stehen.“

„Verräter!! Du weißt, den Verräter er-sticken wir im Sumpfe — und Gnade ist es, wenn ich Dich töte mit meinem ruhmreichen Schwerte, das so vieler Helden Blut getrunken!“

Damit erhob er den Stahl — aber nun wurde ein Entsetzensschrei gehört, denn Hiltgund, Teudeberts Tochter, die sich bei Antharichs Gemahlin befunden, stürzte mit gespaltenem Haupte nieder. Sie hatte des Jünglings, dem sie heimlich im Herzen Mitleid trug, Gefahr gesehen, war dazwischen gesprungen, ihn mit ihrem Leibe deckend, und hatte so den Todesstreich empfangen, der jenem galt.

Lautlose Stille ringsum. Da brach Jugomar in die Knie, nahm das blutige Haupt in die Arme und rief:

„Bei Botan schwör ich's und Donar und Thor und Frigga, schlachten will ich mit dieser Hand hundert Römer in blutigem Kampfe für dies unschuldige Opfer. — Du, Vater, darfst mich nicht anrühren, mein Leben gehört jetzt Teudebert — und gefällt es den Göttern, daß ich wiederlehre aus dem Kampfe, so will ich Dir, Teudebert, dienen als Knecht und Dein sei mein Erbteil.“

Alle standen in düsterem Schweigen, jeder ging in seine Hütte. Nur Jugomar wachte bei der toten Hiltgund.

In der Frühe des nächsten Morgens brach Antharichs Heerbann auf.

In der Schlacht im Teutoburger Walde tat Jugomar Wunder der Tapferkeit und von dem Lose des Knechts bewahrte ihn ein Römervogel, der ihm die Kehle durchschüttelt.

Der falsche Zahn.

Von Felix Drobisch.

Den ganzen Vormittag im Bureau zu sitzen und Stunde um Stunde die langweiligen Zahlen zusammenzurechnen, das war keine vergnügliche Arbeit. Wenn man dann Mittags nach Hause kommt und Hunger hat, will man doch wenigstens etwas Kräftiges auf dem Familientische sehen. So dachte auch der Bureaudiktator Karl Ehrhardt und freute sich schon auf dem Nachhausewege, wie vorzüglich es ihm heute schmecken werde. Aber o Jammer, es gab nichts, rein gar nichts!

„Ja,“ erzählte sein Töchterchen, „Mama hat keine Zeit gehabt zum Kochen, die hat den ganzen Vormittag ihre Rolle gelernt und ist jetzt zur Probe gegangen.“

Alle Wetter, das hatte er ja ganz vergessen: seine liebe Helmi war die hervorragende Mitwirkende in der Wohltätigkeitsvorstellung, welche der Frauen-Verein in der nächsten Woche ausführen wollte. „O je,“ stöhnte er, „der Theaterentzwei hat sie wieder gepackt, na, dann können wir natürlich in die Volkssäle zu Mittag essen gehen.“

Und da dachte er mit Wehmut an die Zeiten seines aufregenden Brautstandes zurück. Wie war seine Helmi da umschwärmt worden! Höhere Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer, ja sogar Offiziere, — alle hatten seine Helmi angechwärmt. Natürlich, die war ja auch ein reizendes Mädchen gewesen und über ein dramatisches Talent verfügte sie, — o, jeder Theaterdirektor hätte sie ohne Weiteres vom Fleck weg engagiert. Was konnte er diesem Talent gegenüber in die Wagsschale werfen? Nichts, rein gar nichts. Er war allerdings rechtschaffen, fleißig, sparsam, aber das war auch alles. Das hatte aber im Vergleich mit seinen Nebenbuhlern nichts zu bedeuten und wenn er schließlich von all den Bewerbern Helmi doch den Preis errang, so hatte er das an erster Stelle doch nur seiner Ausdauer und dem Umstände zuzuschreiben, daß Helmi's Eltern nach ihrem Tode kaum so viel hinterließen, um ihnen ein anständiges Begräbniß auszurichten. Als das bekannt geworden war, hatten sich all die Freier mit möglichstem Anstand aus der Affäre gezogen und Helmi hatte ihn für seine Ausdauer mit ihrer zarten Hand beglückt. Sein Gehalt reichte ja für eine Familie gerade aus . . .

Bis heute hatte er auch seinen Entschluß noch nicht zu bereuen gehabt, er hatte ein glückliches Jahrzehnt hinter sich, er führte eine Musterehe, um die ihn gar mancher beneidete. Nun kam diese Wohltätigkeits-Vorstellung und warf den ersten Schatten auf sein Glück. Kurrernden Magens gab er sich philosophischen Betrachtungen hin. Die waren natürlich wenig angenehmer Art. Kein Mittagessen, die Kinder ungewaschen, ungeläutert, — pah, wenn das so weiter ging, mußte in aller kürzester Zeit der gesamte Hausstand verlottern. Hier hieß es vorbeugen, kräftig vorbeugen. Aber wie? Durch welche Mittel?

Karl Ehrhardt überlegte reiflich. Er entwarf zehn Pläne, überdachte ein Dutzend Projekte, erging sich in allen nur möglichen Grübeleien, um schließlich zu beschließen, daß er nichts beschließen könne. Endlich, . . . endlich kam ihm eine Idee, er fand einen Weg, der ihm gangbar erschien. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und begann zu schreiben. Er malte hohe, steife Buchstaben, verjah die „N“ und „M“ mit mächtigen Schnörkeln, setzte die Haken verkehrt über die „u“ und trikelte zum Schluß einen Namen unter den Brief, den er selbst nicht zu entziffern vermochte. Dann steckte er das Machwerk in ein Couvert, das er mit der ebenso schlecht lesbaren Aufschrift seiner Frau verjah.

Da endlich, — es klingelte: Frau Helmi Ehrhardt war zurückgekehrt. Sie schien sehr erregt zu sein und kümmerte sich nicht im geringsten um den kurrernden Magen ihres Mannes, sondern erzählte mit großer Um-

ständlichkeit von der Probe und von den Triumpfen, welche sie auf derselben gefeiert hatte. „Und weißt Du, mein Vester, was mir unser Vorsitzender gesagt hat?“ schloß sie ihre Vitanei.

„Er wird sich bedankt haben für das Opfer, das Du der guten Sache bringst“, antwortete ihr Mann gleichmütig.

„Opfer? Was für ein Opfer?“ fuhr Frau Helmi auf, „von einem solchen kann gar keine Rede sein. Ich tue nur, wozu mein Künstlerblut mich drängt.“

„Ach was Künstlerblut“, meinte Karl, „ich glaube, es schickt sich für eine Ehefrau und Mutter von zwei Kindern überhaupt nicht mehr, als erste und zweite Liebhaberin auf der Bühne umher zu laufen. Diese Ansicht wird auch in diesem Briefe ausgesprochen, den ich soeben erhalten habe, — damit überreichte er ihr das Schreiben, das er vorhin so mühselig zusammengekrabelt hatte.

Frau Helmi entfaltete neugierig den Bogen und las:

Mein Herr!

Wenn Sie noch nicht ganz unter dem Pantoffel stehen, so dulden Sie nicht, daß Ihre Frau fernherhin auf Liebhabertheatern auftritt. Erstens verfügt dieselbe über keinerlei Talent und dann schädigt sie ihren Ruf, denn sie wird von den männlichen Mitgliedern angechwärmt. Deshalb sollte sie auch den Schein vermeiden und sich zurückziehen, so lange das noch möglich ist. Ein Wohlmeinender.

„So ein alberner Mensch“, lachte Frau Helmi, „was geht's denn den an, wenn ich angechwärmt werde. Ob ich Talent habe oder nicht, darüber steht ihm kein Urteil zu. Die Hauptsache ist, daß ich gefalle und das ist für mich ausschlaggebend.“

„Aber es scheint doch, als ob man um Deinen guten Ruf besorgt sei“, wandte Karl schüchtern ein, denn er begann zu merken, daß das Schreiben den gewünschten Erfolg nicht erzielen werde.

„Man“ kann mir gar nicht imponieren, denn „man“ ist gar nichts“, antwortete Frau Helmi ärgerlich, „ich lebe doch in keinem türkischen Harem, daß ich mich den Blicken der Männerwelt entziehen müßte. Und wenn Du Argwohn hegst, so fordere ich Dich hiermit feierlichst auf, mich zur nächsten Probe zu begleiten. Ja, das mußt Du“, setzte sie mit Nachdruck hinzu, als ihr Mann Einspruch erheben wollte, „Du mußt Dich überzeugen, daß es eine erbärmliche Blöde ist, was dieser Dummkopf über mich geschrieben hat.“

O weh, dachte Karl, die Sache hast du beim verkehrten Ende angefangen, du hast das Gegenteil von dem erreicht, was du beabsichtigt hattest. Aber was half's, er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und seine Frau am nächsten Tage zur Probe begleiten. Er setzte sich in eine dunkle Ecke des Saales und beobachtete aufmerksam das Spiel seiner Frau. Dasselbe war tadellos: eine schöne, stolze Erscheinung mit süß-einschmeichelnder Stimme und eleganten, abgerundeten Bewegungen. Und wenn sie mit einer gewissen Koketterie ihre blendend weißen Zähne zeigte . . .

Ei der Tausend . . . Zähne . . . Zähne, — ein abscheulicher Gedanke durchblitzte das Hirn des geblagten Ehemannes. Nach dieser Richtung hatte seine Frau ein Geheimnis, dessen alleiniger Mitwisser er war. Und das war so zugegangen:

Vor einigen Monaten wurde seine süße Helmi von abscheulichen Zahnschmerzen geplagt, Schmerzen so heftig, daß sie das arme Fräulein fast zur Verzweiflung brachten. Es blieb nichts übrig: der kranke Vorderzahn mußte heraus! Das war ein Malheur! Frau Helmi war untröstlich, daß ihre Zahnreihe eine Lücke aufwies. Die erste Woche blieb sie überhaupt zu Hause, und als sie sich endlich wieder in Gesellschaft wagte, hielt sie soviel wie möglich den Mund geschlossen und mußte sie wirklich einmal lachen, so lächelte sie nur mit den Mundwinkeln. Das

war ein unerträglicher Zustand, dem sie endlich ein Ende machte, indem sie sich einen falschen Zahn einsetzen ließ.

Der falsche Zahn! Hurrah, jubelte Karl, jetzt hatte er den Hebel gefunden, an welchem er ansetzen mußte, um die ganze Liebhaberbühne aus den Angeln zu heben. Wenn die Gesellschaft, die Kinder, das Dienstmädchen von dem falschen Zahne Kenntnis erhielten . . . Oh, jetzt besaß er eine Waffe, die er gegen seine Frau schwingen konnte, um sein Eheglück zu retten!

— Wenig Tage später traf schon wieder ein Brief von unbekannter Hand bei Frau Helmi Ehrhardt ein. Zögernd ergriff die Adressatin das Couvert. „Ich sollte den Brief eigentlich ungelesen ins Feuer werfen“, meinte Frau Helmi, „aber neugierig bin ich doch, was wieder für ein neues Geschwätz gegen mich losgelassen wird,“ damit betrachtete sie aufmerksam die ungelentken Schriftzüge der Aufschrift des Umschlags. Dann riß sie denselben mit heftiger Geberde auf. Sie las:

„Vorehrteste!

Wenn eine Frau gefallen will und ein Geheimnis zu behüten hat, das ihrer Schönheit Abbruch tut, so darf sie dasselbe nicht vor der Öffentlichkeit zu Markte tragen. Tut sie das, so setzt sie sich dem Gespött aus. Ihre Rolle zwingt Sie des Besteren, zu lächeln. Nun wäre es für Sie doch peinlich, wenn es bekannt würde, daß Sie beim Lachen nicht ihre eigenen, sondern — falsche Zähne zeigen. Es geht das Gerücht, daß Sie ein falsches Gebiß tragen. Wenn Sie nun auf der Bühne den Mund öffnen, sucht Jeder zu ergründen, wie weit dies Gerücht auf Wahrheit beruht: sämtliche Operngläser hängen an Ihren — Zähnen! Ja, man hat schon Betten entritt, um zu erfahren, wie viele . . .“

Weiter las Frau Helmi nicht, — wütend ballte sie den Briefbogen zusammen und zerriß denselben in kleine Stücke, so daß von dem Inhalt kein Wort mehr zu lesen war. „So ein Unersehämter“, schalt sie, „so eine Nichtswürdigkeit, ein Schuft, der mein Geheimnis in alle Welt posant . . .“, sie schlug die Hände vor's Gesicht und brach schluchzend in Tränen aus.

„Hat Dich der Glende, der diesen anonymen Brief geschrieben hat, beleidigt, mein Herzchen?“ fragte ihr Mann mit der unschuldigen Miene der Welt, „vielleicht gelingt es uns, den Kerl herauszubekommen. Dann werde ich ihn verklagen, damit vor Gericht klar gestellt wird, daß er abscheuliche Unwahrheiten über Dich verbreitet hat.“ Damit begann er die einzelnen Papierstückchen vom Boden aufzusammeln.

„Daß das liegen“, rief Frau Helmi, deren Tränen rasch gestillt waren. Dann riss sie die Schnitzel auf und warf sie in's Feuer. „Du wirst Niemand verklagen und vor Gericht wird nichts festgestellt werden. Wenn Du mir aber einen Gefallen tun willst, so gehe sofort zum Vorsitzenden des Theatervereins und bringe ihm meine Rolle zurück. Du sagst ihm, ich könne nicht mehr zur Probe kommen, auch in der Vorstellung könnte ich nicht mitwirken. Ich sei plötzlich krank geworden, sehr krank . . . Hast Du das verstanden?“

„Natürlich“, erklärte ihr Mann, „ich weiß nur nicht . . . ich möchte doch auch gern wissen . . . steht dann etwas Schlimmes in dem Briefe?“

„Nichts, gar nichts“, fiel ihm Frau Helmi in's Wort, „aber sei so gut und geh! Schaff mir bloß die Rolle aus den Augen, wenn sie noch länger vor mir liegt, verfall' ich in Weintrampfe.“

Und Karl Ehrhardt packte die Rolle zusammen und ging. „Hätte ich gar nicht gedacht“, murmelte er draußen, „daß ein falscher Zahn sich so nützlich erweisen könnte!“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 17, 1-9. „In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dies Gesicht, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

I.

Nähe herangerückt war bereits der Zeitpunkt, an dem der Herr am Altare des Kreuzes sich für unser Heil opfern wollte, — vorher aber wollte Er den Jüngern einen tatsächlichen Beweis dafür geben, daß Sein Tod nicht etwa durch Verwicklung menschlicher Schicksale, sondern durch Seinen eigenen freien Willen herbeigeführt wurde. Darum stieg Er mit den drei Jüngern, die bald nachher Zeugen Seiner Todesangst im Garten Gethsemani sein sollten, hinauf auf einen hohen Berg (Zabbor), um sich ihnen dort im Strahlenglanze göttlicher Herrlichkeit zu zeigen. Es ist „die Sonne der Gerechtigkeit“, die noch einmal aufleuchtet in voller Herrlichkeit und Pracht, bevor sie „untergeht“ im freiwilligen Opfertode für das Heil der Menschheit.

Wir haben schon wiederholt, lieber Leser, die einzelnen Evangelien der Fastensonntage mit einander betrachtet: vielleicht ist es dir daher ganz willkommen, wenn wir heute und an den folgenden Sonntagen dieser hl. Buzzeit einzelne „Bilder“ aus der Passion unseres Herrn etwas genauer ins Auge fassen. Feiern wir ja doch in dieser hl. Zeit besonders das große Werk der Erlösung, — also ziemt es sich auch, daß wir in diesen 40 Tagen uns recht oft versenken in dieses großartige Werk der erbarmenden Liebe Gottes. Deshalb wünscht auch die Kirche, daß in dieser hl. Zeit das Leiden Jesu sich den Herzen ihrer Kinder tief einprägen: ähnlich, wie einst das blutüberströmte Antlitz des Erlösers in das Schweißtuch der hl. Veronika.

In gar einfacher und rührender Weise er-

zählt uns die hl. Schrift, was sich am Vorabend des Leidens Jesu im Abendmahls-saale zu Jerusalem zutrug. Es ist das Vollmaß der Liebe unseres Herrn, das uns hier — namentlich in der Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes — lebendig vor die Seele tritt, während das Vollmaß des Leidens des Herrn uns klar wird in Gethsemani, und das Vollmaß der Bosheit sich erfüllt in dem Gottesmorde auf Golgatha.

Am ersten Tage der ungeäuerten Brote, *) — so erzählt die Schrift — an welchem das jüdische Volk verpflichtet war, das Osterlamm zu schlachten, sandte Jesus zwei Seiner Jünger aus, Petrus und Johannes, und sprach: „Gehet hin und bereitet uns das Osterlamm, auf daß wir es essen.“ — Sie aber fragten: „Wo willst Du, daß wir es bereiten?“ — Er antwortete ihnen: „Siehe, wenn ihr in die Stadt (Jerusalem) kommt, wird euch ein Mann begegnen, der einen Wasserkrug trägt. Folgt ihm in das Haus, in das er hineingeht, und saget zu dem Hausherrn: „Der Meister läßt dir sagen: Meine Zeit ist nahe; bei dir halte ich Ostern mit meinen Jüngern. Wo ist der Speisesaal, worin ich mit ihnen das Osterlamm essen kann?““ Sogleich wird er euch einen großen, mit Polstern belegten Saal zeigen; daselbst richtet für uns zu!“ — Die Jünger gingen und kamen in die Stadt, wo sie es so fanden, wie Jesus ihnen gesagt hatte, und sie bereiteten das Ostermahl. Da es nun Abend geworden, kam Jesus mit den Zwölfen dorthin und setzte sich mit ihnen zu Tische.

Die Ceremonien des Ostermahles waren

*) Während der heben Tage des Fastenfestes durften die Juden kein gesäuertes Brot essen (2. Mos. 12.), deshalb wurde das Osterfest auch Fest „der ungeäuerten Brote“ genannt.

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. März.** Zweiter Sonntag in den Fasten. Johann von Gott, Ordensstifter † 1550. Evangelium Matthäus 7, 1-9 Epistel: 1 Thesalonicher 4, 1-7. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: 1/10 Uhr Pontifikalamt celebrirt vom hochw. Erzbischof Dr. Antonius Fischer. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. ● St. Lambertus: Fest des hl. Willibrord, an welchem die Reliquien desselben zur Verehrung ausgesetzt sind. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der mar. Jungfrauen-Kongregation und Nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben.
- Montag, 9. März.** Franziska, Ordensstifterin † 1440. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen.
- Dienstag, 10. März.** 40 Martyrer † 316.
- Mittwoch, 11. März.** Rosina, Jungfrau. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht mit Predigt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr St. Josefs-Andacht. ● St. Lambertus: Nachmittags 6 Uhr Fastenpredigt und nach derselben Rosenkranz-Andacht.
- Donnerstag, 12. März.** Gregor der Große, Papst † 604. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 13. März.** Ernst, Abt. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht mit Fastenpredigt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: 7 1/2 Uhr Fastenmesse und Abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Fastenpredigt.
- Samstag, 14. März.** Mathilde, Kaiserin † 908.

durch das Mosaische Gesetz in jener einfachen und doch so großartigen Weise geregelt, wie die alttestamentlichen Dinge überhaupt. Mit dem Blute des geschlachteten Lammes wurden die Türpfosten des Hauses besprengt, und das Lamm am Feuer gebraten. Mit geschürzten Kleidern und mit Stäben in der Hand standen die Teilnehmer des Mahles um den Tisch herum — mit hastiger Eile wurde das Lamm verzehrt, zugleich mit ungeäuertem Brot und bitteren Kräutern. Alles das geschah zur lebendigen, dankbaren Erinnerung an die Befreiung des Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft — aber auch als ein Vorbild der Befreiung aus der geistigen Knechtschaft des Teufels durch das wahre Osterlamm, das für aller Menschen Heil geschlachtet wurde am Kreuze.

Jenes vorbildliche Osterlamm also wollte der Herr zum letzten Male mit den Jüngern essen: „Schlachtet — sprach Er — habe Ich verlangt, dieses Ostermahl noch mit euch zu essen, bevor ich leide. Von nun an werde Ich es nicht mehr essen, bis es seine Erfüllung erhält im Reich Gottes.“ — Ein Schrifterklärer gibt diesen Worten des Herrn folgende Deutung: Es ist das letzte vorbildliche Pascha, — Ich werde es nicht mehr begehen, da wir am Ende des Mahles das wahre Pascha mit einander feiern werden.

Nachdem nun das Mahl gehalten war, stand Jesus vom Tische auf und befahl auch den Aposteln, sich zu erheben und in der Reihe so sich zu setzen, wie es für die Handlung, die zu verrichten Er im Begriffe stand, sich am besten eignete. Dann legte Er Sein Oberkleid ab, nahm ein leinernes Tuch und band es Sich um. Dann goß Er Wasser in ein Becken und fing an, Seinen Jüngern die Füße zu waschen und sie abzutrocknen mit dem Innentuche, das Er Sich umgebunden hatte.

Wo ist die menschliche Zunge, lieber Leser, die über dieses Geheimnis der Demut und Liebe einigermaßen entsprechend zu reden vermöchte? Der auf dem Berge Sabor von himmlischer Herrlichkeit wie mit einem Gewande umhüllt war, umgürtet Sich mit einem Innentuche, wie der niedrigsten Sklaven einer, — der die Wasser des Weltmeeres wie in einem Schlauche sammelt, gießt Wasser in ein Waschgefäß, — Er, vor dem alle Kniee sich beugen müssen, der kniet hier wie ein Knecht vor den erstaunten Jüngern!

Da verstehen wir aber auch sofort den hl. Petrus! Zu ihm kommt der Herr wohl zuerst, da er in Zukunft ja der Erste unter den Brüdern sein sollte. Ganz außer sich ruft der erstaunte Jünger: „Herr, Du willst mir die Füße waschen?“ — Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Was Ich tue, verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber nachher verstehen!“ — Petrus aber erwiderte: „In Ewigkeit sollst Du mir die Füße nicht waschen!“ — Jesus antwortete ihm: „Wenn Ich dich nicht wasche, so wirst du keinen Teil an mir haben!“ — Da sprach Simon Petrus zu Ihm: „Herr, nicht allein meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt!“ — Jesus antwortete ihm: „Wer gebadet ist, bedarf nicht mehr, als daß er die Füße wasche, so ist er ganz rein.“

Was will der Herr wohl damit sagen, lieber Leser? Um es zu verstehen, müssen wir die damalige Sitten beachten: Die Alten pflegten, wenn sie zu einem Gastmahl geladen waren, unterwegs ein öffentliches Bad zu besuchen. Nun konnte es aber nicht fehlen, daß auf dem Wege vom Bade bis zum Hause des Gastgebers die (bloßen) Füße wieder einigen Staub und Schmutz ansetzten, der dann im Hause des Gastgebers durch einen dazu bestimmten Sklaven entfernt wurde. — Jetzt aber geben wir dem großen hl. Augustin das Wort: „Der Herr sagt, daß auch der, welcher ganz gewaschen ist, noch die Füße waschen müsse. Was hat das zu bedeuten?

Was anders wohl, als daß der Mensch, der in der hl. Taufe ganz gewaschen wurde, doch noch nötig habe, die Füße wieder zu waschen, weil er, auf Erden wandelnd, mit dem Irdischen in Berührung kommt. Die menschlichen Regungen und Empfindungen, von denen wir in diesem sterblichen Leben nicht frei bleiben können, sind gleichsam die Füße, an denen wir durch die Berührung mit irdischen Dingen besleckt werden.

Das ist so wahr, daß der hl. Apostel Johannes schreiben konnte: „Wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, so täuschen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“ (1. Joh. 1, 10). Darum ist auch die hl. Fastenzeit von der Kirche weise angeordnet, damit wir durch die im rechten Geiste geübte Abtötung des Leibes eine entsprechende Reinigung der Seele erzielen.

Lebensgefährliche Gewerbe.

Von Karl Rudolfi.

Die Spruchweisheit des Volkes sagt: „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um“ und will damit sagen, daß derjenige, der mutwillig mit seinem Leben spielt, sich nicht beklagen darf, wenn er schließlich eines Tages seinen Einsatz verliert und Freund Hein als unerbittlicher Mahner die Schuld, die nur mit dem Sterben bezahlt werden kann, einfordert. Ein geheimes Orakel vor der Nähe des Todes befällt uns, wenn wir den halbbrecherischen Produktionen gewisser Künstler im Cirkus und anderswo zusehen, und das ist vom Standpunkte des warmen, menschlichen Mitfühlers gewiß nur selbstverständlich. Aber wenn auch das Unglück für die Familie ebenso groß ist, wenn es diejenige eines wohlhabenden Artisten, oder jene eines auf das Pflaster stürzenden Dachdeckers betrifft, so darf man doch nicht übersehen, daß im ersteren Falle es meistens freier Wille war, den Lebensunterhalt durch tollkühne Kunststücke zu erwerben, statt durch bürgerliche Beschäftigung, während es auf der andern Seite absoluter Zwang ist, daß eine große Anzahl Menschen tagtäglich ihr Leben in gefährlichen Berufen aufs Spiel setzt. Wer sich auf dem Turmsteil produziert, sich aus dem Korbe des Luftballons mit dem Fallschirm zur Erde herabfallen läßt oder in wahnwitzigen Voltigen durch die Manege rast, muß, wenn ein Unglück eintritt, sich sagen „tu l'a voulu. George Dandin“; wer aber im gefährlichen Gewerbebetrieb, der nicht einmal, entsprechend der Gefahr, höheren Gewinn abwirft, sein Leben verliert oder dauernd zum Krüppel wird, ist zehnmal mehr zu beklagen als der erstere; denn er gehört zu den Opfern, welche dem Moloch des modernen Verkehrslebens täglich in großer Zahl zur Beute werden; und kein Mensch fragt nach ihnen, die Leben und Gesundheit hingeben müssen, wie wir uns eben daran gewöhnt haben, daß vielerlei Arbeiten nicht ohne bedeutende Lebensgefahr zu verrichten sind.

Tollkühne Unfälle im Gewerbebetriebe hat es zu allen Zeiten gegeben, auch damals, als die Ägypter die ungeheuren Felsblöcke zu ihren Tempelbauten und Pyramiden wälzten und die Athener das Parthenon auführten: Werke, welche bei den damaligen technischen Hilfsmitteln nicht ohne schwere Verluste an Menschenleben vollendet werden konnten. Auch heute fordert die Beschäftigung der Maurer und Zimmerleute mehr Opfer, als man gemeinhin glaubt; denn in den Zeitungen kommen meistens nur Unfälle, welche durch ihre Raffenhaftigkeit oder durch die eigenartigen begleitenden Umstände besonderes Aufsehen zu erregen geeignet sind. Unsere 4 bis 5 Stock hohen Wohnhäuser wollen aber auch angestrichen und eingedeckt sein, und die Feuerungsanlagen müssen nach kurzen Zwischenräumen immer wieder aufs neue gereinigt werden; in schwindelerregender Höhe arbeitet der Klempner an der Uchbekleidung der Kirchturmspitze, der Monteur an der Einwölbung einer riesigen eisernen Bahnhofs- oder fast tau-

send Fuß über dem Erdboden, um an dem Eisengerüste des Eiffelturmes Nieten und Schrauben nachzuziehen. Eine unachtsame Bewegung, das Reißen eines Seiles, und es saust in jähem Falle ein Körper durch die Luft, der unten mit dumpfem Falle aufschlägt. Neugierig eilen die Passanten der Straße herbei, die vielleicht noch froh sein müssen, daß sie nicht durch den Todessturz des menschlichen Körpers ebenfalls zu schwerem Schaden gekommen sind. Wenige Minuten darauf raselt in eiligem Tempo der Rettungswagen heran, dem meistens nur die traurige Pflicht obliegt, einen Toten oder Sterbenden in die Leichenhalle oder ins Hospital zu schaffen. Dann geht der pulsierende Strom des Verkehrslebens weiter seinen Gang, und am nächsten Morgen meldet die Unfallchronik der Zeitungen lakonisch in zwei Zeilen, daß der Klempner R. R. auf dem Neubau in der A-Straße durch einen Sturz vom Dache getötet wurde.

Die Fälle, in denen Diensthöfen beim Fensterputzen sich zu Tode stürzten, sind dank des steigenden Gebrauches der Rettungsgürtel und der zunehmenden Einrichtung der Fenster mit Klügeln, die sich nach innen öffnen, in unterschiedener Abnahme begriffen. Geradezu fürchterlich aber wütet der Tod dagegen trotz aller Schutzvorrichtungen unter den Bergwerkarbeitern. Der Bergbau zählt der Natur der Sache nach, seit jeher zu den gefährlichsten Beschäftigungen. Es sind aber nicht, wie man im Publikum allgemein glaubt, die Explosionen schlagender Wetter, welche die meisten Opfer fordern; denn nur ein Achtel bis ein Viertel aller im Kohlenbergbau sich ereignenden tödlichen Verunglückungen sind auf Rechnung derartiger Katastrophen zu setzen. Der weitaus größte Teil der Unfälle entsteht vielmehr durch mechanische Verletzungen mit Werkzeugen und Maschinen, durch Verschüttungen, Brüche im Gebirge, Loslösung von unterminierten Gesteinsmassen, Einsturz von mangelhaft unterstützten Hohlräumen, bei der An- und Ausfahrt im Förderkorbe. Dazu kommen die schweren Erkältungskrankheiten in mangelhaft ventilierten, feuchten Gruben und die schweren, frühzeitig zum Tode führenden Krankheiten, welche durch Einatmung von Grubenstaub entstehen, ferner Bleichsucht, Herz- und Gelenkleiden, die alle ihren Grund in den eigentümlichen Verhältnissen haben, unter welchen der Bergmann tief drunten in der lichtlosen Tiefe zu leben und zu arbeiten gezwungen ist.

Mit außerordentlicher Lebensgefahr verbunden ist auch das Geschäft des Baumfällens und des Herunterschleppens des gefällten Holzes im Gebirge bei Winterschnee. Im platten Lande bekommt man von den hierher gehörigen Unfällen zwar verhältnismäßig wenig zu hören, und im armseligen märkischen Kiefernwalde sind die Verunglückungen dieser Art auch nicht besonders zahlreich. Ganz anders in Bergländern, wo der an steiler Wand arbeitende Holzfaller nicht mit derselben Leichtigkeit wie in der Ebene dem stürzenden Baume ausweichen kann. Die zahllosen „Marteln“, d. h. Holztafeln am Wege, welche dem die Alpen bereisenden Touristen in naive Worten und bildlicher Darstellung von derartigen Unfällen Kunde geben, sind ein Beweis der zahlreichen Opfer dieses Berufes. Außerdem giebt es aber kaum ein noch so kleines Dorf im Gebirge, in dem nicht ein oder mehrere Invaliden wohnen, die den Verlust ihrer graden Glieder beim Baumfällen erlitten haben.

Auch bei der Seeschifffahrt findet ein ganzes Heer von Menschen alljährlich den Tod, sei es nun durch Schiffbruch oder dadurch, daß sie beim Segelmanöver über Bord fallen und nicht mehr aufgefischt werden können. An den deutschen Küsten der Nord- und Ostsee zählte man allein im Jahre 1893 nicht weniger als 533 größere oder kleinere Schiffsunfälle bei welchen 65 Personen ertranken und 341 aus drohender Lebensgefahr gerettet wurden. Fordert die See schon an Küsten, die mit Leuchttürmen und Rettungsstationen

reich versehen sind, so bedeutende Opfer, so verzehnfachen sich diese natürlich an den überseeischen Gestaden, ferner, schwach bevölkerte Länder. Die Schifffahrt treibende Strandbevölkerung wird daher durch ihren Beruf wahrhaft dezimiert und überall giebt es in den Küstern zahlreich Witwen und Waisen, deren Ernährer auf dem Grunde des Meeres liegt. „*Uber navigare necesse est.*“

Diesen von Alters her ständigen Verunglückungen stehen diejenigen gegenüber, welche erst durch die eigentümlichen Verhältnisse der Neuzeit mit ihren Verkehrsmitteln und Industrien hinzugekommen sind. In erster Linie stehen hier die Eisenbahnen. Die Statistik des deutschen Bahnverkehrs beweist, daß in dem Jahrzehnt von 1882 bis 1892 auf unseren Schienenwegen fast 6000 Menschen den Tod gefunden haben, während ungefähr die dreifache Anzahl verletzt wurde. Rechnet man hiervon die verunglückten Reisenden, die Selbstmörder und jene ab, die außerhalb des Bahnbetriebes stehend, durch einen unglücklichen Zufall zu Schaden kamen, so bleiben noch immer über 3000 Bahnbeamte und Arbeiter, welche in dem genannten Jahrzehnt beim Bahnbetrieb getötet wurden, während etwa 17 000 in demselben Zeitraum andere Verletzungen erlitten. Die deutschen Bahnen machen aber mit ihrer Gesamtlänge von gegenwärtig rund 50 000 Kilometer immer erst ein Fünftel des Eisenbahnnetzes der Erde aus, und wenn man auch in Betracht zieht, daß in einem Kulturstaat wie Deutschland infolge des dichten und intensiven Zugverkehrs die Unfälle unter den Bahnbediensteten etwas höher sein werden, als in den verkehrsarmen, schwachbevölkerten Ländern, so greift man doch in der Schätzung nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß innerhalb des genannten zehnjährigen Zeitraumes auf der Erde mindestens 35 000 Bahnbeamte und Arbeiter im Betriebe getötet und an 200 000 verletzt worden sind. Von diesen schreckenerregenden Zahlen fällt übrigens nur der geringste Teil auf Verunglückungen während der Fahrt und die so gefährlich aussehende Fahrartenkontrolle während derselben von den Laufbreitern der Wagen durch die Schaffner. Die meisten Unfälle ereigneten sich vielmehr in den Bahnhöfen beim Verschleben und Zusammenkoppeln der Wagen. Die Erfindung eines brauchbaren Kuppelungssystems, bei dem der Arbeiter nicht unter den Puffern hindurch zwischen die Wagen zu treten brauchte, wäre eine Großtat, für die der Erfinder mit dem schönsten Monument und den größten Ehrungen belohnt werden müßte.

Uebrigens verursacht auch das winterliche Schneefchaufeln bei Schneeverwehungen an der Bahn und die Arbeiten des Schienenwechsels auf offener Strecke eine nicht unerhebliche Zahl der schwersten Verunglückungen, wenn der Schnellzug in den Ruäuel lebender Menschenleiber hineinfährt, die sich nicht schnell genug vom Bahnkörper entfernten.

Eine die Nerven des Zuschauers aufregende und in der Tat recht gefährliche Beschäftigung ist die Arbeit der Telephonarbeiter beim Spannen der Drähte an den auf Dächern erbauten Gerüsten, besonders zur Winterzeit, wenn jeder Tritt auf den eisbedeckten Dächern und glatten Leiterprossen den Tod bringen kann.

Aber auch im Innern der Fabriken lauert der Tod fast in allen Ecken auf seine Opfer. Die giftigen Dämpfe in den Arsenikmütten, bei der Fabrikation von Quecksilberspiegeln, von Phosphorzündhölzchen, bei der Schwefelsäurefabrikation und in vielen andern Betrieben, namentlich solchen, welche mit der Entwicklung von viel Staub verbunden sind und wahre Zuchtanstalten für bakterielle Krankheiten, insbesondere für die Tuberkulose bilden, sind Beweise dafür, wie bei Herstellung unentbehrlicher Bedarfsartikel schleichende Gifte ebenso sicher das Menschenleben vernichten, wie es die berühmte „*aqua tofana*“ der Italiener tat.

Dazu kommen die durch Maschinen verur-

sachten Unglücksfälle, von denen jeder Tag neue Beispiele bringt. Unfallverhütungsgesetze und Schutzvorrichtungen tun zwar das möglichste, um den Unglücksfällen vorzubeugen; aber man kann nicht jede Maschine oder Transmission derart verkleiden, daß eine Verletzung ausgeschlossen wäre; denn diese Vorrichtungen wollen bedient sein. Insbesondere gehört die Kreissäge, welche zur Holzbearbeitung unentbehrlich ist, zu den Instrumenten, bei denen immer wieder Unfälle vorkommen werden.

Jede neue Industrie, jede neue Erfindung bringt auch neue Unglücksfälle. In den versicherungspflichtigen Betrieben des deutschen Reiches ereigneten sich 1894 nicht weniger als 75 527 Verletzungen, bei denen eine Entschädigung festgestellt wurde. Hier von entfielen 33 728 auf gewerbliche Berufe, 37 383 auf den Betrieb der Landwirtschaft und der Rest auf andere Beschäftigungen. Die Zahl der Getöteten betrug hierbei 6782. Diese Unglücksliste eines einzigen Jahres beweist, daß alle Schutzvorrichtungen das menschliche Glend nicht aus der Welt zu schaffen vermögen. Die Zahl der Unglücksfälle im Erwerbleben wird vielmehr mit Sicherheit noch bedeutend zunehmen, da auch die Industrialisierung in reißend schnellem Tempo fortschreitet.

Das Testament des Königshofbauern.

Aus der Praxis eines Richtersassessors.
Mitgeteilt von Friedrich Thiem.

Die Mehrzahl der Menschen ist der Meinung, daß nur der Strafrichter interessante und aufregende Erlebnisse zu verzeichnen hat. Das ist ein Irrtum — auch in der Civilrechtspflege kommt mancherlei vor, was sich würdig neben die spannendsten Episoden der Kriminalprozeße stellen läßt. Hier ein Erlebnis, das mir vor einigen Jahren bei der Aufnahme eines Testaments zustieß.

Ich erhielt eines Abends den plötzlichen Auftrag, ein Testament aufzunehmen. Die Ordre war mir aus mehrerlei Gründen nicht angenehm. Erstens war es im Februar und kalt, und zweitens regnete es in Strömen, dazu zeigte die Uhr schon auf sechs und ich konnte, die Vorbereitung zur Abfahrt eingezeichnet, frühestens um neun in dem entlegenen Dorfe sein, in welchem der Testator wohnte. An eine Rückkehr vor ein, zwei Uhr nachts war daher keineswegs zu denken.

Mit ziemlich sauerbörsigem Gesicht erkundigte ich mich nach den näheren Umständen.

„Die höchste Eile tut not,“ informierte mich mein Vorgesetzter. „Der Arzt selbst hat die Botchaft gebracht. Es handelt sich um den alten Königshofbauern in Wehrdorf, er ist schwer krank und kann jede Stunde sterben. Seine natürlichen Erben sind eine weitläufige Verwandte und ihr Sohn, die sich nie um ihn bekümmert haben. Seine treue Pflegerin und die Führerin seines Haushalts und der Wirtschaft ist eine angenommene, aber leider nicht adoptierte Tochter, Marie Roth, ein braves, wackeres, schönes Mädchen, das dem kränklichen Mann seine ganze Jugend zum Opfer gebracht, und durch harte Arbeit sein Hab' und Gut zusammengehalten oder noch vermehrt hat. Ihr gebührt von Rechts wegen das reiche Erbe, und der Bauer ist auch seit langem entschlossen, sie zur hauptsächlichen Erbin einzusetzen, während die Verwandte und ihr Sohn mit kleineren Summen abgefunden werden sollen; mit der bekannten Scheu der meisten Menschen vor der Aufstellung eines leichten Willens hat er aber den Akt immer verschoben, bis der Arzt ihm jetzt eröffnet hat, daß es die höchste Zeit dazu ist. Nun möchte er gern, aber die Verwandte und ihr Sohn, die sich seit einigen Wochen unversehens in seinem Hause installiert haben, angeblich um ihn zu pflegen, haben die Absendung des Boten hintertrieben. Marie wollte aus erklärlichen Gründen nicht selber schicken — nun hat in letzter Stunde der Arzt selbst auf Wunsch des totkranken Man-

nes, dem seine Unterlassung schwer auf dem Gewissen liegt, die Vererbung übernommen. Freilich ist die höchste Gefahr im Verzuge — Sie müssen sich so sehr beeilen als nur möglich, sonst treffen Sie nur noch einen Toten, und das arme Mädchen wandert ohne einen Pfennig aus dem Hause.“

„Was an mir liegt, soll geschehen,“ erwiderte ich eifrig, denn seine Mitteilung hatte mir ein hohes persönliches Interesse an der Erfüllung meines Auftrags eingeflößt.

Schon nach einer Viertelstunde war ich mit einem Schreiber nach Wehrdorf unterwegs. Es war ein schauriger Abend, der Regen, mit Schnee vermischt, stürzte herab, wir froren selbst in unseren dicken Ueberziehern. Der Kutscher, von mir angewiesen, spornete die Pferde aufs äußerste an, er kannte den Weg, und trotz der undurchbringlichen Finsternis saukten wir dahin wie das Gespann der Hölle.

Nach einer Stunde etwa erreichten wir die bei Thalhausen über den Fluß führende Brücke oder vielmehr, wir befanden uns noch etwa zweihundert Schritte davon entfernt, hörten aber schon das Rauschen und Tosen des durch die Regenfluten hoch angeschwollenen Wassers. Unbesorgt rollten wir dahin, als auf einmal eine Stimme aus der Finsternis uns anschrte:

„Halt, um Gotteswillen halt, oder Ihr stürzt in den Fluß!“

Sofort hielt der Kutscher an.

„Was ist denn los?“ rief er dem Besitzer der Stimme zu, der wie ein Schatten aus der Dunkelheit hervortauchte.

„Euer Glück, daß ich Euch treffe, wie Ihr fahrt, wäret Ihr gradewegs ins Wasser gesauft — die Eisschollen haben die Brücke zertrümmert — Ihr müßt umkehren!“

Ich öffnete hastig das Wagenfenster.

„Die Brücke ist nicht passierbar? Zum Kukud, das kommt uns ungelegen, wir haben Eile!“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Nach Wehrdorf!“

„Dann tun Sie schon am besten, Sie fahren nach Thalhausen zurück und schlagen von dort die Chaussee nach Holzbach ein — 's ist zwar ein Umweg, aber die Brücke dort ist sicher, ich bin erst nachmittags drüber gegangen.“

„Jede Minute ist kostbar“ erwiderte ich. „Sollte nicht doch noch über die Brücke zu kommen sein?“

„Versuchen Sie's — ich als Fußgänger hab's nicht fertig gebracht. Schicken Sie Ihren Kutscher einmal hin, er mag sich überzeugen. Gute Nacht.“

Der Mann verschwand im Dunkel.

„Er hat recht,“ rief unser Kutscher, vom Bock springend, „ich will einmal Umschau halten.“

Ich gab meine Einwilligung, und er schritt eilig der Brücke zu. Ungeduldig harreten wir seiner Rückkehr. Kaum war seit seiner Entfernung eine Minute vergangen, so verspürten wir plötzlich einen heftigen Ruck, die Pferde setzten sich in Bewegung und in rasendem Galopp fuhr der Wagen davon.

„Die Pferde — sie gehen durch!“ brüllte entsetzt der Schreiber.

„Um Gotteswillen — wir fahren in den Fluß!“

„Wir ertrinken — Hilfe! Hilfe!“

Unsere Herzen hämmerten, dicker Schweiß trat uns auf die Stirn. Angstvoll brugte ich mich zum Schlage hinaus.

„Gott sei Dank — wir entfernen uns vom Wasser —“

„Aber wir werden irgendwo anstoßen — das Gefährt wird zerschellen —“

„Wir müssen den Wagen zum Stehen bringen,“ versetzte ich und machte Miene hinaus zu springen.

Der Schreiber hielt mich entsetzt zurück. „Herr Assessor, so lieb Ihnen Ihr Leben ist — bei so rasender Fahrt — Sie würden zerschmettert liegen bleiben —“

„Aber wenn wir karambolkieren, sind wir um nichts besser daran —“



Mitternacht für den

Familientisch



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 11, 14—28. „In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk verwunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euere Kinder sie aus? Also werden sie selbst euere Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffentrüstung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Besen gereinigt und geschmückt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind, als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger, als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind die selig, welche das Wort Gottes hören und daselbe beobachten.

Kirchennachrichten.

- Sonntag, 15. März.** Dritter Sonntag in den Fasten.
 Longinus, Martyrer † 50. Evangelium Lukas 11, 14—28. Epistel: Epheser 5, 1—9.
- Montag, 16. März.** Geribert, Erzbischof † 1022.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen.
- Dienstag, 17. März.** Gertrud, Äbtissin † 659.
- Mittwoch, 18. März.** Cyrillus, Bischof † 386.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josefs-Andacht mit Predigt.
- Donnerstag, 19. März.** Josef, Pflegevater Jesu.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt. ● Karmeliten-Klosterkirche: Fest des hl. Josef, Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, um 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach St. Josefs-Andacht und Verehrung der Reliquien des hl. Josef. ● Franziskaner-Klosterkirche: Fest des hl. Josef, Vormittags um 8 Uhr ist feierliches Hochamt und Nachmittags um 5 Uhr Predigt und Andacht. Nach dem Hochamte und nach der Andacht wird für die Mitglieder des III. Ordens die Generalabsolution erteilt.
- Freitag, 20. März.** Joachim, Vater der allerseligsten Jungfrau Maria. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht, mit Fastenpredigt.
- Sonntag, 21. März.** Benedikt, Ordensstifter † 543.
 ● Karmeliten-Klosterkirche: Nachmittags um 6 Uhr Salve-Andacht.

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

II.

Ganz sympathisch berührte uns, lieber Leser, der ehrerbietige Widerstand, den der Apostel Simon Petrus an ängstlich seinem Herrn und Meister entgegensetzte, als Dieser die Fußwaschung beginnen wollte. Dieser Widerstand entsprang ja nicht einem Mangel an Gehorsam und Unterwürfigkeit, sondern vielmehr seiner Demut und Ehrfurcht vor dem Meister. Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn und der besondere Freund des Petrus, hat jene Scene im Abendmahlsaal zu unserer Belehrung und Erbauung aufgezeichnet; wir finden da jenen Petrus genau wieder, wie wir ihn bei den Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas bereits früher kennen gelernt haben: so beweglich, so wandelbar, der sich mutig in die Fluten des Galiläischen Sees stürzt und gleich darauf den Schreckensruf ausstößt: „Ich gehe zu Grunde“; der im Garten Gethsemani zuerst mit dem Schwerte dreinschlägt und dann seige davonläuft; der schwört, eher sterben zu wollen, als den guten Meister zu verlassen, und wenige Stunden nachher Jhu schmachvoll verleugnet. Sein lebhaftes und leicht erregbares Temperament wird von den vier Evangelisten übereinstimmend geschildert, so daß die Persönlichkeit dieses Apostels besonders lebendig vor unsere Seele tritt.

Hören wir nun den hl. Cyrill von Alexandrien über jene Scene im Abendmahlsaal: „Der Herr kam zu Simon Petrus. Petrus aber sprach: „Herr, Du willst mir die Füße waschen“? Habe ich Dir nicht schon län ist meine Unwürdigkeit erklärt, als ich zu Dir sagte: „Gehe weg von mir, o Herr, denn ich bin ein Sünder“? Und wie dürfte ich nun solches wagen? Mühte nicht meine ganze Natur vor Schrecken und Schauder vergehen, wenn ich das zuließe? Mühten nicht alle Geschöpfe meine Verwegenheit anklagen, wenn ich mich zu solcher Kühnheit hinreißen ließe? O Herr, belaste doch nicht Deinen Diener! Die Sonne soll meine Verwegenheit nicht schauen und über mich erblaffen! Schone, o Herr, Deinen Petrus, Deinen Knecht! Ich bin ja gar nicht wert, Dein Diener genannt zu werden. Du sollst in Ewigkeit mir nicht die Füße waschen! Ich erschrecke, wenn ich das sehe; ich erstarre, wenn ich es in meinem Geiste erwäge. Ein Gott dient einem Menschen! Der König unterwirft sich dem Sklaven, der Herr seinem Knechte! Halt ein, o Herr, ich bitte Dich, damit die Erde nicht die Verwegenheit des Petrus kennen lerne! — Was aber antwortet darauf die ewige Weisheit? „Was ich tue, verstehst du jetzt nicht, du wirst es aber nachher verstehen.“ Laß Mich also auch an dir dieses heilige Geheimnis vollziehen; denn wenn ich dies nicht tue, dann

wirft du keinen Teil an Mir haben! ... Dann tue, o Herr, was Dir gefällt. Befiehl, was Du willst, und, damit ich Anteil an Deiner Seligkeit habe, wasche nicht nur meine Füße, sondern auch meine Hände und mein Haupt! Jetzt bitte ich Dich flehentlich und beschwöre Dich: Möge ich dieses göttliche Bad und dieses Wasser genießen, damit ich der göttlichen Gnade nicht verlustig gehe. Ich will Deinem anbetungswürdigen Willen folgen, damit ich den Anteil an Deiner Freude nicht verliere."

So der hl. Cyrill. Dieser erleuchtete Lehrer giebt uns hier, lieber Leser, eine Schilderung von dem Charakter des Apostels so schön und so ermutigend für alle Charaktere, die dem Petrus ähnlich sind, daß man immer und immer wieder mit Vorliebe sich an die Person des Petrus erinnert und dem Herrn dankt, daß Er gerade diesen Mann zu Seinem Statthalter auf Erden auserkoren hat. Ich wiederhole: Dieser Petrus ist so heldenmütig und wieder so furchtsam, so liebevoll und wieder so feige und vergeßlich, so erleuchtet im Glauben und wieder so umbunkelt vom Zweifel, so göttlich stark und wiederum so menschlich schwach — daß alle, auch die Schwächsten, auch die größten Sünder, dem Petrus mutig und vertrauensvoll sich nahen und Trost und Kraft bei ihm — in seinem zukünftigen hohen Amte — schöpfen werden zum Leben und zum Sterben.

"Was Ich tue, verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber nachher verstehen" — so hatte der Herr zu Petrus gesprochen. Du möchtest wissen, lieber Leser, ob und wann Petrus dieses Verständnis denn erlangt habe. Es geschah durch die folgenden Worte, die der Heiland nach der Fußwaschung an die Apostel richtete: "Wisset ihr, was Ich euch getan habe? Ihr nennt Mich Meister und Herr, und ihr saget mit Recht so, denn Ich bin es. Wenn nun Ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt auch ihr, einer dem andern, die Füße waschen; denn Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so tut, wie Ich getan habe." Damit gab der Herr den Jüngern die Lehre und die Mahnung, daß sie die Demut und Liebe, die Er als Herr und Meister ihnen erwiesen, auch untereinander als Brüder sich erweisen sollten. "Das ist es also, o Petrus," sagt der hl. Augustin, "was du nicht wußtest, als du deine Füße nicht wolltest waschen lassen. . . . Wir aber, meine Brüder, haben von dem Allerhöchsten die Demut gelernt; tun also auch wir das, was der Allerhöchste in Demut getan."

Die Handlungsweise des Herrn war also eine bildliche, die eine buchstäbliche Nachahmung nicht erheischt. Es ist auch nicht die äußerliche Handlung, die den Wert und die Bedeutung der Fußwaschung ausmacht, sondern vielmehr die Demut und die Liebe, die in dieser Handlung sich zeigt. Der Erweis der Demut und Liebe aber muß sich immer in solchen Handlungen kundgeben, deren unser Nächster bedarf oder die ihm wohl tun. So gab es auch Zeiten und Länder, in denen die wirkliche Fußwaschung eine Wohltat war z. B. für Pilger, Wanderer, Leidende und Arme. Heute besteht diese Sitte nicht mehr.

Allein unsere heilige Kirche wollte die Ueberlieferung nicht preisgeben, die sie von ihrem göttlichen Bräutigam erhalten. Sie wollte darum, daß wenigstens einmal im Jahre die erhabene Selbstverleugnung des Heiland den Gläubigen vor Augen geführt werde. Grundonnerstage, dem Tage, an welchem das Andenken an all das Geheimnisvolle, was einst im Abendmahlsraume zu Jerusalem geschah, alljährlich gefeiert wird. Und so soll denn an diesem Tage in jeder Domkirche der Bischof die Selbstentäußerung des Sohnes Gottes dadurch ehren, daß er den rührenden Gebrauch der Fußwaschung vollzieht. Der Papst aber gibt, wie es sich geziemt, darin der ganzen Kirche das Beispiel. Au-

an katholischen Fürstenthümern sieht man Kaiser und Könige am Gründonnerstage vor ihren Untertanen knien, um an ihnen die Fußwaschung zu vollziehen und dann großmütige Spenden zu reichen.

Welch' herrliche Lehren, lieber Leser, hat der Herr uns durch Sein Beispiel gegeben, zumal in Seinen letzten Lebenstagen! Möge es uns in dieser hl. Buszeit gelingen, namentlich Seine Demut und Liebe mehr als bisher nachzuahmen.

Nervöse Frauen.

Von Dr. med. Adelbert Günther.

Von allen Leiden und Qualen, welche der griechischen Sage zufolge dadurch auf uns gekommen sind, daß der neugierige Epimetheus die Schublade seiner Frau Pandora öffnete, aus welcher alle Uebel in die weite Welt flatterten, sind die Nervenleiden die vielgestaltigsten. Sehen wir auch von allen jenen krankhaften Nervenstörungen ab, welche auf einer anatomisch nachweisbaren Grundlage entstehen, so bleibt noch unendlich vieles übrig, was unter dem Sammelbegriff „Nervosität“ zusammengefaßt wird und zur Modetranke unserer Zeit geworden ist.

Obwohl heutzutage überall über Nervosität als eine Spezialität der Neuzeit gemurmelt wird, so wäre es doch grundfalsch, zu glauben, daß es vor hundert oder etlichen hundert Jahren keine nervösen Menschen gegeben habe. Unter den veränderten Lebens- und Erwerbsverhältnissen äußern sich die nervösen Erscheinungen nur heute zum Teil in anderer Weise, und auch die veränderte Stellung von Mann und Frau bringt es mit sich, daß die Nervosität des „Schwächeren“ und doch so starken Teiles der Menschheit in anderer Weise in die Erscheinung tritt, als die der Herren der Schöpfung.

Wenn im Nachstehenden versucht werden soll, ein Bild der spezifischen Nervosität der Frau zu entwerfen, so muß, um Irrtümer zu vermeiden, zweierlei vorweg gesagt werden. Erstens soll nämlich hier der Begriff der Frau im weitesten Sinne, als Vertreterin des weiblichen Geschlechts überhaupt, aufgefaßt werden, sodas unter denselben nicht nur die verheiratete Frau in verschiedenen Lebensaltern, sondern ebenso auch das schulpflichtige Kind weiblichen Geschlechts und das alternde Mädchen fällt, welches in verblühter Einsamkeit seine Tage dahinlebt, gequält von einem Heere der unbegreiflichsten nervösen Schmerzen. Der zweite Punkt betrifft die Bitte an jede Leserin, welche in den nachfolgenden Schilderungen ein Spiegelbild ihrer Leiden erkennen sollte, die Beschreibung nervöser Symptome, die das Bild der Persönlichkeit nicht gerade verschönern, nicht als einen Vorwurf aufzufassen. Die gesunde Mehrheit ist nur gar zu gern geneigt, nervösen Personen aus ihren für die Umgebung manchmal recht unbequemen Leidenszuständen einen subjektiven Vorwurf zu machen, als ob alles nur Eitelbildung, Schrullen, Eigensinn und Bosheit wäre. Wer sich aber dahin zu bescheiden gelernt hat, daß der Mensch durchaus nicht der souveräne, will'sfreie Geist ist, als welchen ihn Dichter und manche Philosophen je nach Laune und momentanem Zweck schildern, sondern ein Produkt erbter Anlagen und der ihn umgebenden Verhältnisse ist, begreift die Wahrheit des Spruches „Tout comprendre c'est tout pardonner“. Zu Pardonieren giebt es eigentlich hier überhaupt nichts; die Leiden, die sich niemand gewünscht hat, sind nun einmal da, und es ist grausam, die ähndende Lauge wohlfeilen Spottes über die Bellagenswerten auszugießen. Einer Haltlosigkeit, welche sich bei jedem heftigen Gefühlsausbruch, unter welchem andere zu leiden haben, hinter ihr Temperament verschanzte, soll damit keineswegs das Wort geredet werden. Selbstbeherrschung muß jeder sein ganzes Leben lang üben, der Gesunde wie der Kranke;

aber gerade der Leidende tut dies oft in viel höherem Grade, als es der erstere ahnt, und wenn uns bei der nervenleidenden Frauenwelt zuweilen unbegreiflich heftige Exaltationen entgegentreten, so dürfen wir nie vergessen, daß das zartbebaute Nerveninstrument des Weibes oft eine schrille Dissonanz giebt, wo der kampfgewohnte Mann mit aneinander gebissenen Zähnen eine gewaltige Reaktion seines Nervensystems unterdrückt.

Es ist ein großes Vorurteil zu glauben, daß der Typus der nervösen Frau seine Vertreterinnen nur in den Kreisen der oberen Zehntausend findet; auch in den Klassen des Mittel- und Arbeitsstandes giebt es ganze Heere nervenleidender Frauen. Der Zwang der Verhältnisse bringt es aber mit sich, daß sie sich nicht gehen lassen dürfen. Mann und Kinder würden darunter schwer leiden, und so unterdrücken sie in treuer Pflichterfüllung und stillem Märtyrertum das, was das eigene Ich quält und tragen ihre Leiden in stiller Ergebenheit, wobei sich an ihnen allerdings der Segen der Arbeit, der angestrengten Wirtschaftsführung bewährt, der sie manches vergessen läßt, was auf der wenig beschäftigten Frau viel schwerer lastet.

Viel auffälliger präsentiert sich natürlich das Krankheitsbild bei den Damen der Gesellschaft. Da ist z. B. die nervöse Aristokratin, in deren Aszendenz sich eine lange Reihe nervenkranker Individuen befindet. Die ganze Familie neigt zum Mystizismus, wenn nicht gar Spiritismus; sie selbst glaubt an Geister, Kartenlegen und andere Ausblicke in die Zukunft. Als heranwachsendes Mädchen schon äußerst schreckhaft und ausgesprochen bleibensüchtig, erzogen ohne jede Kenntnis des Lebens, wie es wirklich ist, und seiner schwereren Pflichten, ist diese Mimosa pudica bei Zeiten standesgemäß verheiratet worden, eilt von Gesellschaft zu Gesellschaft, deren Strapazen sie nicht gewachsen ist und wird, nachdem sie einmal durch Zufall die schmerzstillende Wirkung mancher Alkaloide kennen gelernt hat, heimlich Morphium oder gewöhnt sich an den Genuß von Chloralhydrat, Kokain und ähnlicher Medikamente von zweischneidigem Wert.

Ein ander Bild! Die nervöse Bühnensheldin mit ausgesprochen hysterischen Symptomen. Nach einer länglichen Jugend hat sie als Novize der Kunst frühzeitig in alle Abgründe dieser Welt des Scheins hineingesehen. Ihr Talent und Glück haben sie aber über den Schmutz dieses Daseins hinweggetragen und zum verwöhnten Liebling des Publikums gemacht. Die verhätschelte Göttin der jeunesse dorée, die sich auf der Bühne mit absoluter Sicherheit bewegt, ist zu Hause nichts weniger als göttlich. Ungemein schreckhaft verbingt sie den größten Teil des Tages im Bette, schwankt leicht zwischen tränenvollem Mitleid, wobei sie mit vollen Händen giebt, und grausamer Strenge, von der namentlich ihr Dienstpersonal zu erzählen weiß, dem sie zuweilen handgreifliche Beweise ihrer Schlagfertigkeit giebt. Manchmal ist vom Aufwachen an ihre Laune derart schlecht, daß sie durch die geringste Kleinigkeit zu Wutausbrüchen gereizt wird und zum Auftreten unfähig ist, womit sie natürlich dem Direktor sein ganzes Programm über den Haufen wirft. Wankelmütig, wie ihr Temperament, sind auch die nervösen Leiden, welche wechseln wie die der eines Kaleidoskops, aber keine schmerzfreien Zwischenpausen bieten, wie sie bei andern Nervenkranken doch regelmäßig anströmen.

Es ließen sich noch viele Charakterbilder nervöser Frauen anführen, z. B. die reiche Bankiersgattin, welche zwischen extremer Liebeshörigkeit und dem Gegenteil hin- und herpendelt, es in letzterem Falle ihrem Manne überlassend, die durch ihre Launenhaftigkeit verdorbenen Beziehungen zu andern Menschen durch Bitten und Entschuldigungen wieder einzurenken; oder die nervöse Eagestolze von 60 Jahren, welche von Angstgefühlen, Furcht vor Krankheiten, besonders Geisteskrankheiten gefoltert wird und sich schließlich in einen Haß

gegen alle Welt hineinredet, der sogar zu täglichen Angriffen gegen Personen fähig kann, die ihr nicht das geringste zu Leide getan haben; oder endlich das nervöse Schulmädchen, das schon in frühesten Jahren an Krämpfen gelitten hat, wegen ihres zarten Körpers stets verpöppelt wurde, sich frühzeitig mit ihrer raschen Auffassungsgabe auf die eigne Gedankenwelt zurückzieht, sich dabei außerordentlich in seinem Werte überschätzt und Dank der Reigung der Eltern, mit dem Wunderkinde zu paradien, zur Komödiantin erzogen wird, wobei eine Schwächung der Nerven sich so schnell entwickelt, daß auch bald die Hysterie in voller Blüte steht.

Was überhaupt an Schmerzen im Körper möglich ist, wird in diesen Fällen empfunden, am allerhäufigsten ungeheure Schmerzhaftigkeit des Rückens, besonders der Kreuzgegend, Kopf- und Gelenkschmerzen, die zu Unrecht für rheumatisch gehalten werden, Schstörungen, vorübergehende Taubheit, anhaltendes Ohrensausen, als ob Trompeten geblasen würden, Stimmlosigkeit, Schlundkrämpfe, Magenschmerzen, Unterleibskrämpfe, wochenlange Diarrhöen, zuweilen abwechselnd mit ebenso langer Verstopfung, Krabbeln, Ameisenlaufen, Taubsein und unerklärliche Anschwellungen einzelner Glieder, die Empfindung, daß eine Kugel die Speiseröhre hinaufgestiegen komme, Muskelzucken (besonders in den Augenlidern), Bevorzugung abnormer Gerüche, z. B. solcher von abgebraunten Federn, Lokomotivrauch, Asa fétida und dergleichen. Ferner Herzklappen, aussehender Puls usw.

Natürlich sind im Einzelfalle nicht alle diese Symptome vorhanden, denen noch viele andere hinzugefügt werden könnten. Diese Krankheitsmerkmale sind jedoch keineswegs Beweis eines einseitigen Leidenszustandes, sondern gehören in die Gebiete der echten Nerven Schwäche, der Hysterie, der Hypochondrie und der psychischen Entartung, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß im Einzelfalle das Leiden sich auch aus mehreren oder gar sämtlichen genannten Erscheinungsformen zusammensetzt.

Es giebt nun nicht wenige Aerzte, welche diese qualvollen Zustände als ein unvermeidliches Uebel ansehen, welches Mutter Natur dem weiblichen Geschlechte auf den Lebensweg mitgegeben habe und wenn sie darüber befragt werden, ebenso wie wenn sie einer schweren männlichen Neurothese gegenüberstehen, zweideutig die Achseln zucken, als wenn sie sagen wollten: „Wie kannst du, Patient, die Krankheit haben, mit einer solchen Krankheit zu mir zu kommen“. Die übrigens sehr leicht zu stellende Diagnose „Sie sind eben nervös“, wird dann häufig in einem Tonsalle ausgesprochen, als ob es eine Schuld des Patienten wäre, daß er ein so schwierig zu behandelndes Leiden besitzt.

Nun muß allerdings ohne weiteres zugestanden werden, daß die Nervosität nicht zu jenen Krankheiten gehört, welche sich mit einem Schläge, wie es das Publikum meistens verlangt, mit einigen Flaschen Medizin zu 1,50 M. nach Rezeptformular 107 kurieren lassen. Wenn man aber untätig die Hände in den Schoß legt, „um's endlich gehen zu lassen, wie's Gott gefällt“, so ist das doch ein durch nichts gerechtfertigter Nihilismus; denn die Nerven unserer Kulturmenschen, insbesondere der Frauen der Gegenwart, sind schließlich doch ein Produkt v. Faktoren, die uns sämtlich bekannt sind, und denen sich auf vielen Angriffslinien entgegenarbeiten läßt.

Zunächst sollte bei nervösen Beschwerden immer durch eine genaue notwendigenfalls nach einiger Zeit wiederholte Untersuchung festgestellt werden, ob nicht irgendwo im Körper ein grobmaterieller Krankheitsprozeß besteht. Bleichsucht, Blutarmut, Bandwürmer, und selbst organische Unterleibsleiden verrichten ihre die Gesundheit untergrabende Arbeit oft Jahre hindurch ungestört, weil sich die leidende Dame unter keinen Umständen einer genauen ärztlichen Untersuchung unterziehen will.

Dieser Widerwille mag nun zwar vom Standpunkte der persönlichen Schamhaftigkeit höchst anerkennenswert sein, schlägt aber doch nur zum eigenen Schaden der Leidenden aus, die bis zu dem unberechenbaren Zeitpunkt, wo weibliche ärztliche Kräfte in ausreichender Zahl vorhanden sein werden, nun einmal doch auf die Hilfe des Mannes angewiesen sind.

Das in andern Fällen die Patientin ebenso häufig wie den nervösen Mann schwer belastende Erbe der Eltern, von denen der Vater den Gaben des Bacchus und Gambrius vielleicht viel häufiger zugesprochen hat, während die Mutter einen Teil der bei ihr vorhandenen Hysterie auf ihre Nachkommen übertragen hat, dürfte allerdings schwer gänzlich auszutülgeln sein; doch ist auch hier das Anklumpfen dagegen keineswegs erfolglos, da die von Haus aus vorhandenen Uebel meistens durch unzweckmäßige Lebensweise erst auf ihre unerträgliche Höhe heraufgeschraubt werden.

Um von dem Zwange der Mode hinsichtlich der den Körper in spanische Stiefel und Schnürleib zwingenden Kleidung zu schweigen, gegen welche selbst Götter vergebens kämpften würden, unterwerfe jede nervöse Dame doch einmal den ganzen Zuschnitt ihres Lebens einer unnachsichtlichen Prüfung. Das kraftlose deutsche erste Frühstück, der häufige Besuch von Gesellschaften, welche sich weit über Mitternacht hinziehen, mit dem dabei fast unvermeidlichen Genuß eines heillosen Durcheinanders von sich schwer mit einander vertragenen Speisen und aufregenden Weinen, die überreichlich genossenen Freuden des Ballsaals, der Konzerte und Theater und vieles andere, was unter der Herrschaft des konventionellen Zwanges getan wird, sind Faktoren, die in ihrer Gesamtheit nur von robusten Naturen ertragen werden. Hier heißt es also, die bessernde Hand anzulegen, und wenn eingewendet wird, daß die gesellschaftliche Stellung des Mannes oder andere Rücksichten zwingen, daß man in der hergebrachten Weise mittut, so möge man doch bedenken, daß bei einer Verschlimmerung des Zustandes der Verzicht auf Geselligkeit unumgänglich nötig wird, daß man also ebenjogut freiwillig tun könnte, was man später vielleicht gezwungenermaßen doch tun muß.

Der Mittelpunkt der Behandlung bleibt aber immer vernünftige Selbsterziehung und Erziehung der Kinder. Willenskraft, Mut und Selbstüberwindung sind den Erwachsenen meistens ebenso nötig wie der heranwachsenden Jugend. Vernünftiger Zuspruch und seelische Einwirkung in dem Sinne, daß man die geringste Unnehmlichkeit mit dankbarer Freude hinnehmen und Widerwärtigkeiten nach dem Grundsatz „Mensch ärgere Dich nicht“ zu überwinden suchen soll, können die trübsinnige Grundstimmung meist wesentlich verbessern. Treten dann angemessene Ernährung, ausgiebige Ruhe abwechselnd mit körperlicher Übung und mäßig genossene Vergnügungen hinzu, so geht das reizbare Nervensystem mit der Zeit doch ruhigen Zeiten entgegen. Vieles kann auch der gute Wille, gesund zu werden, dazu tun; denn die Nervosität ist in den meisten Fällen ebenso wenig bei der Frau wie bei dem Manne eine lebensgefährliche Krankheit. Auf Apothekertränklein und äußere ärztliche Eingriffe sehe man aber keine allzu großen Hoffnungen. Sie helfen allenfalls über einige Wochen oder Monate hinweg, weil die Leidende sich selbst suggeriert, daß sie nun gesund werden müsse, lassen aber die Grundursachen des Leidens unberührt, zu dessen Besehung man allerdings meist vielen Liebgewordenen schädlichen Gewohnheiten wird entsagen müssen.

Schneeglöckchen.

Eine Frühlingsgeschichte v. Reinhold Ortman.

Das Haus des Stellmachers Hühndorf ist das allerletzte in dem lang gestreckten schlesischen Gebirgsdorfe — eine elende, windschiefe

Baracke, von der man's nicht recht begreift, daß sie sich noch immer in ihren morschen Verbänden halten kann. Wo den winzigen Fensterchen die Scheiben fehlen, sind sie mit Papier verklebt, aber man wird des armseligen Flickwerks kaum gewahr vor der Fülle von roten und blauen und weißen Blumen, die Sommer und Winter hinter den kleinen Fenstern blühen. Draußen an der Hauswand lehnen ein paar einsame Wagenräder, ein Stapel roh zugeschnittener Bretter und ein alter, ausgebienter Pflug, dessen Eisen schon seit vielen Jahren der Rost zerfrisst. Man kann wahrhaftig nicht behaupten, daß des Stellmachers Haus einen wohlhabenden oder anmutigen Eindruck macht. Nicht einmal malerisch ist es in seiner Bauart und Armut.

Und doch ist die vornehme junge Frau noch immer eine Weile vor Hühndorfs Hause stehen geblieben, wenn ihr Spaziergang sie hier zum Dorfe hinausführte. Aber es waren nicht die stillen, bewegungslosen Blumen hinter den geflickten Fenstern, die ihre Aufmerksamkeit fesselten, sondern die jungen, lebendigen Menschenblüten, daran in der Stellmacher-Baracke wahrlich kein Mangel ist.

Man weiß garnicht recht, wieviel Kinder die Hühndorfs eigentlich haben mögen. Denn wenn sich ihrer auch ein halbes Duzend draußen vor dem Hause herumtreibt und herumkugelt, aus der allezeit offenen Tür erschallt doch immer noch ein lustig krähendes Kinderstimmchen. Und lustig sind sie alle, beinahe so lustig, als sie rotbäckig und schmutzig sind. Es ist, als ob die alte, hinjällige Baracke so voll wäre von Fröhlichkeit, daß man von Zeit zu Zeit einen Teil davon hinauslassen muß ins Freie, um nicht im Ueberfluß zu ersticken. Die Hühndorfs-Kinder sind ohne allen Zweifel schon mit lachenden Gesichtern auf die Welt gekommen. Und das konnte auch garnicht anders sein, denn ihre Mutter, blickt aus den hellsten und lachendsten Augen in die Welt, die man je in einem runden, hübschen Frauengesicht gesehen. Und der Stellmacher singt vom Morgen bis zum Abend, gleichviel, ob es ein Sonntag ist mit schlesischem Himmelreich zum Mittagbrod oder einer von seinen vielen, in keinem Kalender bezeichneten Fasttagen, wo er den Leibgurt um ein beträchtliches enger schnallen muß, weil es nicht einmal zu Schmalz und Kartoffeln langte.

Dieser Ueberfluß an Gesundheit und Fröhlichkeit ist es, der den Schritt der schönen jungen Frau jedesmal stocken läßt, wenn sie an des Stellmachers Hause vorüber kommt. In den ersten Wochen ihres Aufenthalts im Dorfe ist das beinahe täglich geschehen. Denn wenn ihr kranker Gatte, den sie in die weltberühmte Heilanstalt begleitet hat, seinen Mittagsschlaf hielt, war sie ihres schweren Pflegerinnendienstes auf eine Stunde ledig. Und dann wanderte sie lieber auf der Landstraße zum Dorfe hinaus, statt sich in den prächtigen, wohlgepflegten Anlagen zu ergehen, wo bleiche Gesichter, hohle Wangen, und fieberisch glänzende Augen sie auf Schritt und Tritt an das traurige Gesicht des geliebten Mannes erinnern.

Aber nur für eine kurze Zeit konnte sie sich diese tägliche Erholung gönnen. In den Tagen, da die letzten Blätter fallen, waren sie angekommen, und mit dem ersten Schnee hatte sich der Zustand des kranken jungen Gelehrten so verschlimmert, daß sie es nicht mehr über sich gewann, ihn auf eine Stunde oder länger zu verlassen. Monatelang ist sie kaum von seinem Lager gewichen, und wenn sie jetzt an diese schrecklichen Wintermonate in dem fremden Hause zurückdenkt, ist ihr's, als könne Alles nur ein wüster, schwerer Traum gewesen sein, so voll von Angst und Herzeleid sind sie gewesen.

Mit dem Frühling wird es besser werden, haben ihr die Aerzte tröstend versichert. Aber der Frühling kommt so spät hier in den Bergen, und der Schnee türmt sich so hoch, daß

man meint, er könnte nimmer und nimmer wieder vergehen.

„Haben wir denn noch immer kein Tauwetter?“ hat der Kranke sie an jedem neuen Morgen gefragt. Und nur zu oft, wenn sie bellommenen Herzens verneinte, hat er mit tiefem Aufseufzen hinzugefügt: „Dann werde ich den Frühling sicherlich nicht mehr erleben. Und einmal — einmal hätte ich ihn doch so gerne noch gesehen.“

Aber nun ist er über Nacht gekommen, der Tauwind, vor dessen warmem Hauche die gewaltigen Schneemassen zusehends dahinschmelzen. Seit wenigen Tagen erst weht er ins Thal hinein, und schon lugt es hier und dort wie frisches Grün zwischen dem Weiß hervor, dessen blendende Reinheit sich in ein schmutziges Grau gewandelt hat.

Die Prophezeiung der Aerzte aber scheint sich auf eine wunderbare Weise zu erfüllen: mit dem ersten warmen Tage hat sich das Befinden des jungen Professors auffallend gebessert. Natürlich ist er noch viel zu schwach, um das Bett zu verlassen; aber der Husten hat mit einem Mal beinahe ganz aufgehört, das Fieber ist geringer geworden und die quälenden Anfälle von Atemnot stellen sich nur noch in viel längeren Zwischenräumen ein.

„Gewiß, es ist besser,“ hat der Arzt der glückstrahlenden jungen Frau auf ihre Frage bestätigt, und daß er es mit einer so eigentümlich ernsten Miene und mit so seltsamem Bögen getan, hat sie in der Freude ihres Herzens nicht bemerkt.

Seit gestern hat sich auch der lang entbehrete stärkende Mittagsschlaf wieder eingestellt, und sie braucht sich kein Gewissen daraus zu machen, wenn sie den friedlich schlummernden auf ein Stündchen unter der Obhut der bezahlten Wärterin läßt und zum ersten Mal wieder den Weg einschlägt, der an Hühndorfs Hause vorüber führt.

Natürlich haben die Stellmachers-Deute an diesem schönen, mildwarmen Vorfrühlingstage wieder eine Menge überschüssiger Lustigkeit hinauslassen müssen ins Freie. Und um die alte Baracke herum ist ein Toben und Tollen und Schreien, als wären nicht nur unten auf der Erde, sondern auch oben in den Lüften Tuhende von Hühndorfs pausbäckigen, lungenkräftigen Kindern. An der offenen Tür aber steht die Hausfrau, ärmlich und nicht eben sehr sauber angetan, aber prangend in Gesundheit und Lebensfülle, ein kleines, lebendiges Bündelchen im Arm, das ihr der Storch wohl um Weihnachten herum in die oft benutzte Wiege gelegt haben mag.

Freundlich lachend grüßt sie zu der vornehmen Dame hinüber. Die aber bleibt heute nicht stehen, sondern beschleunigt im Gegenteil fast unwillkürlich ihren Schritt. Ist ihr's doch, als habe beim Anblick dieses aller Not und Armut spottenden Familienglückes eine harte Hand nach ihrem Herzen gegriffen und es zusammengepreßt, daß sie für einen Moment geradezu körperlichen Schmerz empfindet.

Wie sie so weit entfernt ist, daß das Getöse der Hühndorf-Kinder nur noch gedämpft zu ihr hinüberklingt, schilt sie sich freilich töricht wegen solcher Schwäche. Und sie geht wieder langsamer, um in vollen Zügen die milde, balsamische Luft einzuatmen, die aus den Tannenwäldern an den Berglehnen herniederweht. Das ist die Luft, die auch ihrem Rudolf Genesung bringen wird, wie sie hier schon Hunderten Genesung gebracht. Ihre Seele ist voll Dankbarkeit gegen die große, allgütige Heilkünstlerin Natur, und sonnige Zukunftsbilder erfüllen ihre Phantasie.

Noch hat sie ja das Glück nicht kennen gelernt, und kaum einer ihrer Mädchenträume ist Wirklichkeit geworden. Der schlanke, überzarte Gelehrte mit dem feinen, durchgeistigten, aber, ach, so bleichen Gesicht war wohl schon nicht mehr ganz gesund gewesen, als sie ihm in der Blüte ihrer achtzehn Jahre zum Altar gefolgt. Und ihre Flitterwochen waren schrecklich unterbrochen worden durch den Blutsturz,

mit dem seine schwere Krankheit begann. Und ihre Glückstage sind die Tage gewesen, an denen ein schwacher Hoffnungsstrahl die graue Nacht der Trübsal zu erhellen schien.

Nun ist wieder so ein Glückstag gekommen, und diesmal — diesmal kann die Hoffnung unmöglich trügen. Unablässig klingt es ihr wie eine wunderbare Verheißung im Ohr, was sie in ihrer Mädchenzeit so oft gesungen:

„Nun, armes Herze, sei nicht bange,
Nun muß sich Alles, Alles wenden.“

Und sie hätte beinahe laut aufgejubelt, als sie plötzlich hart am Wege an einer schneefreien Stelle ein weißes Blümlein gewahrt — ein Schneeglöckchen — den ersten wirklichen Verkünder des erlösenden Frühlings. Natürlich hat sie sich auch schon gebückt, es zu pflücken. Aber an dem einen ist ihr's nicht genug. Einen ganzen Strauß der lieblichen Lenzkinder will sie Rudolf mitbringen, damit sie auch ihm die beglückende Botschaft zukünten:

„Nun muß sich Alles, Alles wenden.“

Und mit dem Eifer eines Kindes beginnt sie zu suchen. — Es ist nicht leicht, auch nur ein bescheidenes Sträußchen zusammenzubringen, denn es sind wohl lediglich die allerwichtigsten unter diesen unscheinbaren und doch so anmutigen Kindern Floras, die schon jetzt ihre Köpfchen zu erheben wagen. Die junge Frau klettert zwischen den Steinen umher und ihre Füße sind längst vom Schneeswasser durchnäßt. Aber ihre Mühe wird doch immer wieder belohnt. Just, wenn sie schon alle Hoffnung aufgeben will, findet sie noch eines und immer noch eins. Das Bündelchen weißer Blüten in ihrer Hand ist nach und nach wirklich zum Strauß geworden. Und jetzt fällt ihr auch ein, daß es doch wohl Zeit geworden sei, umzukehren.

Sie sieht auf die Uhr und erschrickt. Voller anderthalb Stunden schon ist sie fort. Und sie weiß, wie peinlich es Rudolf ist, wenn er sie bei seinem Erwachen nicht in seiner Nähe findet. Mit beschleunigten Schritten tritt sie bei beginnender Dämmerung den Heimweg an. Und wie die Schatten um sie herum immer tiefer sinken, da schwindet allgemach alle Freundlichkeit und Hoffnungshelle aus ihrem Herzen. Sie weiß nicht, was sie dazu zwingt, aber — so eilig sie's auch hat — jetzt muß sie vor dem Hause des Stellmachers für einen Augenblick rastend verweilen. Die Kinder spielen nicht mehr draußen im Freien, und schwacher Lichtschein fällt schon von drinnen durch eines der halb verklebten Fenster. Sie kann der Verückung nicht widerstehen und blickt hinein. Da sitzen sie alle auf roh gelimmerten Bänken um den langen, ungedeckten Tisch, die Händchen gefaltet zum frommen Gebet, das ihnen ihre kümmerliche Abendsuppe würzen soll. Oben, wie sich's gebührt, haben die Eltern ihren Platz, und der Schimmer des armseligen Lämpchens fällt eben auf des Stellmachers geundes, härtiges Antlitz, das sich über den Säugling im Arm seines Weibes beugt.

Da steigt es der jungen Frau draußen vor dem Fenster wie ein Schluchzen in die Kehle. Ein Schleier legt sich vor ihre Augen und sie wendet sich hastig ab. Den Weg durch das Dorf aber legt sie langsam, ganz langsam zurück, obwohl sie ja weiß, wie sehnsüchtig der kranke Gatte ihrer wartet.

Und nun hat sie das hohe, palastartige Gebäude der Heilanstalt erreicht. Ihre nassen Kleider mögen die Schuld daran tragen, daß es ihr so schwer fällt, die Treppen zu ersteigen. Gerade als sie die Tür des Zimmers erreicht hat, in dem sie Rudolf weiß, tritt der junge Assistenzarzt heraus, und mit einer fast erschrockenen Bewegung wehrt er ihr den Eingang.

„Weshalb, Herr Doktor?“ fragt sie erstaunt. „Schläft denn mein Mann noch immer?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwidert er mit geprüelter Stimme. „Er schläft sanft und ruhig.“

Und wie sie ihn ansieht, weiß sie Alles.

Aber sie schreit nicht auf und zerrauft sich nicht in wildem Schmerze das Haar, als sie an das Lager des Toten tritt. Ein verklärtes Lächeln ist auf seinem feinen, durchgeistigten Gesicht, das niemals schöner war als in dieser Stunde des Todes. Er hat den irdischen Frühling nicht mehr gesehen, aber er ist eingegangen in das Land, darinnen es keine Sehnsucht mehr giebt nach Weichenduft und Lenzengesang, in das glückliche, heilige Land des ewigen Friedens.

Sie steckt ihm ihren Schneeglöckchenstrauß in die gefalteten Hände und sinkt neben dem Bett in die Knie.

In ihrem Ohr aber klingt es seltsamerweise noch immer:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich Alles, Alles wenden.“

Füllrätsel.

×	a	a	b	e	h	×	l	i	n	o	t
a	×	a	b	e	×	i	×	n	o	×	×
a	a	×	e	×	i	i	l	×	o	×	t
a	a	b	×	e	i	i	l	n	×	s	u

An Stelle der Kreuze sind Buchstaben zu setzen und die gegebenen Buchstaben sind so umzustellen, daß die 12 senkrechten Reihen 12 vierlautige Wörter ergeben von folgender Bedeutung: Stadt in Oesterreich, Stadt in Rußland, Sohn Adams, deutscher Strom, männlicher Vornamen, einer der vereinigten Staaten Nordamerikas, deutscher Strom, Teil von Arabien, spanischer Heerführer, Teil des Gesichtes, italienische Münze, Stacheltier. Wichtig gefunden nennen die Buchstaben an der Stelle der Kreuze ein europäisches Königreich.

Ergänzungsrätsel.

Mit Auf — mag's vielen gelten,
Mit Zu — kann's einem schelten,
Mit An — kann's einem fragen,
Mit Nach — thut's rühmen, klagen,
Mit Aus — gilt's Schmerz wie Freude,
Mit Bei — schafft's einem Leide;
Ohn' was: bequem ist's unbequem,
Ganz — je nachdem!

Wortumwandlerätsel.

Zu einem Vogel setzt ein A,
So wird er zum Insekt;
Zu einer Linie tu ein E,
Im Hause dann sich's streckt;
Zu einer Steinform füg ein J,
So wird sie zum Gedicht;
Zu einer Zahlpflicht setz ein D,
Nun such's in Deutschland nicht;
Zu einem Flusse tu ein U,
Gleich fließt es andern Lauf;
Und mischst du hinein ein m,
Hört nur der Türke drauf.

Scherzrätsel.

Mariechen ist's fürwahr mit a,
Im Pflandern und Gebahren;
Doch wenn mit u sie's ist — beinah
Rächt' aus der Haut man fahren!

Buchstabenrätsel.

Mit A liegt's freundlich am Alpenrand,
Mit E ein deutsches gebirgiges Land,
Mit J als Plätzchen sich's windet;
Mit D ein Tier, nur wenig bekannt,
Mit U in Schwaben man's findet.

Füllrätsel.

Was ist das? Fügt man in einen Stein
Ein Flächenmaß, ein deutsches, ein —
Eine weiße Masse das Wort dann nennt,
Die schnell zerschmilzt und langsam brennt.

Auflösungen in nächster Nummer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 11, 14—28. „In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brod kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus antwortete ihm: Brod für 200 Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas Weniges bekomme. Da sprach Einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat: allein was ist das für so Viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergelegt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstenbroten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein.“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

III.

Das im heutigen Evangelium erzählte Wunder der Brodvermehrung und der Speisung der Fünftausend ist, lieber Leser, ein großartiges Vorbild der Eucharistie, des h. h. Altars sakramentes: ein kleines Stück Weizenbrot wird in der Hand des Herrn, Seiner Apostel und deren Nachfolger, ins hundert-, ins tausend-, ins millionenfache vermehrt zur geistigen Speise und Nahrung für ungezählte gläubige Christen!

Bedeutungsvoll ist auch, daß die Ueberbleibsel in zwölf Körben den zwölf Aposteln eingehändigt wurden: denn gleichwie der Leib des Herrn in den Händen der Apostel geschaffen wird, so soll das höchste Gut, die hl. Eucharistie, auch von den Aposteln und ihren Nachfolgern fortwährend aufbewahrt werden zur Anbetung und Verehrung seitens der Gläubigen, zur Speisung der Kranken und Sterbenden und aller jener, die dem Tische des Herrn sich nahen wollen. Und wie entspricht es so ganz der Weissung des Herrn, wenn die Diener der Kirche auch die kleinsten abfallenden Stücklein der konsekrierten Hostie gegen Verunehrung schützen und sie unter tiefster Anbetung sammeln und genießen.

In der hl. Eucharistie werden die Geheimnisse des Leidens und Todes Jesu wunderbar erneuert und den Gläubigen gnadenvoll zugewendet, — darum ist sie auch für uns das Unterpfand der Herrlichkeit und Unsterblichkeit.

Darauf kommen wir, lieber Leser, weiter unten noch zu reden: vorerst betreten wir wieder in Gedanken den Abendmahlsaal, um Zeugen zu sein von der Einsetzung des hl. Messopfers, des h. h. Altars sakramentes und des Priestertums unserer hl. katholischen Kirche. Es ist, wie wir schon sagten, der Vollergruß der Liebe unseres göttlichen Erlösers. Die heilige Schrift berichtet darüber, wie folgt:

Während der Herr und die Jünger nun bei dem Mahle waren, „nahm Jesus Brod, dankte, segnete es, brach es und gab es den Jüngern mit den Worten: „Nehmet hin und esset, dieses ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird!“ Dann nahm Er auch den Kelch (mit Wein), dankte und gab ihnen denselben, indem Er sprach: „Trinket alle daraus, denn dieses ist Mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden! Tuet dieses zu Meinem Gedächtnis!“ Und sie tranken alle daraus.“

Der Leser beachte wohl, daß die Worte: „Nehmet hin und esset“ — eine Ankündigung dessen ist, was erst nach her geschehen sollte; sie bezeichnen also noch nicht das wirkliche Darreichen des konsekrierten Brotes und die Kommunion; vielmehr folgte letztere erst nach der Vollendung der Konsekration unter beiden Gestalten (des Brotes und des Weines). Mit den Worten „danken“ und „segnen“ aber sind die Konsekrationsworte selbst bezeichnet, die von der hl. Schrift damit

Kirchenkalender.

- Sonntag, 22. März.** Vierter Sonntag in den Fasten. Octavian, Erzdiakon † 240. Evangelium Johannes 6, 1—15. Epistel: Galater 4, 22—31. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation.
- Montag, 23. März.** Otto, Bekenner.
- Dienstag, 24. März.** Gabriel, Erzengel. Simon, Martyrer.
- Mittwoch, 25. März.** Maria Verkündigung. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 1, 26—38. Epistel: Jesaias 7, 10—15. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr St. Josefs-Andacht. ● St. Anna-Stift: Haupt und Titularfest der marianischen Dienstmädchen Kongregation, während der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt, Nachmittags 6 Uhr Andacht.
- Donnerstag, 26. März.** Ludgerus, Bischof † 809.
- Freitag, 27. März.** Rupertus, Bischof † 718. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7/8 Uhr Fasten-Segenmesse und Abends 7/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt.
- Samstag, 28. März.** Felix, Bekenner † 1587. ● St. Lambertus: 4. Samstag zu Ehren der hl. fünf Wunden, Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen.

Sinnspruch.

Die Früchte, die zu viel Sonne haben,
 Fallen frühreif auf Wiesen, in den Gräben;
 Kinder, die verhätschelt verzogen,
 Werden um's spätere Glück betrogen.

auch wörtlich hinzugefügt werden. Daraus ergibt sich zugleich, daß das Brechen des Brotes erst auf die Konsekrationsworte folgte. Die ganze Darstellung in der hl. Schrift ist übersichtlich: wir erfahren zuerst alles, was auf die eine der beiden Gestalten, sodann, was auf die andere Bezug hat. Ein Mißverständnis aber war nicht zu besorgen, da jeder Christ aus der Feier der hl. Messe die Zeitfolge der einzelnen Handlungen und Worte damals genau kannte, als die Evangelisten ihren Bericht hierüber verfaßten.

Unser Herr und Heiland bringt dort im Abendmahlsmaale ein wahres und eigentliches Opfer dar, indem Er durch Seine göttliche Allmacht bewirkt, daß die Wesenheit^{*)} des Brotes und des Weines zu sein aufhört, und daß unter der Gestalt des Brotes zunächst Sein Leib und unter der Gestalt des Weines zunächst Sein Blut gegenwärtig wird. Denn sowohl durch diese Trennung der Gestalten als durch die Art und Weise Seiner Gegenwart unter jeder der beiden Gestalten stellt Er Sich Selbst im Zustande des Todes dar. Deshalb sagt Er auch, indem Er das Brot in Seine heiligen Hände nimmt: Dieses ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird, d. h. der in diesem Augenblicke zu eurem Heile dem himmlischen Vater hingegeben und geopfert wird. Und indem Er den Kelch ergreift, sagt Er: „Dieses ist Mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Nach dem Sprachgebrauche der hl. Schrift heißt „Blutvergießen zur Vergebung der Sünden“ aber ein wahres und eigentliches Opfer darbringen. Durch dieses unblutige Opfer erfüllt der Herr auch in vollkommener Weise das im Osterlamme gegebene Vorbild: dieses Osterlamm wurde zuerst geopfert und dann genossen, so daß dieser Genuß eine eigentliche Opfermahlszeit war: so opfert auch Jesus Christus zuerst Sich Selbst als das wahre Osterlamm auf unblutige Weise dem himmlischen Vater auf und gibt dann Sein also geopferetes Fleisch und Blut den Jüngern als Speise und Trank dar. So verstehen wir denn auch den Völkerapostel Paulus, wenn er im Hebräerbriefe schreibt: „Wir haben einen Opferaltar, wovon diejenigen, welche dem Zelte dienen, (die Juden) nicht essen dürfen“ (Hebr. 13).

Die Feier beim letzten Abendmahle schloß der Herr mit den an die Apostel gerichteten Worten: „Tuet dieses zu Meinem Gedächtnisse!“ Damit gab Er den Aposteln und deren rechtmäßigen Nachfolgern den Auftrag und die Vollmacht, dasselbe zu tun, was Er getan hatte: nämlich Brot und Wein zu verwandeln, also dasselbe unblutige Opfer darzubringen und dann Seinen Opferleib und Sein Opferblut selbst zu genießen und den Gläubigen zum Genusse auszuteilen. Damit hat der Herr, nach der Lehre des Konzils von Trient, die Apostel zu Priestern verordnet und bestimmt, daß sie und an-

*) Um uns die Art und Weise, in der Christus im hl. Sakramente gegenwärtig ist, zu erklären, gebraucht die Kirche die Unterscheidung von „Wesenheit“ und „Gestalt“. Unter der „äußeren Gestalt“ eines Dinges versteht sie den Subbegriff alles dessen, was man von dem Dinge durch die fünf Sinne wahrnehmen kann, also Form, Farbe, Geschmack, Geruch und dgl. — „Wesen“ aber nennt sie den inneren Grund und Träger dessen, was die äußere Gestalt ausmacht. Demnach ist das „Wesen“ eines Dinges etwas, was wir uns wohl zu denken vermögen, was wir aber niemals sehen oder fühlen können, weil es von der „äußeren Gestalt“ gewissermaßen verdeckt ist. — Die Kirche lehrt nun die Verwandlung von etwas Unsichtbarem, d. i. des „Wesens“ von Brot und Wein, in wiederum etwas Unsichtbares, d. i. in das „Wesen“ des Leibes und Blutes Christi, wobei die „äußere Gestalt“ von Brot und Wein, also das, was allein wir mit den Sinnen wahrnehmen können, unverändert bleibt.

dere Priester Seinen heiligen Leib darbringen sollen. Durch diese Einsetzung des Priestertums des Neuen Bundes aber wird die Weissagung des Psalmisten erfüllt, die nach der Erklärung des hl. Paulus (Hebr. 5.) auf Christus sich bezieht: „Der Herr hat geschworen, und es wird Ihn nicht gereuen: Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung des Melchisedech“ (Psalm 109). Durch Seine Stellvertreter — die Apostel und ihre Nachfolger im Priesteramte — bringt Jesus bis ans Ende der Zeiten Sein unblutiges Opfer dar nach der Weise Melchisedechs, der Brot und Wein opferte.

Ein verschollenes Handwerk.

Von Wilhelm Wentrup.

Das vielleicht allerälteste Handwerk, das je von Menschenhänden auf unserer Erde geübt wurde, ist die Beschäftigung des Eisenerarbeiters. Wer der Erfinder der Eisenerzeugung ist und welches Volk zuerst das Eisenerz dem Prozesse des Schmelzens unterwarf, dafür jedoch fehlt uns jeder historisch nachweisbare Anhalt. Daß aber die Fabrikation des notwendigsten und nützlichsten aller Metalle, des Eisens, fast 1500 Jahre v. Chr. verschiedenen Völkern bekannt war, kann mit Sicherheit angenommen werden. Schon im ersten Buch Moses, wird ein gewisser Thubalkain als ein Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk bezeichnet. Darum dürfen wir sagen, daß die Erfindung des Schmelzprozesses überhaupt die allererste der bedeutenden Erfindungen war. Die Ägypter und die Phönizier, ohne Zweifel die kultiviertesten Völker nach der Sintflut, schmiedeten nach übereinstimmenden Nachrichten der griechischen Schriftsteller ihre Waffen und Hausgeräte statt aus Eisen aus Kupfer. Selbst in einer späteren Periode, als die hochentwickelte Kultur der Griechen auf die Römer übergegangen war und letztere sich zu Herren des Weltkreises aufgeschwungen hatten, blieb die Eisenindustrie nur eine beschränkte. Die Ursache hiervon liegt einerseits darin, daß der Schmelzprozeß des Eisenerzes den Völkern des Altertums zu große Hindernisse in den Weg legte; andererseits ist, wie Barnow sagt, die seltene Benutzung des Eisens darin zu suchen, daß die dem Altertum bekannten Metalle, als Gold, Silber, Kupfer und Zinn häufig in gediegenem Zustande vorkamen und sich viel leichter als das Eisen schmelzen und bearbeiten lassen. Ueberhaupt müssen die Römer dem Eisen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung geschenkt haben, denn sonst hätten sie wohl schwerlich ihre Helme, Panzer, Schwerter aus Bronze- und Zinnkompositionen gehämmert oder gegossen, zumal ihnen in dem „norischen Eisen“ ein ganz vorzügliches Eisen zu Gebote stand.

In Noricum, einer römisch-deutschen Provinz, die wahrscheinlich das Land zwischen Donau und Inn bis an die Alpen — also vom heutigen Bayern bis Nord-Tirol — umfaßte, hatte bereits v. Chr. die Gewinnung und Bearbeitung von Eisen eine ziemliche Vollkommenheit erreicht. Diese Eisenerzeugung auf deutschem Boden war jedoch keineswegs ein Gemeingut sämtlicher Germanenstämme, sondern nur der genannten Noricum-Gegend eigentümlich. In allgemeiner Anwendung gelangt das Eisen erst viel später.

Mit dem Zusammenstürze des römischen Reichs und dem Hereinbrechen der wilden Völkerstämme war die geringe Kultur durch diese Völkerwanderungen entweder vernichtet oder auf lange Zeit zurückgedrängt worden. Ueber fünf Jahrhunderte müssen wir vorwärts schreiten, um wieder Anknüpfungspunkte für unsere Darstellung zu finden. Als solche sind die rheinburgundischen, salischen und alemannischen Gesetze anzusehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach um das Jahr 600 gesammelt wurden. In diesen Gesetzen geschieht bei Anführung der Strafbestimmungen zum erstenmale der Eisen-

arbeiter direkt Erwähnung. Wir wissen, daß die damaligen Handwerker in Leibeigenschaft schmachteten und gleich der Ware vertauscht, verschenkt, verkauft oder vererbt wurden. Obwohl nun auch der Schmied ein leibeigener Knecht war, spricht doch nichts so sehr für das Ansehen seines Kunsthandwerkes, als die beträchtlichen Strafen, mit denen man jene belegte, die einen Schmied erschlugen, oder eisernes Gerät entwendeten. Im burgundischen Gesetze z. B. mußte derjenige, der einen Eisen-Schmied tötete, 50 Solidus zahlen, während der Silberschmied schon 100 und der Goldschmied gar 150 Solidus „wert“ war.

In einem Dokumente aus der Zeit Karls des Großen wird zum erstenmale neben den Eisenarbeitern eines neuen in Eisen arbeitenden Handwerks, der Schilderer oder Schildmacher, gedacht. Diese Arbeiter können als Väter des später so bedeutenden Handwerks der Waffenschmiede gelten, von denen als dem verschollenen Gewerbe diese Zeilen berichten sollen.

Die Abstreifung der letzten Reste der Hörigkeit und die hierauf sich gründende freie Entwicklung des gesamten Gewerbewesens kündigte für das deutsche Handwerk des Mittelalters ein Zeitalter des Glanzes und der Macht an. Es ist die Zeit, wo die in den Städten zusammenwohnenden, selbständig gewordenen, freien Arbeiter sich in Zünfte und Zünfte abschließen. Auch die Schmiede folgten diesem Drange und teilten sich in zwei große Gruppen: in Eisen- und in Waffenschmiede (für Landwirtschaft und Handgeräte) und in Waffenschmiede, die ausschließlich für die Kriegsrüstungen arbeiteten. Diese letztere Gattung war den Männern damaliger Zeit so überaus notwendig, wie heute die Gattung der Modistinnen unsern Frauen. Die großen und kleinen Staatsaktionen, die steten Völker- und Religionskriege, die unzähligen Fehden und Bürger-Unruhen erforderten einen ungeheuren Waffenerbrauch. Und damals kannte man noch nicht das Kämpfen aus der Ferne. Gewöhnlich löste sich die Schlachtordnung in viele kleine Einzelgefechte auf; in wildem Handgemenge stritt Mann gegen Mann; da mußten also die Schutzmittel für den Körper des Kriegers sehr mannigfache sein. Helm und Brustpanzer trug jeder, auch der einfache Fußknecht. Die Rüstungen der Ritter waren dagegen unendlich komplizierter und bedeckten vom Scheitel bis zu den Füßen den Körper.

Alle diese Faktoren zusammen genommen wurden der Hebel, der das Gewerbe der Waffenschmiede in mehrere streng gesonderte Unterabteilungen schied und die selbständigen Handwerke der Plattner oder Harnischmacher, der Sarwetter, der Helm- und Haubenschmiede, der Klungen- und Messerschmiede und endlich der Bogner ins Leben rief.

Aus der ältesten Gruppe, den sogenannten Schilderern, entwickelten sich allmählich die Plattner oder Harnischmacher.

Wie jedes andere Kleidungsstück, ist auch der Harnisch der Mode unterworfen gewesen. Die älteste Rüstung war wahrscheinlich der Schuppenpanzer. Es steht historisch fest, daß diese Schuppenpanzer schon in den Zeiten der Römer gebräuchlich waren. Wenigstens zeigt die Trajanssäule in Rom in einer Bildhauerarbeit sechs satnatische Reiter, welche nebst ihren Pferden mit Schuppenpanzern bedeckt sind. Diese Rüstung setzte sich aus drei Teilen zusammen: der Hose, der Ärmelweste und der Halsberge. Alle Bestandteile waren meist aus Leder gearbeitet, auf dem, gleich einer äußeren Decke, die eisernen Schuppen, eine über der andern liegend, befestigt waren.

Eine andere Ritterrüstung ging aus den Händen der Sarwetter, der Panzerweber, hervor. Sie führte den Namen des Ringpanzers und bestand aus einem aus starkem Eisendraht in Form von kleinen Ringen geflochtenen Panzerhemde, das die untern Extremitäten ziemlich glatt umspannte, dem Oberkörper dagegen den nötigen Spielraum zum freien Bewegen gestattete. Im Laufe

der Zeit kam eine dritte Harnischart auf, der vollständig aus Eisenplatten gearbeitete sogenannte „Krebs“. Diese Rüstung begründete hauptsächlich den hohen Ruf des Plattenhandwerks; sie wurde jedoch, da sie keinen Teil des Körpers ohne Schutz ließ, wegen ihres hohen Preises meistens nur von Rittersn und andern vornehmen Personen getragen.

Eine Spezialität bildeten die Helm- und Haubenschmiede. Man unterschied hier zwei große Klassen, und zwar den eigentlichen Ritterhelm und die Haube. Der offene Helm war stets mit großer Sorgfalt aus gutem Eisen geschmiedet und durfte nur von den Rittersn getragen werden. Vorzüglich zeichneten sich die Turnierhelme, die „Helme zum Scherz“, durch saubere, zierliche Arbeit aus. Gewöhnlich waren sie offen, d. h. ohne Visir. Anders die „Helme zum Ernst“, die Stichelhelme; diese besaßen außer einigen kleinen Löchern zum Atmen und Sehen gar keine Oeffnungen. Auf dem Helme pflegte man je nach Laune und Geschmack mancherlei Zierrat anzubringen. Die charakteristischen Merkmale des Ritterhelms, Visir und Helm- oder Familienzeichen fehlten den geringeren, eisernen Kopfbedeckungen, den Hauben, gänzlich. Sie waren aus starkem Eisenblech getrieben, glatte hohle Körper, die als Sturm-, Bickel-, Buckelhauben zur Rüstung der Reifigen und Knappen gehörten.

Wir kommen jetzt zu den Hieb- und Stichwaffen des Mittelalters. Ihre Verfertigung lag den Klingens- und Messerschmiedens ob, einem berühmten, mit vielen Freiheiten ausgestatteten Handwerke, das zuerst in einer Nürnberger Urkunde aus dem Jahre 1290 erwähnt wird. Diese Ordnung verpflichtete die „Messeren“ auf ihren Eid, nur gut gestahlte Klingens feilzubieten. Die damaligen Gesetze schon ahndeten den Gebrauch der Waffen in Kaufereien mit mehr oder minder harten Strafen; am härtesten verfuhr das bremische Stadtrecht. Jog dort ein Mann innerhalb des Reichsbildes der Stadt ein Messer auf einen Bürger, um ihn damit zu schaden, so sollte man dem Thäter „das Messer durch die Hand schlagen“. Doch auch in damaliger Zeit nutzten die angedrohten Strafen nicht viel. Das Tragen von Waffen wurde in Friedenszeiten darum fast gänzlich verboten. Von dem Verbote blieben selbstverständlich Ritter und Reifigen unberührt. Das aus gehärtetem Stahle gefertigte Ritterschwert war lang und ansehnlich breit. Manche der in unseren Sammlungen aufbewahrten Schwerter, die sogenannten „Flammberge“, erreichen eine Höhe von 1 Meter, und die ungewöhnliche Länge deutet darauf hin, daß sie mit beiden Händen geschwungen wurden. Die Turnierschwerter gaben an Breite den Schlachtschwertern wenig nach, wohl aber waren sie kürzer als jene und mußten unten und oben stumpf abgeschliffen sein. Die Genjen endlich glichen unseren jetzigen Säbeln, sie waren gebogen, gerade Genjen hießen Genseriche.

Als Schußwaffe kannte das Mittelalter vor der Erfindung des Schießpulvers nur das vermittelst des Bogens fortgeschleuderte Wurfgeschöß. Die Verfertigung desselben stand den Vognern zu, die drei Sorten solcher Schußwaffen lieferten: das Stahlgeschöß, die Armbrust und den Balaster oder Schepper. Von einer näheren Beschreibung dieser Waffengattung müssen wir hier absehen, da es Zweck dieser Zeilen ist, eine Schilderung des untergegangenen Handwerks der Waffenschmiede zu geben.

Der rege Eifer, das hohe, oft bis auf die Spitze getriebene Ehrgefühl und die vollendete Geschicklichkeit — Eigenschaften, welche das deutsche Handwerk zur Zeit seines mittelalterlichen Floris so sehr auszeichneten, ließen auch das Gewerbe der Waffenschmiede mit seinen verschiedenen Unterabteilungen glanzvoll und mächtig dastehen. Besonders waren es drei Städte, das erfinderische Nürnberg, das gediegene Augsburg und das historisch- und legendenreiche Worms, die in der Kunst

der Waffenfabrikation voranleuchteten. Die Arbeiten eines Wilhelm von Worms, eines Siebenbürger, eines Grünwald und eines Konrad Lochner († 1567), alle Plattner zu Nürnberg, erfreuten sich eines Weltrufes. In Augsburg lebte als Meister in seiner Kunst ums Jahr 1380 ein Plattner namens Honas, dem man eine jährliche Dotation von 2 Pfd. Denare (Pfenninge) aussetzte, „daß er bestbas hie blieb“. Nicht minder berühmte Namen errangen sich der Helmschmied Desiderius Kolmann, der Harnischmacher Seußenhofer, der Haubenschmied Hans Pfeil u. a. m.

Das 15. und 16. Jahrhundert sah das Gewerbe der Waffenschmiede auf dem Gipfel seiner Entwicklung, von da ab ging es seinem Verfall entgegen.

Der um die Mitte des 14. Jahrhunderts eingeführte Gebrauch des Schießpulvers brachte in der Kriegsführung und Bewaffnungsart, wenn auch nicht plötzlich, so doch Schritt für Schritt, eine vollständige Umwälzung zuwege. Seit der Erfindung des Mönchs Bartold Schwarz, siechte das Rittertum an einer unheilbaren Krankheit, und mit seinem Dahinschwinden verloren auch die Waffenschmiede ihre feste Stütze. Zunächst verschwanden vom Markte der Industrie die Vagner; ihr Handwerk ging ein, um einem neuen, schnell aufblühenden Gewerbe, dem der Büchsenmacher und Rohrschmiede, Platz zu machen. Darauf folgten die Sarweiter, die Panzerweber, welche schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aufhörten, eine eigene Kunst zu bilden. Jähre Lebenskraft bewahrten sich die Plattner, sowie die Helm- und Haubenschmiede; aber auch ihr Beruf mußte ins Grab sinken, als jener gewaltige Religionskrieg, der den Namen des dreißigjährigen führt, die Brustharnische der Landsknechte samt den eisernen Helmen und Hauben auf den Aussterbeetat setzte. Nur die Messer- und Klingenschmiede bestehen noch heute, wenn auch unter gänzlich veränderten, durch die Fabrikationsweise und die Anforderungen der Jetztzeit bedingten Verhältnissen fort.

Siegang.

Novellette von Herbert Stahr.

Es geht schlecht mit der alten Frau, da drinnen, hinter den altmodischen Bettvorhängen. Das Fieber zehrt an ihrem siechen Körper und die magern Glieder schlottern im Fieberfrost. Der alte Landarzt hat ein Pulver verschrieben, das hilft, unbedingt hilft — aber es muß geholt werden und am Ort ist keine Apotheke. Aus der Stadt muß es geholt werden und die liegt reichlich acht Kilometer vom Dorf entfernt. Ueber den Strom muß man auch noch, der dicht am Orte vorbeiführt, breit und groß. Im Sommer führt ein Fähre darüber, aber im Winter muß man über das Eis. Das ist gut, mitten im Winter, aber nun, Ende Februar, ist es nicht unbedingt. Es herrscht jetzt Südwind und oft hat man schon das verdächtige Knallen gehört, das da klingt, wie die Detonation eines gewaltigen Geschützes — die Eisdecke reißt. Und droben im Gebirg, erzählt man sich, da hat es schon gewaltig getaut, und die Schollen gleiten dort, den reißenden Strom hinab, die Eisdecke zertrümmern, wo sie noch unverlezt ist, und man spricht davon, daß die Schollen auch bald hier ankommen werden.

Aber was macht das dem Friedel? Der hat gewaltige, geschmeidige Glieder und ist 18 Jahre alt. Für seine gute, alte Großmutter aber würde er alles tun. So machte er sich denn gegen 2 Uhr auf den Weg und die Dämmerung sinkt eben herab, als er ans jenseitige Ufer des Stromes kommt.

Aber was muß er sehen? Die Eisdecke — wo ist sie? Zertrümmert, zerjammert — und wo sie sich glatt ausdehnte, da schwimmen Schollen, gewaltige Eisblöcke, teilweise mit rasender Geschwindigkeit stromab treibend.

Was nun? Großmutter muß die Medizin haben, denn gegen sieben Uhr Abends wird

das Fieber stärker. Den Fährmann bittet der Friedel ganz vergebens, ihm hinüber zu setzen.

„Und wenn Du mir tausend Taler gibst — ich kanns und tus nicht.“

„Aber die Großmutter braucht die Medizin! Die beiden Brücken sind jede zwei Stunden von hier entfernt. Das sind doch zusammen vier Stunden — es ist zehn vorbei, ehe ich das schaffe — und dann kann's schon zu spät sein.“

„Ei was, so schnell geht das noch nicht — geh Du getroßt die vier Stunden um — besser die alte Frau, als Du!“

Jornig, ein Schimpfwort ausstößend, wendete er sich und läuft dem Strome zu. Drüben steht die Mutter, die, von Angst getrieben, eine Nachbarin ans Bett der Kranken geschickt hat und zum Strome heruntergelaufen ist. Sie schreit etwas hinüber und winkt dabei unablässig. Allein ihrer Stimme laut bringt nicht zu ihm herüber und was sie winkt, versteht er nicht. Er winkt also wieder, schwinnt das Papier, in das die Pulverschachtel eingewickelt ist, in der Rechten und springt auf eine dem Ufer zunächst treibende Scholle.

„Vieher ich, als die alte Frau!“ ruft er.

So springt er mit stamenswerter Geschicklichkeit von Scholle zu Scholle, immer ein Stück stromabwärts gleitend. Er erreicht die Mitte — und bald ist er nur noch 6 Meter vom Heimatufer entfernt. Da schreit die Mutter entsetzt auf, die am Ufer hinabgelaufen ist, immer mit dem Sohne gleichen Schritt haltend.

Friedel sieht sich um — ja — nun ist's gefehlt. Dicht hinter ihm kreist und brodelzt das Wasser, irgendwo ist eine Scholle hängen geblieben, andere haben sich über sie geschoben, von der Gewalt des Stromes sind sie wieder losgerissen worden und nun jagt ein 10 Fuß hoher Berg mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf den Jüngling zu.

Mit der Gedankenschnelligkeit, wie sie die höchste Gefahr eingiebt, mißt er die Entfernung ab — höchstens 10 Meter von ihm — in der nächsten Sekunde wird der Berg bei ihm sein, er wird die Scholle zertrümmern, auf der er steht und auf die er springen will — oder er muß mindestens drei Meter weit springen — er muß auch das versuchen.

„Mutter — gieß Acht!“ Die Schachtel fliegt in hohem Bogen ans Ufer, er tut einen gewaltigen Sprung über zwei Schollen hin, um die dritte zu erreichen — aber er springt zu kurz, die Scholle kippt — das Wasser schlägt über ihm zusammen und nun saust auch der Eisberg heran — dicht an der Scholle vorbei, wo er versunken. Die Mutter ist ohnmächtig zusammen gebrochen. Nachbaren bringen sie zur Besinnung, man beruhigt sie so weit, daß sie wenigstens der alten Frau das Pulver geben kann, ohne daß diese was merkt.

Aber die ganze Nacht schreit sie in wildem Schmerz und die Nachbarin muß bei Großmutter wachen.

Als der Lenz kommt, ist die alte Frau genesen und nun kann man ihr die Wahrheit nicht mehr verheimlichen.

Sie sinkt in sich zusammen.

„Friedel, mein Friedel,“ murmelt sie immer aufs neue, „warum Du und nicht ich?“ Friedels Leiche hat man nie gefunden.

Deuli.

Novellette von Friedrich Sieß.

Deuli war naß — aber noch immer die Schnepfe nicht da!

Darüber herrschte die tiefste Verstimmung im Forsthohe Kronenberg, von dem Herrn Oberförster herab bis zum jüngsten Vertreter des Hundegeslechtes im Zwinger, der den Schwanz nutzlos hängen ließ, wie der Oberförster den Kopf.

Nun, die Verstimmung war zu begreifen. Sieben Jahre hindurch hatte Oberförster Kummerfeld immer die ersten Schnepfen an



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag in der Fasten (Passions-Sonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 8, 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden; Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht; es ist Einer, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn Jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehret, von dem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde: Er sah ihn, und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehedem Abraham ward bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

IV.

Für uns Christen, lieber Leser, ist es geradezu unerträglich, wie diese gottlosen Juden in Jerusalem heute wieder mit dem Herrn umgehen. Mit weiser Absicht aber ist dieser Abschnitt des Evangeliums für den Passionssonntag ausgewählt; denn wir steigen von heute an hinab in die Tiefen des Leidens und Todes des Herrn. Die Wolken ziehen sich von Tag zu Tag enger zusammen über dem Haupte unseres Erlösers; der Haß der Juden wächst immerfort, bis er zuletzt im Gottesmorde seine grauenvolle Sättigung findet. Das lehren die Evangelien-Abschnitte der Passionswoche und namentlich die ergreifenden Funktionen der Karwoche.

Indeß wir lehren heute im Geiste wieder in den Abendmahlssaal zurück, wo wir lesthin Zeugen waren von der Einsetzung des h. h. Altarsakramentes. Mit den Worten: „Tuet dieses zu Meinem Gedächtnisse!“ — gab der Herr den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priesteramte die Vollmacht und den Auftrag, als Seine Stellvertreter gleichfalls Brot und Wein in Seinen Leib und in Sein Blut zu verwandeln — also dasselbe unblutige Opfer darzubringen und dann Seinen Opferleib und Sein Opferblut selbst zu genießen und den Gläubigen zum Genuße darzureichen. „Wer behauptet,“ lehrt daher der Kirchenrat von Trient, „durch die Worte: „Tuet dieses zu Meinem Gedächtnisse“ habe Christus die Apostel nicht

zu Priestern verordnet und nicht bestimmt daß sie und andere Priester Seinen Leib darbringen sollen, der sei von der Kirche ausgeschlossen.“

Durch diese Einsetzung des Priestertums des Neuen Bundes geht — außer der in der letzten Betrachtung erwähnten Weissagung des Psal misten (Ps. 109, 4) — auch die großartige Prophezeiung des Malachias in Erfüllung, die also lautet: „Ich habe kein Wohlgefallen an euch (Juden), spricht der Herr der Heerschaaren, und nehme kein Opfer mehr an aus euren Händen; denn vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange wird Mein Name groß sein unter den Völkern, und an allen Orten wird Meinem Namen geopfert und ein reines Speisopfer dargebracht werden“ (Zach. 1, 10 f.).

Wie aber der Herr beim heiligen Abendmahl in Jerusalem Sich des ungesäuerten Brotes bediente, so auch die Kirche. Ungesäuertes Brot wurde von den Juden für die sieben Tage des Osterfestes in Form dünner, runder Kuchen aus reinem Weizenmehl und Wasser gebacken und bei Tische gebrochen und an die Teilnehmer der Mahlzeit ausgeteilt. Wie also der Herr Selber bei der Darbringung des ersten hl. Messopfers getan, so gebraucht auch die Kirche stets beim hl. Opfer ungesäuertes Brot in Form runder Hostien aus Weizenmehl und reinem, mit etwas Wasser gemischten Wein. Der Herr hat diese beiden Gestalten offenbar deshalb gewählt, weil das Brot, aus vielen Körnern bereitet, und der Wein, aus zahlreichen

Kirchenkalender.

- Sonntag, 29. März. Fünfter Sonntag in den Fasten. Passionssonntag. Eustasius, Abt † 628. Evangelium Johannes 8, 46-59. Epistel: Hebräer 9, 11-15. Anfang der österlichen Zeit.
- St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht.
- St. Martinus: Morgens 6 Uhr gemeinschaftliche Oster-Kommunion für die marianische Jungfrauen-Kongregation, um 7/8 Uhr für die Schule an der Martinstr., um 9 Uhr für die Schule an der Neuhofstr. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jungfrauen-Kongregation.
- St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die max. Dienstmädchen-Kongregation.
- Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 11 Uhr Beginn der Exercitien für den Marienverein.
- Montag, 30. März. Quirinus, Martyrer † 102.
- Dienstag, 31. März. Balbina, Jungfrau † 130.
- Mittwoch, 1. April. Hugo, Bischof † 1132.
- Donnerstag, 2. April. Franz von Paula, Ordensstifter † 1508.
- Freitag, 3. April. Richard, Bischof † 1253.
- St. Andreas: Abends 8 1/4 Uhr Predigt, vorher Sühne-Andacht.
- Karmeliten-Klosterkirche: Fest der schmerzhaften Mutter Gottes. Titularfest der marianischen Jungfrauen-Kongregation. Morgens 7/8 Uhr Andacht, 8 Uhr hl. Messe und 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Festandacht.
- St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr gem. hl. Kommunion des Marienvereins.
- Samstag, 4. April. Isidor, Bischof † 536.

Beeren geflossen, die edelsten Gaben der Natur sind, dazu fast überall leicht zu beschaffen, aufzubewahren und zu genießen sind.

Warum aber (fragen wir) hat der Herr das allerheiligste Altarsakrament unmittelbar vor Seinem Leiden, — warum nicht erst vor Seiner Himmelfahrt eingesetzt? Die Gottesgelehrten geben hierfür mehrere Gründe an, von denen wir wenigstens einige erwähnen wollen: 1) Das allerheiligste Altarsakrament ist anzusehen als das Testament der unendlichen Liebe unseres Erlösers — es entspricht deshalb der Natur der Sache, daß dieses „Testament“ vor dem Opfertode des Testators den Jüngern übergeben wurde.

2) Unser Herr und Heiland hat Sein Fleisch und Blut zur Speise dahingegeben, da Er noch in diesem Fleisch und Blut lebte, noch nicht gestorben war. Darin liegt eine unwiderlegliche Bekräftigung unseres Glaubens: daß der Herr im allerheiligsten Sakramente uns Seinen Lebendigen Leib mit Fleisch und Blut, mit Seele und Gottheit hinterlassen habe.

3) Wenn man das blutige Kreuzesopfer für sich allein, in seinem äußeren Vollzuge, betrachtet, so erscheint Christus darin nach außen mehr leidend, als handelnd; namentlich tritt Sein Handeln weniger als Ausübung Seines Hohepriestertums hervor. Um so deutlicher aber zeigt sich dieses Sein Handeln als ein hohepriesterliches, wenn man das Kreuzesopfer in Verbindung bringt mit der hohepriesterlichen Funktion bei der Einsetzung des h. h. Altarsakramentes am Vorabend Seines Leidens. Dort im Saale zu Jerusalem betätigt Er förmlich und ausdrücklich die göttliche Macht, kraft deren Er das Kreuzesopfer als Mittler und Hohepriester des Neuen Bundes darbringen wollte. In der eucharistischen Feier des hl. Abendmahles zeigte unser göttlicher Erlöser, daß Er auch im Kreuzesopfer als Priester nach der Ordnung Melchisedech's handle, daß Er das Kreuzesopfer zum hohepriesterlichen Opfer im vollen und wahren Sinne des Wortes machen konnte und wollte. Was auf Golgatha am folgenden Tage in blutiger Weise vor sich ging, das hatte sich in unblutiger Weise am Vorabend schon vollzogen: Das geheimnisvolle Opfer Christi in der Trennung der beiden Gestalten von Brot und Wein. Abendmahlsaal und Golgatha vereinigt zeigen uns die Sonne der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in ihrem hellsten Glanze.

4) Endlich das allerheiligste Sakrament wird in der hl. Kommunion für uns ein Unterpfand der Auferstehung und das Samenkorn des ewigen Lebens: als solches müssen wir es empfangen vor unserm Tode. Da wir nun lebendige Glieder Christi sind und Er unser Haupt ist, so wollte auch Er — damit Seine Glieder in allem dem Haupte gleichen — das h. h. Sakrament, als Unterpfand der Auferstehung und Verklärung, vor Seinem Tode mit den Jüngern empfangen.

Darum war es höchst angemessen, daß das hl. Opfer und Sakrament vor dem Kreuzestode des Herrn und nicht erst nachher eingesetzt wurde. Darum beten wir auch bei der hl. Kommunion: „O heiliges Gastmahl, in welchem Christus genossen, das Andenken Seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnade erfüllt und ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird!“

Ueber Titel und Würden.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Leo Eggen.

Der Deutsche ist titelsüchtig — kann man häufig in der Gesellschaft hören und besonders oft von Leuten, die sich nach einem Titel sehnen und das Fehlen eines solchen als einen großen Mangel empfinden. Zweifellos ist der Ursprung der Titulaturen in der Eitelkeit der Menschen zu suchen, die ja so alt ist wie die

Menschheit selbst: kein Wunder also, wenn die Titelsucht schon im Altertum ihre Blüten trieb. Männer und Frauen sind dieser Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens in gleicher Weise unterworfen; jeder möchte sich vor dem lieben Nächsten durch irgend etwas auszeichnen, und kann die Auszeichnung durch Würden nur wenigen beschieden sein, so ist die durch Orden oder Titel um so begehrt. Die Titel des Altertums waren zunächst nur für die Greise bestimmt. Achtung vor dem Alter ist ein Gebot, das man bei allen nur halbwegs zivilisierten Völkern wiederfindet. Die Greise schienen den Jüngeren durch ihre Erfahrung höher zu stehen als der übrige Teil des Volkes; man räumte ihnen Ehrensitze ein und sand bald eine Bezeichnung für sie als Gesamtheit, welche von der dem Alter gezollten Achtung Beweis ablegt. So benannte man in Sparta die Greise mit dem Titel Geronten, in Rom hießen sie Senatoren, in der ersten christlichen Kirche Presbyter, bei den Deutschen Grafen, welches Wort ursprünglich „die Grauen“, also die Alten bedeutet. Mit der zunehmenden Macht der Könige und Fürsten war es erklärlich, daß auch für sie besondere Titulaturen erfunden wurden. Der Titel Cäsar Augustus, mit dem Octavian bezeichnet wurde, ist uns noch heute so geläufig, daß er uns gar nicht auffällig erscheint. Bei den Deutschen kannte man schon in alter Zeit neben den Grafen Herzöge und später Könige und Kaiser. Also auch die Fürsten unter einander suchten sich je nach der Größe ihres Besitzes oder ihrer Macht zu unterscheiden, kein Wunder, wenn die Untertanen diesem Beispiel folgten. So nannten sich schon die alten Perserkönige „Großkönige“; in Byzanz begnügte man sich damit bald nicht mehr und schon früh treten dort in den Staatsurkunden Wendungen wie „Vater unserer Gottheit“, „Licht der Ewigkeit“ usw. auf.

Die sonderbarsten Titel findet man noch heute im Orient, wo ja die Titulaturen stets in üppiger Blüte standen. Der Kaiser von China heißt „Sohn des Himmels“, die Beherrscher von Peru nannten sich dagegen „Söhne der Sonne“, der König von Birma wird noch heute stolz „König der weißen Elefanten“ oder auch „König der vierundzwanzig Sonnenschirme“ genannt, trotzdem der letzte Titel keineswegs auf ein besonderes königliches Besitztum hinweist. Wenn sich europäische Fürsten unserer Zeit nach ihren Besitzungen nennen und sich so eine lange Reihe von Titeln beilegen, so erscheint das eigentlich verständlich; von ganz anderer Beschaffenheit ist dagegen der Titel des Sultans der Türkei, der sich selbst folgendermaßen bezeichnet: „Ich, Diener der edelsten Staaten und Sitze, der glücklichsten Länder und Städte, welche der Hochaltar der Welt und des ganzen Menschengeschlechts sind, des hochverehrten Mekka und des erlauchten Medina, des heiligen Jerusalem: der Herrscher der drei großen Hauptstädte, welche alle Herrscher der Welt mit Mißgunst betrachten, von Stambul, Erdem und Bruja, Herr von Syrien und Aegypten, von ganz Arabien, Afrika, Mauretanien, Abyssinien, von ganz Griechenland samt allen Inseln und Gestaden, ich der gerechte und siegreiche Herr zahlreicher Inseln und Städte, dessen Herrschaftsdiplo mit dem erhabenen Manneszuge des Herrschers zweier Welten bezeichnet und vergiert und dessen Kalifenpatent mit dem herrlichen Titel des Herrn zweier Meere versehen ist.“ Man sieht, daß es den Osmanen nicht an Selbstbewußtsein fehlt. Vielleicht erfreut sich das Ohr des Großherrn der „entschwundenen Pracht“. Manche der orientalischen Titel zeugen von einer furchtbaren Phantastie neben kindlicher Naivität. So z. B. wenn ein Dudenfürst des Ostens seinem langen Titel stets ein mehrmaliges „Heilig“ vorhergehen läßt und als Wappen in die Landesfahne einen Affen setzt, der unabhängig für sein Gebahren charakteristisch ist. Andere überschwengliche Titel orientalischer Despoten sind folgende: „Herr des unbefiegten Hahnes, Herr alles Goldes, Herr des Dolches, welcher

murret, wenn er in der Scheide bleibt, König der Könige, Herr des süßen Wassers, der Wolken und des Windes, Herr des Büffels, dessen Hörner zehn Fuß auseinander stehen.“

Während sich der Frankenkönig Chlodwig stolz den „allerchristlichsten König“ nennen ließ, obgleich er diesem Titel ebenso wenig Ehre machte, als die meisten seiner Nachfolger, die ihn führten, bezeichnete sich Karl der Große einfach als den „Kaiser“.

Im Laufe der Zeit wurde der deutsche Kaiser „weltliches Haupt der Gläubigen“ und „Mehrer des Reiches“. Allerdings gingen den Mehrern zuweilen recht wertvolle Teile des Reiches verloren, aber der Titel wurde wenigstens gerettet. Natürlich wollten auch andere Fürsten an dem Ruhme Anteil haben, sehr christliche Herren zu sein; deshalb heißt der spanische König „die katholische Majestät“, der König von Portugal aber etwas stolzer „der allgetreue und allgläubigste“, der Polenkönig „der rechtläubige“, der König der Ungarn „der apostolische“, weil der König Stephan auch der Apostel seines Landes gewesen war.

Von den Fürsten abwärts bis zum Referendar einerseits und dem Geheimen Kanceliener andererseits abwärts gibt es nun eine Menge Titel, die allgemein bekannt sind, und von denen nur der dehnbare „Rat“ hervorgehoben zu werden verdient, weil er in ungemein vielen Abstufungen vorkommt.

Auch in Bezug auf die Anrede gab es ehemals besondere Titel auch in bürgerlichen Stellungen. So nannte man die Bürgermeister früher oft Ew. Weisheit und die Polizeichefs Ew. Bestrengen, Bezeichnungen, die darum so treffend sind als sie zweifellos stets charakteristische Eigenschaften der betreffenden Amtsinhaber angaben, aber das war früher; heute sind die Titel verschwunden.

Aber nicht die Beamten allein waren stets sehr für ihre Titel eingenommen; auch der Kaufmannsstand hat sie von jeher begehrt. Man denke doch nur an den so vielen Millionären so sehnlich erwünschten Kommerzienrat oder Hoflieferanten. Der gefuchteste Titel ist wohl früher der in geringerem Maße noch heute vorkommende „Hofrat“ gewesen. Aber auch ohne amtliches Dekret finden sich im gewerblichen und kaufmännischen Leben heute eine Menge Titel, die davon Zeugnis ablegen, daß man sie auch hier hochachtet und um jeden Preis zu erwerben trachtet.

Die Männer der Wissenschaft sind keineswegs von dem eiteln Treiben der Welt freigeblieben; sie streben sogar vornehmlich nach hohen Titeln. Der begehrteste war der Dokortitel, wohl aus dem Grunde, weil die Doktoren früher einmal vor dem niederen Landadel rangierten. Die Universitätsrektoren führen noch heute den Titel Magnificenz. Neben ihnen prangten die Professoren und Magister, deren Titel so gesucht waren, daß man mit ihnen an manchen Orten schwinghaften Handel trieb, der allerdings in neuerer Zeit überall beseitigt ist.

Natürlich durften bei dem edlen Wettstreit um Titel und Rang auch die Damen nicht fehlen. Adelige Damen bekamen früher das Prädikat „Gnädige Frau“ oder „Gnädigste Fräulein“. Die bürgerlichen jungen Damen hießen „Demofelle“ oder Jungfer. Daß auf den Briefen die Unterschiede der Herkunft und des Standes gebührend ausgedrückt wurden, ist selbstverständlich, und noch vor gar nicht so langer Zeit unterschied man Edel-, Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeborene Geschöpfe. Heute ist man im Gebrauche dieser Bezeichnungen sparsamer und weniger vorsichtig als früher, unvorsichtiger in so fern, als man beim Gebrauche dieser Titel den Angeredeten oft brevi manu in eine höhere Rangstufe befördert. Es soll selbst heute noch Leute geben, die eine solche Beförderung sehr wohlwollend aufnehmen.

Wie peinlich selbst die Fürsten früherer Zeit auf die Aufrechterhaltung der Titel und der Etikette achteten, ist aus der Geschichte der Erhebung Preußens zum Königreiche be-



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

(Palmsonntag).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 21, 1—9. „In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte, und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden, und ein Füllen bei ihr: machet sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt sanftmützig zu dir und sitzt auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lastthieres. Die Jünger gingen nun hin und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Schaaren, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn.“

**Bilder aus der Passion unseres Herrn.
 V.**

Die Liturgie des Palmsonntags ist gewissermaßen die „Overtüre“ zu dem großen, heiligen „Drama“, das in der Karwoche, und namentlich in den letzten drei Tagen derselben von der Kirche gefeiert wird: das große „Drama auf Golgatha“. Der Gottesdienst beginnt heute mit einer Jubelprozession; Palmen werden getragen, Preislieder ertönen — denn die Prozession stellt den triumphierenden Einzug des Erlösers in die Hauptstadt Jerusalem dar. Aber, lieber Leser, dieser Triumphzug ist ein Gang zum Opfertode, zur Krönung des Königs der Schmerzen. Deshalb hat diese Jubelprozession einen tief-ernsten Einschlag: Sie wird gehalten in violetter Farbe mit verhülltem Kreuz, ohne die Freudenklänge der Orgel, — diese „Jubelprozession“ führt unmittelbar an den Thron des Leidens; denn sobald sie beendet ist, beginnt das tief-ernste Hochamt, in welchem die Leidensgeschichte des Herrn in jener ergreifenden dramatischen Weise von dem fungierenden Priester und den Diakonen gesungen wird. Dieser Leidensbericht enthält alle die Geheimnisse, die sich im Laufe der Woche und namentlich in den letzten drei Tagen in einer so erschütternden Anschaulichkeit vollziehen werden.

Es folgt der Gründonnerstag — jener große Tag der Passionszeit, an dem wir die Einsetzung des h. h. Sakramentes in frommer Sammlung feiern. Als der Herr im Begriffe war, Seinen heiligsten Leib und Sein Blut auf Golgatha als ein Sühnopfer für uns darzubringen, da bewog Ihn Seine unendliche Liebe zur Stiftung jenes geheimnisreichen „Testamentes“: Kraft Seiner gött-

lichen Macht ordnete Er an, daß derselbe h. Leib und dasselbe h. Blut, die Er am Kreuze opfern wollte, für immer in Seiner Kirche unter den Gestalten von Brot und Wein verbleiben sollten — als das reine und anbetungswürdige Opfer des Neuen Bundes — als das erhabene Sakrament, in dem Er uns Seinen h. Leib und Sein h. Blut zur Nahrung unserer Seele und als ein Unterpand ewiger Seligkeit geben würde.

So geheimnisvoll diese göttliche Gabe ist, der Herr gibt, im Grunde genommen, uns Menschen doch nur, was wir Menschen einander selbst tun. Sieh dort die junge Mutter mit dem Säugling auf dem Arme! Nährt sie nicht buchstäblich ihren Liebling mit ihrem Fleisch und Blut unter der Gestalt der Muttermilch? Warum sollte denn der allmächtige Gott nicht eine, unserer Natur angepasste Art und Weise finden, uns Sein eigenes Sein als Seelenspeise mitzuteilen? Tagtäglich nehmen wir irdische Speise in uns auf, die den hilfälligen Teil unseres Wesens erhält, unser irdisches Dasein für eine gewisse Zeit fristet und die Ankunft des Todes hinauschiebt, — warum sollte es da nicht eine übernatürliche Speise geben, ein himmlisches Brot, das den unsterblichen Teil unseres Wesens ernährt, uns den Tod überwinden hilft? Hungert unsere Seele — wenn es auch von Vielen nicht erkannt wird — nicht beständig nach Gott? Warum sollte Er da nicht ihre Speise sein, der doch den Thron der Herrlichkeit verließ und unsere armjelige menschliche Natur annahm, um uns zu retten, um uns selig zu machen? Da ferner Gott weder sichtbar noch fühlbar ist, warum sollte Er Sich uns nicht unter einer Gestalt (als Speise) darbiehen, die für uns nichts Anderes

Kirchenkalender.

Sonntag, 5. April, Palmsonntag. Vincentius, Ferrerius, Dominikaner † 1419. Evangelium Matthäus 21, 1—9. Epistel: Philipper 2, 5—11.
 ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Anfang der Exercitien für Männer und Jünglinge.
 ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: 9^{1/4} Uhr Palmweihe. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation. 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben, Nachmittags 4 Uhr Predigt und nach derselben Römerfahrt durch die Stadt. ● St. Maximilian: Das feierliche Hochamt beginnt mit der Palmweihe um 9 Uhr. Nachmittags 4 Uhr Andacht zum bitteren Leiden, 6 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● St. Martinus: hl. Messen um: 6, 7 und 8 Uhr. Um 9 Uhr Palmenweihe mit Prozession und Hochamt, 11^{1/2} Uhr letzte hl. Messe. Um 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schulen an der Kronprinzen- und Kachenerstraße und um 8 Uhr für die marianische Jünglings-Kongregation, Nachmittags 7^{1/4} Uhr Andacht und Ansprache für dieselben. Abends 6 Uhr Predigt, nach derselben Erteilung des Päpstlichen Segens.
 ● Franziskaner-Klosterkirche: Von Palmsonntag ab beginnt Sonntags die hl. Messe für die Schüler des Realgymnasiums um 7^{1/2} Uhr, vor 8 Uhr, das Hochamt um 9 Uhr. Am Palmsonntage ist in der hl. Messe um 6 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder des III. Ordens, Nachmittags 7^{1/3} Uhr Versammlung mit Predigt und Aufnahme neuer Mitglieder.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

St. Ostersfest.

Evangelium nach dem heiligen Markus 16, 1-7. „In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria, Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesus) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Thüre des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinblickten, sahen sie, daß der Stein weggehoben war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angethan mit einem weißen Kleide, und sie erschraken. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr suchet Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten: er ist auferstanden und ist nicht hier, sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Alleluja!

Alleluja! Singt in Chören
 Freudenhymnen, Osterlieder!
 Erd' und Himmel soll es hören,
 Erd' und Himmel hall' es wieder:
 Alleluja, Alleluja!

An keinem anderen Feste des Kirchenjahres, lieber Leser, erkönt der Jubelruf Alleluja so macht- und schwungvoll, wie am Ostersfeste, das als die Krone aller übrigen Feste anzusehen ist. Welch' eine Wanderung über den Erdbreis hat dieser Jubelruf gemacht! Das Wort stammt aus einer fremden, fernen Sprache — der Sprache der alten Hebräer — und doch ist es nirgendwo fremd, sondern es ist heimisch geworden allüberall: in den Kirchen wie in den Häusern aller christlichen Völker auf dem ganzen Erdenrunde. Ja, wir können sagen, es sei bis zum Himmel gestiegen; denn vom Himmel her hat der hl. Johannes in seiner „Geheimen Offenbarung“ das Alleluja gehört. Und nicht nur unsere christlichen Herzen bringt es in freudige Wallung, sondern es entzückt schon zum voraus in alttestamentlicher Vorzeit einen vielgeprüften, heiligen Seher Gottes, der es nur wie aus weiter, weiter Ferne vernahm. Dieser Seher der Vorzeit, lieber Leser, ist der greise Tobias.

Lange hatte dieser heilige, gottesfürchtige Israelit in der assyrischen Gefangenschaft, fern der Heimat, blind und elend, geduldet und ausgeharrt: da schenkte ihm der Herr nicht allein das ersehnte Licht des Leiblichen Auges wieder, sondern Er öffnete ihm viel wunderbarer das Auge der Seele, so daß er in der dunkeln, fernen Zukunft hell und klar ein neues Jerusalem, eine geistige Stadt Gottes — die heilige Kirche Jesu — schaute und deutlich erkannte, wie sie ihre großen Feste beging. Und während er die Pracht

dieser Feste staunend erwog, drang auch das Alleluja aus der Ferne deutlich an sein inneres Ohr. Und wie er die geschante Pracht schildert, so sagt er auch von dem vernommenen Gesange: „Auf ihren Straßen wird Alleluja gesungen!“ (Tob. 13.) Das Fest aber — sagt ein Schriftklärer — welches hellprangend vor der entzückten Seele des alttestamentlichen Sehers vorüberflog, muß wohl ein Ostersfest gewesen sein.

Mit den heiligen Frauen, die am Freitag so mutig unter dem Kreuze ausgeharrt hatten, betreten wir, lieber Leser, im Geiste den Garten, in dem das Grab Jesu sich befindet:

Die Frauen gehn zum Grabe
 Mit stillem, raschem Schritt,
 Sie tragen süße Gabe,
 O Heil'ge, nimm mich mit!
 Ihr bringt Ihm duftige Gabe,
 Soll Trauer und voll Schmerz,
 Und weil ich sonst nichts habe,
 So bring ich Ihm mein Herz.

(Louise Hensel.)

Die Grabesgruft des Herrn, in jenem blühenden Garten der einzige, traurige Ort, vom Schauer des Todes umweht: wird selbst zum schönsten, wunderbarsten Garten der Welt, in dem ein ewiger Frühling aufgeht! Dem Tode selbst entspringt unverwelkliches Leben. Die frischen Wunden, so tief in den allerheiligsten Leib gegraben, werden zu schmerzlosen, ja sonnenlichen Siegeszeichen. Die zahllosen Stiche am „Haupt voll Blut und Wunden“ werden zum Diadem der Glorie. Auf die tiefste Trauer folgt höchste Freude. Kurz, die Geschichte der Auferstehung Jesu ist ein Buch der wunderbarsten Wandlungen.

Ein großer, schwerer Stein hatte den Eingang zu der Totengruft geschlossen; er machte den ellends daherschreitenden frommen Frauen große Sorge, da sie von der Verfestigung und

Kirchenkalender.

Sonntag, 12. April. Hl. Ostersfest. Julius I., Papst, † 352. Evangelium Markus 16, 1-7. Epistel 1. Korinther 5, 7-8. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation, Nachmittags 1/2 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierliche Komplet. St. Maximilian: In hiesiger Kirche wird an den drei Osertagen das 40stündige Gebet gehalten; dasselbe beginnt an den drei Tagen mit der ersten hl. Messe um 6 Uhr, 1/10 Uhr feierliches Hochamt, 11 Uhr letzte hl. Messe, von 12 Uhr ab beginnen die Vestunden und zwar von 12-1 für die Jünglingskongregation, 3-4 für die Schulen, von 4-5 für die Jungfrauenkongregation. Am ersten Tage ist die Komplet von 7-8 Uhr, an den beiden folgenden Tagen von 6-7 Uhr. Am Dienstag zum Schluß feierliches Te Deum und Segen. Maria Empfängnis Pfarrkirche: Morgens 1/2 vor 12 Exerziten-Vortrag für Männer und Jünglinge. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Knaben. St. Adolfskirche: 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Osterkommunion für die Männer und Jünglinge der marianischen Kongregation. St. Martinus: 1/6 Uhr Auferstehungsfeier mit Prozession. Um 6 Uhr Beginn des 40stündigen Gebetes, am Ostersonntag und Ostermontag Abends 6 1/2 Uhr Komplet mit Antiphonen und Segen. Karmeliteressen-Klosterkirche: 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Komplet. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Anacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.)

Evangelium nach dem heiligen Johannes 20, 19-31. „In jener Zeit, als an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbath, Abend geworden, und die Thüren (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch!“ „Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen.“ „Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ „Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ „Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht.“ „Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!“ „Dann sagte er zu Thomas: Lege deine Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ „Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ „Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 19. April.** Werner. Erster Sonntag nach Ostern. (Weißer Sonntag.) Evangelium nach dem hl. Johannes XX, 19-31. Epistel: Johannes V, 4-10. St. Martinus: Hl. Messen um 6, um 7, um 8 Uhr und um 11 Uhr, um 9 Uhr feierliche Primiz. Abends 6 Uhr feierlicher Komplet.
- Montag, 20. April.** Viktor. Maria Empfängnis Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen.
- Dienstag, 21. April.** Anselm.
- Mittwoch, 22. April.** Eoter. Maria Empfängnis Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
- Donnerstag, 23. April.** Georg. Clarissen-Klosterkirche: Abends 7, nach 6 Uhr Rosenkranz vor ausgelegtem hochwürdigem Gute; danach Predigt über das allerheiligste Sakrament. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 24. April.** Fidelis, Egbert. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 25. April.** Markus. St. Adolfskirche: Morgens 7 Uhr Markusprozession, danach Hl. Messe.

Nachklänge zum Osterfeste.

I.

Was der Lieblingsjünger des Herrn, der hl. Johannes, uns oben erzählt, ereignete sich zum Teil noch am Abend des Auferstehungstages, zum Teil am achten Tage darauf, und zwar im Abendmahlsstaae zu Jerusalem. Nach dem Berichte der Evangelisten war Jesus im Hause des Auferstehungstages bereits erschienen der Maria Magdalena und den beiden andern frommen Frauen, sodann dem Simon Petrus und den beiden Jüngern, die nach Emmaus wanderten. Allein trotz allen Versicherungen dieser einzelnen Begnadigten blieb die Stimmung im Jüngerkreise eine sehr gedrückte: „Aus Furcht vor den Juden hielten sie die Thüren verschlossen“. Wie der Tod Jesu Christi — sagt der hl. Petrus Chrysologus — gleich einem gewaltigen Sturmwinde die ganze Natur in Aufruhr gebracht hatte, so hatte er noch weit mehr die Gemüter der Jünger verwirrt und erschüttert. Die vielen und großen Wunder, die ihr Herr und Meister vordem gewirkt hatte, vermochten sie nicht in Einklang zu bringen mit der Schmach Seines Leidens und namentlich Seines schrecklichen Todes — vermochten nicht, so viele Beweise Seiner göttlichen Macht zu reimen mit der Ohnmacht Jesu gegenüber den entsetzlichen Mißhandlungen Seiner blutgierigen Schergen. Wie

nun — fährt jener Kirchenlehrer fort — ein Schiff, das vom wilden Sturme auf dem Meere ergriffen und, von widrigen Winden gepelzt, jetzt von den wilden Wellen in die Höhe geschleudert, dann wieder in die Tiefe hinabgestürzt wird: so erhoben sich die Gemüter der Jünger, von ganz entgegengesetzten Empfindungen mächtig bewegt, bald zum Himmel bald wieder auf die Erde zurück — sie konnten für ihr gequältes Gemüt den Hafen der Ruhe, des Friedens, vorerst nicht finden.

An zwei Stellen (Luk. 24. und 1. Kor. 15.) meldet die hl. Schrift, daß der auferstandene Herr dem Simon Petrus zuerst von allen Jüngern erschienen sei; aber wir erfahren nicht das Geringste über den Ort und die näheren Umstände dieser Erscheinung. Was den Zeitpunkt betrifft, so geht aus dem Evangelium vom Ostermontage jedenfalls jовiel hervor, daß Petrus den Herrn noch nicht geschaut hatte, als die nach Emmaus wandernden Jünger die Stadt verließen, daß aber die Erscheinung bereits stattgefunden hatte, als diese beiden Jünger spät Abends wieder zurückkehrten; denn sie wurden mit dem Gruße empfangen: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“ Gerade dieser Ruf aus der Mitte des Jüngerkreises berechtigt uns aber, lieber Leser, einen Schluß zu ziehen auf die Bedeutung der Erscheinung, die dem Simon Petrus zu Teil wurde. Auf diese Erscheinung

wird zum Kauf geboten. In einer der vielen Gassen finden wir auch die Kupferschmiede, neben ihnen bieten die Buchbinder ihre Poranbücher feil. Weiterhin sind die Händler mit ihren Teppichen, mit kunstvollen Stickereien der Haremsdamen. Auch Metallarbeiten liegen in den verschiedensten Formen aus. Holzarbeiten, orientalische Gewänder, Stoffe von Seide und andere teure Gewebe, nubische Waren, Straußfedern, Ketten, Ringe, Schwerter, Dolche und Musikinstrumente sind in reichlichem Maße vorhanden. Der Lärm in diesen Bazaren kann ein europäisches Ohr gerade nicht betäuben. Und welche Ausdrückungen, welche Atmoſphäre! Man möchte ersticken. Und diese Menschen aller Gattungen und Arten! Eseltreiber, Kamelführer, Droschkenkutscher, Händler, Käufer, Juden, Bettler wählen durcheinander. Das schreit, feilscht, schwächt, lacht und singt, daß einem die Ohren gellen. Und doch hat das Leben und Treiben in den Bazaren Kairo für den Fremden einen großen Reiz; und die seltsamen Bilder und Szenen dieser Bazaar bleiben dem ausländischen Beschauer für immer ins Gedächtnis eingedrückt.

Alles in Allem genommen ist Kairo und seine Umgebung eine „Welt für sich“, eine „Märchenstadt“ des heißen Orients und die größte Stadt Afrikas.

Geheim-Schriften.

Kulturgeschichtliche Studie von R. Winterfeld.

Wenige Wochen, nachdem Kaiser Friedrich die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatte, tauchten verschiedene Gerüchte auf von einem in „Geheimſchrift“ gehaltenen Aktensstück von der eigenen Hand des hochseligen Kaisers, das bald nach seinem Tode auf rätselhafter Art verschwunden, dann aber plötzlich wieder ans Tageslicht gekommen sein soll. Ob dies nur eine berechnete Legende der allzeit geschwägigen Frau Kama, oder ob wirklich ein Körnchen Wahrheit an der Sache, soll hier nicht weiter erörtert werden. Aber es gibt verschiedene, recht sinnreich ausgestattete Systeme von geheimen, nur den Eingeweihten erkennbaren Schriftcharakteren, ja sogar eine, wenn auch nicht umfangreiche, jedoch interessante Literatur darüber, und das Interesse für die Sache selbst ist in den weitesten Kreisen vorhanden, so daß ich es wohl wagen darf, den verehrten Lesern dieser Blätter einige Details aus diesem Thema hier mitzuteilen.

Der älteste — gewissermaßen urkundlich nachgewiesene — Geheimſchrift, insofern sie als solche von den damaligen Zeitgenossen angesehen wurde, finden wir in der Bibel, und zwar im Buche Daniel, Kapitel 5, Erwähnung getan. Dasselbst heißt es: „Eben zu derselben Stunde gingen hervor Ringe, als einer Menschenhand, die schrieben auf die Gemächte Wand in dem königlichen Saal, und der König ward gewahrt die Hand, die da schrieb.“ Es war dies bekanntlich Belsazar, der König von Babel, der tausend seiner Gewaltigen und Hauptleuten ein herrliches Mahl bereitet hatte. Als der König trunken war, ließ er die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten heiligen Gefäße bringen, und es wurde daraus getrunken. Hierbei nun erschien jene geheimnisvolle Schrift an der Wand, dem Stuhle des Königs gegenüber, welche lautete: „Mene, mene, tekel, upharſin!“ Niemand konnte die geheimnisvolle Schrift deuten; man rief daher den Propheten Daniel herbei, der dem König seinen und seines Reiches Untergang aus den geheimnisvollen Schriftzeichen prophezeite.

Heutzutage nun werden derartige „Geheimſchriften“ nicht so vor jedermanns Augen entrollt; im Gegenteil: sie werden nach jeder Richtung hin in des Wortes vollster Bedeutung „geheim“ gehalten. Wie schon angedeutet, gibt es unzählige Arten oder Systeme von „Geheimſchrift“; sie alle zu kennen, ist

unmöglich, ja selbst sie alle aufzuzählen, würde doch nur Stückwerk und zugleich zwecklos sein. Dazu kommt noch, daß eine ganze Menge dieser Systeme, namentlich die für den diplomatischen Dienst bestimmten, in steter Fortentwicklung begriffen und auch schon im Interesse der Sicherheit der ihrer sich bedienenden Staaten hetem Wechsel unterworfen sind. Die zur Zeit geltenden Geheimſchriftsysteme der einzelnen Länder sind strenges Staatsgeheimnis, sind nur einem kleinen Kreise dienstlich beteiligter Personen unter dem Siegel des Amtssekrets bekannt und dazu von einer Kompliziertheit, welche sie außerhalb jeder Erörterung und Erklärung stellt. Im Kriege wie im Frieden spielt die Geheimſchrift zwischen dem Staatsleiter und seinen auswärtigen Mitarbeitern, Gesandten, Agenten u. eine bedeutende Rolle.

Schon Julius Cäsar soll die Notwendigkeit einer solchen Geheimſchrift erkannt und im brieflichen Verkehr mit seinen Vertrauten sich eines eigenen Alphabets bedient haben, das er selbst durch Versetzung der Buchstaben erfand, und dessen Bedeutung nur den Personen bekannt war, mit denen er sich darüber verständigt hatte. Einer ganz eigentümlichen Art, sich geheime Mitteilungen zuzustellen, begegnen wir bei den Latetämoniern.

Eine besondere Schriftsprache für den Verkehr hatten dieselben nicht; zum Zwecke geheimer Verständigung im Kriege aber kannte man folgendes Verfahren: man fertigte zwei runde Holzene Stäbe von ganz gleicher Länge und Stärke; den einen verwahrte die Regierung, den anderen nahm der betreffende Feldherr mit ins Feld. Wollte man nun diesem eine geheime Ordre senden, so umwickelte man den Stab dermaßen mit einem langen, schmalen Pergamentstreifen, daß er völlig davon umhüllt war, und schrieb nun der Länge des Stabes nach die Zeilen auf das Pergament; rollte man die Streifen wieder ab, so enthielt er für das Auge des Uneingeweihten nur zusammenhängende Bruchstücke von Silben und Worten. Der rechtmäßige Empfänger aber, der ja auch den Schlüssel dieses Schriftgeheimnisses kannte, umwickelte genau nach Uebereinkunft seinen Stab mit dem Pergamentstreifen, und die abgeriffenen, scheinbar verworrenen Wortteile rückten auf diese Weise in eine bestimmte Ordnung, aus welcher sich dann der Sinn der geheimnisvollen Mitteilung ergab. Da dies aber immerhin in den einzelnen Manipulationen etwas umständlich war, auch die Sicherheit des Inhalts vor unbefugten Blicken nicht immer zweifellos stand, griff man sehr bald auf die Idee Cäsars zurück und erfand eine besondere Geheimſchrift. Anfänglich war dieselbe natürlich sehr kunstlos und bestand durchgehends aus einer bloßen Versetzung der Buchstaben, z. B. so, daß a = s, b = d, e = w bedeutete usw., oder man mischte auch wohl Schriftzeichen einer anderen Sprache darunter, z. B. griechische Buchstaben unter die lateinischen, — oder man ging noch einen Schritt weiter und setzte an die Stelle jedes Buchstabens ein beliebiges anderes Zeichen.

Alle die Vorteile sind so einfach, daß Absender wie Empfänger bei einiger Übung den Schlüssel zu ihrer Geheimſchrift im Gedächtnis haben konnten und einer schriftlich fixierten Erklärung der Zeichen nicht mehr bedurften. Allein ebenso leicht, wie zu handhaben, waren diese chiffrierten Schriftstücke für den gelübten Forscher auch zu entziffern, auch wenn er den Schlüssel dazu nicht kannte, und zwar auf Grund folgender Tatsache: Es läßt sich nämlich ziemlich genau feststellen, wie oft gewisse Buchstaben verhältnismäßig wiederkehren, namentlich Vokale. So gehört beispielsweise im Deutschen, Französischen, Englischen und Holländischen das e, im Spanischen und Italienischen das o zu den am häufigsten vorkommenden Buchstaben der Schriftsprache. Liegt man dazu die Stellung derselben zu Anfang oder zu Ende und ihre Verbindung mit anderen, oft sich wiederholenden Zeichen in Betracht, so ist es für den

Sprachkundigen nicht schwer, Schlüsse zu ziehen, welche allmählich zur Entzifferung der chiffrierten Schrift führen müssen.

Dies stellte sich schon im Altertum heraus, — schon im Altertum wurde im Krieg und Frieden das Spionwesen mit Aufwand und Geschick betrieben; das Auffangen einer Nachricht des Gegners galt namentlich im Kriege für einen größeren Gewinn, als der Sieg der Waffen im offenen Gefecht. So kam man bald auf die Idee, sprachkundige Leute herbeizuziehen und spezial auf die Entzifferung von Geheimſchriften einzulernen, worin es manche allerdings zu einer großen Fertigkeit gebracht haben sollen.

Gehen wir jetzt auf die praktische Veranlagte Jetztzeit über, und zwar an der Hand von Mitteilungen eines hierin als Autorität geltenden Sachverständigen. Da ist zuerst eine Art Geheimſchrift, die sich allerdings zu geheimen Staatsſchriften nicht eignet, aber bei Privatkorrespondenz sehr dienlich sein kann, diese braucht dann nicht einmal versteigelt zu werden. Hierzu bedarf es keiner fremden Zeichen, sondern man schreibt alles in gewöhnlicher Schrift und beliebiger Sprache, jedoch so, daß man — nach vorher getroffener bestimmter Verabredung — falsche Wörter und Buchstaben darunter mischt, wodurch allerdings die seltsamsten Sätze entstehen. Auch teilt man mehrsilbige Worte und macht unter Beifügung falscher Buchstaben aus den Teilen ganz andere Worte, die dann nur den Eingeweihten verständlich sind.

Eine gewisse Verwandtschaft mit diesem System hat eine andere, vielfach auch zu staatlichen Zwecken gebrauchte Methode: die Reih- oder Gitterschrift genannt. Sie besteht darin, daß nur bestimmte Zeilen und Zeilenstücke im Texte Gültigkeit haben, und zwar wird das betreffende Schriftstück durch ein auf das zu beschreibende Papier gelegtes Reih- oder Gitter hergestellt und ebenso vom Empfänger durch Auflegung eines genau eben solchen Reihes oder Gitters gelesen. Diese Methode läßt eine große Menge von Variationen zu und ist daher sehr beliebt. Es werden dazu eigene Gitter oder Reihes von starkem Papier oder Pergament gefertigt, in welche durch Ausschneiden nach bestimmten Regeln größere oder kleinere Löcher gemacht sind. Nun wird solches Gitter auf das Papier gelegt, der Text der Mitteilungen in die Löcher des Gitters geschrieben und die nach Entfernung desselben auf dem Papier leer bleibenden Stellen durch andere, ganz nichts sagende und mit der eigentlichen Mitteilung ohne jeden Zusammenhang stehende Worte ausgefüllt. Der Schlüssel des Ganges ist dann das Reih, von welchem natürlich Schreiber wie Empfänger ganz genau gleiche Exemplare haben müssen; der Empfänger liest die für ihn bestimmte Botschaft, indem er ganz genau sein Reih auf das Schriftstück legt.

Ebenfalls schwer zu entziffern und dabei wenig verständlich ist die Geheimſchrift, die sich auf ein bestimmtes, je in den Händen beider korrespondierenden befindliches Buch stützt, — meist die Bibel, — kurzweg unter dem Namen Buchſchrift oder Buchſchiffre bekannt. Dabei wird alles mit Ziffern geschrieben, und zwar dergestalt, daß immer vier Zahlen neben oder unter einander zu stehen kommen; die erste derselben bezeichnet die Seite des gewählten Buches, die zweite die Zeile dieser Seite, die dritte das Wort derselben, die vierte die gelten sollende Silbe des letzteren, und wenn nötig, kann auch eine fünfte Zahl einen einzelnen Buchstaben daraus bezeichnen. Hauptfache hierbei ist, daß das als Schlüssel dienende Buch für Unbefugte nicht bekannt, bezw. genannt wird.

In neuerer Zeit endlich ist das System der mehrstelligen Zahl vielfach in Anwendung. Es beruht dies auf wechselnde Verschiebung der Buchstaben. Wenn z. B. 46824 die Schlüsselzahl ist, so bedeutet dies: der erste Buchstabe des Wortes wird um 4, der zweite um 6, der dritte um 8, der vierte um 2, der



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht: und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne: und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind: auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören: und es wird Ein Schafstall und ein Hirt werden.“

Nachklänge zum Ostersfest.

II.

„Ich bin der gute Hirt“, sagt der Herr und drückt unter diesem lieblichen Bilde Seine erbarmungsreiche Liebe zu uns aus, bringt uns in Erinnerung all' Seine Wohlthaten, all' Seine Güte und Hingebung. Der gute Hirt ist ja für seine Schäflein Alles: er ist ihr Führer, ihr Begleiter, ihr Ernährer, ihr Arzt, ihr Beschützer; er liebt sie so sehr, daß er den Kampf mit dem grimmigen Wolf nicht scheut und selbst sein Leben für sie hingibt. „Ich gebe Meinen Leben für Meiner Schafe“, sagt der Herr: dieses große Opfer ist es vorzugsweise, woran wir den guten Hirten erkennen, denn „eine größere Liebe hat Niemand, als daß er sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh. 15, 13).

Wir greifen nun, lieber Leser, auf das Evangelium vom verflossenen Sonntag wieder zurück: Die Jünger waren versammelt im Abendmahlsaal am Abend des Auferstehungstages; die beiden Jünger waren von Emmaus eben zurückgekehrt mit der frohen Kunde von dem Auferstandenen, — da stand Jesus Selbst plötzlich mitten unter ihnen, Jesus, ihr Meister, den sie am Kreuze gesehen, den man vor ihren Augen zum Grabe trug! Lebendig und herrlich steht Er vor ihnen, ganz in Seiner wirklichen Gestalt und zugleich ganz von lichter Verkörperung und Majestät umflossen! Und mit welcher Milde klingt das Wort des guten Hirten an ihr Ohr: „Der Friede sei mit euch!“ Lieblicher und zugleich mächtiger als je zuvor klang dieser Gruß heute den geängstigten Jüngern entgegen; sie bedurften so sehr dessen, was der Herr ihnen wünschte und brachte.

Aber, lieber Leser, warum eilen sie nicht dem geliebten Meister entgegen, um Ihn zu huldigen, um Ihn zu begrüßen? Ach, sie vermögen sich nicht zu fassen; der Gegenfay war

allzu groß: Vor zwei Tagen von Wunden bedeckt, an das Marterholz genagelt, tot am Kreuze, tot im Grabe! Und jetzt lebendig, verklärt, voll Majestät — eben derselbe Herr und Meister! Ja gewiß, ruft der gütige Meister ihnen ermutigend zu: „Ich bin es! Fürchtet euch nicht!“ (Luk. 24). So hatte der Meister ehemals ihnen auch zugerufen, als Er bei wogender See zu ihnen kam (Joh. 6.) — so wollte Er auch heute die wogenden Herzen beschwichtigen und beruhigen.

Allein verwirrt und befangen, wie sie waren, verstehen sie nicht, wie denn der geliebte Meister mit einem Male in ihrer Mitte sein könne, da doch die Thüren vorsichtig verschlossen gehalten waren! Sie überlegen, ob es der Herr Selber sein könne, oder ob sie einem Phantasma gegenüberstünden, ob nur eine Sinnesstörung sie gefangen hielt. Wie freudig sie auch kurz zuvor noch ausgerufen hatten: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“ — nun, da der Herr lebhaftig vor ihnen stand, hielt sie eine so große Bestürzung gefangen, daß sie weder unter einander sich aussprachen, noch an den Herrn ein Wort zu richten wagten. Der Meister aber las nicht nur in ihren Blicken und Bewegungen, sondern auch in den Tiefen ihrer Seele die bange Zweifel, von denen sie gequält wurden. Deshalb sprach der gute Hirt sanft zurechtweisend und tröstend zugleich: „Warum seid ihr verwirrt, und warum steigen solche Gedanken in eurem Herzen auf? Sehet Meine Hände und Meine Füße, daß Ich es selbst bin!“ (Luk. 24).

Welche Milde, welche Herablassung! Als Maria Magdalena am Morgen des Auferstehungstages in ihrem Ungeheim die Füße des Meisters umfangen wollte, wehrte Er ebenso sanft als entschieden diejenige ab, die noch vor kurzem bei einem Gastmahle Seine

Kirchenkalender.

Sonntag, 26. April. Zweiter Sonntag nach Ostern. Adalbert, Bischof und Martyrer. Evangelium Johannes 10, 11-16. Epistel: Petri 2, 21-25. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Jünglings-Kongregation. Mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag für dieselben. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
Montag, 27. April. Anastasius, Papst † 401.
Dienstag, 28. April. Vitalis, Martyrer † 62.
Mittwoch, 29. April. Petrus von Mailand, Martyrer † 1265. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
Donnerstag, 30. April. Katharina von Siena, Jungfrau † 1380. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
Freitag, 1. Mai. Philippus und Jakobus, Apostel. St. Andreas: Während des Mai-Monats ist an allen Tagen Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Mai-Andacht. Am Schlusse wird der sakramentalische Segen erteilt. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. Im Monat Mai ist jeden Abend 7 Uhr Mai-Andacht, Sonntags um 6 Uhr. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7^{1/8} Uhr Herz-Jesu-Andacht. Im Monat Mai ist jeden Abend 7^{1/8} Uhr Mai-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
Samstag, 2. Mai. Athanasius, Bischof † 373.

Jüße mit ihren Thränen hatte benezen dürfen — hier aber ermuntert Er Seine Apostel, sich Ihm zu nähern und sinnfällig zu überzeugen, daß Er wirklich ihr Herr und Meister sei: „Fühlet und sehet!“ sagt Er. „Ein Geist hat ja nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß Ich es habe.“ (Gal.). Durch die eigenen Sinne sollen die Jünger sich überzeugen von der Wirklichkeit des wiederbelebten Leibes; ein Phantasma könnte höchstens den Schein des Leibes haben, aber nicht mit Händen berührt werden, ja nicht einmal die Probe des scharf prüfenden Auges bestehen.

Mag also der Leib des Auferstandenen, lieber Leser, herrlicher, vollkommener sein, als er zuvor gewesen, mag er erhaben sein über die Schranken und Hindernisse des Raumes, so daß auch die verschlossenen Thüren kein Hindernis für ihn sind: er ist aber ein wirklicher und wahrer, ein lebendiger und organischer Leib, — ein Leib, der mit der Seele nicht weniger innig zur Einheit der menschlichen Natur verbunden ist, wie Leib und Seele im sterblichen Leben. Es ist derselbe Leib, wie vordem, nur der Zustand des Leibes ist ein anderer, ein vollkommener, ein verklärter. Und durch nichts konnte das Eine und das Andere so überzeugend dargetan werden, als dadurch, daß der Herr auf jene heiligen Glieder Seines glorreichen Leibes hinzeigte, die Er beim bitteren Leiden den Nägeln und der Lanze darbot, auf jene heiligen Wundmale, die nunmehr Ihn, den Auferstandenen, schmückten, und die für immer den Verherrlichten auch in der Seligkeit des Himmels zieren werden. Diese glorreichen Wundmale verkünden, daß der Gekreuzigte auferstanden ist: sie bezeugen, daß die Weissagungen der Propheten erfüllt, daß die göttlichen Verheißungen verwirklicht sind, daß die Welt erlöst ist durch das Opfer des göttlichen Sohnes.

Diese heiligen Wundmale des guten Hirten, der Sein Leben hingab für Seine Schäflein, laden aber auch die Menschheit aller Zeiten ein, vertrauensvoll aufzuschauen zu Demjenigen, der als Mittler des Neuen Bundes, als Spender des ewigen Erbtes, als Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch Seine Wunden, durch Sein Blut einen neuen Weg, einen Weg des Lebens, uns eröffnet hat (Hebr. 9 u. 10).

S.

Sklaven und Gefinde in China.

Von Dr. Theod. Klinger.

Wie alles im Reiche der blumigen Mitte, ist auch das Sklaven- und Gefindeleben in China eigenartiger Natur. Der reiche Chinese setzt seinen Ruhm darein, recht viele Dienboten sein eigen zu nennen, wenn ihre Unterhaltung ihn auch viel Geld kostet. Er hält sich einen Türsteher, zwei bis drei Lakaien, vier bis fünf kräftige Sänfteträger und mehrere männliche Individuen, die für die Reinlichkeit im Hause zu sorgen haben. Jeden Monat mietet er die männlichen Dienboten; außer Wohnung und Nahrung erhält jeder dienende Mann 18—20 M. monatlich. Tut der männliche Dienbote halbwegs seine Pflicht, so erhält er von seinem Herrn auch noch Kleidung und ein anständiges Taschengeld. — Wird ein Dienbote gemietet, so muß er selbstverständlich seinem neuen Herrn sein Zeugnis — besonders das der letzten Dienstherrschaft — vorlegen. Der neue Mieter prüft nun mit peinlichster Genauigkeit das Zeugnis; dabei mustert sein Auge den Dienboten von oben bis unten. Er stellt die verschiedensten, oft recht verärglichen Fragen an denselben. Der Dienbote ist schlau genug, die gestellten Fragen möglichst kurz und bündig und recht vorsichtig zu beantworten, denn er weiß und findet gar bald heraus, sein neuer Herr will keinen Schwärmer und keinen Lügner in sein Haus aufnehmen. Ist die Musterung des neuen Dienboten zur Zufriedenheit des Herrn ausgefallen, so gibt dieser es durch einen Grunzlaut und durch wiederholtes leichtes Kopfnicken zu verstehen oder er reißt sich die

beiden Hände mit den inneren Kläffen. Der Dienbote hat nur auf diesen Augnblick gewartet. Mit einer sehr demüthigen Miene und in devotester Haltung steht er vor dem gestrengen Gebieter, dem er doch später gar manches Schnippchen schlägt. — Der reiche Chinese sieht besonders streng auf gute Führung des angenommenen Dieners. — Köche, Lakaien und landwirtschaftliche Arbeiter verbinden sich an minder angesehene Familien. In geeigneten Orten werden zu bestimmten Zeiten öffentliche Gesindemärkte abgehalten. Zu vielen Hunderten kommen dienstwillige Männlein und Weiblein und bieten sich dem wohlhabenden Mieter an.

Eine eigene Sorte von Dienboten sind im Reiche der Mitte die „menschlichen Lasttiere“, die Sklaven. Sie werden wie eine Ware einfach gekauft und sind somit Eigentum des Käufers. Die weiblichen Sklaven sind am zahlreichsten. Der reiche Chinese hält 20 bis 30 Sklaven. Minder begüterte Chinesen besitzen drei bis vier Sklaven. Der Preis der Sklaven richtet sich nach deren Geschlecht, Alter, Gesundheit, Kraft und äußerer Erscheinung. Für in jeder Hinsicht brauchbare Sklaven zahlt man wohl bis 500 M. In Kriegszeiten verkaufen arme Leute ihre Kinder für niedrige Preise, um sie nur los zu werden. Hat der Chinese am Spieltische sein Hab und Gut verloren, so verkauft er seine Töchter für 20 bis 30 M., um Geld zu bekommen und seine Spielwut befriedigen zu können. — Ein abgefeimter Sklavenhändler oder auch alte Weiber vermitteln den An- und Verkauf von Sklaven. Diese Leute haben immer eine Anzahl Sklaven „auf Lager“ und zur beliebigen Verfügung. Wird ihnen ein Sklave angeboten, so nehmen sie ihn erst einen Monat auf Probe. Hat der das Unglück, im Schlafe zu sprechen oder erweist er sich zu schwach, so wird er als untauglich entlassen. Vor allem sieht der Sklavenhändler darauf, daß der Sklave keinerlei Spuren von Aussatz an sich zeigt. Um sich vor diesem Fehler zu sichern, läßt der Kaufliebhaber den Sklaven, den er erwerben will, vom Händler in ein finsternes Zimmer sperren, wo ein blaues Licht erzeugt wird. Kommt bei dessen Scheine das Gesicht des Sklaven eine grüne Farbe, so ist er vom Aussatz frei; ist das Gesicht rötlich, so neigt der Sklave zu dieser Krankheit.

In China ist die Sklaverei erblich. Der Sklave besitzt kein Recht über seine Kinder. Die männlichen Sklaven heißen „Nu“, die Sklavinnen „Pi“. Die Sklaven werden nicht immer schlecht und brutal behandelt.

Im Gegenteil nimmt der Herr die Sklaven gar oft in Schutz; sie sind für diese menschliche Behandlung aber nach anhänglich und betrachten sich als zu der Familie gehörig und nehmen die Vorteile ihres gütigen Gebieters auf alle Weise wahr; ja, viele dieser Sklaven sind ihrem Herrn auf Tod und Leben ergeben. In alten Zeiten nahmen sie sogar den Familiennamen ihres Gebieters an. — Im Gemeinleben ist der Sklave rechtlos; vor Gericht darf er niemals klagen. Ist ihm Unrecht geschehen, so tritt sein Herr für ihn ein. Schöne Sklavinnen erobern nicht selten das Herz ihres Herrn und werden von diesem geheiratet.

Die Sklavinnen bedienen die Frauen und Töchter ihres Herrn. Auch von diesen werden sie meist gut und milde behandelt. Unter den chinesischen Sklavinnen gibt es geschickte Handarbeiterinnen. Sie sind vortreffliche Kammerzofen und überstehen in seltenem Grade die Kunst des Schwinkens. Damen mit sehr niedlichen und gar zu verkrüppelten Füßchen, denen das Gehen schwer fällt, werden von ihren Sklavinnen weite Strecken wie im Huckepack auf dem Rücken getragen. Es gewährt einen ergötlichen Anblick, wenn eine chinesische „Kokette“ von ihrem weiblichen Lasttier im Schaukeltrab daher geschleppt wird. Das ist indes in China gar nicht auffällig und kommt dem ernstlichen Chinesen gar nicht komisch oder gar lächerlich vor; am liebsten ließ sich der gravitatische bezopfte

Mann mit seinen blinzelnden Schlichhäuglein selbst tragen, wenn das seine Manneswürde nicht schädigte. . . . Es wurde schon gesagt, daß der besser gesinnte Chinese seine Sklaven meist recht väterlich behandelt. Es gibt aber auch Fälle, wo der Sklavenbesitzer seine Sklaven derartig behandelt, daß sie oft eines elenden Todes sterben. Niemand zieht den brutalen Menschenhändler zur Rechenschaft. Die Sklavinnen suchen oft bei schlechter Behandlung ihr Heil in der Flucht. Sobald der Sklavenbesitzer merkt, daß eine der Sklavinnen das Weite gesucht hat, macht er durch Plakate deren Entweichen bekannt.

Diese anzeigenden Ausrufe enthalten eine genaue Beschreibung des Ausrufers der Entflohenen und auch die Angabe der Belohnung, die dem Einbringer der Flüchtigen zugesichert wird. Auch werden oft Ausrufer in den Straßen der Stadt umhergeschickt, um den Steckbrief und die Höhe der Belohnung schreiend und einen Gong (beckenartiges Instrument aus Metall) schlagend zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Der „Gongong“ hängt an einem langen Stabe, der auf den Schultern des Ausrufers und eines Gehilfen ruht. An den metallenen Becken flattert eine Papierfahne, auf der die Einzelheiten des Falles verzeichnet sind. Die Verurtheilten entflohenen Sklavinnen binden ein der Flüchtigen gehörendes Kleid an einen Handmühlstein und drehen diesen, dabei rufen sie den Namen der Sklavin laut aus. Näht alles nichts, so eilt die Herrin in einen Tempel des Gottes „Sing-Fung“ („Anführer der Armee“), steht um dessen Hilfe und bindet an ein Bein des Pferdes, auf dem der Göze reitet, einen Bindfaden, um anzudeuten, daß die Sklavin eingefangen werden möge.

Ein eigenartiger Zug ist es, daß in den besseren chinesischen Familien die Herren mit ihren Dienern und Sklaven, die Frauen mit ihren Dienerinnen und Sklavinnen auf vertrautem Fuße leben.

Vom Nestbau der Vögel.

Vlauderei von Johs. Pasig.

Mit dem wiederkehrenden Frühling kommen auch unsere Jungvögel wieder zurück. Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Finkenweibchen fahren durch die Hecken, Bachstelzen mit wirgendem Schwanz laufen emsig und eilig an dem Flußufer umher, Grasmücken hüpfen in den Griederbüschen und Goldhähnchen im Kiefern-dickicht. Ihnen folgen denn auch bald alle die zarteren und leichten Angehörigen der reichen Sängerfamilie, Schwarz-, Braun- und Blauecheln, Fliegenknäpper, Braunnellen, Laubvögelchen, Schilfsänger, Pieper u. a. Auf den Wiesen tummelt sich der muntere Kiebitz umher und schreit sein Kiwit. Im Grase trüppeln die langschnebeligen Schneefen. Im Stangenholze streicht die Waldschneefe, auf dem Hügel läßt sich der Kranich stolz und majestätisch nieder, im Wasser taucht die wilde Ente, von der Scheune herab begrüßt Freund Langbein, der Storch, mit freudigem Klappern die jubelnden Kinder, und die Schwalbe zwischert vom Dachgesims herab uns ihre Grüße zu.

Nicht lange dauert es, so beginnen die munteren Gesellen ihren Nestbau; belauschen wir sie dabei ein wenig. Auf einem alten Apfelstamm dicht am Hauptwege des Obstgartens, entdecken wir etwa in Mannshöhe den wahrhaft kunstreichen Bau eines Edelstinkenpärchens. Ueber einem Geslecht von schmieglichen, aber festen Reisern ruht eine Lage groben Strohes, und auf dieser ist aus feinem, weichen Stroh das genau halbkugelige Nest gebaut, in dessen mit langen Pferdehaaren festgewundener und mit weichen Fäden aus Puhhaaren ausgesteppter Hohlraum fünf hellgrüne, rotbraun punktierte Eierchen liegen. Auswendig ist das ganze Nest mit hellgrünen Flechten und Moosen umkleidet, so daß es ganz genau die Farbe des Baumes trägt, auf welchem es ruht. Es scheint daher meistens

täuschend als ein Aststumpf, und nur ein geübtes Auge vermag es leicht zu erkennen.

Als die Sonne goldener zu leuchten begann, da zogen auch die beiden Finken gleich allen ihren Genossen hochzeitliche Kleider an. Und als nun die Liebe auch ihre kleinen Herzen durchglühte, da begannen sie zuerst sich einen eigenen Herd zu gründen. Weit, weit mußte das Baumaterial geholt werden: Ein Moosflecken aus dem Walde drüben, ein Federchen aus dem Hühnerhof und ein Pferdehaar vom Landwege. Das Weibchen trug emsig alles zusammen, und das Männchen begleitete sie getreulich auf ihrem raschen Fluge hin und wieder zurück und schmektete ihr seine süßen Liebestöne ins kleine Herzchen. Dafür war sie aber auch die künstliche Baumeisterin fast ganz allein, denn er konnte weiter nichts helfen, als hier und da ein wenig ordnen oder zureichen. Jetzt brütet sie sorgsam und während dessen sitzt er oben auf der Spitze des Apfelbaumes und vertreibt ihr die Zeit mit seinem melodischen Schläge.

Sie sind hier aber keineswegs allein; noch viel solch' stilles trauliches Familienglück finden wir in der Nähe. Unten im Haselnußstrauch baut Goldammers Weibchen das Nest. Sie ist keine so große Künstlerin als ihre Nachbarin dort oben, denn sie bringt wohl ein größeres, aber nicht so zierliches Nest als jene zustande. Ihr kleines Heiligthum dort unten ist aber auch von dichten Zweigen geschützt und ganz lauschig und anheimelnd. Und gleich dem Finken ruft ihr das Männchen ohne Unterlaß seine zärtlichsten Töne zu, die, in die Sprache der Menschen übersetzt, so heißen würde: „Hab dich von Herzen lieb — lieb!“

Aus seinem Kästchen guckt sich Meister Staarmay gemütlich seine Nachbarn, die pfiffigen, geschäftigen Ameisen an. Sein schlichtes Weib hat eine kleine Krimskrams in das ihnen verjünglich hingehangene Häuschen getragen und sich darin kurz und gut, aber bequem eingebettet. Während es brütet, vergnügt er sich damit, die Stimme anderer Vögel nachzuahmen. Zum Dank für des Menschen Freundlichkeit sammeln sie beide den ganzen Sommer hindurch fleißig Raupen, Schnecken, Regenwürmer und anderes Ungeziefer aus dem Obstgarten und von den Gemüsebeeten.

Die Meisen haben im Apfelbaum ein Astloch oder kleinere Astkästchen bezogen. Sie sind eine allerliebste, immer bewegliche, stets aufmerksame und außerordentlich nützliche Gesellschaft. Dafür sorgt aber auch die Natur in wohlthätiger Weise für ihre Vermehrung, denn während die meisten anderen Singvögel nur 4—6 Eier brüten, schlüpfen aus dem Häuschen eines Meisenpaares oft 10—12 Junge.

Nebenan hat ein Sperlingspaar ein Astkästchen bezogen. Die armen Proletarier der Straße, deren nachthafte Dieberei an Zuckerkorn, Kirichen und jungem Korn oft gewaltigen Born erregt, sie werden bald hinausgeworfen aus dem unrechtmäßig eingenommenen Hause. Entweder wird eine Staarfamilie sie drängen, wobei es oft einen hitzigen Kampf gibt, oder der Gärtner wird grausam die ganze Brut vernichten. Gleich dem Damoklesschwert hängt das Verderben über den Häuptern des Armen. Und doch ist sein Nutzen so groß. Kaum ruft ein warmer Matregen Taufende von Matkäfem ans Tageslicht, so erhebt stracks der verachtete Spatz ein Freudengeschrei, und er und alle seine Brüder stürzen gierig auf die argen Anbäumlinge, morden sie ohne Erbarmen und füttern mit ihnen ihre nimmerfatten Zunge.

Am Gartenhause, auf sorglich angeschlogenen Reisten, hat sich eine Schwalbenkolonie angesiedelt. Für den Naturfreund kann es nicht leicht ein größeres Vergnügen geben, als den kunstvollen Nestbau und das harmlose Treiben dieser Lieben, zutraulichen Tierchen zu beobachten. Nur rohe und gefühllose Menschen können die überaus nützlichen Schwalben töten und ihre Nester zerstören. Hinter dem Garten in der Roggenfaat, an

den Rainen oder in den vorjährigen Stoppeln haben die Lerchen ihre einfachen kunstlosen Nester an der Erde. Sie benutzen hierzu das von einem Steine in den Boden gedrückte Loch, die Fußspalten eines Pferdes oder dergleichen. Auch bei ihnen trillern die Männchen dem Weibchen die Lieblingslieder zu, doch hoch herab, aus der klaren blauen Luft, wo sie, dem Auge kaum wahrnehmbar, schweben.

Wir treten seitwärts in den dunklen Wald. Dort thut uns zuerst das silberne Glöckchen einer Finkenweife entgegen, und wenn wir dem Pustton einer Drossel folgen, so finden wir im dichten Kiefernbusche ihr Nest. Auch können wir dem sonderbaren Nestbau des Pirols zusehen. Auf einer Linde, etwa in Manneshöhe, sitzt das Weibchen an einem gabelförmigen Zweige und hält einen langen festen Halm, dessen anderes Ende das Männchen faßt, damit immer um den Stamm fliegt und den Halm darum wickelt. In dieser Weise flechten sie sich gleichsam einen beutel-förmigen Korb, in dessen Höhlung sie ihren Jungen eine weiche Ruhestätte bereiten.

So ist denn ein Vogelnest eines der Wunder, um die wir uns weniger kümmern, weil wir sie in jedem Frühjahr von neuem sehen. Ueber Sachen und Vorfälle, die sich selten ereignen, staunen wir, aber über die täglichen Arbeiten der Natur, welche ganz besonders unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung reizen sollten, sehen wir nachlässig hinweg. Das ist aber nicht recht. Darum sollten wir nicht verkümmern, schon die Kinder auf den wunderbaren Bau des Vogelnestes aufmerksam zu machen, damit ihnen von allem Anfang der Gedanke fremd bleibt, Vogelnester zu zerstören oder gar auszunehmen.

Vom Herzen.

Planderei von K. V. Lgt.

Es ist ein gar sonderlich Ding uns Menschenherz, jenes Muskels in unserem Innern, der unermüdetlich arbeitet, bis zum letzten Augenblicke des Lebens.

Bald wogt's da drinnen, wie auf stürmischer See, bald zittert's in ihm, wie Espenlaub, wenn laue Früh imglüfte es bewegen. Sturm und Ruhe, Freude und Leid sind die Elemente, die im Menschenherzen toben und es nie zur Ruhe kommen lassen; es sei denn die Stunde des letzten Sturmes! Und dieses vielbewegte Herz, wie ist es bald weich wie Wachs, bald hart wie Stein, wie schlägt es für dies so warm und für jenes so eifrig kalt, und wie beeinflusst es mit seinem jeweiligen Zustand auch den ganzen Menschen! Sagen wir doch: wir freuen uns herzlich, oder etwas thut uns herzlich leid. Mögen auch diese Redensarten zumeist weiter nichts als Redensarten sein, sie weisen uns doch darauf hin, wie sehr wir uns daran gewöhnt haben, das Herz als Sitz von Freud' und Leid zu betrachten, und in vielen Fällen, wo eigentlich der Wille, der Geist der Ursache einer Tat sind, das Herz als solche anzusehen. Es ist deshalb verständlich, daß der Mensch von altersher das Herz als den Urquell seiner Gefühle zum Gegenstand zahlreicher Lieder und tief sinniger Sprüche gemacht hat.

Schon in der Bibel findet sich der Spruch: „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“, und singen wir doch im Volkslied: „Mein Herz ist am Rhein“. Wie oft sprechen wir nicht im Leben von „zwei Herzen, die sich gefunden haben“, und öfter noch hören wir singen: „Ich weiß ein Herz, für das ich bete.“ Freilich, in unserem „materiellen Jahrhundert“ tritt sehr oft das „müthliche“ zurück, um dem rechnerischen Geiste Platz zu machen. Am Schlusse eines lateinischen Briefes aus der goldenen Blüthezeit deutschen Minnege-sanges findet sich das anmutige Verschen:

„Du bist min, ich bin din
Des solt du gewis sin.
Du bist beslossen
In meinem Herzen;
Verlor'n ist das süßelin:
Du muost immer dirinne sin.“

Welch' eine andere Zeit mag das wohl gewesen sein, als jene, wo man noch bis zum Ueberdruß „Mein Herz, das ist ein Bienehaus“ hört, zu dem jedoch das „güldene süßelin“ fehlt! Wie oft spricht man nicht von „unserer herzlosen“ Zeit, und manchmal darf man mit Goethe rufen: „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“

Was aber ist das Herz? Lassen wir auch hier den Dichter antworten. Ueber die Entstehung des Herzens giebt der geistreiche J. S. von Herder folgenden Aufschluß:

„In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.“

Dieses arme Menschenherz betrachtet Gustav Freitag, der Dichter von „Soll und Haben“, gleichsam als die Krone des Menschen:

„Der Mensch ist eine Pflanze; jeder, auch der schlechteste, hat irgendwo eine Stelle, wo seine Blüte sitzt; diese Blüte ist das Herz des Menschen.“

Aber die Definitionen vom Herzen sind in der Dichtung nicht immer so ernsthaft ausgefallen. Auch von der humoristischen Seite haben die Dichter „das Herz“ gefaßt, und keine geringere als die Dichterin auf dem Fürstenthron, Carmen Silva, singt von dem Herzen also:

„Das Herz? — das ist ein Viehdien,
Es hat zwei lange Ohren,
Ein eigenstümlich, störrig Ding,
Zum Lastier auserkoren.
Es trägt sein ewig Kreuz daher
Und schüttelt sich und sträubet
Sich sehr, und läuft dann allzu schnell,
Von Schlägen fast betäubet.
Ein dickes Fellchen hat es auch,
Sonst trüg's nicht so viel Liebe,
Und wenn's am allerdümmsten ist,
Hat's eine große Liebe.“

Ganz ähnlich kennzeichnet Julius Wolff das Herz:

„O Menschenherz, possierlich Ding
Wie oft am seidenen Baden hing
Dein Klagen und Vergehen!
So kalt, so stark, so schwer erweicht
So stolz du bist, Versuchung schleicht
Sich an dich auf die Behen.
Entschlafst du wie der Katz die Maus
Noch ihrer Teufelskralle,
Fängst du dich anderwo im Haus
Und Liebe ist die Falle.“

So könnte man vom Herzen noch lange plaudern, umsomehr, wenn man so recht auch „aus dem Herzen“ spricht, denn: was das Herz voll ist, des gehet der Mund über.

Auf ungewöhnlichem Wege.

Novelle von Paula Kaldewey.

„Junge, Du machst wirklich ein Gesicht wie ein Lohgerber, dem sämtliche Felle fortgeschwommen sind!“

„Hab' auch alle Ursache dazu, Tantchen,“ entgegnete der Angeredete, eine hochgewachsene Erscheinung, Ende der zwanziger Jahre, in verdrießlichem Tone.

„Etwa Schulden?“

„Diesmal — ausnahmsweise — nicht!“

„Also Liebeschmerzen? Ja, ja, Eduard, leuge es nicht, Dein gedrücktes Wesen verrät Dich! Uebrigens“, fuhr die Amsträtin Wernerin, eine Matrone mit überaus gültigem Antlitz, fort, „wundert mich das aufrichtig, denn soviel ich weiß, erwidert Thella Schönberg doch Deine zärtlichen Gefühle.“

„Das ist es auch gar nicht! Sie und ich — wir beiden sind schon lange einig. Nein, was mich immer von neuem in Wat versetzt — bei diesen Worten wirbelte der Jurist ärgerlich an seinem dichten Schnurbart — „das ist einzig und allein der un-gängliche Alte, dieser Querkopf! Ich glaube, der hat an der Stelle, wo andere Menschen das Herz sitzen haben, einen Kiesel!“

„Edu, Du bist ungerecht!“

„Ungerecht — ha, ha! Na, dann sei Du

mal geracht, wenn Dir solche Aeußerungen hinterbracht werden, wie mir lezt hin!"

Die Stimme des Sprechenden bebte vor verhaltenem Zorn.

"Was für Aeußerungen?"

"Nun es beliebte dem reichen Fabrikanten neulich am Stammtisch des 'schwarzen Elefanten' mit triumphierender Miene zu behaupten: ehe der arrogante Assessor meine Thella bekommt, läuft noch viel Wasser den Rhein herunter. Entweder bringt er es fertig, mich volens volens zu überrumpeln, so daß mir nichts anderes übrig bleibt als Ja und Amen zu sagen, oder aber er holt sich mit tödlicher Sicherheit einen nicht gar zu zierlich gestochenen Korb."

"Hat er sich derartig ausgedrückt — der Grobian?"

"Genau so! Doktor Landmann, mein bester Freund, sah dabei und erzählte mir die ganze Geschichte natürlich haarklein wieder."

"Hurrah, Junge, dann haben wir gewonnenes Spiel!"

"Wieso, Tante? Ich verstehe Dich nicht!"

Der junge Mann blickte voll Staunen nach der auf einmal so vergnügt Aussehenden, die nun lächelnd erwiderte:

"Brauchst Du heute auch noch gar nicht! Allein, ich möchte jede Wette mit Dir eingehen, daß Du binnen acht Tagen der erklärten Bräutigam Fräulein Thella Schönbergs bist — vorausgesetzt selbstverständlich, daß Du genau nach meinen Intentionen handelst."

* * *

Die Abendgesellschaften der verwitweten Frau Amtsrat Werning gehörten zu den wenigen, von denen man nicht in bedauerndem Tone über 'fauren Mops' und dergleichen sprach, sondern die man vielmehr mit Vergnügen besuchte.

Kein Wunder, denn neben der opulenten Bewirtung verstand es die lebenswürdige Hausfrau wie keine zweite, für das Behagen der Geladenen zu sorgen; in ihrer Gegenwart vermochte das graue Gespenst der Langeweile überhaupt nicht erst aufzukommen, stets wußte sie durch ein geschickt hingeworfenes Wort neue Anregung in die Gesellschaft zu bringen.

Heute war es zwar nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis, den sie um sich versammelt hatte, desto heiterer und ungezwungener ging es dafür aber auch zu. Sogar Fabrikbesitzer Schönberg schien vollständig aufgetaut — ein Umstand, den man bei dem verbissenen, cholertischen Temperament des alten Herrn entschieden dem edlen Tropfen zuschreiben mußte, mit dessen Einschänken keineswegs gekargt wurde. Er überbot sich geradezu in Schnurren und Anekdoten, und alle Augenblicke erscholl von jener Seite der Tafel, wo er neben der Dame des Hauses seinen Platz gefunden, ein herzhaftes Gelächter. Selbst daß der 'arrogante Assessor' sein liebreizendes Töchterlein, seine Thella, zu Tisch führte, schien ihn diesmal wenig zu stören. In der Angelegenheit hatte er ja neulich 'coram publico' seine Ansicht kundgetan und daran wurde nicht mehr gedreht und gedentelt.

Desto häufiger glitt aber der Blick der Amtsrätin zu den beiden jungen Leuten hinüber, die, ihrer Umgebung kaum achtend, nur Auge und Ohr für einander hatten.

Ob es ihr wohl gelingen wird, aus den ihr so teuren Menschen ein glückliches Paar zu machen?

"Wissen Sie, meine Gnädigste," ertönte mitten in ihrem Gedankenstrom hinein die dröhnende Stimme ihres Tischnachbarn, "bei Ihnen amüßert man sich wirklich immer! Wie fangen Sie das nur an?"

Ein lebenswürdiges Achselzucken ist die ganze Antwort.

"Eigentlich war die Frage unnötig; sie ertört sich am besten selber!"

"Wieso?"

"Nun, weil Ihr Haus doch schließlich das einzige in diesem Nest ist, wo man noch

etwas anderes kennt als Essen, Trinken und Schlafen; das einzige, wo geistige Interessen herrschen. Mit was haben Sie sich denn in letzter Zeit besonders beschäftigt, gnädige Frau?"

Mit einem Gebiet, das Ihrem Ideenkreis sicherlich so vollständig fern liegt, verehrter Herr Schönberg, daß ich es deshalb erst garnicht näher erörtern will, um Sie nicht zu langweilen," lautete die Erwiderung, während die noch immer hübsche Frau gleichzeitig die Lider senkte. Galt es doch das freudige Ausleuchten der Augen zu vermeiden.

"Nicht langweilen — etwas, das Sie betrifft, wie können Sie überhaupt nur sagen," klang es förmlich beleidigt zurück.

"In diesem Falle aber mit Bestimmtheit!"

"Lassen wir es darauf ankommen! Also worum handelt es sich?"

"Um Hypnose, Suggestion und dergleichen Dinge, die wir, das heißt mein Neffe und ich, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch betreiben haben."

"Hypnose — praktisch?" Des Fabrikbesizers Blick weitete sich vor Staunen. "Wie ist das möglich? Ich habe wohl gehört, daß in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Nervenheilkunde derartige in Anwendung gebracht wird, allein, daß auch Laien sich damit beschäftigen oder gar Resultate erzielen, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen!"

"Und doch ist dem so!"

"Wäre es nicht möglich, daß ich einmal Zeuge einer solchen hypnotischen Sitzung sein könnte? So etwas interessiert mich nämlich riesig! Oder dürfen keine Zuschauer zugegen sein, meine Gnädigste?"

"Weshalb nicht! Ich habe wenigstens noch nicht gehört, daß dadurch ungünstige Beeinflussungen vorgekommen sind, wenn ich für meine Person auch — offen gestanden — derartige Experimente, die ich natürlich nur der Wissenschaft halber ausführe" — die Sprecherin legte auf die letzten Worte einen besonderen Nachdruck —, "nicht gern zum bloßen Schauspiel herabwürdige und infolge dessen lieber im stillen Kammerlein vornehme."

"Aber würden Sie nicht ein einziges Mal eine Ausnahme machen? Des alten Herrn Reugierde steigerte sich von Minute zu Minute. "Sehen Sie, Verehrteste, wir sind doch nur ein paar Menschen, die sich alle bereits jahrelang kennen. Lassen Sie sich erbiten!"

"Nun — wenn Sie denn durchaus wollen, Herr Schönberg — ich kann aber nicht versprechen, daß die Sache nach Wunsch gelingt."

Damit erhob sich die Hausfrau und nahm den Arm ihres Nachbarn, der eifrig versicherte:

"Oh, das schadet gar nichts — gar nichts!"

"Daß von einem gegenseitigen Einverständnis zwischen meinem Neffen und mir nicht die Rede ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern, meine Herrschaften. Ich lege also hier in Ihrer Gegenwart ein Tuch um die Augen, erfasse dann leicht mit der Rechten sein linkes Handgelenk und versuche ihm meine Wünsche zu suggerieren, die er — gelingt das Experiment — willenlos ausführen muß!"

Ein zustimmendes Kopfnicken begleitete die Rede der Amtsrätin und wenige Augenblicke später tauschten die Anwesenden unter atemloser Spannung dem Kommenden.

Edward Werning, mit verbundenen Augen, von seiner Tante nur lose geführt, tappte bald auf diesen bald auf jenen zu, um sich gleich darauf wieder einer anderen Stelle zuzuwenden.

Deutlich schien er zu verspüren, daß er sich vorläufig auf einer falschen Fährte befand.

Er tastete links, er tastete rechts — jedoch nichts stimmte. Die Hast, wegzueilen, wurde immer größer, seine Bewegungen immer unruhiger. Es war, als zöge es ihn mit greifbarer Gewalt zu einem bestimmten Punkte hin.

Wieder hat er den weiten Raum durchmessen, da — auf einmal — macht er Halt. Sekundenlang bleibt er hochaufgerichtet

stehen, als wollte er sich vergewissern, daß er an dieser Stelle festgebauert — dann beugt er sich nieder, die Hände greifen umher, anfangs in die leere Luft, aber bald tasten sie über ein blondes Haupt, streicheln über ein paar rosige Wangen.

Thella Schönberg, denn sie ist es, die hier an einem kleinen Tischchen Platz genommen, rührt sich nicht.

Angestümmert werden jetzt des in magischen Schlaf Versenkten Bewegungen; gespannter die Blicke der Zuschauenden.

Plötzlich scheint dem Assessor die rechte Eingebung zu kommen. Sein dunkler Kopf senkte sich noch tiefer; seine Hände umschlangen den Nacken des geliebten Mädchens. Mit sanfter Hand löst sie die Binde von seinen Augen, dann schmiegt sie sich fest an ihn, der sie noch immer umschlungen hält.

Weltvergessen ruhen ihre Blicke ineinanderr, bis sie ein lautes „Halloh“ auffahren läßt.

"So, jetzt ist's genug. Nun kenn' ich die Geschichte!"

Der Fabrikbesitzer trat auf seine Tochter zu, die ihm furchtlos entgegen sah.

"Was ist genug, Herr Schönberg," klang da auf einmal die Stimme Dr. Landmann's, des jungen Arztes, dazwischen.

"Die Hypnose! Jetzt können wir wieder in die Wirklichkeit zurückkehren."

"In der sind wir doch schon seit langem — von dem Augenblicke an, wo sich das Brautpaar den ersten Kuß gab."

"Brautpaar — den ersten Kuß? Doktor, Sie sind wohl nicht ganz munter?"

"Ganz im Gegenteil! Ich war niemals vergnügter, als in dieser Stunde, die meinen Freund zum Glücklichen der Sterblichen machte."

"Oho — ohne meine Einwilligung . . . das wollen wir doch mal sehen!"

"Ihre Einwilligung? Die haben wir ja schon lange. Seit jenem Abend, wo Sie im 'schwarzen Elefanten' versicherten: wenn der Assessor — das 'arrogante' ließ der schlaue Doktor diesmal fort — mich so überrumpelt, daß ich Ja und Amen sagen muß — na, dann bekommt er eben meine Tochter. Und dieser Augenblick ist doch nun zweifellos da, wie die verehrten Anwesenden zugeben werden, nicht wahr?"

"Selbstverständlich", tönte es von allen Seiten.

Als Schönberg sah, daß er sich in der eigenen Schlinge gefangen, machte er schließlich gute Miene zum bösen Spiel.

Wie er aber mit der Amtsrätin, die gleichfalls vor Glück strahlte, auf das Wohl der Verlobten anstieß, da konnte er sich doch nicht enthalten, dieser zuzurauen:

"Niemand im ganzen Leben wieder dringe ich in Sie, Zeuge einer hypnotischen Sitzung sein zu dürfen."

Und sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Silberrätsel.

a al an bin burg chat dal de del doc
ein ehr el en gen il leit ler lei li lich
ma me mor mu na ne ven ro ro roth
ru sa salz se si sie ta ti ti tis vo ze

Die vorstehenden Silber sollen so verbunden werden, daß 16 Wörter mit nachfolgender Bedeutung entstehen: 1. Teil von Oesterreich, 2. ein stiller Ort, 3. getrocknete Beere, 4. altsüdtischer Prophet, 5. Ausdruck für schlechtes Schaffen, 6. weiblicher Vorname, 7. Edelstein, 8. Beleuchtungsmittel, 9. eine Tugend, 10. ein Raubtier, 11. eine Stadt Oesterreichs, 12. italienische Stadt, 13. Stein, 14. Himmelserscheinung, 15. Französische Stadt, 16. Alpenpflanze.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der richtig gefundenen Wörter, von denen die letzteren in umgekehrter Reihenfolge zu lesen sind, ergeben einen Sinnspruch aus Schillers „Tell“.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Das Spiel.

Zweisilbige Charade: Faustkampf.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Ostern. (Schutzfest des hl. Joseph).

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 16—22. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater.“ Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? „Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet.“ Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen.“ Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ „Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“

Nachklänge zum Osterfeste.

III.

Während in der Regel das Schutzfest des hl. Joseph an diesem dritten Sonntag nach Ostern gefeiert wird, trifft es in diesem Jahre mit dem Feste der Auffindung des hl. Kreuzes zusammen und muß deshalb auf einen späteren (freien) Tag verlegt werden.

Die vierzig Tage zwischen der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn sind schon zur Hälfte vorüber — „noch eine kleine Weile,“ nur feiern wir das erhebende Ostergeheimnis, weshalb wir, lieber Leser, in unsern Betrachtungen über dasselbe uns etwas kürzer fassen müssen.

Wir freuten uns leztthin mit den im Abendmahlsstale versammelten Jüngern über das gnadenvolle Erscheinen des auferstandenen Herrn. Freilich hatte Er ein höheres Ziel im Auge, als Seinen Getreuen nur die Freude des Wiedersehens zu gewähren; die Sendung der Apostel in alle Welt stand ja unmittelbar bevor: sie sollten einer ganzen Welt gegenüber Zeugen sein von Jesus, dem Gekreuzigten, dem Auferstandenen, — darum mußte ihr Glaube für alle Zukunft fest und unerschütterlich sein.

Wir folgen dem Berichte des hl. Johannes, dem das Evangelium des weißen Sonntags bekanntlich entnommen ist: „Übermals sprach Jesus dann zu ihnen (den Jüngern): der Friede sei mit euch!“ — Die Apostel sollten Diener des Friedens für alle Welt werden; deshalb verstehen wir sehr wohl die Wiederholung des Friedensgrußes. Was die Propheten in den vergangenen Jahrhun-

derten für die gnadenvolle Zeit des Messias geweissagt, was die Engel, als Boten des himmlischen Vaters, an der Krippe des Messiaskindes in Bethlehem jubelnd gesungen — das rief der Auferstandene in nachdrücklicher Wiederholung den Seinigen jetzt zu: als der „König des Friedens“ wollte Er, daß Seine Sendboten als Herolde und Spender des Friedens in die Welt hinauszögen, nicht in ihrem Namen und in ihrer Kraft, sondern im Auftrage und in der Kraft Dessen, der sie entsendet hatte.

Zwischen der Sendung, die der Messias Selbst vom Vater empfangen hatte, und zwischen dem Amte, das die Apostel im Namen des Messias demnächst verwalteten werden, besteht nicht nur ein inniger Zusammenhang, sondern eine innere Einheit, wie zwischen der Tätigkeit des Hauptes und der Glieder. Die Verführung der Welt mit Gott, die den Inhalt des messianischen Amtes Jesu bildet, ist auch die Aufgabe des von Ihm gegründeten Apostolates, und zwar nach dem Willen des himmlischen Vaters, in der Kraft des hl. Geistes. Der vom Vater Gesendete gibt Seinen Auserwählten Anteil an Seiner Sendung und Gewalt, teilt ihnen mit aus der Fülle des hl. Geistes und macht sie zu Ausspendern der Gnaden und Früchte Seines Opfertodes. Darum spricht Er im Abendmahlsstale das feierliche Wort: „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch.“

Wie aber einst im Paradiese der Ewige dem Menschengebilde die Seele und damit das Leben eingehaucht hatte so wollte auch an diesem glorreichen Abende, dem wahren Schöpfungsmorgen des neuen Bundes, der

Kirchenkalender.

Sonntag, 3. Mai. Dritter Sonntag nach Ostern. Kreuz-Auffindung 326. Evangelium Johannes 16, 16—26. Epistel 1. Petrus 2, 11—19. St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder. St. Lambertus: Während des ganzen Monats Mai ist Morgens 1/8 Uhr Mariandacht und zum Schlusse sakramentalischer Segen. St. Maximilian: Während der Monats Mai ist täglich um 7 Uhr Abends Mariandacht und Predigt. St. Martinus: hl. Messen um 6, 7, 8 und 11 Uhr. Um 9 Uhr Prozession nach Stoffeln zur Verehrung des hl. Kreuzes, daselbst ist Predigt und hl. Messe. Um 7 Uhr gemeinschaftliche Osterkommunion für die marianische Männer-Sodalität und den Kirchenchor. Im Monat Mai ist an allen Wochentagen Abends 1/8 Uhr Mariandacht mit Segen. Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach Komplet und Verehrung der Reliquie des hl. Kreuzes. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-Andacht und Abends 8 Uhr Mariandacht. Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für den Marienverein.
Dienstag, 4. Mai. Monika, Witwe. † 387.
Dienstag, 5. Mai. Pius V., Papst † 1572.
Mittwoch, 6. Mai. Johannes v. d. latein. Bforte.
Donnerstag, 7. Mai. Stanislaus, Bischof und Märtyrer † 1079.
Freitag, 8. Mai. Michael Erscheinung.
Sonntag, 9. Mai. Gregor von Nazianz, Bischof, † 389.

Messias Seinen Sendboten den belebenden Hauch, das Symbol Seines Geistes, spenden, damit sie das neue Leben, welches sie von Ihm im hl. Geiste empfangen, auch der Welt vermittelten. Um der Sünde willen ist der Herr ins Grab gestiegen, um unseres Lebens willen ist Er auferstanden: nicht bloß, lieber Leser, um eiuft die Gräber wieder zu öffnen, in welche die ganze Menschheit in Folge der Sünde unseres Stammvaters niedersinkt, sondern auch, um während der Zeit bis zu jenem großen Gerichtstage, durch die Kraft des hl. Geistes, die Menschenseelen aus dem Sündentod zu erwecken zum Leben der Gnade. Nachdem daher der Auferstandene das große Wort von der Sendung der Apostel gesprochen, folgt unmittelbar die Einsetzung eines Sakramentes, dessen segensreiche Wirksamkeit in der Kirche als ein stets sich erneuernder Hymnus auf die erbarmende Liebe des dreieinigen Gottes erscheint: „Er hauchte sie an und sprach zu ihnen: Empfanget den Heil. Geist! denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und denen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“

Die Worte folgten so unmittelbar dem feierlichen Akte des Anhauchens, daß Jeder leicht einseht, wie Worte und Handlung ein Ganzes bildeten; der Hauch war das Sinnbild für die Ausstattung mit dem Heil. Geiste und zugleich — in Verbindung mit dem Worte — das wirkliche Zeichen, welches den Aposteln die Mitteilung des Heil. Geistes verbürgte und vermittelte; sie empfingen aber den Heil. Geist zu einem ganz bestimmten Zwecke: daß sie fort und fort, kraft ihres hohen Amtes, Allen die Sünden erlassen sollten, die sie der Erlassung würdig fänden.

Einen solchen Auftrag, lieber Leser, eine solche Gewalt kann freilich nur Derjenige geben, der selber diese Gewalt besitzt. Ja, nur Er, der aus dem Dunkel des Grabes in eigener Kraft sich erhob — der in den Tod gegangen war, weil Er Selbst es wollte — der als ewiger Gottessohn zur Erde herabgekommen war, um uns Menschen den Himmel zu erschließen: Er allein konnte ein Amt einsetzen, in welchem der Mensch zum Vermittler göttlicher Gnade erhoben wird, zum Auspenden eines Sakramentes, das in dieser Zeitlichkeit sich vollzieht, aber für die Ewigkeit Geltung und Wirkung hat.

Es liegt auf der Hand, lieber Leser, daß der Herr Seinen Auftrag und Seine Ermächtigung, Sünden nachzulassen, nicht auf die kurze Lebenszeit der Apostel beschränkt, sondern Seiner Kirche ebenso dauernd verliehen habe, wie Er beim letzten Abendmahl für alle Zeit das Gebot und die Gewalt gegeben hatte, die Geheimnisse Seines Todes im h. h. Sakramente des Altars bzw. im hl. Meßopfer zu feiern. Was wäre auch ein Apostolat, ein Priestertum ohne dieses heilige Amt der Verzeihung und Verjüngung? Wie würde denn die Kirche Gottes ihre ganze Aufgabe an der Menschheit erfüllen, wenn sie nicht Befreiung und Heilung bieten könnte von der Sünde? Darum hat auch die Kirche — wie die Lehre des Konzils von Trient klar und deutlich beweist — als einen Grundpfeiler ihres Bestandes den Glaubenssatz festgehalten, daß der Auferstandene mit den Worten: „Empfanget den hl. Geist! denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen“, sowohl den Aposteln selbst die Aussprechungsgewalt übertragen, als auch das Sakrament der Aussprechung zu einer dauernden, wesentlichen Einrichtung der Kirche bestimmt habe, indem eben diese Gewalt von den Aposteln auf ihre Nachfolger im bischöflichen und priesterlichen Amt sich fortpflanzt.

Der Herr selbst ist es, der kraft Seines Opfertodes als unser Verjünger beim Vater waltet und wirkt, was Er Seinen Stellvertretern auf Erden zu wirken befohlen, — aber wiederum ist es auch der Herr Selbst, lieber

Leser, der jene dem Gerichte übergibt, die Seine im Sakrament der Buße gewährte Gnade verschmähen.

S.

Merkei vom Mai.

Von Elmar Kernan.

Wohl kaum ein zweiter Monat des Jahres ist von deutschen Dichtern mehr besungen worden, als der Wonnemonat Mai. Er ist der Monat des Liebes und der Liebe. Er ist der Monat des Raibbaumes und der Raibowle. Unsere Nadelwälder stehen in seinem Verlauf im Raibschuß und Birkenreifer schmücken zur Pflanzzeit als „Raiben“ Haus und Hof in allen deutschsprechenden Gauen. Der Bauer macht den Raibtritt über die Felder. Die Raibkäser werden weiblich von unserer Jugend geküßt, Raiblumen wachsen in den Vorgärten idyllischer Landhäuser und mit einer Raibweise spült der waschechte Berliner im Wonnemonat seinen Negler herunter.

Reich an Volkstümlichkeiten, an hergebrachten Sitten und Gebräuchen ist der Wonnemonat. Die Walpurgisnacht leitet ihn ein und das Pfingstfest beschließt ihn heuer. Mitten hinein fallen die drei gestrengen Herren, die Eis männer, die die letzten Gröhe vom Winter bringen, und der Himmelfahrtstag.

Beide- oder Wonnemonat nannten unsere Vorfahren den Mai. Seinen heut gebräuchlichen Namen führt er nämlich aus dem Lateinischen, die alten Römer hatten diesen Monat der Göttin Maja gewidmet. Der Mai ist der erste milde Monat des Jahres, der Monat der höchsten Frühlingsvollendung. Seine mittlere Temperatur stellt sich für Europa nach meteorologischen Beobachtungen folgendermaßen:

Nord-Europa:		Mittel-Europa:	
Archangel	4,9°	Hamburg	11,8°
Christiania	9,8	Berlin	13,2
Kopenhagen	10,1	München	11,6
		Karlsruhe	13,8
		Stuttgart	13,9
		Prag	14,0
		Wein	15,7
Ost-Europa:		West-Europa:	
Petersburg	8,7°	London	12,1°
Moskau	11,6	Brüssel	13,2
Konstantinopel	16,9	Paris	14,5
		Vasel	13,6
		Lissabon	16,6

Der hundertjährige Kalender, und die Erfahrung, die man aus dem April ziehen kann, sagen folgendes: Den 1. heitert es sich auf, vom 2. bis 12. wird es warm und schön, worauf Gewitter und warmes, feuchtes Wetter folgen, vom 20. bis 29. wird es wieder trübe und die letzten Tage bringen sogar Kälte. Das ist freilich keine allzu erfreuliche Prognose. Aber Herr Falb kommt noch schlimmer. Ein kritischer Tag erster Ordnung ist nach ihm der 26. Mai. Im allgemeinen dürfte nach diesem Wetterpropheten der Mai mit Ausnahme der letzten trockenen Tage ganz und gar verregnen und so zahlreiche Gewitter und Regengüsse bringen, daß eine Hochwassergefahr zu befürchten ist. Habenicht meint es nicht ganz so schlimm, doch gibt er gleichfalls nicht allzu tröstliche Wetteraussichten.

In einen so nazkaltten Monat dürfen sich unsere frisch aus dem Süden heimgekehrten Sänger in ihrer nordischen Heimat nicht allzu behaglich fühlen. Einem Vogel aber wird trotz aller Bitterungsunbilden die gute Laune wohl in keiner Weise verdorben werden. Dieser eine aber ist so charakteristisch für den Mai, daß er es verdient, daß man sich bei ihm etwas des längeren aufhält. Es ist der Kuckuk, oder wie ihn der Volksmund nennt des „Teufels Küster“. Der Kuckuk oder Gauch ist der Vogel, dem am äbelsten mitgespielt wird; alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten werden ihm nachgesagt und ange-

dichtet. Diese üble Nachrede findet sich fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Auch der Name des Vogels ist bei allen Völkern und zu allen Zeiten fast dergleiche gewesen. Er ist im Wesentlichen eine Nachbildung des Vogelrufes. So heißt der Kuckuk im Sanskrit kokila, die Griechen nannten ihn Kokkyx die Römer cuculus, in Frankreich heißt er coucou, in England cuckoo, in Italien cucco in Spanien cuco, in Serbien kukava, in Polen kukawka, in Schottland kowk oder gowk, in Schweden gök, in Dänemark gjök, in Norwegen gauk. Im Niederdeutschen hieß der Kuckuk gök, im altnordischen gaukr. usw. Auch die prophetische Gabe des Kuckuks war und ist fast allen Völkern bekannt. In diesem Sinne erwähnt ihn schon Tacitus bei den alten Germanen. In verschiedenen plattdeutschen Volksreimen und Sprüchwörtern spielt der Kuckuk als Totkinder oder Freudenkinder eine Hauptrolle:

Kuckuk über dem Stod
Wann krieg ich meinen Brautrod?

Ober:

Kuckuk von Heven,
Wo lang schall ik noch leven?

Ein Stück Poesie steckt nun schon einmal in diesen volkstümlichen Variationen über den Kuckuk, so daß es sich schon verlohnt, auch einige unserer besten Dichter zu zitieren, die in schwungvollen Versen den Wonnemonat auf ihre Art gefeiert, verherrlicht und verewigt haben. Altmeister Goethe soll den Vortritt haben. Er singt:

Es bringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch
Und Freud und Wonn
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne
O Glüd, o Lust.

Heinrich Heine dichtet:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen . . .

Und verträumter, elegischer Art heißt es an einer anderen Stelle:

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai.
Ich sehe, gelehnt an der Linde
Hoch auf der alten Bastel, —

Der Volksmund freilich hat andere, weniger poetische, doch in seiner Art recht zutreffende Reime erfunden. Echte, kernige Bauernregeln sind es, die gleichfalls hier nicht vergessen sein sollen:

Im Mai ein warmer Regen
Bedeutet Fruchtefegen.

Ober:

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Der vorsichtige Bauer sagt:

Siehst Du am 2. Mai
Die Kräb im Korn nicht mehr,
Dann kommt der Sommer bald
Mit reicher Ernt' einher.

Wohl Allen wird der Wonnemonat in der einen oder anderen Gestalt ein guter Freund sein, am meisten aber denen, die die Wanderlust im Blute tragen und die da singen:

Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus.

Das Vaterlämpchen.

Von L. Valentin.

Ungefähr eine Viertelstunde von dem Orte entfernt, lag der große Rangierbahnhof, etwas abseits der Lindenallee, die zum nächsten Dorfe führte. Eben stammten die elektrischen Vögel, Lampen längst der verschlungenen Geleise auf, als der Hüllsweichensteller Adolf Bronner das schmale Bädchen nach der Straße einschlug. Sein Dienst war vorüber, und daheim wartete die alte Mutter. Da hörte er jäh Hüllserufe . . . ein grollendes Drohen . . . noch einen Hüllseruf . . . Mit einigen Sähen war er auf

der Straße und sah nur noch, wie zwei dunkle Gestalten längs der Lindenstämme verschwanden, während ein Mädchen ihm zitternd die Hände entgegenstreckte.

„Mein Gott, das war Hülfe in der Not!“

Die Stimme kam Bronner bekannt vor. Sollte es wirklich seine Nachbarin sein, die kleine flinke Näherin, die Auguste? Jetzt fielen die Strahlen seines Lämpchens, daß er nach der Gewohnheit der Eisenbahner auf der Brust trug, gerade in das immer noch bleiche Gesicht der Flehenden, und er konnte sich überzeugen, daß er sich nicht geirrt habe. Da reichte er ihr vertraulich die Hand und geleitete sie, langsam schreitend, dem Orte zu. Sie hatte auf dem Nachbardorfe gearbeitet und war von den beiden Burschen, die ihr das Handtäschchen mit dem Gelde abnehmen wollten, überfallen worden. Nun wußte sie gar nicht Worte genug zu finden, sich ihrem Beschützer dankbar zu erweisen. Je näher sie ihrem Häuschen kamen, je mehr mächtigten sie ihre Schritte; es war, als ob jedes dem anderen noch etwas sagen wollte, aber es sich doch nicht getraue...

„Bis später!“

„Bis morgen. Gute Nacht!“

Kurz hintereinander gingen zwei Türen. So waren sie zwar geschieden, doch in ihren Träumen spannen sich zarte Fäden hinüber und herüber.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, als Auguste schon am Fenster saß und emsig die Nadel fliegen ließ. Bald mußte er vorüberkommen. Nun hing sie ein Liedchen zu trällern an, nun strich sie sich durch das lockige Strichhaar, die Arbeit entsank ihren Fingern und traumverloren wanderten ihre Blicke über die Straße. Endlich kam er. Mit einem glücklichen Lächeln riß sie das kleine Fenster auf.

„Guten Morgen, Herr Nachbar!“

„Guten Morgen, Auguste! — Gut geschlafen? — Süß geträumt?“

Am Abend aber, als wieder die Lämpchen oben an der Ecke der Straße aufstauten und Glühwürmchen gleich näher kamen und rechts und links der Häuserreihe verschwanden, da litt es sie nicht mehr länger in ihrem Stübchen. Sie mußte ihm entgegengehen. Schon von weitem erkannte sie ihn an dem viel gelblicheren Glanze seines Lichtes und machte sich durch ein gezwungenes Räuspern bemerkbar. So ging es dann alle Tage bis auf das Räuspern, das sehr bald einem lustigen Lachen oder einem Rosewort weichen mußte.

Als der Herbst in das Land kam, führte der junge Mann seine Nachbarin als Frau in sein Haus und damit Sonne und Glück. So schwer ihm allmorgentlich der Abschied von Auguste wurde, so heiter war ihm der Abend, wenn sie ihn nach alter Gewohnheit oben an der Straßenecke erwartete und sie langsam mit ihm heimwärts ging. Die ganze Nachbarschaft war neidisch auf das kindlich zufriedene Paar, zwischen dem nie ein böses Wort gewechselt wurde, von dem man nie etwas beim Krämer oder am Brunnen erzählen konnte...

Eines Abends blieb die junge Frau aus. Bronner hielt einen Augenblick am Laternenpfahl, welcher an der Straßenecke stand, an. „Warum nur?“ Aber da schoß es ihm gleich durch den Sinn. „Nichtig! — Gewiß!“ Und nun stürzte er vorwärts. Das Lämpchen flackerte unruhig und warf ihre Lichter auf die Platten des Fußsteiges.

„Herr Bronner, 'n Junge!“

Das war es also! Vermutet hatte er es ja; aber er sank doch aufatmend auf einen Stuhl. Nach einigen Tagen schon sah Auguste wieder am Fenster und nickte ihm zu, wenn er kam, auch wenn er es nicht sehen konnte, und nach einigen Wochen hielt sie den Jungen im Arm und sang ihm Lieder vor, bis das Lämpchen oben an der Straße erschien, das Lämpchen mit dem gelben Schimmer.

„Junge, Junge, jetzt kommts Pappelle!“

Und sie zeigte ihm das Lämpchen und eilte ihrem Manne bis an die Türe entgegen. So ging es Tag um Tag, bis der Kleine noch ein stilles Glücksteilchen ins Haus brachte. Er schaute mit Mama die Straße hinauf. In langer Reihe kamen die Eisenbahner die Straße herunter, Hünken um Hünken leuchtete auf und verschwand. Möglich aber wurde der Junge lebendig; er griff mit den Fingern hinaus in das Dunkel und lallte mit freudigem Stimmchen: „Pappelle! — Pappelle!“ Nun konnte auch der „süße Vogel“ schon das Lämpchen, das von Mitternachten allabendlich so fürsorglich gepußt und so blühelant auf das Gebrett gestellt wurde. Und nicht lange danach trippelte der Bub dem jubelnd begrüßten Lichtchen bis zur Türe, dann bis auf die Straße und endlich bis oben an die Laterne entgegen. Gespannt sah er schon lange vorher am Fenster und wartete auf sein „Vaterlämpchen“. Sobald es erschien, zupfte und trieb er die Mutter, daß sie alles liegen und stehen lassen mußte, um mit ihm dem Vater entgegenzueilen.

„Vaterlämpchen, Vaterlämpchen!“ rief er schon von weitem und klatschte in die kleinen Hände.

Eines Abends blieb das Lämpchen aus. Vergeblich saß Karl hinter den Scheiben und wartete.

„Immer noch nicht?“

Die Mutter sah angstvoll auf die Uhr.

„Mein Vaterlämpchen!“ fing der Bub endlich zu jammern an und schlief unter dem Weinen am Fenster ein. Die Frau wollte ihrem Manne die Freude nicht verderben und hielt jagenden Herzens den Jungen an ihrer Brust. Minute auf Minute verrann; die Uhr schlug wieder und wieder... Schon war es ganz stille in der Straße. Endlich wurden ganz weit oben Stimmen laut, es mochte wohl an der Ecke sein, und sie legte den kleinen Schläfer auf das alte Sofa und starrte hinaus in die Nacht. In regelmäßigem Abstand kamen vier Lichtbündel die Straße herab... Sie atmete schwer, banger Ahnung voll... Die Männer trugen etwas Schwarzes, langsam, langsam... Da klammerten Funken vor ihren Augen und sie brach am Fenster zusammen. Die Männer kamen die Treppe hinauf; sie zögerten lange vor der Türe, traten aber doch endlich herein, Tränen in den Augen. Es dauerte indessen noch eine Weile, bis sie ein Wort über die bebenden Lippen brachten, sie zeigten nur immer nach der Türe. Erst als die Frau mit einem wilden Schrei ihren Jungen an sich riß und auf die Türe zueilte, kamen sie wieder zu Wort. Zwischen zwei Puffen sei er gekommen und erdrückt worden... Behutsam legten sie dann den toten Kammeraden in das Nebenzimmer und drückten sich leise zur Türe hinaus. Nur ein alter, weißbärtiger Bremser blieb und nahm den schreienden Knaben auf das Knie und schaukelte ihn und sumnte ihm heimlich vor, während die Mutter vor dem Bette ihres geliebten Mannes jammernd die Hände rang.

„Vaterlämpchen!“ bettelte der Junge und zeigte nach dem Fenster. Doch der alte Mann verstand ihn nicht; er zeigte in die Sterne und erzählte ihm vom Mond und von den Engeln, welche die Lichter dort oben in der Hand trügen...

Spät in der Nacht erst ging der Alte heim.

So war auch hier das Glück gewichen. Verlassen stand nun das „Vaterlämpchen“ auf dem Gebrett, täglich von liebender Hand gepußt wie früher. Auch saßen die beiden verlassenen Menschenkinder immer wieder um die gewohnte Feierabendzeit am Fenster, als erwarteten sie den Vater. Lämpchen wanderten wohl die Straße herunter; aber keines mit dem strahlenden, goldigen Glanze...

Er war also wirklich nicht mehr. — Tod. — Auguste schauerte zusammen und ihre Wimpern wurden tränenfeucht.

„Das Vaterlämpchen kommt nicht, Karle!“

Und der Kleine barg sein Haupt an ihrer weichen Brust und fuhr mit den Händchen durch die Augen und lachte, „Vaterlämpchen, kommen!“

Da erzählt sie ihm von dem lieben Toten, wie er nun im Himmel sei und Ruhe habe und herabschauen und sie beide wohl noch sehen könne. In dem kleinen Hirne dämmerten nun auch die Worte des Alten wieder auf. Lächelnd wies er mit der Hand nach einem gelbgelänzenden Sterne und jubelte: „Vaterlämpchen! — Mammale, dort dort!“

Das junge Weib herzte den klugen Jungen und sagte: „Ja, Karle, dort ist's Vaterlämpchen. Junge, Junge.“

Alle Abend lehrte so dort ein stilles, wehmütig-süßes Glück in der kleinen Stube ein. Wenn das „Vaterlämpchen“ am Himmel stand, stieg die Erinnerung auf und es war, als sei der Vater in dieser Stube gegenwärtig und lasse sich wie früher erzählen, was der Tag seinen Lieben gebracht habe. Und das „Vaterlämpchen“ war auch am Himmel das schönste und die Engel pußten es so fürsorglich, daß es sogar noch in die Träume dieser zwei Menschenkinder leuchtete...

Wißverstande.

Humoreske von B. Wimmerhoff.

Herr Peregrin Worm war heute schlechter Laune. Soeben hatte er gelesen, daß dem Herrn H., seinem ärgsten Feinde, ein Orden verliehen worden war.

Diesem albernen Fez, diesem Aufschneider aller schlimmster Sorte, diesem... Na, regen wir uns nicht weiter auf. Aber ärgern tut's einen doch, wenn man sieht, wie heute alles nach Schema „H“ gemacht wird, brummte Herr Worm vor sich hin, indem er mit seinem Brieföffner nervös in den Papieren kramte, die in genialer Unordnung auf dem Schreibtisch lagen.

Die Uhr zeigte zehn Minuten auf sechs, und obgleich Herr Worm im allgemeinen die Zeit viel zu schnell verging, war er doch heute froh, daß er nunmehr zu seinem Stammtisch gehen konnte, wo sich um diese Stunde seine Bekannten allmählich einfanden.

Sonst war er immer der letzte. Allerdings mächtigte er auch heute seine Schritte, um durch sein ungewohnt frühes Erscheinen nicht Grund zu allerhand Kombinationen zu geben.

Nur sein Freund Wolk sollte in die Sache eingeweiht werden, denn von ihm allein erhoffte der so schmerzlich in seinem Empfinden gekränkte am ehesten Trost und Rat.

Der war nun aber leichter erhofft, als gegeben. Nachdem Herr Worm seinem Freunde in einer verschwiegene Ecke die ganze endlose Vorgeschichte mit ihren kleinen und kleinsten Einzelheiten erzählt hatte, wobei der Zuhörer recht oft die Stirn in krause Falten gezogen hatte, was bei ihm immer als ein Zeichen lebhafter Teilnahme galt, hielt jener erwartungsvoll in seinem Redeschwall inne, um die Antwort zu hören.

„Ja, sieh' mal an, lieber Worm, das ist eine heikle Sache, die ein längeres Nachdenken erfordert. Erstensmal wirst du auf gewöhnlichem Wege wohl niemals zum Ziele kommen, denn dein Gegner ist eine bekannte Persönlichkeit im Parlament, die sehr leicht zum Hofe Zutritt hat, während du nur ein simpler Kaufmann...“

„Dein albernes Geschwätz kannst du dir jedenfalls sparen“, fuhr Herr Worm auf, der sich in der seiner tiefsten Ehre gekränkt fühlte. „Du gehörst also auch zu denen, die es als ein Verdienst ansehen, wenn man recht tiefe Bücklinge vor hochgestellten Persönlichkeiten machen kann. Entschuldige, daß ich mich an dir verlesen habe.“

„Aber doch nicht gleich so hitzig, lieber“

Worm. Ich hatte doch gar keinen bösen Hintergedanken, sondern wollte dir nur plausibel machen, daß man ohne Annäherung nichts erreichen kann. — Höre du, da kommt mir gerade ein famosere Gedanke. Kürzlich las ich nämlich in einer Zeitung, der man mit Recht intimere Beziehungen zum Hofe nachsagt, daß die Herzogin eine begeisterte Anhängerin der Amateurphotographie sei und mit ihren hübschen Aufnahmen schon wiederholt den Beifall der Allerhöchsten Herrschaften gefunden habe. Wie wär's wenn wir diese Tatsache zum Angelpunkt unseres Planes machten?"

"Wie so, ich verstehe nicht?"
"Paß' mal auf. Die Herzogin ist also eine begeisterte Jüngerin der zehnten Kunst. Hier kann ein Hebel angelegt werden. Die nötigen Kunstgriffe sind schnell gelernt, und es kommt einzig und allein darauf an, recht wirkungsvolle Landschaftsbilder ausfindig zu machen. Zum Beispiel würde man das hier ganz in der Nähe liegende Schloß der Herzogin von allen nur möglichen Seiten aufzunehmen haben. In einem hübschen Album vereinigt, läßt man dann die Bilder, begleitet von einem in Demut ersterbenden Schreiben an die hohe Frau abgehen. Geht dir jetzt ein kleines Licht auf?"

"Um, der Gedanke ist ja ganz gut, nur glaube ich nicht, daß meine zukünftige Sportkollegin so ohne weiteres erraten wird, was ich eigentlich will, um sich an allerhöchster Stelle dafür zu verwenden, daß mir eine Auszeichnung zuteil wird."

"Sei doch nicht so dumm. Selbstverständlich wirst du nicht gleich zum Ritter mehrerer Orden ernannt werden. Jedenfalls hast du aber schon Verbindungen mit dem Hof, und die Herzogin wird sicherlich nicht veräumen, die Allerhöchsten Herrschaften bei passender Gelegenheit auf dich aufmerksam zu machen. Wer weiß, was dabei herauskommt!"

"Also abgemacht, von morgen ab lege ich mich mit Eifer auf das neue Gebiet."

Damit war die bedeutungsvolle Diskussion beendet, und im Geiste sah Herr Worm seinen schönen Namen schon in allen Zeitungen prangen zum großen Aerger seines alten Widersachers.

* * *

In der Tat durchstreifte der Ordenssuchtliche in den nächsten Tagen die Gegend, um eine Menge pittoresker Landschaften auf der Platte festzuhalten. Unter Hinzuziehung eines Fachmannes wurden auch wirklich tadellose Bilder hergestellt, und nachdem die Schwarzweißbilder fein säuberlich zu einer Sammlung vereinigt worden waren, nahm das Werk seinen ahnungsvollen Weg zur Residenz.

Nicht lange darauf traf bei Herrn Worm ein mit dem bekannten Hoffiegel verschlossenes Schreiben ein. Hochenden Herzens öffnete der Empfänger das Schriftstück. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er lesen mußte, daß die Herzogin den Wert der Photographie wohl zu schätzen wisse und sich dazu verwandt habe, die Ernennung des Herrn Worm zum wohlbestallten — Hoffphotographen durchzubrüden.

Vor lauter Devotion hatte man nämlich ganz vergessen, in irgend einer geeigneten Weise mitzuteilen, worauf es dem Einsender eigentlich ankam, und so war denn das Mißverständnis leicht gegeben.

Ob Herr Worm schließlich doch noch zu seinem heiß ersehnten Orden gekommen ist — wer weiß.

Drei.

Novellistische Skizze von E. Halm.

Frau Spinne saß in ihrem Netz und gönnte sich Ruhe. Neugierig lugte sie aus ihrem dunkeln Winkel auf das Menschenkind herab, das sich heute gar so sonderbar benahm. —

Puben — ja das war nun mal die schwache Seite der Frauen. Das hat die kluge Spinne längst heraus. Sie wunderte sich garnicht weiter darüber. Aber heute war's schon etwas anderes mit der Dolly.

Das war ein Wenden, Drehen, Betupfen, Probieren. Der sonst so phlegmatische Mama Spinne ward ganz wirbelnd im Kopfe. Vor Verwunderung über das, was sie sah, erzitterte ihr ganzer feister Körper. Ihr glaubt mir nicht? Warum sollte eine Spinne sich nicht wundern können?

Hopp! sprang Mieke, die Hauskaze, der Mama Spinne durchaus nicht hold war, denn Mieke schnappte ihr die fetten Brummer gern vor der Nase weg, von der Fensterbank und schmiegte sich schnurrend in die Rockfalten der Herrin.

"Was Miek, sein bin ich, gelt?" frug die Dolly und wieder ärgerte sich die Spinne, denn mit ihr sprach kein Mensch und sie war von Natur neidisch.

"Miau", machte Miek.
"Gelt, so kann ich ihm wohl gefallen?"
"Miau", sagt Miek.
"Dummes Tier!" dachte die Spinne und umkreiste mit bösen Augen eine Fliege, die sich in ihrem Netz verfangen hatte, aber sie meinte die Kaze.

Mieke bekam einen zärtlichen Klapps, daß sie geschmeichelt schnurrte.

"Albernes Getu!" dachte die Spinne und begann sich ihr Opfer vorzunehmen, das sich gar kläglich wehrte.

Die Dolly aber sang und sprang durch's Zimmer und Mieke sprang mit und das Mädchen trillerte ein Lied: "Wie süß! wie süß ist reine, treue Liebe!"

"Dummes Geschöpf!" dachte die Spinne und beobachtete ihr zappelndes Opfer. "Schön fett! Aber störrisch. Na, sollst Dich schon geben. Jung und rund, ja aber mir sollst Du doch schon schmecken!"

Plumms! — Die Spinne hielt sich noch schnell an ihren Spinnfäden fest.

Wie ungeschickt doch die Menschen waren, gleich den ganzen Kählkasten hinzuwerfen. Ihr imponierte nur das Lautlose; darum sah sie sich Mieke auch immer mit einiger Scheu an.

"O weh, mein schöner Kasten entzwei! und er hat ihn mir doch geschüttelt."

"Ja, heul Du nur!" murzte die Spinne bei sich und beendete ihr leiseres Mal.

"Miek, Du hast schuld, Du böses Tier!" klapps, klapps; die Kaze sprang. "Miau! miau!" und krümmte den Buckel.

"Hi, hi" kicherte die Spinne in sich, "Da hast du's, dummes Tier; warum tust du auch den Menschen schön? Ich kümmer mich nicht um sie" und sie leckte sich die Lippen. Die Fliege hatte wirklich gut geschmeckt. Satt und saul hing sie in ihrem Netz und philosophierte schläfrig: "So sind die da unten nun. Regen sich um alles auf, um ein nichts. Ich glaube gar, die dumme Liese heult noch immer; als ob's um's Leben ginge um so einen dummen Kasten. Oder ist's um den Spiegel, der auch dabei entzwei ging? Natürlich, abergläubisch ist das Volk auch noch! Neulich sagte sie noch zur dicken Magd, dem alten Scheusal, das immer mit ihrem garstigen Besen hinter mir her ist: 'Rath, wirf mir den Spiegel nicht kaput. Er ist von meinem Bräutigam, und wenn er zerbricht, hab' ich 7 Jahre Unglück.' Komisch, ha, ha! Um was das Volk sich sorgt und quält. Und unsereins ist quietschfidel, wenn er satt ist und vor ihrem Besen und Wischlappen Ruhe hat."

Doch plötzlich riß sie die Neuglein auf, denn in's Zimmer trat ein junger Mann und Mama Spinne betrachtete ihn voll Mißtrauens. — Mieke sprang auf den Ofen. "Auch das noch!" dachte die Spinne, denn

ihr Netz hing gerade über dem Ofen und sie traute dem Katzenvieh nicht.

"Liebe, liebe Dolly, Du weinst?" Der junge Mann schloß das Mädchen in seine Arme.

"Sieh doch einer an!" wunderte sich die Spinne und ließ sich, alle Vorsicht verlassend, an einem Faden herab, denn die Neugier plagte sie sehr, war sie doch eben eine — Sie, und sie wollte gerne alles genauer sehen.

Schwapp hatten sie ein paar scharfe Krallen umspannt; schmerzhaft gruben sie sich ihr in den feisten Leib.

"Au, au!" schrie die Spinne, doch so leise, daß es nur die schwarze Mieke verstand, "ich tat Dir doch nichts; ich wollte nur sehen —"

Batsch hatte Mieke der Vorwärtigen den Garans gemacht. Dann dehnte sich schnurrend die Kaze auf dem warmen Ofen und blinzelte auf das Paar herab.

"Die küssen sich nun und ich kann zu sehen!" dachte sie neidisch, dann aber schnurrte sie vergnügt und philosophierte auch, denn das steck an: "Jedem das seine. Wenn's erst dunkel wird, besuch' ich meinen schönen, grauen Nachbarn, der hat Lebensart — hm — hm" und sie blinzelte eitel — selbstgefällig, denn sie war auch eine Sie.

Dolly aber saß auf des Liebsten Schoß und sagte gerade: "Nicht wahr und ich bin doch die Schönste, Beste, gelt Schay?"

"Miau" machte Miek und nahm sich vor, Nachbars Peter ganz die gleiche Frage zu stellen. "Miau."

Silberrätzel

1 2 3 ist ein holdes Kind.
Ich sah es heut im Garten.
Zur Laube eilt es geschwind,
1 1 3 zu erwarten.

Ein Sträußchen hat das Kind geflüßt,
Und als 1 1 gekommen,
Wußt' sie erst 2 3 und entzückt
Hat sie's dann angenommen.

Buchstabenrätzel

Mit S von einer großen Klasse
Besondere Spezies vor sich stellt,
Die in der Tonart ihrer Klasse
Sich macht vernehmbar in der Welt.

Doch wenn ein O das S ersetzte,
Welch eine Wandlung sich vollfährt!
Ein Dichter, den weit höher schätzte
Man seinerzeit als ihm gebührt.

Erscheint, und nach dreihundert Jahren
Wer gönnt's ihm nicht, doch wer versteht,
Daß solches auch einmal erfahren
In deutschen Landen ein Poet?

Rätzel

Die ersten liebten's Ganze
Mit wahrer Liebesglut,
Doch leider war denselben
Das ganze niemals gut.

Drum als sie sich erklärten
Da hatten sie kein Glück
Als Antwort gab das Ganze
Die letzte schnell zurück.

Dreifüßige Charade

Die Ersten sind durch Fleiß und Menschenhand
Und durch Verwandlung abgerungen der Natur,
Auf keiner reichen Tafel sind sie unbekannt,
Als Schmutz und auch im Handel nur! —
Die Dritte findest Du überall im Wege,
Du brauchst sie gar nicht erst zu suchen,
Geduldig nur bei Seit' sie schiebe, lege
Und sie zu meiden mußt Du nicht versuchen.
Das Ganze ist ein Name wohlbekannt
Der Dir als Dichter öfter wird genannt.

Auflösung aus voriger Nummer.

Silberrätzel: Dalmation, Einsidelei, Rosine, Samuel, Tadel, Anna, Rubin, Kerze, Ehrlichkeit, Jltis, Salzburg, Livoli, Achst, Morgenroth, Medoc, Alpenrose.

Der starke ist am mächtigsten allein



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 5-14. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ — „Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe: denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen: gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ — „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“ — „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Reinen nehmen und es euch verkünden.“

Nachklänge zum Osterfeste.

IV.

Der Heiland muß mit der menschlichen Schwäche der Jünger noch immer rechnen. Im obigen Evangelium gibt Er ihnen einen zarten Verweis ob ihrer Schwachheit und verweist sie auf die Geheimnisse Seines Erlösungswertes und auf die trostbringende Ankunft des hl. Geistes: „Ich gehe zu dem, der Mich gesandt hat, und niemand von euch fragt Mich: Wohin gehst Du? Sondern weil Ich euch dieses gesagt habe, erfüllt Traurigkeit euer Herz.“

Es ist, lieber Leser, als ob der Herr wehmütig ausriefe: „O meine lieben Jünger, wie seid ihr doch so egoistisch, so selbstüchtig, — ihr denkt nur an euch selbst und nicht an Mich! Es bekümmert euch nur, daß Ich euch verlassen muß; wohin Ich gehe und was aus Mir werde, bekümmert euch nicht! Wie kleinlich, wie niedrig gesinnt ist doch euer Herz; ihr hängt an Meiner leiblichen Gegenwart, weil sie euch wohltut; und ihr werdet ängstlich und betrübt, weil diese Meiner leibliche Gegenwart euch entzogen werden soll. Ihr seid noch immer so irdisch gesinnt, wie jene Volksmenge in der Wüste, welche Mich zum Könige machen wollte, weil Ich ihr Brot zur Sättigung gegeben hatte, und die betrübt war darüber, daß Ich Mich ihr entzog. O Meine lieben Jünger, wie wenig Einsicht und Begriff habt ihr noch immer von Meiner und von eurer Aufgabe! Wo ihr Himmelssehnsucht und apostolischen Entdrang haben solltet, da zeigt ihr euch ganz irdisch gesinnt, gelähmt, niedergeschlagen, da zeigt ihr euch kraftlos zur Arbeit wie zum Ertragen! Es ist darum an der Zeit, „daß Ich hingehe,“ damit ihr Meiner persönlichen Gegenwart entwöhnt und

mit der Geisteskraft erfüllt werdet, um nicht mehr feige, unmännliche Begleiter, sondern Meine heldenmütigen, tatkräftigen Apostel zu sein.“

kehren wir nun, lieber Leser, zu unserer längst abgebrochenen Betrachtung zurück! Als die Apostel am Abend des Auferstehungstages von ihrem göttlichen Meister das erhabene Amt empfangen, Sünden zu erlassen oder zu behalten, mit einer über Erde und Zeit hinausragenden Wirkung, da waren ihre Herzen wohl noch immer bang, aber auch gehoben: sie hatten sich beim Anblicke des auferstandenen Meisters einigermaßen erholt von dem schweren Drucke, der seit Seinem schrecklichen Kreuzestode auf ihren Gemütern gelastet, — nun aber fühlten sie schon wie eine heilige aber schwere Bürde die Sendung und Ausrüstung, die der Herr ihnen soeben anvertraut. Gestern noch und ehegestern, ja selbst heute waren sie so schwach und schwankend gewesen, — und nun, als ob niemals Einer aus ihnen sich untreu gezeigt hätte, schenkt ihnen der gütige Herr ein so unbegrenztes Vertrauen, erhebt Er sie zu einer so unaussprechlichen Würde und Gewalt, wie sie niemals vor ihnen ein Prophet noch ein Hohepriester des auserwählten Volkes besaßen!

Die Apostel werden hinfort diese Gewalt ausüben, die jede irdische Macht überragt; aber sie werden und sollen sie ausüben im Geiste der Demut und Erbarmung. Sie werden ihr heiliges Priesteramt in einem Glanze leuchten sehen, vor dem der Tempel mit seinem Opferdienste und Ceremoniell, vor dem das ganze alttestamentliche Priestertum erblassen muß; aber gerade als Amt der Barmherzigkeit, als Dienst des guten Hirten wird

Kirchenkalender.

- Sonntag, 10. Mai.** Vierter Sonntag nach Ostern. Antonius, Erzbischof † 459. Evangelium Johannes 16, 5-14. Epistel: Jakobus 1, 17-21.
- St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom guten Tode. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Andacht mit Predigt. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht.
 - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. An allen Wochentagen ist Abends $\frac{1}{8}$ Uhr Mariandacht.
 - Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Kinder der höheren Mädchenschule. Jeden Abend $6\frac{1}{4}$ Uhr Mariandacht.
 - St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
 - St. Paulus-Kirche: (Schillerstr.). Während des Monats Mai ist an den Wochentagen Abends 8 Uhr und an den Sonn- und Feiertagen Abends 6 Uhr Mariandacht.
- Montag, 11. Mai.** Ramertus, Erzbischof † 477.
- St. Andreas: Morgens $\frac{1}{10}$ Uhr Seelenamt für die verstorbenen der Bruderschaft.
- Dienstag, 12. Mai.** Pancratius, Martyrer † 106.
- Mittwoch, 13. Mai.** Servatius, Bischof † 384.
- Herz-Jesu-Kloster: (Mendelssohnstr.) Zweiter Josephsmittwoch. Morgens $\frac{1}{7}$ Uhr hl. Messe, Nachmittags 6 Uhr Andacht mit Segen.
- Donnerstag, 14. Mai.** Christian, Bischof.
- Freitag, 15. Mai.** Sophia, Jungfrau und Martyrin † 240.
- Samstag, 16. Mai.** Johannes von Nepomuk, Martyrer † 1383.

ihr erhabener Beruf im hellsten, reichsten Lichte glänzen. Sie sind nun von dem falschen Geiste geheilt, in welchem sie einst über die Sünder Feuer vom Himmel herabrufen wollten, — sie werden nunmehr „dem Volke verkünden, daß Christus, der Herr, als Richter gesetzt ist über die Lebendigen und die Toten, und daß — nach dem gemeinsamen Zeugnisse aller Propheten — durch Seinen Namen alle Menschen, die an Ihn glauben, Verzeihung der Sünden erlangen“ (Apostelgesch. 10, 42 f.).

Nicht umsonst, lieber Leser, sind also die Apostel in die Schule ihres göttlichen Meisters gegangen. Nicht nur hatten sie selbst von Ihm die Verzeihung ihrer Fehlritte, ihrer Untreue erhalten, — sie waren ja so oft Zeugen gewesen, wie Er in göttlichem Erbarmen zu Schuldigen gesprochen: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ Sie hatten so oft erfahren, wie Er auch die tiefst Gefallenen nicht verstoßen, wenn sie nur ihr Herz reuevoll der Gnade öffneten. Ueberdies hatte der Meister ihnen in der ersten Parabel „vom unbarmherzigen Knechte“ (Matth. 18.) klar und deutlich angekündigt, was derer wartet, die ohne Erbarmen sind, obwohl sie selbst Verzeihung gefunden. Nur in einem einzigen Falle wird die heilige Gewalt der Sündenvergebung einer unübersteiglichen Schranke gegenüberstehen: wenn der Heil. Geist für Sein Gnadenwirken Widerstand statt guten Willens und ein empfängliches Herz finden wird. Ist aber die Seele zugänglich für die Gnade, so soll sie selbst nach wiederholtem Falle auch wiederholte Verzeihung bei der göttlichen Barmherzigkeit finden. So entspricht es dem gnadenvollen Walten des Heil. Geistes, so entspricht es dem Charakter des Neuen Bundes, der ein Reich der Gnade und ein Bund der Versöhnung sein sollte.

Es ist klar, lieber Leser, daß der Strom dieser messianischen Gnade nicht schwächer werden kann durch die Länge der Zeit, — das göttliche Wirken kann ja durch keine Zeitdauer entkräftet werden. Die Jahrhunderte, ja, bereits die Jahrtausende bezeugen es, und die Ewigkeit wird es besiegeln, daß der Herr durch Seinen Heil. Geist in Seiner Kirche das Werk der Sündenvergebung und Heiligung mit göttlicher Macht und mit göttlicher Erbarmung und Liebe vollzieht.

So oft aber im Laufe der Zeiten — von den Tagen der Apostel bis zu jenem großen Gerichtstage — ein von der Sünde verwundetes, von der Schuld niedergebeugtes Menschenherz im frommen, vertrauensvollen Ausblick zu Demjenigen, der als Erlöser vom Himmel herabgekommen ist, in wahrer Neugesinnung und aufrichtigem, demütigem Bekenntnis Buße tut und im Sakramente der Buße, das der Herr dort im Abendmahlsstunde eingesetzt, die Losprechung empfängt und damit, nach dem Worte des Bölkerapostels, seine geistige „Auferstehung“ feiert: so oft erneuert sich auch der Triumph des auferstandenen Herrn und Heilandes!

S. Hässliche Menschen.

Von E. Solani.

Es ist wohl schwer zu sagen, wann ein Mensch schön, wann einer hässlich ist. Nicht der Geschmack des Einzelnen, wie der Allgemeinheit, nicht die Grundsätze der Aesthetik sind da bestimmend. Die Schönheit von heute übt morgen eine mindere Wirkung aus, nicht weil sie ihre Schönheit eingebüßt hat, nein weil die Gesetze, nach denen wir urteilen, in dauerndem Wechsel begriffen sind, weil der Geschmack sich ändert. Ja, der Geschmack ist sogar beeinflusst durch den Ort; was hier für schön gilt, ist's nicht anderswo, und zur selben Zeit und am selben Ort gilt den Einen schön, was die Andern mißachten.

Die Hindufräuen zeigen ihre Zähne glänzend

schwarz, um schön zu sein, während die Europäerinnen alles darauf verwenden, eine Reihe glänzend weißer Zähne zu haben. Die Chinesinnen verkrüppeln ihren Töchtern in zartester Jugend die Füße, weil sie Klumpfüße für eine besondere Schönheit halten. Und während heute eine schlanke Figur besonders schön erscheint, deren Taillenform sanft in den Unterkörper verlaufen, erschien vor dreißig Jahren eine Figur nur schön, wenn unter der kurz anschließenden engen Taille ein weitbauschiger, durch eine Krinoline kuppelartig geschwelter Unterbau saß. Man hatte sich an den Anblick dieses weitbauschigen Kleidungsstücks als unbedingtes Zubehör weiblicher Schönheit so gewöhnt, daß man es selbst nicht in altklassischen Rollen auf der Bühne missen wollte, und die Darstellerinnen der Iphigenie zum Beispiel erschienen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wie die Bilder aus jener Zeit beweisen, im hässlichen Keisrock.

Zimmerhin erscheint es für zwei Menschenklassen des weiblichen Geschlechts besonders mißlich, nicht die allgemeine Anerkennung der Schönheit zu besitzen, für die Prinzessinnen der Bühne und für die Fürstinnen von Geblüt. Die Bühnenkünstlerinnen, die uns auf den weltbedeutenden Brettern so oft darstellen sollen, wie sie der Gegenstand plötzlich erwachender Liebe ihrer Gegenspieler sind, haben es schwer, dies glaubhaft zu machen, wenn ihnen von Natur nicht die Reize besonderer Schönheit verliehen ward, und die Fürstinnen von Geblüt, auf die das Volk wie auf Menschen blickt, die vom Himmel besonders bevorzugt und begnadet sind, erscheinen dies denen, die aus der Ferne ihre in ihrem Wesen begründeten Vorzüge nicht wahrzunehmen vermögen, um so schwerer, wenn ihnen auch die äußerlichen Vorzüge der Schönheit zu teil geworden sind.

Indessen stehen wiederum diesen beiden Menschenklassen auch manche Hilfsmittel vor anderen Menschenkindern zu Gebote, ihren persönlichen Reizmitteln nachzuhelfen. Im Lampenlichte der Bühne, bei glücklichster Verwendung der Schminke und anderer Schönheitsmittel erschien manche Bühnenkünstlerin von vollendeter Schönheit, die in Wirklichkeit kaum hübsch zu nennen war, und insbesondere in Paris zum Beispiel treten berühmte Künstlerinnen, wie die Mars, die Dejazet und andere noch in hohen Jahren in jugendlichen Rollen auf und bezauberten die Pariser durch die Jugendlichkeit ihrer Erscheinung.

Und ebenso wie die Bühnenbeleuchtung verschönend und verjüngend wirkt, so übt auch der Glanz, der die Fürsten umgibt, auf diejenigen, die ihm im Allgemeinen fern stehen, einen verschönenden Zauber aus, und auch den Fürstinnen von Geblüt stehen reiche Hilfsmittel zur Verschönerung zu Gebote durch die Pracht der Toilette, durch den Gebrauch von eigentlichen Verschönerungsmitteln, welche die bürgerliche Moral als unsolide von sich weist, und durch den sonstigen Glanz, der Fürstlichkeiten umgiebt und der Allem etwas Majestätisches verleiht.

Fürstinnen, die häßlich erscheinen, gibt es daher höchst selten, und wenn man so oft von der Unnut und Lieblichkeit von Fürstinnen liest, die auf Portraits keineswegs hübsch aussehen, so braucht man deswegen keineswegs zu glauben, daß Byzantinismus die Feder des Schilderers geführt hat. Von häßlichen Fürstinnen liest man daher im allgemeinen selten. In Haackländer's sehr interessanten Lebenserinnerungen „Der Roman meines Lebens“ ist von einer solchen Fürstin die Rede, freilich von einer Fürstin, die Haackländer erst in ihren späteren Lebensjahren kennen lernte, als sie bereits über die Fünfzig hinaus war, die Erzherzogin Maria Luise, die zweite Gemahlin Napoleons des Ersten, die damals, 1843, in Parma residierte. „Selten habe ich“, so erzählt Haackländer, „eine Dame von größerer Häßlichkeit gesehen; zu jener Zeit erst 54

Jahre alt, war ihre hohe Figur von einer unbeschreiblichen Magerkeit, die Züge schlaf und tief gefurcht, die großen etwas geröteten Augen müde blickend, der fast zahnlöse Mund durch die stark herabhängende habsburgische Unterlippe noch mehr entstellt, kurz, keine Spur mehr von jener lieblichen österreichischen Prinzessin, von der Napoleon nach seinem Hochzeitstage zu einem Vertrauten sagte: „Sie ist reizend und frisch wie Rosen.“

Auch die Herzogin Marie Karoline von Berry, die Schwiegertochter Karl's X. von Frankreich und Mutter des Grafen von Chambord, auf den als den letzten seines Geschlechts die Anhänger der Bourbonen ihre Hoffnungen setzten, war eine häßliche Frau. „Mehr anmutig als schön, gefiel sie durch den sanften Ausdruck ihres Gesichts“, heißt es in einem Bericht, der vom Einzuge der Prinzessin, einer Tochter des Königs Franz I. von Neapel, als Braut in Frankreich handelt, und diese Bezeichnungen klingen schon im Munde eines galanten Franzosen, der über den Einzug seiner künftigen Fürstin berichtet, nicht eben sonderlich verheißungsvoll. Der Mangel äußerer Schönheit mag wohl in diesem Falle auf eine Vernachlässigung in der Erziehung zurückzuführen sein. Ihre Mutter war frühzeitig gestorben, und die Prinzessin war sich in ihrer Jugend vollständig selbst überlassen, ein Fehler, der wohl bei der späteren recht romantischen Lebensführung der Fürstin als Milderungsgrund zu beachten ist.

Auf eine sehr seltene Weise wurde dieser Fürstin ein Mangel äußerer Reize zum Bewußtsein gebracht. Sie war vor der Ermordung ihres Gemahls im Jahre 1820 durch Dowlé der erklärte Liebling der Franzosen, weil sich auf sie vor allem die Hoffnungen auf Erhaltung der Dynastie vereinigten. Daher genoß sie viel Popularität, und wer einen Wunsch hatte, richtete eine Bittschrift an sie. Dies geschah besonders in der Stadt Dieppe, wo die Herzogin einen großen Teil des Sommers zuzubringen pflegte. Hier begegnete ihr, als sie einmal ohne Begleitung am Strande spazieren ging, ein Fischer, der bekümmert da stand, und den sie deshalb nach der Ursache seines Kummers befragte. Er erzählte ihr, er habe eine Bittschrift, die er der Herzogin von Berry übergeben möchte, doch wisse er nicht, wie das anzufangen sei. „Haben Sie denn die Herzogin jemals gesehen?“ fragte sie.

„Nein“, gab der Fischer zur Antwort, „aber man hat mir gesagt, sie wäre sehr häßlich!“

„Geben Sie mir die Bittschrift“, sagte die Herzogin, „ich werde sie der Herzogin selbst überreichen!“

Der Fischer war froh, auf so einfache Art seine Bittschrift los geworden zu sein, und noch froher, als er wenige Tage darauf nach der Villa der Herzogin geschieden wurde. Wie groß aber war seine Verwunderung, als die Fürstin eintrat, und er in ihr die Dame erkannte, der er das Schreiben übergeben hatte. Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, doch Marie Karoline unterbrach ihn lächelnd mit den Worten: „Ihre Bitte ist gewährt. Und wenn die Leute hinfort wieder erzählen, daß die Herzogin von Berry ein häßliches Gesicht hätte, so fügen Sie hinzu: sie hat aber dafür ein gutes Herz!“

Eine Fürstin, die selbst wußte, daß sie nicht schön sei und nicht selten sogar ihre eigene Häßlichkeit verspottete, war die berühmte Liselotte, die Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche eine geschichtliche Bedeutung als Mutter des Regenten von Orléans hatte, der Frankreich während der Unmündigkeit Ludwigs XV. regierte. Sie gab wenig auf Toilette, soll sogar einige Male in Männerkleidung erschienen sein und äußerte sich selbst brieflich über ihr Aussehen und ihre Manieren: „Von meiner frühesten Jugend an wußte ich, wie gewöhnlich mein Aussehen war, und ich liebte es nicht, daß die Leute mich aufmerksam ansahen. Ich gab niemals etwas auf Toilette,

denn Diamanten und Fuß hätten sicherlich die Aufmerksamkeit erregt. Eines Tages lachte die Gräfin Soissons herzlich über mich. Sie fragte mich nämlich, warum ich niemals den Kopf wendete, wenn ich beim Spiegel vorbeiging, wie jede Andere es tat. Ich antwortete: „Weil ich zu viel Eingenliebe habe, um den Aublick meiner eigenen Häßlichkeit zu ertragen.“ Ich muß in meiner Jugend sehr häßlich gewesen sein, ich hatte kleine, zwinkernde Augen, eine kurze Stupsnase und lange dicke Lippen. Meine ganze Physiognomie war durchaus nicht anziehend. Mein Gesicht war breit, mit dicken Backen, und meine Figur war klein und unterseht, kurz ich war eine sehr häßliche Person. Wenn ich nicht so gute Sinnenart gehabt hätte, würde Niemand mich ertragen haben. Vielleicht gab es auf der ganzen Erde nicht ein zweites Paar so häßlicher Hände, wie ich sie hatte. Der König sagte mir das oft und brachte mich dadurch zum Lachen, denn ich war mir meiner großen Häßlichkeit ganz bewußt und entschloß, immer zuerst darüber zu lachen. Das gelang mir sehr gut, obgleich ich gestehen muß, daß es mir häufig Anlaß zum Lachen gab. Was mich überraschte, war, daß irgend Jemand sich in mich verlieben konnte. Ich war offenbar die häßlichste Frau am französischen Hofe, und doch war ich erst neunzehn Jahre bei meiner Heirat alt! Ich fragte meinen Gatten oft, ob meine Blicke ihn nicht abstießen, und was er in mir sah, um sich in mich zu verlieben. Auf meine Frage habe ich nie eine befriedigende Antwort erhalten, aber es scheint mir, daß andere Eigenschaften trotz mangelnder Schönheit ihn angezogen haben.“

Bei einem Manne ist im Allgemeinen die Häßlichkeit nicht in dem Maße auffallend, wie bei einer Frau, und während wir es bei der Frau gern verzeihen, wenn sie ihre äußeren Reize in eine möglich günstige Beleuchtung rückt, finden wir das bei einem Manne lächerlich und unmännlich. Daß bei einem Manne das Fehlen äußerer Reize irgendwelchen Einfluß auf seine Lebensführung hätte, kommt wohl auch höchst selten vor. Ein recht drastischer Fall dieser Art ereignete sich vor ein paar Jahren in Nimes. Dort wurde ein starkgewachsener junger Mann wegen abschreckender Häßlichkeit von der Ansehungs-Kommission als dienstuntauglich bezeichnet. Der junge Mann soll allerdings ein phänomenal mißgebildetes Gesicht gehabt haben, und der Präsident der Kommission, ein General, erklärte, daß Offiziere und Soldaten des Regiments, in das man den armen Kerl stecken würde, sich bei seinem Aublick vor Lachen nicht würden halten können, wodurch die Disziplin Eintrag erleiden müßte. Es kam zu einer langen Erwiderung, ob das auch wirklich als Militärbefreiungsgrund gelten könne, was schließlich bejaht wurde.

Vivat Akademia.

Skizze aus dem Studentenleben v. Werner Zann.

Er sah recht begossen aus! Ach Gott, er war ja auch noch so jung — achtzehn Jahre erst — und schon hatte er die Maturitätsprüfung hinter sich. Als malus war er heute früh in die Munsenstadt eingezogen, mittags war der Akt der Immatrikulation vor sich gegangen — und danach hatte ihm das Mittagessen garnicht schmecken wollen. Im Wirtshaus — brrr!

Und er kam doch eben von zu Hause, wo man auf ihn, den Stolz der Familie, die möglichste Rücksicht genommen hatte. Er war ja kein Mutterjöhnchen gewesen — bewahre, das nicht. Ein flotter Turner, Schwimmer und Reiter — aber er war nun eben der Stolz der Familie auch schon, weil er der einzige Junge war, und alle, auch die ältere Schwester, hatten auf ihn Rücksicht genommen.

Nun gar noch vor zwei Monaten, da er mitten im Examen steckte und wirklich recht, recht abgesspannt war. Auf den Zehen war man umher gegangen, wenn er zu Hause war und sogar der strenge Papa Amtsgerichtsrat hatte die weitgehendste Rücksicht walten lassen, wenn Ulrich zu Hause war.

Wahrlich, er hatte den Seinen Ehre gemacht! Kein Musterknabe zwar, aber glänzend begabt und fleißig und von eiserner Ausdauer. Daß er dabei öfter über die Stränge schlug, nahm man ihm nicht übel, denn im Grunde seines Herzens war er ein guter Junge.

Nun aber kamen die Folgen davon, daß er doch nur immer ein Mutterjöhnchen gewesen, niemals aus dem Elternhause herausgekommen war. Er saß in der Ecke des Sophas in seinem möblierten Zimmer und schaute durchs Fenster auf die noch kahlen Weinberge und den fern grau drein blickenden laublosen Wald.

Das alles war so fremd — so — naß so kalt — kein Wunder, es war ja auch ein grauer Tag heute und die Sonne von Franken lachte ja noch nicht golden und warm über Hügel und Tal — sonst geht einem da von selber das Herz auf und stände man mutterseelen allein auf der Welt!

Es klopfte, auf sein kleinlautes „Herein“ trat die Wirtin ins Zimmer. Mit wohlwollender, fast mütterlicher Miene betrachtete sie den jungen Mann und schob ihre runde Person etwas näher an das Sofa heran.

„Kann ich dem Herrn Doktor mit etwas dienen?“

Er sieht sie verstört an, zwei große Tränen laufen ihm über die Backen, er schämt sich ihrer nicht einmal, so geknickt ist er. Und nicht einmal der „Doktor“ schmeichelt ihm.

„Ich bin ja gar nicht Doktor“, sagte er mit umflorter Stimme, „ich bin —“

„Lassen Sie nur, Herr Doktor, in einer Universitätsstadt ist das halt nit anders,“ belehrt sie milde, „und lassen Sie auch den Kopf nicht hängen. Das vergeht wieder — so machen sie's alle in der ersten Zeit, die jungen Herren Doktoren, mir können Sie's glauben — ich vermiete seit zehn Jahren und fast immer habe ich junge Herren, die frisch vom Pennal kommen. Sie ziehen erst aus, wenn sie eine andere Universität beziehen — Sie sind ja auch auf diese Weise zu der Wohnung gekommen. Ja — was ich sagen wollte — das gibt sich alles, wenn Sie erst Freunde haben. Ja — also kann ich Ihnen noch mit etwas dienen?“

„Nein, ich danke, Frau Wipplinger!“ sagte er tonlos.

„Nun, dann nichts für ungut!“ sagte sie, nickt wohlwollend und geht hinaus. „Mutterjöhnchen,“ sagte sie draußen lächelnd, „na — wird schon vorübergehen.“

Er drinnen versinkt wieder in seine schwer-mühtigen Gedanken. Nach einer Viertelstunde ertönt die Korridorischele. Er fährt zusammen — draußen Stimmen, ohne selbst zu wissen warum, springt er auf, tritt vor den Spiegel, ordnet Haar und Kravatte und fährt sich mit dem feuchten Zipfel seines Taschentuches über die Augen. Da steht auch schon die Wirtin im Zimmer, hält drei Karten in der Hand und spricht:

„Herr Doktor, draußen sind drei Herren Doktoren, die Sie zu sprechen wünschen. Darf ich sie herein lassen?“

Er nimmt ihr die Karten aus der Hand und legt sie auf den Tisch, ohne sie anzusehen.

„Ja, ja, Frau Wipplinger,“ sagte er hastig, „lassen Sie die Herren eintreten, aber bitte, sehen Sie mich noch einmal an! Sieht man, daß ich geweint habe? Ist mein Anzug in Ordnung? Ist mein Haar nicht zu wüst?“

Sie mustert ihn mit einem schnellen, prüfenden Blick und sagte dann:

„Alles in Ordnung Herr Doktor!“

Sie verschwindet und im nächsten Augenblick treten drei hübsche Männer ein, die dunkel-roten Mützen mit den schwarz-goldenen Streifen in der Hand, die dunkelrot-gold-schwarzen Bänder über der Brust.

„Verzeihung, wenn wir stören: Mein Name ist Lührs, Burschenschaft „Arminia.“

„Kunze mein Name, ebenfalls Arminia.“

„Flwers — Arminia.“

Der junge Student verbeugte sich dreimal und sagte dreimal: „Großmann“. Und dann:

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?“

Nachdem man der freundlichen Beizung gefolgt ist, beginnt der erste wieder:

„Herr Großmann, was uns herführt, können Sie sich vielleicht denken. Wir haben gehört, daß Sie heute immatrikuliert worden sind und möchten uns die Frage erlauben, ob Sie nicht aktiv werden wollen?“

Nun aber ist der junge Student sehr verlegen und wird tiefrot.

„Ja — meine Herren — das tut mir wahrhaftig — sehr leid — allein — ja — aktiv will ich wohl werden — allein — ich — nehmen Sie es nicht übel — mein Vater will — ich soll Korpsstudent werden, wie er es auch gewesen ist.“

Die drei machen lange Gesichter, tauschen dann einen Blick des Einverständnisses und erheben sich.

„Es tut uns unendlich leid, Herr Großmann“, sagte Lührs, „wir hätten Sie gern zu den unserigen gezählt. Allein, wenn Ihr alter Herr auch Akademiker ist und seine Wünsche schon geäußert hat, dann ist freilich nichts zu machen. Somit verzeihen Sie, wenn wir gestört haben. Adieu! Adieu!“

Als sie heraus sind, sinkt Großmann mit einem Seufzer auf das Sofa zurück und auf seiner Stirn steht der Schweiß. Aber das war nur der Anfang. Es kamen nach fünf Minuten die Cimbern, dann die Salier, nach ihnen die Marcomannen und endlich die Ahenanen. Letztere sind aber auch Korps und so muß er ihnen denn sagen, daß er nach des Vaters Willen Guesstphale werden soll, bei denen sein Vater alter Herr ist.

Endlich sind diese auch da, die erfekten weißen Stürmer mit dem grün-schwarzen Streifen. Die Sache ist in kurzem erledigt und man nimmt ihn gleich mit in die Kneipe. Dort schenkt ihm sein Leibalter einen Bierzipfel, man gibt ihm das grünweiße Band des Fuchses und den weißen Stürmer mit grünem Bande. Und man trinkt ihm zu, man schließt Bruderschaft — und als er am Abend nach Hause kommt, da hat er seinen schönsten Kaufsch. Am nächsten Morgen Vater — aber da holen ihn die Kommilitonen aus dem Bette zum Katerdummel, dann zum Fröh-schoppen, von da zu Tisch, dann zur E-kneipe, dann zum Dummel — et cetera cum gratia in infinitum.

Geweint hat er nicht mehr, wie seine kundige Wirtin es ihm prophezeit hatte — er hatte keine Zeit mehr dazu!

„Schotten dacht“.

Marineskizze von Holm Petersen.

Wer es nicht gesehen, kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wie der Ruf „Schotten dacht“, mit den ihm vorausgegangenen, in Gruppen von 4 kurz aufeinanderfolgenden Glockenschlägen, Leben und Bewegung unter die exerzierende oder ruhende Mannschaft eines Kriegsschiffes bringt. Wie der Wind fliegen Offiziere und Mannschaften auf ihre bei der Rollenverteilung erhaltenen Posten. Es gilt das led gewordene Schiff über Wasser zu halten, sobald dieses Kommando ertönt. Die Pumpen werden runtergeschlagen und die wasserdichten Schotten geschlossen. Lange genug werden diese Manöver auf einem Kriegsschiffe geübt. Jeder Mann hat bestimmte Schotten zu schließen

und darf sich von seinem Blase nicht weg-
rühren. Schnelligkeit und zuverlässiges Schlie-
ßen sind hierbei die Hauptsache. Eine Nach-
lässigkeit kann ihm leicht im Ernstfalle einen
frühen Tod bereiten, wogegen er beim Exer-
zieren nach oftmaligem Monieren auf „Lat-
ten“ geschickt wird, um hier über die Aus-
übung eines sicheren Verschließens nachzuden-
ken. Wie gut sich diese Einrichtungen in der
Kriegsmarine bewährten, ist schon oft gezeigt
worden.

Auch wir auf einer deutschen Fregatte der
Kaiserl. Marine sollten bald einmal mit
diesem Manöver ernst machen. Es mußte
„stutchen“ falls es mal ernst werden sollte.
Zwei Tage in der Woche wird Rollenerzie-
ren geübt, wozu „Mar Schiff“, „Schotten
dicht“, „Feuerlarm“ und „Alle Mann aus
dem Schiff“ oder auch „Bootsrolle“ genannt,
gehören. Bei „Schotten dicht“ muß es aber
ganz besonders klappen, denn sonst wird es
wieder und immer noch einmal wiederholt.

Es war im Herbst des Jahres 1898. Die
meisten der Schulschiffe hatten schon ihre
Ankerplätze verlassen, um die Schulreisen an-
zutreten. Nur auf S. M. S. Moltke wollte
man noch immer nicht daran denken. Sie
war eine der Letzten, die in diesem Jahre
von Kiel aufbrach. Man mußte es der Fre-
gatte lassen, sie war ein schönes Schiff.
Peinlichste Sauberkeit, ein Charakterzug der
deutschen Marine, war äußerlich und inner-
lich am Schiffe zu bemerken. Von der schon
blendend weißen Außenbordfarbe strachen
noch die blank gepugten Rundpfropfen der
vier 21 cm ab, in denen die Herbstsonne sich
spiegelte. Das Ober- wie Batteriedeck waren
schneeweiß. Am Samstag hatte es zum let-
ten Male vor der Ausreise noch mit Sand
und Steinen geschnürt werden müssen, denn
am Tage vor dem Antritt der Reise war die
Moltke erst noch einmal inspiziert worden
und dabei durfte ja kein Stelchen schmutzig
gefunden werden. War das Deck erst rein,
so ließ es sich auch längere Zeit sauber hal-
ten. Der Tag der Ausreise war gekommen
und zum letzten Male hatte man noch einmal
gründlich „Rein Schiff“ gemacht und dem
Schiffe das Feiertagskleid angezogen. Noch
herrschte allgemeine Stille an Deck. Die
Postordnung war noch an Land und der
Dingigast mit seinem kleinen Boote lag an
der Bellevuebrücke in Kiel, um den Saun-
fellen sofort an Bord zu rudern. Der Kom-
mandant wurde schon ungeduldig, denn der
Befehl war da, daß die Moltke um 4 Uhr
Nachmittags den Hafen zu verlassen habe.
Endlich wurde die Ordnung sichtbar. Schnell
stieg sie in das wartende Boot und flugs
wurde dieses zum Schiffe gerudert. Bald war
das Boot eingesetzt und alles Uebrige erle-
digt. Von der Boje wurde losgeworfen und
die Moltke dampfte der Kanalmitzung auf
Holtenu zu. Des Abends spät erreichte sie
Brunsbüttel, blieb die Nacht noch hier lie-
gen und ging am andern Morgen in See.

Mehrere Tage war S. M. S. Moltke schon
auf der Nordsee, tagsüber unter Segel und
Nachts unter Dampf, als sie von dichtem
Rebel überrascht wurde. Die Steuerbord-
wache schlief in ihren Hängematten und ruhte
von dem Segelerzieren, welches an diesem
Tage gerade etwas scharf gewesen war, aus.

Der Mann auf der Back, auf See „Aus-
guck“ genannt, stand auf seinem bei Rebel
recht verantwortlichen Posten, ihm zur Seite
ein Schiffsjunge, der von dem Matrosen auf
die Verantwortlichkeit eines solchen Postens
aufmerksam gemacht wurde. Um sich vor
der feuchtkalten Luft zu schützen, hatten beide
die Krage ihrer kurzen Ueberzieher hochge-
schlagen.

„Still!“ raunte der Matrose dem Jungen
zu, „hörst Du etwas?“ „Mir war's, als hätte
ich in der Ferne eine Dampfpfeife ver-
nommen.“

„Rein, ich höre nichts“, antwortete der
Junge.

Beide lauschten jetzt, sie wußten, daß ein
im Rebel fahrender Dampfer sich alle 3 Mi-

nuten durch pfeifen, ein Segler mit einem
Rebelhorn bemerkbar machen mußte. Eben
ertönte das eigene Signal und beide hielten
sich dabei die Ohren zu, da der Schall der
Sirene ihnen durch Mark und Bein drang.
Gleich dahinter tönte auch das mit der Glocke
gegebene Zeitsignal „4 Glas“ und „auf der
Back ist alles wohl, Laterne brennt!“ ertönte
es aus dem Munde des wachhabenden Ma-
trofen in singendem Tone.

Nun war wieder alles still, — unheimlich
still, nur das Stampfen der Maschine ver-
nahm man von achtern her. Plötzlich ertönte
in nicht allzuweiter Ferne eine Dampfpfeife,
diesmal von den beiden Wächtern deutlich
vernommen, welche dann auch gleich den
wachhabenden Offizier davon in Kenntnis
setzten. Dieser befahl absolute Ruhe, um das
Signal des andern Schiffes deutlich hören zu
können, bald merkte er, daß es ein Dampf-
schiff sein mußte und auf jedes, von diesem
gegebene Signal giebt auch er ein Gegen-
signal. Der Matrose merkte, daß der Schall
näher und näher kam, und wie leicht zwei
Schiffe in diesem Rebel zusammenlaufen könn-
ten, war ihm nur zu gut bekannt, denn schon
lange Jahre vorher hatte er sich dem See-
mannsberufe gewidmet und dieser Rebel war
so dicht, daß man im wahren Sinne des Wortes
nicht die Hand vor Augen sehen konnte.
Die Moltke hatte ihre Fahrgeschwindigkeit,
sich dem allgemeinen Seegejehe beugend, schon
lange vermindert. Langsam glitt der kolossale
Schiffskörper durch die nur leicht bewegte
See. Der Matrose horchte, ganz in der Nähe
hatte er eben den Schall vernommen. —

Plötzlich ein Brechen und Knacken und,
auf einmal ein kleiner Ruck und an der
Steuerbordseite sah er eine kleine Yacht längs-
gleiten. Wie der Bly war er an der Glocke
unter dem Bootsdeck und schlug das eben von
dem wachhabenden Offizier erschallte Kom-
mando „Schotten dicht“.

Das war ein Leben in der Batterie und
im Zwischendeck. In Unterhosen und Hemd
liefen die aus dem Schlafe geschreckten um-
her, um auf ihre Stationen zu gelangen.
Man wußte jetzt, daß es ernst war und da-
her war doppelt Vorsicht nötig, denn viele
Menschen konnten bei der kleinsten Nachlässig-
keit zugrunde gehen. Bald war auch der erste
Offizier erschienen. Nur mit seinem Wacht-
mantel bekleidet, durchsuchte er die unter der
Wasserlinie liegenden Schiffsräume, um zu
dem etwaigen Lecke zu gelangen. Nichts war
zu finden, denn die kleine Yacht konnte dem
stark gebauten Schiffe nichts anhaben. Schnell
überzeugten sich nun noch die Offiziere von
dem Verschluß der Schotten und alles in
bester Ordnung findend, meldeten sie diesen
Zatbestand dem ersten Offizier, der ihnen
dann den Sachverhalt erzählte und befahl,
die Leute wieder abtreten zu lassen. An Deck
angelangt, fanden wir 4 in einem fremd-
artigen Kostüm gekleidete, teilweise halb
nackte Personen vor. Als die Leute des kol-
lidierenden Schiffes nämlich den Anprall ge-
merkt hatten und das große Kriegsschiff in
so großer Nähe sahen, sprangen sie in die un-
teren Wanken der Moltke und kletterten an
Deck derselben, ihr Schiff im Stiche lassend.
Sie waren der Meinung, daß das kleine
Schiff sinken würde und hier waren sie ja ge-
borgen.

Als der Kommandant der Fregatte diese
Leute sah und aus ihrem Munde die schwere
Beschädigung der Yacht vernahm, ließ er so-
gleich den elektrischen Scheinwerfer anstellen
und suchte, mit dem Lichte den Rebel durch-
dringend, das kollidierende Schiff zu finden.
Bald war es aufgefunden. Der Kutter wurde
klar gepfeifen und in wenigen Minuten war
das Boot bemannt. Die fremden Leute muß-
ten mit nach ihrem Schiffe fahren und ein
das Boot führender Offizier den Zatbestand
an Bord der Yacht mit dessen Kapitän auf-
nehmen. Hier angelangt, bemerkte der Offi-
zier, daß auch dieses Schiff nur über der
Wasserlinie gelitten und keine Gefahr für die
Weiterfahrt vorhanden war. Schnell war der

Name des Schiffes festgestellt, ein Protokoll
aufgenommen, von Beteiligten und Zeugen
unterzeichnet und zurück ging es an Bord der
Fregatte, welche, nachdem der Kutter gehißt,
seine Fahrt nach Plymouth, dem ersten auf
seiner Reise anzulauenden Hafen, fortsetzte.
„Ruhe im Schiff!“

Scherzrätsel.

Bald geh' ich auf die Straße,
Bald geh' ich auch in's Zimmer.
Doch komm ich nie vom Flecke,
Denn — gehen kann ich nimmer.

Ich habe auch noch Flügel;
Die nie zum Flug sich regen;
Nur wenn's erlaubt mein Hüter,
Dann darf ich sie bewegen.

Rätsel.

Im Singular in Fischers Hand,
Bringt oftmals es Gewinn,
Im Plural eilt durchs Preußenland
Es als ein Fluß dahin.

Worträtsel.

Den rechten Eins wird stets vor sich,
Ein rechter Zweit' und Dritter sehn.
Doch wo der schlechte Ganze fehlt
Wird oft man in die Irre gehn.

Buchstabenrätsel.

Mit „i“ in heller Strahlenpracht
Erblickst du mich bei Tag und Nacht
Am weiten Himmelsbogen. —
Unhaltbar, wie die Zeit verfließt,
Bin ich mit „e“, wenn du dies ließt,
Bereits vorbeigezogen.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 2 7 lustige Zeit im Jahre,
2 4 4 2 weiblicher Borneame,
3 5 1 2 Fluß im Österr. Kütenland,
4 2 3 3 5 4 was die Menschen nicht sein sollen,
5 7 7 5 altes Längenmaß,
6 2 2 7 Fluß in Südafrika,
2 7 7 5 3 Nebenfluß der Weser,
7 5 4 2 Sibirischer Strom.

Dreißilbige Charade.

Nach dem Ersten wech eitles Sehnen und Ringen.
Als könnt's allein das Glück uns bringen.
Es lockt mit sinnbethörendem Glanze,
Und Viele wurden drum das Ganze;
Sie wühlten und gruben in fernem Landen
Bis sie statt des Ersten die Letzten fanden

Wechselrätsel.

Sag' mir was ist das für ein Mann
Den Du seht jederzeit
Auf jeder Straße treffen kannst
Voll Mut und Schneidigkeit?

Nimm' ihm den Kopf — es tut nicht weh! —
So schwingt er, wunderbar,
Sich stolzen Fluges in die Höh'
Mit seinem Flügelpaar.

Anagramm.

Wenn ihr die Zeichen recht verschiebt,
Die Rhein und Spree enthalten,
So wird ein Blümchen, allbeliebt,
Aus ihnen sich gestalten.

Im Frühling könnt ihr auf der Au,
Von Grün umrahmt, es schauen;
Gold leuchtet seiner Sterne Blau,
Die Augen schöner Frauen.

Wer sich das Wort in andrem Sinn,
Erringt beim Wettbewerbe,
Dem gilt's als höherer Gewinn,
Als unberhofftes Erbe.

Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silberrätsel: Marichen.
Buchstabenrätsel: Spix — Opix.
Rätsel: Leo, Leonie, Lie.
Dreißilbige Charade: Silberstein.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euere Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „In jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

Nachkänge zum Osterfeste.

V.

Die Worte unseres göttlichen Herrn, lieber Leser, nehmen wir voll Ehrfurcht an und glauben an sie im tiefsten Innern unseres Herzens, — und doch! Wir sehen jahraus jahrein, wie die Menschenkinder oft und oft, und zwar mit Demut und Gottvertrauen, um allerlei bitten, was sie nicht erhalten! Die Landleute beten um eine gesegnete Ernte, und es geht ein Hagelschlag hernieder und vernichtet in wenigen Minuten die Hoffnung der Ärmsten. Hier bittet eine Mutter flehentlich um die Erhaltung ihres erkrankten einzigen Kindes, und nach wenigen Tagen wird ihr Liebling durch den Tod ihr entrissen. Ein frommer, fleißiger Student bittet um guten Erfolg beim bevorstehenden Examen, und er fällt jämmerlich durch. Doch wozu noch mehr Beispiele anzählen, an denen das tägliche Leben ja so reich ist! Und dennoch müssen diese trübseligen Erfahrungen unseres irdischen Lebens in Einklang zu bringen sein mit dem Worte des Herrn: „Alles, was ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben!“ — Das Dunkel steigert sich noch ganz erheblich, lieber Leser, wenn wir uns an das eigene Gebet Jesu im Garten Gethsemani erinnern; dort steht Er in einer Todesangst, die Ihm blutigen Schweiß auspreßt, also zum himmlischen Vater: „Vater, wenn es möglich ist, so nimm diesen Kelch von Mir!“ Der Vater aber nahm den Kelch des Leidens nicht von Ihm: Er mußte ihn trinken.

Bersuchen wir also die Lösung! Bei jeder Bitte, die wir an den lieben Gott richten

können, sind zwei Dinge zu unterscheiden: zunächst der Gegenstand der Bitte, dann die Mittel, ihn zu erreichen — oder um es deutlicher zu sagen: es muß unterschieden werden zwischen dem Ziel, das wir erreichen wollen, und dem Wege, auf dem wir es erreichen können. Das oberste und letzte Ziel all unserer Bitten aber ist die Ehre Gottes und das Heil unserer Seele. Insofern nun unsere Bitten direkt auf dieses Endziel gerichtet sind, werden sie immer und allzeit auch von Gott erhört, — insofern unsere Bitten aber auf die Mittel zu diesem Ziele gehen, werden sie nur dann erhört, wenn die erbetenen Mittel die richtigen Mittel sind, die zum Ziele führen. Dieses Letztere aber zu beurteilen, steht allein der Weisheit und Güte Gottes zu: Er allein weiß, was Seiner Ehre gebührt und für das Heil unserer Seele gut und nützlich ist. Seinem Urteile und Seinem allerheiligsten Willen müssen wir uns daher anschließen, nicht nur wenn wir demütig und gottvertrauend, sondern schon, wenn wir auch nur menschlich vernünftig sein wollen.

Wenn daher unsere Bitten zuweilen nach unserem Sinne ganz oder teilweise unerfüllt bleiben, so kann man darum doch nicht sagen, Gott habe sie nicht erhört, sondern nur, Er habe sie „korrigiert“, habe sie richtig gestellt. Ein kleiner Vergleich soll das Besagte anschaulich machen. In meiner Gymnasialzeit wurde ein Lehrbuch der Rechenkunst (Reithmetik) gebraucht, in welchem die schwierigeren Aufgaben mit der Schluß-Lösung (Resultat) versehen waren. Diese Schluß-Lösung sollte den Prüffstein bieten, daß bzw. ob die Aufgabe von uns richtig gelöst sei. Stellen wir uns nun einen der Schüler be

Kirchenkalender.

Sonntag, 17. Mai. Fünfter Sonntag nach Ostern. Paschalis, Franziskanerbruder † 1592. Evangelium Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus 1, 22-27. St. Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Elementarschulkinder. Anfang Morgens 7 Uhr und Nachmittags 4 Uhr, Montag Morgen 7, 10 Uhr Dankmesse. Heute fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus. Lambertus: Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder. Morgens 5 Uhr erste hl. Messe, 6 Uhr Beginn der Feier, 7, 10 Uhr Hochamt und 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 4 Uhr Fest-Predigt, darnach Sakraments-Andacht und feierl. Umzug. Während der Fest-Oktav des hl. Johannes von Nepomuk ist Morgens 6 Uhr Segensmesse und Andacht. St. Maximilian: Feier der ersten hl. Kommunion. Die Feier beginnt mit dem Abholen der Kinder gleich nach der ersten hl. Messe um 7 Uhr, Nachmittags 4 Uhr Predigt und Dankfugungs-Andacht. St. Martinus: Am Sonntag sind hl. Messen um 5 und 6 Uhr usw. Punkt 7 Uhr Zug der Erstkommunikanten zur Kirche und Kommunionfeier, 10 Uhr Hochamt, 11 Uhr hl. Messe. Abends 6 Uhr Fest-Andacht mit Predigt für die Erstkommunikanten und deren Anverwandte.

Montag, 18. Mai. Venantius, Martyrer † 253. St. Maximilian: Morgens 9 Uhr Dankfugungsmesse. St. Martinus: Morgens 9 Uhr Dankfugungsmesse für die Erstkommunikanten.

Dienstag, 19. Mai. Petrus, Celestinus, Papst † 1296.

Mittwoch, 20. Mai. Bernardin von Siena, Priester † 1444.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).

der Arbeit vor: er addiert, subtrahiert, multipliziert etc. — auf einmal greift der hinter ihm stehende Meister ein und durchkreuzt eine ganze Partie der Zahlenreihen des Schülers, natürlich zu dessen größtem Leidwesen. Allein der Lehrer hat diesen Teil der Arbeit durchgestrichen, weil er sah, daß der Schüler sich geirrt und darum — so fortarbeitend — nicht zur richtigen Lösung gekommen wäre. Muß der Schüler aber nicht dankbar dafür sein, daß der Meister mit seinem Durchkreuzen ihn vor Verirrung bewahrt und zum rechten Ziel geleitet hat? — Sieh, lieber Leser, ähulich macht Gott es mit unsern Bitten sehr oft: In Seiner unendlichen Barmherzigkeit und Liebe unterläßt Er es nicht, unsere Bitten, wenn nötig zu „korrigieren“, um sie zur rechten Zeit und in der richtigen Weise zu erfüllen. —

Doch es wird nun die höchste Zeit, die Fortsetzung unserer abgebrochenen Osterbeobachtung wieder aufzunehmen. Der Evangelist Johannes berichtet uns nicht, aus welchem Grunde der Apostel Thomas am Osterabend nicht zugegen war, als der auferstandene Herr den Seinigen erschien; möglich immerhin, daß Thomas in einer ähnlichen Stimmung der Verzagttheit und des Mißmutes von den Brüdern sich getrennt hatte, wie die beiden Jünger, die nach Emmaus pilgerten. Gewiß ist aber, daß hier eine gütige Zulassung und weise Abwendung der Vorsehung gewaltet hat, wie der hl. Papst Gregor bemerkt.

„Wir haben den Herrn gesehen!“ — so rufen die anderen Jünger jubelnd dem Thomas zu. In diesen wenigen Worten war Alles eingeschlossen: der Meister ist auferstanden, Er lebt in Wahrheit; was die Frauen uns gemeldet, ist bestätigt, — welche Freude, dies dem Freunde melden zu können! Aber wie mochten sie enttäuscht, ja betroffen sein, als sie bei Thomas statt freudigen Glaubens nur Kühle, fast verletzende Zurückhaltung fanden, obwohl sie so bestimmt ihm bezeugten, was sie selber erlebt hatten. Sie hatten doch den Herrn mit eigenen Augen gesehen, hatten Seine Stimme vernommen, waren von dem geliebten Meister überzeugt worden durch die Male der Nagelwunden und durch die Wunde Seiner Seite, ja, selbst Speise hatte Er vor ihren Augen zu Sich genommen! — Da hatte denn Thomas kaum mehr einen anderen Ausweg, als entweder zu glauben oder — mehr hartnäckig als beharrlich — die Huld des Meisters herauszufordern: „Wenn ich nicht in Seinen Händen das Mal der Nägel sehe und wenn ich nicht meinen Finger in dieses Mal der Nägel lege und wenn ich nicht meine Hand lege in Seine Seite, so werde ich nicht glauben!“

Hören wir hierüber den schon erwähnten hl. Papst Gregor: „Glaubt ihr wohl, meine Brüder, es sei nur durch Zufall geschehen, daß jener auserwählte Jünger damals fehlte, nachher aber an dem Gehörten zweifelte und bei der Verührung dann erst glaubte? Das geschah nicht durch Zufall, sondern durch göttliche Fügung. Die göttliche Huld bewirkte auf wunderbare Weise, daß jener zweifelnde Jünger, indem er die leiblichen Wundmale seines Meisters berührte, in uns die Wunde des Unglaubens heilte. Der Zweifel des Thomas hat uns für den Glauben mehr genügt, als der Glaube der übrigen Apostel: unser Geist wurde durch das zweifelnde „Berühren“ jenes Apostels über den Unglauben hinweggehoben und im Glauben befestigt.“

Das Wetter im Aberglauben des Volkes.

Von Dr. Paul Sengle.

Daß sich in allen Schichten der Bevölkerung unseres Landes mannigfache abergläubische Vorstellungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist eine bekannte Tatsache, und nicht selten kann man diesen und jenen Aberglauben recht scharf verurteilen hören. Wenige

Augenblicke darauf wendet sich vielleicht das Gespräch dem Wetter zu: da zeigt es sich denn gar häufig, daß der strenge Beurteiler selbst einem umfangreichen Gebiete des Aberglaubens anhängt: den abergläubischen Wetterpropheten. Meist wird man diese freilich als die Resultate langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen hinzustellen versuchen; doch genügt schon eine oberflächliche Betrachtung, um die meisten dieser Propheten in ihrer ganzen Haltlosigkeit zu zeigen. Zwar betrachtet der Landmann seine Umgebung mit einer gewissen Rührtheit, und voreilige Schlüsse sind bei ihm gewiß nicht häufig, doch sind die Wetterregeln zu meist in jenen Zeiten entstanden, wo die Unkenntnis in bezug auf die Naturerscheinungen die Entstehung des Aberglaubens erklärlich erscheinen läßt. Wofür sich die Wetterpropheten auf tatsächlich Beobachtetes gründen, ist gegen sie gewiß nichts einzuwenden. Dieser Teil der volkstümlichen Meteorologie ist ja selbst von der Wissenschaft gewürdigt worden. Da sich aber der Laie bei seinen Beobachtungen leicht täuscht, da er in den wissenschaftlichen Grundfakten ungewandert ist und sich außerdem mit einer geringen Zahl von Beobachtungen begnügt, so müßten die als zuverlässige Wahrheit hergeleiteten Regeln oftmals recht mangelhaft sein. Neben dieser prophetischen Witterungskunde bestehen aber in vielen Gegenden und Ländern noch eine Menge Gebräuche, die mit dem Wetter gar nichts zu tun haben, sondern lediglich auf dem trassesten Aberglauben beruhen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß nur ein geringer Teil der Bauernregeln über das Wetter Anspruch auf Beachtung machen kann. Zu diesen gehört die allgemein bekannte Wetterregel, daß es sieben Wochen nach dem Siebenschläfer (27. Juni) regne, wenn dieser Tag ein regnerischer war. Wenn man diese Regel so versteht, daß eine größere Regenperiode eintritt, falls es um die Zeit des 27. Juni geregnet hat, so wird sie sich häufig bestätigen. Von einer buchstäblichen Erfüllung kann dagegen nicht die Rede sein. Andere Bauernregeln haben darum auch den entscheidenden Tag auf den 24. Juni (St. Johannstag) oder auf den 2. Juli (Mariä Heimsuchung) verlegt. „Regnet's auf St. Johannstag, nasse Ernte man erwarten mag“, sagt die eine, und die andere folgert aus dem Regen am Tage der Heimsuchung Maria, daß vierzig Tage lang ungünstiges Wetter für die Heuernte herrscht. — Eine andere oft zutreffende Regel sagt, daß der Wind während des ganzen Frühjahrs von der am Charfreitag herrschenden Windrichtung abhängig ist. Da der Wind während des Frühjahrs meist derselbe ist, wird er es auch für die meisten Charfreitage sein. Auch bei der alten Wetterregel, daß scharfe und helle Mondhörner heiteres, stumpfe und trübe dagegen stürmisches Wetter verkünden, läßt sich der Zusammenhang mit den Gesetzen der Natur nicht verkennen, ebensowenig bei der allbekanntesten Regel: „Morgenrot bringt Wind und Not“. Vielsach haben jedoch gute Bauernregeln, welche für ein beschränktes Gebiet wertvoll sein konnten, weil sie auf verständiger Naturbeobachtung beruhten, durch unverständige Verallgemeinerung und Uebertragung auf andere Gegenden mit ganz verschiedenen physischen Verhältnissen ihre Gültigkeit verloren.

Den auf langjährige Beobachtung sich gründenden Wetterregeln stehen die Wetterpropheten durch manche Tiere sehr nahe. Hühner und Spinnen, Fische und Vögel, Frösche und Wild müssen zur Vorherbestimmung des Wetters dienen. Da die Tiere häufig mit schärferen Sinneswerkzeugen begabt sind als der Mensch, ist es nicht unmöglich, daß sie auch für die Veränderung der Luftverhältnisse ein schärferes Empfindungsvermögen besitzen. So nimmt man an, daß sich die Vögel durch stärkere Nahrungsaufnahme den Witterungs-

einflüssen eines strengen Winters zu entziehen wissen. „Sind die Vögel fett und feist, Schnee und Kälte aus verheißt“. Die Beobachtung des Abziehens der Vögel führte zu folgender Witterungsregel: „Die Vögel vor Michaelis nicht gegangen sind, so wird der Winter vor Weihnacht gelind“. Wenn die Hühner und Spahen ein Sandbad nehmen, soll schlechtes Wetter im Anzuge sein, und Schiller läßt im „Tell“ den Hirten aus dem begierigen Fressen der Herde und dem Scharren des Hundes auf das Herannahen eines Sturmes schließen. Der tiefe Flug der Schwalben verkündet nach dem allgemeinen Volksglauben Regen. Selbst die Ameisen werden zu Wetterpropheten und zeigen schlechtes Wetter an, wenn sie viel umherrennen und ihre Eier (Puppen) mit sich fortzuschleppen. Der Tanz der Mücken bei Sonnenuntergang bedeutet Sonnenschein für den folgenden Tag; dasselbe verkündigt der helle Ruf der Eulen in der Nacht und der Flug der Fledermäuse.

Einen weit mehr dem Aberglauben zuneigenden Charakter tragen die Bauernregeln, welche die Tätigkeit des Landmanns bestimmen sollen. „Monat März triegt den Pflug beim Sterz“ soll zur zeitigen Bestellung des Ackers antreiben. Leider betrachten die meisten Landleute aber solche Verschen nicht nur als bloße Verhaltensmaßregeln, als welche sie sehr nützlich sein können, sondern sie bringen sie häufig in irgend einen mythischen Zusammenhang. So werden die Regeln oft buchstäblich befolgt, obwohl sie nur ungefähr die Zeit zur Ausführung dieser oder jener Tätigkeit angeben sollen. „Auf St. Gall (16. Oktober) bleibt die Kuh im Stall“, sagt die Bauernregel und will doch damit nur andeuten, daß die Weidzeit im Oktober zu beenden ist; je nach der Witterung muß die Stallfütterung früher oder später beginnen. Die Apfelernte streng nach der Volksregel „Am St. Gallstag muß der Apfel in den Sad“ festzusetzen, dürfte für die Güte der Früchte nicht selten verhängnisvoll werden. Es geht daraus hervor, daß Reimregeln dieser Art recht wohl von Nutzen sein können, wenn man nicht am Buchstaben kleben bleibt und alles Abergläubische davon fernhält. Eine buchstäbliche Befolgung manchen Reimes könnte der abergläubischen Hausfrau rechten Verdruß bereiten. Man denke nur an die bekannte Vorschriften: „Klopft Du die Pelze zu Johannis aus, so bleibet keine Motte in dem Haus.“ Da man doch dem Klopfen des Pelzwertes gerade am Johannistage keinen geheimnisvollen Zauber beimessen kann, so muß es eben wiederholt werden, wenn es erfolgreich sein soll. Wer der Regel vertraut, kann leicht den Schaden zu bezahlen haben. Immerhin kann das Sprüchlein die Hausfrau daran erinnern, die Jagd gegen die lästigen Insekten nicht zu spät zu beginnen.

Der größten Unwissenheit entsprungen sind die meisten Wetterpropheten des sogenannten hundertjährigen Kalenders, die dem stärksten Aberglauben dienen und trotzdem weit und breit Gläubige finden. Während man in der wissenschaftlichen Meteorologie die Wetterprognosen nur für eine kurze Zeit stellt, giebt sie die volkstümliche Witterungskunde für das ganze Jahr. „Anfang und Ende des Januar zeigen das Wetter für das ganze Jahr“ ist eine beliebte Regel. Daß hundert Tage nach dem Märznebel ein Gewitter folgt, wird allgemein angenommen, und die Gläubigen des hundertjährigen Kalenders lassen sich auch nicht durch eine genaue Nachzählung von ihrem Irrtum überführen. Mit zäher Hartnäckigkeit erhält sich auch der Glaube, daß die Märznebel die Zahl der Gewitter, die Tage mit Märztau, die Reifstage nach Ostern und im Monat August anzeigen. Wenn der Tag des heiligen Vincenz (22. Januar) heiter ist, so soll das Jahr ein gutes Weinjahr sein, schade nur, daß die

Winger so selten Glück mit dieser Regel haben. Ein trockener Januar soll viel Wein bedeuten; eine stürmische Sylvesternacht wird vielfach als Vorbotin vieler Krankheiten betrachtet. Es leuchtet ein, daß alle diese Wetterregeln nichts weiter für sich haben als ihr ehrwürdiges Alter und die Wahrscheinlichkeit, noch recht lange im Volksmunde und Volksglauben zu existieren; denn trotz zunehmender Bildung läßt sich der Mann aus dem Volke einmal nicht von solch tiefeingewurzelten Anschauungen abbringen. Sogar das heute viel umstrittene Thema der Kornpreise ist in diesen Regeln berührt. „Soviel mal der Kuckuck nach Johannis schreit, so hoch ist der Preis des Roggens,“ sagt der Landmann; doch dürfte diese Berechnung so selten als richtig befunden sein, daß sich die Schar der Gläubigen in diesem Punkte immer mehr verringern wird.

Wie man zu der Abfassung des hundertjährigen Kalenders hat kommen können, ist fast unverständlich; sie erklärt sich nur aus der Geschichte des meteorologischen Aberglaubens, der übrigens recht alt ist. Sein Ursprung führt uns in das alte Assyrien zurück. Keilschriften auf Ziegelsteinen, die man in neuerer Zeit aufgefunden hat, beweisen, daß die Astronomen jener Zeit neben der Erforschung der Stellung der Gestirne auch die Pflicht der Vorausbestimmung des Wetters hatten. Die Inschriften zeigen auch einzelne Wetterprophetieen, die jedoch, abweichend von den heutigen, für jeden Teil des Reiches verschieden waren. Auf welche Beobachtungen man sich dabei stützte, ist unbekannt. Diese Wetterprophetieen wurden bald in Griechenland und Rom bekannt. Daß man sie hier ohne weiteres als unumstößliche Wahrheiten annahm, kann nach dem damaligen Stande der Astronomie kaum auffällig erscheinen. Ptolemäus in Alexandria (2. Jahrh. v. Chr.) schrieb in demselben Sinne so ausführlich und überzeugend, daß seine Ausführungen die Anschauungsweise Keplers und Tycho de Brahes beeinflussen konnten. Man ging von der Anschauung aus, daß die Planeten hinsichtlich der Witterung einen bedeutenden Einfluß auf die Erde ausübten. Die Einwirkung des Saturn war nach dieser Theorie feucht und kalt, die des Jupiter dagegen warm und trocken, der Mars bewirkte Hitze, die Sonne Trockenheit, der Merkur brachte der Erde Nebel, die Venus heiteres Wetter; der Mond kühlte. Wie man sieht, wurden auch Sonne und Mond in den Kreis der beeinflussenden Mächte hineingezogen. Jeder dieser Himmelskörper sollte ein volles Jahr die Herrschaft in der Witterung führen, außerdem sollte sich sein vorwiegendes Einfluß noch besonders in jedem siebenten Monate und an jedem siebenten Tage zeigen. Natürlich mußten, um Einseitigkeiten im Wetter zu vermeiden, auch die übrigen sechs Himmelskörper wirksam sein, wodurch für etwa vorkommende Abweichungen stets Erklärungsgründe vorhanden waren. Diese Anschauung der Planetenherrschaft liegt auch den Wetterregeln des hundertjährigen Kalenders zugrunde. Daß sich dieser auf tatsächliche Beobachtungen stützt, entbehrt der Begründung, da der erste Entwurf des Kalenders den Wechsel der genannten Himmelskörper und ihren Einfluß auf das Wetter zur Grundlage hat. Im 17. Jahrhundert wurde darum auch alle sieben Jahre eine neue Ausgabe des Kalenders veranstaltet; vielleicht ist diese Neubearbeitung in den letzten hundert Jahren deshalb unterblieben, weil die Wetterprophetieen in unserem aufgeklärten Jahrhundert auch ohne dieses Hilfsmittel gekauft und — geglaubt werden. Nun ist allerdings ein mildernder Umstand wohl in Betracht zu ziehen. Die Kalender enthalten bekanntlich viele genaue Angaben über die Bewegungen der Himmelskörper, über Sonnen- und Mondfin-

sternisse usw. Diese Angaben legen den Gedanken nahe, daß man auch die Witterungsverhältnisse mit derselben Genauigkeit für ein ganzes Jahr vorher berechnen könne. Es leuchtet eben dem gewöhnlichen Manne nicht ein, daß der „Kalendermacher“ auf der einen Seite so sichere Angaben machen und auf der andern recht sehr ungenaue Berichte liefern kann. Zur Ausrottung des Wetteraberglaubens ist es wichtig, daß die Bauernregeln und Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders aus allen Kalendern verschwinden, damit die alten, falschen Sprüche und Reime durch den Druck nicht noch weiter verbreitet werden, sondern allmählich aussterben.

Zur Geschichte der nächstjährigen Weltausstellungstadt.

Von Dr. L. Kessel.

St. Louis, die Stadt im „Herzen der Vereinigten Staaten“ wird im Jahre 1904 der Ort der internationalen Aufmerksamkeit sein. Alle Welt wird die Blicke dahin wenden, wo vom 30. April ab ein bunter Weltmarkt seine Zauberpaläste eröffnen wird, wo Aussteller aller Länder miteinander konkurrieren, dem schaulustigen Publikum zeigen werden, was die internationale Industrie in den letzten vier Jahren — denn soviel Jahre sind seit der letzten großen Pariser Weltausstellung verstrichen — Neues geleistet hat. Die Alte Welt wird der Neuen ihre Komplimente machen müssen. Schon deshalb dürfte es nicht uninteressant sein, ein paar Zeilen über die Geschichte, über das Leben und Treiben der neuen Weltausstellungstadt zu vermerken.

Wenn man St. Louis bisher auch dem Namen nach weniger kannte, als andere Großstädte der Union, so ist dies mit Unrecht geschehen, denn St. Louis ist mit seinen nahezu 800 000 Einwohnern die fünftgrößte Stadt der Vereinigten Staaten. Unter dem 38° 37' nördlicher Breite und 90° 16' westlicher Länge am Ufer des Mississippi, nicht unweit der Mündung des Missouri, diesem nordamerikanischen Riesenstrom gelegen, besitzt St. Louis eine mittlere Jahrestemperatur von 12,80. Als größte Stadt des Staates Missouri hat St. Louis eine hohe kommerzielle und industrielle Bedeutung. Schuhwaren, Wagen, Brot, Fleisch, Tabak, Vieh, Holz, Getreide, Wolle, Pelzwerk usw. werden in beträchtlichen Mengen ausgeführt. Namentlich sind die Tabakfabriken in St. Louis wohl die größten in der ganzen Welt. Aber auch andere Industrie ist in hervorragendem Maße vertreten. Da ist es denn doppelt anzuerkennen, daß die Stadtverwaltung von St. Louis durch Anlegung großer Parks ein gewisses Gegengewicht gegen die gesundheitlichen Ausströmungen der Schlote geschaffen hat. Um nur ein Paar der größeren Parks zu erwähnen, sei der 112 Hektar umfassende Tower Grove Park, der 140 Hektar umfassende Forest Park genannt. Kleinere Gartenanlagen in der Größe von 12 Hektar an aufwärts, sowie mit stattlichen Bäumen besetzte Boulevard-Strassen sind recht zahlreich vorhanden. Zwei Universitäten, Kunstschulen, höhere Lehranstalten, gelehrte Gesellschaften, Bibliotheken, Theater, Museen und Konzertsäle, die meist in prächtigen Renaissancebauten untergebracht sind, erhöhen den äußeren Eindruck, den man von der Stadt bekommt, in der denkbar würdigsten und günstigsten Weise.

Um nur ein paar Zahlen von der industriellen Bedeutung der neuen Weltausstellungstadt zu geben, sei erwähnt, daß St. Louis in seinen nahezu 10 000 Betrieben mit ca. 200 000 Arbeitern Waren im Werte von rund 500 Millionen Dollar jährlich hervorbringt (Durchschnitt

der Jahre 1895—1900). Brauereien, Eisenbahnwagen-Bauanstalten, Kornmühlen, Fleischverpackungsanstalten, Tabakfabriken, Siebereien und Textilfabriken teilen sich in diese Riesenzahlen.

Diese gewaltige industrielle Bedeutung verdankt St. Louis zu einem guten Teil seiner günstigen Lage. Außerdem ist diese Stadt der Mittelpunkt eines großen Eisenbahnnetzes, denn nicht weniger als 35 Bahnlinien kreuzen sich auf den Bahnhöfen. Ein derartig eminenter Verkehr mußte selbstverständlich zu einem hohen kommerziellen Aufschwunge führen. Allein auch die ganze Vergangenheit der Weltausstellungstadt ist reich an Reizen für die zukünftige Größe gewesen. Auf die geschichtliche Entwicklung von St. Louis muß ebenso gut Rücksicht genommen werden, wie auf seine gegenwärtige Bedeutung als Stapelplatz für Durchgangsware, als Handels- und Industriezentrum der zentralen Vereinigten Staaten.

Gerade mit dem 30. April 1904 — dem Eröffnungstage der Weltausstellung zu St. Louis — hat es eine eigene Bewandnis. In diesem Tage nämlich werden genau 100 Jahre vergangen sein, daß die Mississippi-Staaten dem Machtbereich der Union einverleibt wurden. Das war am 30. April 1804. Ein Jahr vorher, am 30. April 1803, hatte Napoleon seine Befigung Louisiana für 80 000 000 Franks an den bekannten Expansionspolitiker Monroe verkauft. Bis zu jenem Zeitpunkt war Louisiana für den gläubigen Europäer etwa das gewesen was im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts Kalifornien, und im letzten Drittel Alaska gewesen ist, d. h. ein Land voll des Wunderbaren, in dem man nur die Hand auszustrecken brauchte, um reich zu werden. Wie überall in der Geschichte der Entdeckungen, so sind auch diese Märchen den gutgläubigen Europäern von einem Spanier aufgebunden worden.

Hernando de Soto, ein Spießgeselle Pizarros, fand (1539) zuerst den Weg nach Louisiana. Von Cuba aus über Florida ging sein Eroberungszug. Die Berichte, die er von Zeit zu Zeit nach Spanien sandte, strotzten von fabelhaften Unwahrheiten. Sie sprachen von unerhörten Reichtümern, von unerschöpflichen Goldlagern und Diamantensfeldern, von geheimnisvollen Gegenden mit Riesensäulen und Fabeltieren. Er fand auch eine ziemliche Anzahl goldhungrigen Leute, die ihn auf seinem Abenteuerzug begleiteten. Von Florida ging es, sengend und mordend, durch Georgien und Alabama, wo der erste größere blutige Zusammenstoß mit den Chitawo-Indianern erfolgte. Viele der Spanischen Abenteurer kamen um oder wurden durch die Strapazen aufgetrieben. Mit dem Rest aber gelangte de Soto — nach einem Verlaufe von zwei Jahren seit seinem Aufbruche — nach Mississippi. Den Lauf dieses nordamerikanischen Riesenstromes entlang, drang er bis zum Missouri vor. Dann ging es weiter, quer durch das heutige Arkansas, nach dem Washitafluß, wo de Soto, der kühne Abenteurer, den ungeheuren aufreibenden Anforderungen seiner Expedition unterlag und an einem bösen Fieber auf fremder Erde (1542) starb.

Der kühne Pfadfinder war tot. Nach ihm hatte kein Spanier mehr rechtliches Glück an den Ufern des Mississippi, wenigstens konnten sie niemals daselbst recht festen Fuß fassen. Besser gelang dies den Franzosen, die die Spanier in ihren Kolonisationsversuchen ablösten. Namentlich waren es die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die sich hier zuerst (1565) ansiedelten. Doch dabei blieb es. Etwa ein Jahrhundert lang wußte man wohl, daß sich Europäer im südlichen Nordamerika angesiedelt

hatten; mehr aber wußte man über Land und Leute nicht.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt dann die eigentliche Erforschung der Mississippistaaten. Robert Cavelier de LaSalle war der Mann, an dessen Namen sich die ersten Wissenschaften über Louisiana, das er von 1667—1683 bereiste, knüpfen. Ihm verdankt auch das Mississipi-Territorium seinen Namen Louisiana, den er ihm am 9. April 1682, bei der feierlichen Besitzergreifung für den König von Frankreich (Ludwig XIV.), beilegte. Ihm wird auch, allerdings nach einer sagenhaften Version, die Gründung von St. Louis zugeschrieben, daß er 1683, als Fort gegen die Irotesen-Indianer, anlegte.

So recht vorwärts wollte es mit der neuen französischen Kolonie nicht gehen, obwohl sich bald eine Mississipi-Gesellschaft bildete, die jedoch den Kolonisten gleichfalls nicht auf die Beine helfen konnte. Der Konkurs dieser Gesellschaft setzte Louisiana noch mehr, als es bisher schon war, in Mißkredit, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten die Mississippistaaten für den Durchschnittseuropäer zu den klimatischen und wirtschaftlichen Schreckengenden der Erde. Der Verfall ging so weit, daß sich die französ. Regierung gezwungen sah, zwecks Abtretung Louisianas mit Spanien Verhandlungen anzuknüpfen, deren verträgliches Ergebnis 1762 unterzeichnet, jedoch erst zwei Jahre später zur Kenntnis der Kolonisten kam. Bald jedoch wurde dieser Vertrag wieder rückgängig gemacht, allein auch Napoleons Macht reichte nicht so weit, um die transatlantische Kolonie erblühen lassen zu können. Schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, wie bereits erwähnt am 30. April, ging Louisiana in den Besitz der Union über.

Unter den Amerikanern entwickelte sich das Mississipi-Territorium rapide. Seine Hauptblüte wurde St. Louis. Um von der Geschichte dieser Stadt nichts unerwähnt zu lassen, sei gesagt, daß neben der bereits oben erwähnten Version von einer Gründung durch den Franzosen LaSalle, noch eine zweite besteht. Nach dieser ist St. Louis erst am 15. Februar 1764 von dem Franzosen Pierre LaCade gegründet worden. Jedenfalls ist diese zweite Version von der Gründung der nächstjährigen Weltausstellungsstadt geschichtlich nachweisbar.

Wenn auch aus diesen knappen geschichtlichen Zahlen nichts weiter ersichtlich ist, so doch das eine, daß das, was Spanier und Franzosen zweieinhalb Jahrhunderte hindurch vergeblich versuchten — die Kolonisation des Landes — den Amerikanern in einem halben Jahrhundert geglückt ist. Der wirtschaftlichen Tüchtigkeit der Amerikaner verdankt auch St. Louis in erster Linie seine rapide Entwicklung zu dem, was es heute bedeutet, zu dem, was es im nächsten Jahre allen Kulturländern der Erde sein wird: die Weltausstellungsstadt. —

Waldmeister und Maiwein.

Plauderei von Ludwig Eyslein.

Nun bricht aus allen Zweigen
Das maienfrische Grün,
Die ersten Vögel steigen,
Die ersten Vögelchen blüh'n,
Und golden liegen Tal und Hügel:
O Welt, wie bist du wunderschön
Im Maien!

S. Rodenberg.

Wenn der Lenz ins Land gezogen ist, wenn die Wiesen in ein schwellendes Grün sich kleiden, wenn Baum und Strauch im grünen Blätterprangen prangen, wenn Tausende der lieblichen Kinder Floras aus dem Schoße der mitterlichen Erde hervorsprießen: dann erhebt sich über der braunen Laubdecke des jungen Buchenwaldes ein „duftig Kränlein“ mit zierlichen Blättersternchen und Dolden-

schneeweißer Blüten. Es ist der Waldmeister, *Asperula odorata*, eines der anmutigsten unserer Waldpflänzchen, das wegen seines angenehmen Duftes und seines würzigen Geschmacks mit Recht den Namen „Meister im Walde“ führt.

Die Bezeichnung Waldmeister oder Waldmeister findet sich schon seit alter Zeit im westlichen Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden. Gemäß dem Sprichworte, daß ein liebes Kind viele Namen habe, führt dieses liebliche Pflänzchen auch noch zahlreiche andere Beinamen. In seiner sinnigen Art gab ihm das Volk den Namen Herzfreunde, und noch heute nennt man es in manchen Teilen der Schweiz Herzfreundeli. In Mecklenburg heißt unser Blümchen Mösch, in der Mark Meeße, in Pommern Mösecke, in Schlesien Mejerich oder Meiserich. Diese Bezeichnungen sind wohl abgeleitet von dem alten Worte „mösen“, d. h. nach Sumpf und Wiesen duften. R. Schiller hat den Ausdruck Mösch auf Mooschus zurückgeführt. Der lateinische Name *Asperula* bezeichnet eine rauhe Pflanze.

Da der Waldmeister bei unseren Vorfahren als Heilpflanze in hohem Ansehen stand, so erhielt er, je wirksamer man ihn fand oder zu finden glaubte, noch manche andere Bezeichnungen. Besonders wurde er gegen Herz- und Leberkrankheiten angewandt. So schreibt u. a. Theodor von Bergzabern, der im Jahre 1590 als Leibarzt des Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz starb, in seiner deutschen Botanik: „Im Mai, wenn das Kränlein noch frisch ist, pflügen es viele Leute in den Wein zu legen und zu trinken, vermeinen, daß es der Leber wohl tue und sie stärke, item soll auch das Herz stärken und erfreuen.“

Infolge dieser Verwendung begegnet uns der Waldmeister in den zahlreichen alten Kräuterbüchern auch unter dem Namen Leberkraut und Herzkraut. *Curicus Cordus* nennt ihn in seiner 1534 erschienenen Pflanzenkunde *Cordia*, Brustbeere. In seiner Beziehung zum Teetrunke führt er auch die Bezeichnung Waldmattenkraut.

Nachdem man den Wohlgeschmack des Waldmeisters erkannt hatte, fand derselbe bald allgemeine Verwendung zur Herstellung von Kräuterwein, der zur Pflege der Geselligkeit diente. Hieronymus Boer, zuerst Schullehrer und Aufseher des Herzoglichen Gartens in Pfalz-Zweibrücken, später Arzt des Grafen von Kaffau in Zweibrücken, schrieb im 16. Jahrhundert ein „Neues Kräuterbuch“, in dem er sich folgendermaßen über den Waldmeister äußert: „In den Wein gelegt und getrunken, meint man eine Fröhlichkeit davon zu erlangen.“

Auch das „Paradiesgärtlein“ des Pfarrherrn Konrad Kobbach, 1588 zu Frankfurt a. M. erschienen, weist besonders auf die unverweilliche Herzfreunde hin, die der himmlische Gärtner in dieses Kränlein gelegt hat. Lorenz Dinkler, der 1581 als Professor in Zürich das Zeitliche segnete, sagt in der „Allgemeinen Naturgeschichte“ über den Waldmeister folgendes: „Er schmeckt etwas bitter, wird daher im Frühjahr als Kräuterwein getrunken, gegen Hantansschläge mit anderen Kräutern, wie Ehrenpreis, Saniel, Erdbeerblätter, Gundelrebe, Melisse, Kalkenwurz; auch gegen Wasserfucht und Gelbsucht usw.“

Wenn in Bezug auf den Waldmeister der Medizin-Aberglaube auch geschwunden ist, so hat diese Pflanze in unserer Küche bis heute ihren Platz behauptet wegen des herrlichen Duftes und des angenehmen Geschmacks, den sie dem Maiwein oder Maitrank verleiht. Mit Recht singt der Dichter:

„Waldmeister küßt im Mondenlicht
Der Rebe edlen Blütenzweig,
Und eh' noch an der Morgenbricht,
Da duftet lieblich schon der Wein!“

Schon in einem alten Liede, das den Maiwein verherrlicht, heißt es:

„Schütte den perlenden Wein
Auf das Waldmeisterlein.“

Damit ist zugleich die Art und Weise der Bereitung dieses köstlichen Trankes geschildert. Ein Kenner gibt hierfür folgendes Rezept: „Man hole sich von dem würzigen Waldmeister vor der Blüte die ersten feinen Spigen, da die Blüte den Duft des edlen Krants nicht unwesentlich erschöpft. Eine Hand voll lasse man 6 Stunden in einem Drittel Liter Cherry ziehen und hat dann etwas ganz besonders Gutes für Feinschmecker und Kenner. Ein halber Teelöffel genügt für eine Flasche Wein.“

Wie lange man den Maiwein schon kennt, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Tatsache ist, daß man ihn an der Mosel schon vor 400 Jahren gebraut und getrunken hat. Manche wollen in dem würzigen Maitrank einen Rest altheidnischer Frühlingsbräuche erblicken. Bei den Opferfesten der alten Germanen wurden nämlich ähnliche Getränke gemischt und den Teilnehmern gereicht, damit sie die „Minne der Gottheit“ tranken. Wie dem auch sei, der Maitrank verdient den Ruf, den er genießt, wenn der Wein gut ist; denn gar köstlich duftet und schmeckt das Rumarin, das der Waldmeister enthält, und fröhliche Gedanken befehlen uns, wenn wir den edlen Trank schlürfen. Manche unserer Dichter haben die Leier zu seinem Lobe gestimmt, so z. B. Wolfgang Müller von Königswinter. Das schönste Denkmal aber hat dem „Göttertrank“ und dem Blümlein, das zu seiner Bereitung dient, Otto Roquette gesetzt in „Waldmeisters Brautfahrt“, jenem munteren Sang, in dem alle Jugendlust und aller Uebermut des Studentenlebens so frisch und fröhlich wiederklingen. In bunten Szenen und anmutiger Sprache schildert uns da der Dichter die Hochzeit des in die Botanikertrommel eines fleißigen Sammlers eingeferkten, aber durch Zauberspruch sich glücklich befreienden Waldmeisters mit Prinzess Nebenblüte, der lieblichen Tochter des Königs Feuerwein. Und darauf:

„Waldmeister sich und Nebenblüt' umschlangen,
Ei, welch' duftig, herzig, zärtlich Pärchen!“

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 5 6 10 berühmter Künstler Ital.
- 2 8 8 Nebenfluß der Donau.
- 3 5 6 6 10 Musikinstrument.
- 4 10 8 2 9 ein süßes Nährmittel.
- 5 2 3 4 5 Waldbaum.
- 6 7 1 7 südamerikanisches Lasttier.
- 7 8 8 7 Mädchennamen.
- 8 2 6 afrikanischer Fluß.
- 9 5 2 9 5 Musikinstrument.
- 5 6 6 5 altes Längenmaß.
- 6 5 2 1 Bindemittel.
- 10 6 9 7 Mädchennamen.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Scherzrätsel: Die Züre.
Rätsel: Reh — Rege.
Worträtsel: Wegweiser.
Buchstabenrätsel: Gestirn — Gestern.
Zahlenrätsel: Karneval, Anna, Reka, Ratzen, Elle, Baal, Aller, Lena.
Dreißigbüßige Charade: Goldgräber.
Wechselrätsel: Rabler — Adler.
Anagramm: Ehrenpreis.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. Mai. Christi Himmelfahrt, Gebotener Feiertag. Evangelium Markus 16, 14—20. Epistel: Apostelgeschichte 1, 1—11. Konstantin, Kaiser † 337. ● Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Gymnasiasten. Anfang Morgens 7 Uhr und Nachmittags 5 Uhr. Heute fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus.
Freitag, 22. Mai. Julia, Jungfrau und Martyrin † 439. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Danktagungsmesse.
Samstag, 23. Mai. Desiderius, Bischof und Martyrer † 612.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 15, 26-27. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben.“ — „Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert.“ — „Sie werden euch aus den Synagogen austreiben: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird.“ — „Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen.“ — „Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Nachklänge zum Ostersfeste.

(Schluß.)

Im heutigen Evangelium verkündet der Herr, wie Er es schon wiederholt getan hat, den Jüngern die Zukunft, sagt ihnen voraus was alles sie um Seines Namens willen zu dulden und zu leiden haben würden. Damit aber die Apostel, wenn diese Zeiten der Verfolgung kämen, an ihrem Herrn und Meister nicht irre würden, gibt Er ihnen „das Zeugnis“ des Heil. Geistes und verheißt ihnen Seine Erleuchtung und Seinen Beistand.

Wir wissen ja, lieber Leser, daß die Apostel, so oft sich eine Schwierigkeit bot, an der Person ihres Meisters irre werden wollten, obwohl sie tagtäglich Seine göttliche Lehre vernahmen und Augenzugegen Seiner Wunderthaten waren. Denken wir nur an die Emmaus-Jünger; denken wir an Thomas, mit dem wir uns heute ja noch zu beschäftigen haben. Vom Pfingstfeste an waren die Apostel aber wie umgewandelt, alle Unklarheit, alle Zaghaftigkeit war gewichen: mit lebendiger Ueberzeugung, mit heiligem Eifer, mit wahrem Heldenmuth verkündeten sie Jesum den Gekreuzigten, den sie zur Stunde der Finsternis verlassen, ja schmähtlich verleugnet hatten. Da zeigte sich das Wirken des Heil. Geistes, lieber Leser, das war Sein göttliches „Zeugnis“ von Jesus, unserm Herrn und Heilande.

Bringen wir nun, lieber Leser, unsere Osterbetrachtungen zum Abschluß. Wir hörten zuletzt, mit welcher Schärfe der Apostel Thomas den Mitbrüdern gegenüber seinen Standpunkt fixierte: er wollte selbst „sehen“ und „fühlen“ und dann erst glauben! Aber wir dürfen den zweifelnden Apostel doch nicht zu hart beurteilen; denn er sehnte sich offenbar nach dem Glücke des Glaubens, sonst hätte er sich ja mit den Uebrigen nicht wieder zusammengesunden. Was hätte ihn denn bei

den Brüdern noch zurückhalten können, wenn er nicht wenigstens mit halbem Herzen noch glaubte und auf die Erfüllung seines Herzenswunsches harrte?

Und siehe! als nach acht Tagen Thomas und die übrigen Jünger wieder — bei verschlossenen Thüren — versammelt waren, da steht mit einem Male Jesus, ihr auferstandener Meister mitten unter ihnen und entbietet ihnen allen, wie vor acht Tagen, Seinen göttlichen Gruß mit den Worten, die auf Seinen Lippen Erlösung und Gnade und Segen bedeuten: „Der Friede sei mit euch!“ Und als ob diese Erscheinung nur dem Einen gelte, der den Meister zum ersten Male wieder sah, wendet der Herr Sich unmittelbar an Thomas: „Bringe deinen Finger hierher und siehe da Meine Hände, und komm mit deiner Hand und lege sie in Meine Seite und sei nicht länger ungläubig, sondern gläubig!“ — Welch tiefen Eindruck dieses liebreiche Wort des Meisters in der Seele des Apostels hervorruft, beweist dessen lautes, freudiges Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott!“ — Nun sah und glaubte er; denn er sah Denjenigen wieder, mit dem er gelebt und gewandelt, den er tot am Kreuze gesehen und den er begraben wußte: er sah Ihn lebend und erkannte Ihn als seinen Meister — er anerkannte Ihn aber nun auch als Messias und huldigte Ihn als seinem Gott. Das Zeugnis der Sinne ward ihm zum Anlaß des Glaubens! aber der Glaube sagte ihm mehr, als die Sinne ihm mittheilen konnten.

Eine milde Zurechtweisung bleibt ihm allerdings nicht erspart: „Weil du Mich gesehen hast, Thomas, glaubst du — selig, die nicht sehen und doch glauben!“ — Der Sohn des ewigen Vaters erschien „voll Gnade und Wahrheit“ in der Welt, um zu erfüllen, was die Propheten des Alten Bundes nur in der Ver-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. Mai.** Sechster Sonntag nach Ostern. Evangelium Johannes 15, 26-27 und 16, 1-4. Epistel: 1 Petrus 4, 7-11. Fest Maria, Hilfe der Christen. Johanna † 51. Ende der österlichen Zeit. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: An allen Wochentagen im Mai ist Abends 1/8 Uhr Mai-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 25. Mai.** Urban, Papst und Martyrer † 230.
- Dienstag, 26. Mai.** Philippus, Keri, Ordensstifter † 1595.
- Mittwoch, 27. Mai.** Beda, Kirchenlehrer † 735. • Herz Jesu-Kloster: Abends 6 Uhr Andacht mit Segen zu Ehren des hl. Joseph.
- Donnerstag, 28. Mai.** Wilhelm, Herzog † 812.
- Freitag, 29. Mai.** Maximinus, Bischof † 349.
- Samstag, 30. Mai.** Felix, Papst und Martyrer † 274.

Sinnspruch.

Die Früchte, die zu viel Sonne haben,
 Fallen frühreif auf Wiesen, in den Graben;
 Kinder, die verhätschelt, verzogen,
 Werden um's spätere Glück betrogen.

hüllung geschaut und verkündet hatten; aber dieser Sohn des ewigen Vaters hat sich in Seinem Erdenwandel Jünger ausgewählt, die Zeugen sein sollten Seines Lebens und Wirkens, Seiner Lehren und Seiner Wunder, Zeugen Seines Todes, aber auch Seines verklärten Lebens nach Seiner Auferstehung von den Toten. Diese Augenzeugen wird der Herr als Sendboten Seiner Offenbarung vor der Welt beglaubigen durch die Wunder, die durch sie geschehen. Selig dann diejenigen, welche auf das Zeugnis dieser Apostel hin glauben, ohne daß sie „selbst sehen“, ohne daß die eigenen Sinne ihrem Glauben zu Hilfe kommen! Der Glaube wird ihnen die Pforte zur Kirche, die Pforte zum Himmel öffnen.

Der Herr blickt voraus in die zukünftigen Zeiten und erblickt hier, lieber Leser, die unabsehbaren Schaaren aus allen Geschlechtern und Völkern und Nationen, die, empfänglichen Herzens, dem Lichte des Heil. Geistes folgend, auf die Predigt der von Gott bestellten Zeugen hören und Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, als ihren Herrn und Gott bekennen werden. „Wir alle“, ruft der hl. Chrysostomus bei Erklärung jener Worte des Herrn aus, „wir alle wurden damals selig gepriesen. Jene Seligpreisung strömt fort auf uns und auf die kommenden Geschlechter. Da wir ja jene wunderbaren Ereignisse nicht mit Augen schauen, sondern gläubig annehmen, haben wir teil an jener großen, ruhmreichen Seligpreisung.“

Niemand darf sich also für benachteiligt halten! Ob jemand zu den Auserwählten gehörte, die selbst den Herrn gesehen, oder ob er die heilige Kunde von denen empfing, die Augenzeugen waren, oder ob er einer späteren Zeit angehört, auf die das Zeugnis der Apostel durch deren Nachfolger sich fortpflanzt — Allen kann die Heilserkenntnis, der Glaube, den Weg zum ewigen Leben öffnen. Was zum Leben führt, war auch bei den zuerst Berufenen, den Augenzeugen, nicht etwa der Vorzug des „Sehens“, sondern vielmehr der Vorzug des Glaubens: nicht daß sie gesehen, was wir nicht gesehen, ist ihr höchster Ruhm, sondern vielmehr daß sie auf Grund dessen, was sie gesehen, an das glaubten, was sie nicht sehen konnten. Daß sie aber vom Herrn berufen wurden, Augenzeugen zu sein, das geschah um des Glaubens der Gesamtheit willen.

So ist denn auch des Apostels Thomas Befehung und Bekenntnis zur Gnade für die ganze christliche Welt geworden — ein bleibendes, unabweisbares Zeugnis für unsern Glauben an die Auferstehung Jesu Christi, eine im Voraus gegebene Widerlegung aller gegen diese christliche Grundlehre und Grundtatsache versuchten Einwendungen. Ueberhaupt sind die Ereignisse, durch welche die Apostel einst zum freudigen, felsenfesten Glauben geführt wurden, auch für uns, die Leser des Evangeliums, ganz und gar ausreichend, um uns von der Gottheit Jesu zu überzeugen (Joh. 20, 31.)

S.

Wie, was der Vogel singt, im Volksmunde klingt.

Von Friedrich Sieck.

Wir leben im Zeitalter der Eisenbahnen und drahtlosen Telegraphie, wo die Menschen von Erdteil zu Erdteil sogar mit einander reden können und es keine Entfernungen mehr geben soll — — — Und doch stehen die Menschen sich jezt ferner, als früher.

Früher standen sich die Menschen näher durch die — Fahrpost und die Herzenstelegraphie. Damals verstanden sich die Menschenherzen. Die Sprache der Herzen ist beinahe verloren gegangen. Es ist zu geräusch-

voll geworden in der Welt und die Herzen reden leise —

Damals lebte der Mensch noch im engen Umgang mit der Natur und verstand ihre Sprache, besser vielleicht, als sich die Menschen heutzutage verstehen.

Wie kindlich müssen die Menschen doch damals gewesen sein, als sie mit Blumen sich und Vögeln noch unterhielten!

Wie ein Märchen mutet uns das Vogellied im Volksmunde an — wie ein Märchen — aber eben deshalb so märchenschön, daß das Herz dabei lacht — wenn auch der Mensch von heute sich dieses Lachens schämen möchte. — — — Wächte — — weil's doch gar zu kindlich klingt!

Und doch — Seliges Lachen — —

So lacht im Leben dein Herz nicht wieder,
Wie es in deiner Kindheit gelacht;
Da stiegen noch Engel in's Herz hernieder,
Die es so lachensroh dir gemacht. —

Früh Morgens, ehe noch der Hahn seinen Beckruf über den Hühnerhof erschallen läßt, vernimmt man schon das Tid, tid — Tid! Tid! Tid! (Es wird Zeit!) des Rauchschwalbenmännchens durch die Morgenstille. Wie lieblich der Morgengruß unserer trauesten Hausgenossen, der Rauchschwalben — Muttergottesvögel — Herrgottsvögel! Um die Zeit von Mariä Verkündigung beginnt der Zug der Schwalben aus Süden, und um die Zeit der Geburt Marias verlassen sie uns wieder.

Herrgottsvögel — sie bringen Gottes Gruß: Friede, Glück und Segen.

Du kehrest alljährlich bei mir ein
Und suchst um Schutz in meinem Niede;
Der Schwalben Einkehr folgt der Friede,
Drum sollst du mir willkommen sein!

Dich läßt der Unschuld Kühner Mut
Dies Plätzchen gottbewacht erblicken,
Und wo du kommst, willst du beglücken,
Du bist so fromm, so treu und gut.

Vertrauensvoll lehrst du bei mir ein
Von fernem, fernem, fremden Wegen,
Und wo du einkehrst, bringst du Segen,
Drum soll mein Heim dir Heimat sein.

Am lächelnden Bach trinkt die Nachtigall Lebensfreude und hebt in der Morgenfrühe das Köpfchen zur Sonne empor und singt: „Lob — lob — lob — Lob Gott, den Herrn!“ Bei sinkender Sonne klingt ihr wonniger Sang in den Abendfrieden hinein: „D — o — o — o, wie schön ist Gottes Welt!“

Eine andere Morgenjägerin, die die Frühe des Morgens in ihrem Liede preist, ist die Lerche: „Vriliriri, Vriliriri, schön ist's in der Morgenfrüh.“ So singt sie im holsteinischen und hannoverschen. Im Oldenburgischen dagegen: „Leive Här, gib mi en Körn, gib mi en Körn (ein Korn) et geit nich mehr, et geit nich mehr!“ In Niedersachsen sagt der Volksmund: Die Lerche steigt in den blauen Himmel hinein und singt an der Himmelstür, bis Christus ihr ein Weizenkorn in den Schnabel legt.

Der Goldammer ruft dem abgerissenen Hirtenbuben, der faulend in der Sonne liegt, zu: „Stück de Büz — Stück de Büz!“ (Büzdose).

Die Drossel singt im Lindenbaum:
Wach auf, wach auf aus deinem Traum,
Die Linde blüht — die Linde blüht
Die Liebe glüht — die Liebe glüht —

Und tief im Wald, vom Echo beantwortet, ist die Drossel die schönste Waldvoesie. Ihre glöckelnden Töne hat man übersezt in „Philipp! Philipp!“ Der Jäger, der Jäger! Dürre Picht, dürre Picht! Hack sie ab, hack sie ab!“ Im Schwabenland singt sie: „Fredit, Guidieb, Guidieb — Kuhdieb — Hohn!“

Erheben sich am Morgen die Krähen aus ihrer Kolonie zum Flug über Land, dann fragt im holsteinischen der Ackermann: „Wohin so früh?“ Die Krähen antworten hell und freudig: „To Mark, to Mark, to Mark!“ Kehren sie am Abend zurück, so antworten

sie auf die Frage: „Woher so spät?“ verstimmt und mürrisch: „Ol Mark, ol Mark, ol Mark!“ Die allgemein bekannte Ringeltaube (Wildtaube) läßt ihr „Hu, hu, ah, lu, luha“ wie eine Klage durch Wald und Hain ertönen. In Westfalen versteht man diese Klage und hat dazu die hübsche Märchenweise: Die Ringeltaube ist niedergeschlagen und betrübt bei einem Vergleich ihres kunstlosen, nur von wenig Reisig oberflächlich hergestellten Nestes mit dem wahren Kunstbau der Elster. Sie wendet sich nun mit der Bitte um Unterricht im Nestbau an die Elster und verspricht dafür ihre beste Kuh. Nach kurzer Zeit sieht sie aber schon ihre Ungelehrigkeit ein und klagt nun: „O Kuh, meine gute Kuh, Kuh, Kuh!“

Die linke Kohlmeise, der willkommenste Gast aller Gärten, sitzt gerne auf der Fensterbank in ihrer Vertrauensseligkeit, pickt auch mit dem Schnabel wohl ans Fenster und singt im Frühling den fleißigen Spinnerinnen am schnurrenden Spinnrade zu: „Spinn dünn, spinn dünn!“ Im Herbst aber ruft sie warnend: „Spinn dich, spinn dich!“

Jubelnd singt der Kinderchor im ersten Frühlingserwachen mit dem Liebling Kibitz auf Wiese und Ager:

„Kiwitt, wo bliv id?
In'n Drummelbeerenbusch,
Dor sing id, dor spring id,
Dor heww id min Luft!“

In Schwaben hört man die Schwalben klagen: „Als ich fortzog, waren alle Risten und Kasten schwerr, da ich wiederkam, da ch wiederkam, war alles lerr!“ In Westfalen versteht man sie so: „Als ich noch jung was, hadd ich Risten und Kasten, Schoppen und Schüern wull; nu häw ich alles verwickelt, verwickelt, verteert, verteert!“

Welch' Menschenkind vergeblich in der lieblosen Welt nach seinem Glück gesucht, der eile in den Wald hinein, dort findet er sein Glück im Ruf des Grünspecktes: „Glück, glück — glück, glück, glücklücklück!“

In Säckingen in der Trompeterstadt.

Ein Gedenkblatt zum 50jähr. Jubiläum des „Trompeter von Säckingen“ (1853—1903).

Von Emil Grundmann.

... Da stieg wie Traum der Schwarzwald
Vor mir auf und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Berner
Und der schönen Margaretha,
An der Weiden Grab am Rhein
Stand ich oft an jungen Tagen.

Zueignung von J. B. v. Scheffel.

Fünzig Jahre sind's, seit durch Scheffel's „Trompeter“ die alte heitere Fridolinstadt Säckingen am jugendlichen Rheinstrome aus dem Schwarzwaldtannendunkel in's helle Sonnenlicht gerückt wurde und poesieerklärte Berühmtheit erlangte. Ja der Matrone Secconia erging's wie so manch' anderer literarischer Denkwürdigkeit heutigen Tages noch, ob verbient oder unverdient:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!

Im Wonnemonat Mai dieses Jahres schaut der „Trompeter von Säckingen“, die Dichtung von „Rosenflor und mailich dufenden Neben“ auf ein Semisäculum zurück, datiert doch die Zueignung, mit der Scheffel den „Sang vom Oberthein“ seinen Eltern widmete und vom Südeiland Capri in's grüne, schwäbische Land sandte, aus der Majenzzeit des Jahres 1853. — — — Obgleich des Dichters Lebensgang heute wohl zur Genüge bekannt ist, mögen doch einige Daten, die mit der Entstehung des „Trompeters“ zusammenhängen, hier Erwähnung finden. Im Jahre 1852 war es, als Scheffel in Bruchsal dem Juristenstande, dem er schon

längst nur widerwillig Gefolgschaft geleistet, Valet sagte und den von Jugend auf gehegten Wunsch Landschaftler zu werden, in die Tat umsetzte. Nach dem sonnigen Italien, in's ewige Rom führte ihn der Weg. Mit Eifer begann er die Studien, allein allem Fleiße zum Troste sah er keinen rechten Erfolg und wohlmeinende, befreundete Mitglieder der deutschen Künstlerkolonie rieten ihm statt der stummen Poesie der Malkunst, wie sie der alte Grieche Simonias nennt, der wirklichen Poesie zu dienen, waren doch Beweise seiner eminenten, dichterischen Begabung zur Genüge offenkundig geworden. Da verließ er eines Tages zweifelgeplagt die Siebenhügelstadt und flüchtete nach dem seeumspülten Eiland Capri. Und dort in der Stille der kleinen, felsumpanzerten Insel gewann ein Plan feste Gestalt, den er über die Alpen mit nach dem sonnigen Süden gebracht: der „Trompeter von Säckingen“ entstand. Aus den Erinnerungen an seine erste Amtszeit in der badischen Schwarzwaldstadt wob sich der Sang vom Oberrhein, dieses echte, deutsche Lied, in dem sich Romantik und Realismus, unwüchsigleder Humor und zarte Innigkeit zu seltener Harmonie vermischen. Nur kurze Zeit, und der Name Scheffel hatte in Deutschland's Dichterwald guten Klang und es darf wohl ruhig behauptet werden, daß die Gestalten Werner Kirchhofer's, des liederreichen Trompeters und Margaretha, des Fräuleins von Schönau zu den wenigen Gestalten in unserer neueren Poesie zu zählen sind, die in die allgemeine Vorstellung der weitesten Kreise übergingen. Ein halbes Jahrhundert lang wandert der „Trompeter“ blasend und singend durch Deutschlands Gauen und dieses Jubiläums halber sei dem Schauplatz der Dichtung, der „heiteren Stadt des heiligen Fridolin“ ein kurzer Besuch abgestattet. —

Der Zug, der von Basel nach Konstanz immer an der Nordgrenze des freien Schweizerlandes entlang fährt, hält vor der kleinen Station Stein. Der altertümliche, schweizerische Ort, dessen Bewohner den unverfälschten alemannischen Dialekt jener Gegend sprechen, ist bald durchgeschritten und am jugendlichen Rheine hin führt die Straße gen Säckingen, das schon am anderen Ufer auf badischer Seite winkt. Die von tannendunklen Bergen des Schwarzwaldes umrahmte Physiognomie des Städtleins ist, einige Fabrikrohrsteine abgerechnet, wohl noch die gleiche denn vor 53 Jahren, da Scheffel als junger Dr. juris und Referendar hier einzog. — Ganz im Vordergrund, hart am Rheinströme

„Winkt eines Gartens wohl durchblühmte Au
Und halbgerstet von Wildkastanienstämmen
Des Herrenschloßlein „Hantelbetrümter Bau.“

Das Freiherrnschloßlein ist's, das Margaretha von Schönau, des Trompeters Lichtgestalt barg und solch' ein Anblick schon, weckt eine Flut von Scheffelerinnerungen. Dort taucht ein Stück altergrauer Stadtmauer mit dem Gallusturm auf und aus den Fluten des Rheinstromes ragt eine öde, kahle Sandbank, der Ader Fridolini, auf dem Jung Werner nächstens eine Weifen hinüber zum Herrenschloße fandte. Aus des Städtchens Giebeln und Dächern hinüber, steigt das Charakteristikum des Städtleins, das schlante Kuppeltürmpaar des alten Fridolinmünsters. Das ist alles bekannte Staffage, das haben wir alle schon einmal gesehen, wenn wir daheim in unserem Stübchen über Scheffel's „Trompeter“ gebückt saßen. Und dennoch hat's einen eigenen Reiz, das Gebilde unserer Phantasie mit der nackten, prosaischen Wirklichkeit auf seine Uebereinstimmung zu prüfen. —

Wir haben die Grenze erreicht und vor dem Zollwächter Revue passiert, und nun führt uns eine mächtige, gedeckte Holzbrücke, das Bindeglied zwischen der Schweiz und Baden, über

den Rhein, nach Säckingen. Inmitten der alten wettergebräunten und sturmestrennten Gallerie, von deren Fensterlufen wir auf den brausenden und strudelnden Rhein hinab sehen, steht des Schutzheiligen Nepomul Statue; halb nimmt die Schweiz, halb Baden, wie die Hofheitszeichen am Sockel erkennen lassen, den heiligen Mann in Anspruch. — Sobald wir die Brücke verlassen, stehen wir auf des Städtleins Schwelle. Die heute 4½ Tausend Einwohner zählende Stadt gilt als die älteste, germanische Ansiedelung im ganzen Schwarzwaldgebiete. Im 6. Jahrhundert, als irische Glaubensboten das Evangelium von Krippe und Kreuz durch die dunkeln Urwälder Deutschlands trugen, gründete St. Fridolin hier ein Kloster, das sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Doppelkloster, einem Mönchsloster und einem hochadeligen Damenstift auswuchs. Beide gehören der Vergangenheit an. Unter dem milden Krummstab der Fürstäbtissin entstand 1207 um das Nonnenkloster die „Villa Säckinga“, die dem Grafen von Habsburg zu Lehen gegeben wurde. Die windsbrautdurchschüttelte Mittelalterszeit ging nicht spurlos an Säckingen vorüber und von Kaiserfehde und Fürstenstreit hallten die Mauern wieder. *Tempi passati!* Heute liegt das Städtlein stillfriedlich im Sonnenschein und träumt von vergangenen Zeiten. — Schon das erste Haus gemahnt uns an den Mann, der wohl auf lange Zeit hinaus das geistige Kolorit der Stadt und ihrer Umgebung bestimmt hat, eine kleine Tafel kündet:

Hier wohnte Dr. J. B. v. Scheffel 1850—1852.

Der Mittelpunkt dieses geistigen Kolorits nun ist die schmucke Trompetergestalt, der man an allen Ecken und Enden, vom Titelblatte der Säckinger Zeitung bis auf die selbstverständlichen Ansichtskarten, deren Zahl Legion ist, begegnet. Ja zum modernen Stadtheiligen ist Jung Werner geworden und fast will's scheinen, als habe man darüber den alterwürdigen St. Fridolin vergessen. Zum Glück kommt alljährlich der 6. März, der Fridolinstag, an dem zu Ehren des Heiligen eine feierliche Prozession stattfindet. Wie die Stadt und Umgegend auf das Andenken an die Scheffelzeit und auf die durch Scheffel erfahrene poetische Verherrlichung gestimmt sind, das bekunden Straßen- und Plätzenamen, sogar der kleine von Laubwald umrahmte Wasserspiegel im Stadtwalde heißt der „Scheffelsee“ und ein Dampfer, der die Fluten durchschneidet wurde mit dem Namen der epischen Charakter-Kage „Hi digeigei“ getauft. Aber was sind Namen, Erinnerungen! Daß man davon allein nicht leben kann, wußten die Säckinger auch, sonst hätte das turmgekrönte Schloßlein im Grün seines Terrassengartens nicht im Laufe der Jahre einmal den ziemlich realistischen Zweck einer Bierbrauerei dienen müssen. Heute ist's wieder zum Schlosse erhoben und rheinwärts mit einer netten Trompeterstatue geschmückt. Durch enge Straßen mit hochgegiebelten Häusern und Häuschen führt der Weg zur Pfarrkirche, dem St. Fridolinmünster. Aus schlächter Einsiedler-Kapelle hat sich ein prächtiges und stattliches Gotteshaus ad majorem gloriam Fridolini entwickelt. In den weitrauchdurchbusteten Hallen leuchten vor zahlreichen Altären die ewigen Lampen im saten Rubinglanz. Der Münsterplatz birgt mannigfache Geschenke gekrönter Väter, die im Laufe der Jahrhunderte zu St. Fridolin Einkehr gehalten. Vom goldenen Becher des Frantentönigs Schlobdwin an bis zum edelsteinbesetzten, goldenen Vortragekreuz der Kaiserin Maria Theresia — welch' ein Reichthum an Reliquien und Mirakeln! Den Superlativ von all' der gleichenden Pracht repräsentiert der im Barockstile ausgeführte Reliquienschrein des Heiligen und Schutzpatrons St. Fridolin, der alljährlich am 6. März in feierlicher Prozession durch die

Straßen der Stadt geführt wird. Ganz Säckingen ist dann auf den Beinen, um singend und psalmobierend neuen Segen des Schutzpatrons auf Stadt und Bürger zu erbeten:

Der du hoch im Himmel wohnest
Schau' gnädig auf dein Städtlein
Schließ es gnädig in's Gebet ein
Fridoline, Fridoline!

Freilich jenes „schlante blonde Fräulein, Weidenstrauch im Vodenhaar“ Maria von Schönau, die einst unter der Jungfrau holder Schar in der Festprozession einher schritt, und Werner Kirchhofer, den bei ihrem Anblick der Liebe Zauber also packte, daß die umstehenden Säckinger in richtiger Erkenntnis schlossen: „Den Mann hat's“, sie liegen selbender schon an 2 Säcula hindurch im kühlen Grabe und träumen von Liebe und Trompetenblasen. Der alte Friedhof, der sich einst um's graue Hochstift zog, ist längst dem Boden gleich gemacht; nur das rote Sandsteingrabmal, das des Paares Grab einst zierte, ist noch erhalten und gibt in die äußere Chorwand des Domes eingemauert, über Leben, Grab und Tod nun Kunde, wie durch die holdselige Kunst Musikta sich Herzen finden! Der zum literar-historischen Denkmale gewordene Grabstein ist heute mit Scheffels Erzbildnis gekrönt und von einem kunstvollen Eisengitter umschützt. Die Inschrift, die unserm Dichter die Veranlassung zu seiner lyrisch-epischen Schöpfung bot, ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Zu deutsch lautet sie: Ewige Ruhe der Seele und des Leibes suchte hier bei Lebzeiten und fand durch einen ruhigen seligen Tod das in gegenseitiger Liebe unergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Maria Ursula von Schönau. Er am letzten Mai 1690. Sie am 21. März, 1691. Sie lebten in Gott. —

Vom Münster aus tun wir's den biederen Säckingern am St. Fridolinstage nach und halten Einkehr in der „alten Herberg' zu dem güld'nen Knopfe“; denn was nützt alle Poesie, wenn sie hungernd und dürstend genossen werden soll! Mit der inneren Freudigkeit eines germanischen Gemüthes, um mit Scheffel zu reden, sehen wir uns zum Glase. 's ist eine Scheffelstätte, wo wir rasten und Umtrunk halten, das erkennt der Wanderer gar bald, denn rings um das gemütliche Gastzimmer, vor dessen Fenstern der Rhein voll jugendlich-ungestümmter Kraft zu Tale braust, ziehen sich Wandgemälde, die Illustrationen zu Scheffels Dichtungen darstellen, Szenen aus dem Trompeter, Reminiscenzen an den Ettehard. —

Doch die Stunden versiegen und enteilen. Vom nahen Münsterurm läuten schon die Abendglocken und mahnen über'm „Beheritupf“ im güldnen Knopf den Aufbruch nicht zu verpassen. Wir überschreiten den altertümlichen Markt, der seit Oktober 1901 mit einem originellen Scheffel-Denkmal geschmückt ist. Am Denkmalsfuße steht Jung Werner im flotten Reiterhabitus, so wie ihn der lebenswürdige Illustrator der Dichtung Anton v. Werner dem deutschen Volke geistig für immer festgestellt hat.

Ueber dem Boezberg steigt, ihr Silberlicht in die Rheinfluten tauchend, Frau Luna auf und Abschied nehmend werfen wir aus den Lutken der dunkeln Rheinbrücke einen letzten Blick auf die alte Fridolinstadt. Drunten am Rheinufer scheint's lebendig geworden zu sein. Ja in den Schwaden, die wie Gespenster von den Wassern des rauschenden Stromes sich lösen, sehen wir die Gestalten, die schon unzählige Male das deutsche Volk entzückt, in der Dichtung wie auch auf den Brettern die die Welt bedeuten. Dort steht am Ufer Jung Werner, die Trompete ansehend, und durch die kühle Nachtlust klingt die süß-sentimentale Weise des Abschiedsliedes:



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sochheiliges Pfingstfest.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 14, 23-31. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehöret habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.“ — „Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.“ — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht!“ — „Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich.“ — „Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird.“ — „Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und thue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Pfingsten.

Der „Menschensohn“ hatte Seine Mission auf Erden vollendet. Vom Ölberge aus, wo Er Seinen Leidenskampf begonnen, und der betaut war von Seinen Blutstropfen, hatte Er Seinen Siegeszug in die himmlische Glorie gehalten. Mit stiller Behmut hatten die Jünger dem scheidenden Meisternachgeschaut: war doch Seine Verherrlichung gleichbedeutend mit dem Ende jenes dreijährigen, gnadenreichen Verkehrs, dessen Er sie gewürdigt! Nun waren sie sich selbst überlassen, wie Lämmer den Wölfen preisgegeben, standen zugleich am Anfang einer apostolischen Missionstätigkeit, über deren unendliche Schwierigkeiten sie sich unmöglich täuschen konnten. Was war es doch, lieber Leser, das diese armen Galiläischen Fischer in ihrer Verlassenheit nicht verzagen ließ? Was hielt sie aufrecht in ihrer gefährvollen Lage? Was vermochte sie, ihrer bevorstehenden apostolischen Aufgabe mit Vertrauen entgegenzusehen?

Es war ein göttliches Trostwort aus dem Munde des geliebten Meisters: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen — Ich werde euch einen Tröster senden, der euch in alle Wahrheit einführen wird!“

Heute, am Pfingsttage, hat der Herr dieses gegebene Wort eingelöst: Unter wunderbaren Zeichen, die die Einwohnerschaft Jerusalems und die versammelten Schaaren von Festpilgern in Staunen und Schrecken versetzten, schwingt die dritte Person der Gottheit, der Heilige Geist, Sich herab, um das Werk der Erlösung, zunächst an den im Gebete vereinigten Aposteln zu vollenden.

Ist Christus vorgebildet in Moses, der das auserwählte Volk aus der ägyptischen Knechtschaft befreite, so ist der Heil. Geist vorgebildet in Josua, der es ins gelobte Land der Kirche eingeführt und mit den Früchten Seiner Gnaden bereichert hat. — Christus ist der David, „der Mann des Blutes“, der die Mittel zum Tempelbau gesammelt: Salomon aber der Heil. Geist, der Mann des Friedens, der Weisheit, der den Tempel (die Kirche) wirklich erbaut hat, um die Gnaden der Erlösung dort auszuspenden.

Welche Ueberraschung brachte der Pfingsttag damals für die Feinde Jesu! Die jüdischen Priester und die Ältesten des Volkes, obwohl durch die glorreiche Auferstehung des Gekreuzigten in Verwirrung und Schrecken gezeit, hatten sich zweifelsohne schon wieder beruhigt, als sie die Grabesstille im Apostelkollegium wahrnahmen; ja, es schien bereits, als sei Alles, was Jesus tat, und Er selber nur ein „Traum“ gewesen, und als feiere schon die Finsternis einen großen Triumph über das Licht. — da treten plötzlich eben jene ungelehrigen und furchtsamen Jünger des Nazareners, wie der Witz Gottes, hervor, Petrus an ihrer Spitze, und verkünden mit wahrhaft himmlischer Klarheit und Wärme in allen Sprachen den versammelten Volksschaaren, daß eben jener von ihnen gekreuzigte Jesus der so lange von ihnen erkante Messias sei, und — erfüllt von Liebesreue — fallen auf der Stelle dreitausend Juden auf ihre Kniee und bekennen anbetend den Gekreuzigten! Und bald ziehen diese armen Galiläischen Fischer aus, um die Siegesfahne des Kreuzes in allen Zonen der Erde aufzu-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 31. Mai.** St. Pfingstfest. Petronella, Jungfrau † 80. Evangelium Johannes 14, 23-31. Epistel: Apostelgeschichte 2, 1-11. ● St. Lambertus: Feier des 40stündigen Gebetes. Morgens 1/6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sacramentes, 9 Uhr feierliches Hochamt und Abends 1/6 Uhr feierlicher Komplet. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr feierlicher Schluß der Mai-Andacht mit Prozession durch die Kirche.
- Montag, 1. Juni.** Pfingstmontag, Gebotener Feiertag. Simeon. Evangelium Johannes 3, 16-21. Epistel: Apostelgeschichte 10, 42-48. ● St. Lambertus: Heute ist die Gottesdienst-Ordnung wie am ersten Pfingsttage. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Dienstag, 2. Juni.** Erasmus, Martyrer † 303. ● St. Lambertus: Die feierliche Komplet ist Abends 1/7 Uhr, nach derselben feierliches Te Deum.
- Mittwoch, 3. Juni.** Clotilde, Königin † 545. (Quatember).
- Donnerstag, 4. Juni.** Florian, Martyrer † 286. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 5. Juni.** Bonifatius, Erzbischof und Martyrer † 755. (Quatember). ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensmesse für die Herz-Jesu-Bruderschaft, Abends 7 Uhr in der Andacht ist Predigt.
- Samstag, 6. Juni.** Norbert, Ordensstifter und Erzbischof † 1134. (Quatember). ● St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segens-Messe.

pflanzen; Millionen von Menschen beugen ihr stolzes Knie vor einem Gekreuzigten und geben für Ihn Gut und Ehre und Leben mit einer Begeisterung preis, die Himmel und Erde mit Bewunderung und Erstaunen erfüllt. Das hochgebildete Athen, das wollüstige Korinth, das stolze Rom: sie huldigen dem Herrn am Kreuze! Fürwahr, hier sehen wir die Vermählung des Göttlichen mit dem Menschlichen: es ist das Wehen und Walten des Heil. Geistes in der freien Menschheit — eine „neue Schöpfung Gottes“! —

Da die heutige Festtagsepistel dieser kurzen Ausführung zu Grunde liegt, so wirst Du, lieber Leser, vielleicht erstaunt fragen, in welcher Beziehung denn das heutige Evangelium zu dem Festtage stehe, da in demselben vom Heil. Geiste kaum die Rede sei. — Aber, lieber Leser, der ganze Abschnitt des heutigen Evangeliums handelt vom Wirken des Heil. Geistes in der Kirche Jesu und in den einzelnen Gliedern derselben. Freilich läßt sich das nicht mit ein paar Worten dartin; ein paar Bemerkungen aber mögen hier folgen.

Die Herabkunft des Heil. Geistes war ein Ereignis, das nicht nur für die Menschheit im Allgemeinen von höchster Wichtigkeit war, sondern jeder einzelne Mensch ist berufen, jene Heimsuchung zu empfangen, die einst „das Angesicht der Erde erneuerte.“ Die barmherzige Absicht Gottes ging so weit, daß Er einen persönlichen Bund mit Jedem von uns abschließen wollte. Nur eine Forderung stellt Jesus an uns: wir sollen Ihn lieben und Sein Wort (die Gebote) halten; unter dieser Bedingung verspricht Er uns, daß Sein Vater uns lieben und mit Ihm in unserer Seele wohnen werde. Aber damit noch nicht genug: Er verkündigt uns auch die Ankunft des Heil. Geistes, der durch Seine Gegenwart die Behausung Gottes in uns vervollständigen wird. So bildet die erhabene, anbetungswürdige Dreifaltigkeit sich gleichsam in dieser niederen, menschlichen Wohnung einen neuen Himmel, bis wir selbst, nach diesem irdischen Leben, in jene seligen Stätten eingehen, wo wir den göttlichen Gast — Vater, Sohn und Heil. Geist — der Sein menschliches Geschöpf so sehr geliebt hat, in unendlicher Seligkeit schauen werden.

Wie in der allerheiligsten Dreifaltigkeit der Heil. Geist es ist, der das Einigungsband zwischen Vater und Sohn bildet, so ist es auch der Heil. Geist, der die Liebe zwischen Christus und der gläubigen Seele einerseits und zwischen ihr und dem himmlischen Vater andererseits bewirkt. Er tut es durch Seine erleuchtende und heiligmachende Gnade, um die wir mit der Kirche besonders in diesen Pfingsttagen innig stehen sollen.

Geschichtliche Streifzüge durch die Küche.

Von Ludwig Boedeker.

„Guten Morgen gnädige Frau, einen schönen guten Morgen! Aber ich sehe Sie sind beschäftigt, will Sie auch absolut nicht stören. Ja ja, ich glaub' es Ihnen, eine Hausfrau hat zu tun, wenn sie selbst für Küche und Keller aufkommen will. Den ganzen Vormittag; dann ist hier etwas nicht recht, dann dort nicht. Unsere Frauen von heute werden noch alle nervös!“

„Ja ja, so ist es, lieber Doktor, Sie haben Verständnis dafür, für uns arme, arme Hausmütter. Hausmütter, richtig, das ist gerade das rechte Wort, wir werden noch alle alt vor lauter Sorgen um Haus, Küche und Keller. Ob das wohl schon immer so gewesen ist, Doktor? Ich glaube immer, daß unsere Großeltern und Urgroßeltern schon so viel Kleinliche Sorgen gehabt haben! Erzählen Sie 'mal was aus der Geschichte Doktor, bitte!“

„Aber bitte lassen Sie sich doch nicht stören, ich gehe mit Ihnen hinüber in die Küche, machen Sie nur ruhig ihr Mittagsmahl fertig — wenn Sie mich dann nebenbei anhören wollen, will ich Ihnen gern etwas erzählen. Was gibt es denn heute Mittag? Ah, Blumenkohl; Ist übrigens erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der Levante nach Italien, und von da zu unseren Vorfahren nach Deutschland herübergekommen. Ueberhaupt scheinen unsere Alten wohl mit weniger Gemüse ausgekommen zu sein, denn Kohlrabi und Steckrüben z. B. sind in Deutschland erst um 1500 und 1700 bekannt gewesen. Da ich dort bei Ihnen gerade eine schöne Ananas sehe, die nebenbeigelegt um die erstere Zeit durch Spanier von Amerika nach Italien und Burgund gebracht wurde, fällt mir ein, was ich kürzlich in einer alten Geschichte über Ananas und die Kartoffeln las. Von diesen beiden Gewächsen, die zusammen über Amerika zu uns kamen, sagt der gelehrte Herr Professor: „Die Kartoffel gleicht dem trauerigen Nachtschatten, der in den Gärten nachlässiger Landwirte aufwächst und über der Erde wekriecht; aber die Ananas gleicht der stolzen Aloe unserer Brachtgärten.“ In des Reiches Streuhandbüchse und in Pommern ist damals so heftig gegen Einführung der „Teufelswurzel“ genannten Kartoffel geeifert worden, daß der Anbau dieses, unseres jetzt mit bedeutendsten Nahrungsmittels, dem Bonern nicht nur befohlen, sondern sogar mit Gewalt aufgezwungen werden mußte. Um diese Zeit bewährten sich auch kleine Rüben, welche damals in Teltow angebaut wurden, derart, daß sie, wie ein Geschichtsschreiber erzählt, sogar nach beiden Indien verschickt wurden. Die „Teltower Rüben“ haben ja nun ihren Namen bis auf den heutigen Tag beibehalten. Vom Kaiser Tiberius, der noch vor Christo geboren wurde, wird uns erzählt, daß er sich Zuckerrüben für seine Tafeln vom Rhein kommen ließ. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren Rüben und Hirsebrei eine übliche Speise des Mittelstandes. Auf einem Relief des „Straßburger Denkmals“ in Basel kann man die Abbildung eines Schiffes sehen, auf welchem ein dampfender Riesentopf in der Mitte des Schiffes angebracht ist. Der Abbildung liegt eine Sage zu Grunde, wonach die Züricher ihren verbündeten Straßburgern einmal Hilfe gegen Feinde auf ihrem glückhaften Schiffe gebracht hätten, ehe denn ein Räubel mit Rüben und Hirsebrei kalt geworden sei. Dioscorides, der im 1. Jahrhundert nach Christo lebte, spricht schon von unseren jetzigen Möhren als Gemüse der Griechen und Römer. Der Spinat kommt, soviel ich weiß, zuerst im vierzehnten Jahrhundert unter den Fastenspeisen der Mönche vor. Aber ich will Sie nicht länger damit langweilen, gnädige Frau, und Ihnen nur noch sagen, daß die Konjerven, ein Haupt handelsprodukt von heute, erst nach 1800, von einem Herrn Namens Appert, erfunden wurden.

Aber sehen Sie einmal, Sie brennen ja Gas! Nun, da haben Sie es doch bequem. Die erste Anregung zur Gasheizung gab übrigens Clayton in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts. Vor etwa 75 Jahren kamen die ersten Gaskochöfen auf. In der Geschichte der Oefen, könnte man weit zurückgehen. Im Jahre 79 nach Chr. stand bei dem furchtbaren Ausbruch des Vesuv ein alter Gelehrter, ein Mann der Wissenschaft der Alten, der noch heute, nach beinahe 2000 Jahren, für die Geschichtsforschung von grundlegender Bedeutung ist: Plinius. Er zeichnete so lange die Vorgänge seiner Umgebung auf Papyrus, bis ihn die glühenden Dünste ersticken und mit Asche überdeckten. Dieser Plinius erzählt mit seinem Zeitgenossen Seneca auch manches über die Oefen der Alten. Und zwar legte man einen großen Ofen, oder deren mehrere, unter einem Hause an. In diesen brachte man glühende Kohlen, deren

Wärme man durch Röhren, welche in den Mauern und Wänden angebracht waren, in die Speisezimmer, Schlafzimmer und andere Räume leitete. Die oberen Mündungen dieser Lufröhren hatten oft die Bildung eines Löwenkopfes oder eines Delphins, und konnten nach Belieben verschlossen oder geöffnet werden.

Und heute, nach 1850 Jahren, ist man wieder auf diese Luftheizung im Prinzip zurückgekommen.

Was würden Sie sagen, gnädige Frau, wenn Sie sich in die Zeit der offenen Herdfeuer inmitten des Zimmers, bei welchem sich der Rauch seinen Weg durch die offenen Türen und Fenster suchte, zurückversetzen sollten. Oder nur in die Zeit der Kaminfeuer mit seinen schwarzen ruhigen Wänden. Was ich noch sagen wollte, Schornsteine hat es lange Zeit noch nicht gegeben. Der Name kommt von dem Worte schoren, scheuern her. Schornstein wäre also der Rauchfang, der wegen des Rußes öfter gescheuert werden mußte. Im Sachsenpiegel steht:

Manlit sol of besauern sinen Oven und sine Muren, dat die Spacken nicht ne in eines andern Hof waren.

Wer Plattdeutsch kennt, wird es leichter verstehen: jeder soll seinen Ofen und seine Mauern scheuern lassen, damit nicht die Funken in eines anderen Hof fliegen können.

In einer Historie von Padua, die um 1400 geschrieben wurde, erzählt der Verfasser, daß Francesco de Carraro, Signor die Padova, als er im Jahre 1368 nach Rom gekommen und daselbst noch keine Kamine vorgefunden habe, das Feuer im Wirtshaus wurde in einer Vertiefung inmitten des Zimmers unterhalten, durch die ihn begleitenden Maurer und Zimmerleute ein paar Kamine habe aufführen lassen. Solche seien damals in Padua schon gebräuchlich gewesen. Er habe an diese Kamine, als die ersten in Rom, sein Wappen setzen lassen, welches noch lange Zeit nachher zu sehen gewesen sei.

Hier muß nun auch wohl der Anfang der Kaminfeuer — der Bugemänner unserer kleinen Kinder — zu suchen sein. Die ersten Schornsteinfeger, welche nach Deutschland kamen, waren Knaben aus Savoyen. Einige Leute von damals behaupteten, daß dieses besondere Menschen seien, welche den Murreltern das Klettern abgelernt hätten. So hat also schon damals die Armut und das Elend dieses Volkes die jungen Menschen zum Geldverdienen in die weite Welt geschickt. Heute laufen sie Tag für Tag auf den Straßen in Stadt und Land, unter elenden Lebensbedingungen, um ihre Ratten- und Manjesfallen zu verkaufen — damals arbeiteten sie sich durch die Windungen und Röhren der engen Kamine hindurch, um den Ruß abzutreten und abzuschaben. Eine Chronik schreibt, daß man damals zu allen Zeiten auf den Straßen von Paris Savoyerknaben, oft nicht über 8 Jahre alt, in leinenen Kitteln, über und über mit Ruß bedeckt, begegnet habe. Und so arbeiteten sie sich, nicht ohne Lebensgefahr, durch die oft 15 Meter langen noch rauchenden Röhren hindurch. Wenn sie mit Besen und Werkzeugen dann am Ende ihrer Fahrt ankamen und endlich wieder Atem schöpfen konnten, hatten sie ein paar armselige Centimes verdient, von denen sie noch einen Teil dem Fiskus als Abgabe zahlen mußten. Oefen in unserem Sinne wurden übrigens schon im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt.

Aber da Sie gerade dort mit der Butter hantieren, will ich Ihnen aus alter Zeit etwas davon erzählen. Bald nach Hippocrates, dem Begründer der Medizin, welcher 460 Jahre vor Christo geboren wurde, lebte ein Dichter namens Anaxandrides. Dieser hat die Hochzeit des Iphicrates und das dabei in Thracien gegebene Gastmahl beschrieben; da, sagt er, haben die Thracier Butter gegessen, welche die Griechen damals freilich noch für ein wunderliches Essen angesehen haben. Dioscorides und Galenos, welche um 100 bis 200

nach Chr. lebten, beschreiben den Vorgang des Buttermachens in derselben Weise wie wir diesen kennen. Der erstere meldet auch zugleich, daß man mit frischer Butter statt des Oels Gemüse schmelzen und backen könne. Nebenbei gesagt, hat Benno Martini jetzt kürzlich mit Unterstützung des preussischen Landwirtschafts-Ministeriums einen dicken, dicken Band über — die Geschichte des Butterfasses geschrieben.

Noch weiter als die Butter reichen die Nachrichten über Reis und Getreide zurück. Weiter vor Christo, als wir jetzt nach Christi Geburt gekommen sind: 2822 v. Chr., der Zeit des Pyramidenbaues in Aegypten, sollen Reis und Weizen von Indien nach China eingeführt sein. Tausend Jahre später war Glas schon in Aegypten bekannt. Kurz darauf, immer noch sechshundert Jahre vor Christo, sollen dort schon Glasfiguren gegossen worden sein. Soweit also reicht die Kultur unserer Gläser zurück!

Auch Porzellan soll den Chinesen schon hundert Jahre vor Christo bekannt gewesen sein. Kurz vor der Entdeckung Amerikas — in der ersten Periode der weittragenden und bedeutendsten Kunst, des Buchdrucks, kam Porzellan im Jahre 1474 von China nach Europa. Dann, zu Anfang des vorletzten Jahrhunderts, nach 1700 erfindet der Alchemist Böttger, der seinem Kurfürsten versprochen hatte Gold zu machen, bei seinen Versuchen zu Meissen das ächte Porzellan. Etwa 50 Jahre später entstand die spätere königliche Porzellanmanufaktur in Berlin zur selben Zeit als Karl Theodor das Heidelberger Fabrikant. Bald darauf kam dann auch Wedgwood mit dem nach ihm benannten Steingut.

Gefäße von Kupfer wurden viele bei den Ausgrabungen in Herculaneum gefunden. Eines wird Sie noch interessieren — die Emailgeschirre. Wie sehr man sich jetzt auch daran gewöhnt hat, wurden sie doch erst vor noch nicht hundert Jahren angefertigt.

Wir haben uns noch an einen anderen Handgegenstand sehr gewöhnt: die Gabel. Petrus Damiani, gestorben 1072 zu Faenza (Gayence nach dieser Stadt benannt) sagt, daß der Gebrauch der Gabel zuerst durch eine bizantinische Prinzessin nach Venedig kam und eifert gegen diese Neuererung als eine „sündhafte Verweichlichung“. In Deutschland erschienen Eßgabeln erst in einem Inventar Kaiser Karls des Fünften.

Wie ich vom Getreide sprach, wollte ich noch etwas aus der Geschichte der Mühlen erwähnen, die im Ganzen jedenfalls sehr interessant ist. Abraham ließ seinen Vätern Kuchen aus dem feinsten Mehl backen, und das Manna ward wie Getreide gemahlen. Dazu scheint zuerst der Mörser gebraucht zu sein und hieraus hat sich dann nach und nach die Handmühle, Rossmühle und dann die Wassermühle vervollkommenet.

Zu den Beweisen, daß Rom zur Zeit des Kaisers Augustus Wassermühlen gehabt hat, zählt auch ein Epigramm des Antipater:

„Hört auf, euch zu bemühen, ihr Mädchen,
Die Ihr in den Mühlen arbeitet;
Jetzt schläft und laßt die Vögel der Morgenröte entgegen singen:
Denn Ceres hat den Najaden befohlen Eure Arbeit zu verrichten;
Diese gehorchen, werfen sich auf die Räder,
Treiben mächtig die Wellen und durch diese die schwere Mühle.“

Die Windmühlen wurden am Anfange der Kreuzzüge zuerst genannt.

Sehen Sie, meine liebe gnädige Frau, so geht es weiter, so hätte wohl ein jedes Ding in der Küche seine Geschichte, und alle diese Kleinigkeiten könnten uns etwas von Sorgen und Mühen unserer Großeltern, Urgroßeltern und noch darüber hinaus erzählen. Viele unserer alltäglichen Dinge sind schon lange

Zeit bei unseren ältesten Vorfahren im Gebrauch gewesen, diese waren gewiß dabei zufriedene Menschen, und darum sollten auch Sie, meine Liebe, nicht gleich außer sich geraten, wenn irgendwo in Ihrem Kessort etwas nicht klappen sollte.

Bekrafter Pflichteifer.

Humoreske aus dem Soldatenleben von Edmund Hohler.

Unteroffizier Borchers war ein Mann der Pflicht: er hatte keine „Köchin“ und ging nie „über den Zaun“. Das war sonst ein Leichtes, denn über die Kasernenmauer konnte man sehr leicht klettern — aber er tat es nie. Außerdem bestand das stillschweigende Uebereinkommen zwischen den Unteroffizieren, niemals einen zu melden, wenn sich einmal jemand verspätete. Aber das alles kam für Borchers nicht in Betracht. Auch nahm er nur alle 14 Tage Urlaub. Somit ging er stets pünktlich nach Hause und so tat er denn auch heute, alldieweil es Samstag war und er keinen Urlaub hatte. Ein Vierteljahr war es erst — aber der Weg von der Untereinstadt nach der Kaserne war sehr, sehr lang.

Da plötzlich — was mußte er sehen? Was ging denn da „im Schatten einer Gaslaterne“, vergnüglich eine Zigarre rauchend, ungefähr zwanzig Schritte vor ihm her? Das war doch eine Uniform. — Na warte! Und er setzte sich in Laufschrift — auf der jetzt schon menschenleeren Straße ein törichtes Beginnen. Der Andere hörte denn auch die weithallenden Schritte, fuhr mit dem Kopfe herum, faßte das Seitengewehr und gab Herzengeld.

„Sie Einjähriger —!“ brüllte Borchers. Ja wohl — stößt ihm nach! Und der Andere war ihm noch im Laufen überlegen, hatte längere Beine!

„Na warte, Bursche — wenn ich Dich fasse! Vierzehn Tage stramm sind Dir gewiß! Und wenn mich nicht alles täuscht, so ist es noch dazu der Einjährige Gundlach von meiner Kompanie! O — wenn ich Dich kriege!“

Aber was war denn das? Bog da nicht der Kerl um eine Ecke in eine dunkle Gasse hinein? Unerhörte Frechheit — noch nicht drei Monate im Dienst, dieser Gundlach — und geht Papsenstreichen! Um halb zehn Uhr im Dezember noch auf der Straße — und er, der Unteroffizier —

Borchers bog auch in die dunkle Seitengasse ein — und als er so weit eingedrungen war, daß er das entgegengesetzte Ende des Engpasses, der in die von elektrischem Lichte erstrahlende, sehr lebhaftes Hohenzollernstraße mündete, erblickte er den Einjährigen, wie er in eine Droschke stieg. Borchers brüllte dem Kutscher zu, er solle nicht abfahren, aber er war zu weit entfernt und die Straße sehr belebt und geräuschvoll — und dieser Kerl von Kutscher fuhr, als ob ihn der Teufel verfolgte. Sicher hatte ihm dieser Einjährige ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn er besonders rasch fahre. — Ueberhaupt diese Einjährigen! Alles erlauben sie sich! Und er, der Herr Unteroffizier, sonst eine fröhliche Natur, der auch gern getanzt, gescherzt und geküßt hätte — er grünte sich nicht. Immer hatte er sich's gewünscht, er möchte so einen Einjährigen erwischen. Nicht aus Neid — nein, nur aus Pflichttreue. Na — er würde — Eine andere Droschke fuhr vorbei. Borchers hatte Lust, hineinzuspringen und hinterher — er überlegte sich's — eine Mark fünfzig hatte er nicht mehr in seinem Vermögen. Also zu Fuß — na, wenn er sich beeilte, kam er noch zeitig in Gundlachs Wohnung, um sich zu überzeugen, ob er's gewesen, und ihn dann tüchtig abzufragen.

* * *

Der Einjährige Gundlach wohnte bei einem Postsekretär, der bis spät in die Nacht am Stammtisch saß, während seine Frau immer

die Munde bei ihren Freundinnen machte, von wo er sie dann abholte. Minna, das Dienstmädchen, war deshalb fast allabendlich allein zu Hause. So auch heute. Plötzlich wurde der Korridor hastig aufgeschlossen, der Einjährige Gundlach stürzte herein, riß die Küchentür auf und rief:

„Minna — wenn gleich ein Unteroffizier kommen sollte, ich bin den ganzen Abend zu Hause gewesen. Halten Sie ihn recht lange auf. Machen Sie Ihre Sache gut, erhalten Sie zehn Mark.“

Damit war er verschwunden und Minna hörte, wie er seine Zimmertür abschloß und abriegelte. Zehn Minuten später klingelte es. „Aha!“ dachte die bildhübsche Küchenfee, „das ist er.“

Sie öffnete — und als sie die Schildmühle und die blanken Knöpfe des Mantels sah, fiel sie dem Ankömmling mit dem Kusse: „Unjust mein Unjust — kommst Du endlich!“ um den Hals, und ehe Borchers es sich versah, drückten sich ein paar volle, weiche Lippen auf seinen Mund, daß ihm ganz eigen zu Mute wurde. Endlich ermannete er sich, schob die niedliche Kleine ein bißchen von sich und sagte, indem er gleichzeitig die Korridortür hinter sich zubrückte:

„Mein Fräulein — Sie irren sich!“

Da — ein Schrei — und Minna lag ohnmächtig in seinen Armen. — Na — was nun? Borchers sah sich einen Augenblick hilflos um, da gewahrte er, daß die Küchentür offen stand und so nahm er sie auf seinen Arm, trug sie in die Küche, und setzte sie auf einen Stuhl, holte ein Glas Wasser und besprengte ihr das Gesicht, wobei Minna sich das Lachen kaum verbeissen konnte. Endlich schlug sie die Augen auf — aber als sie ihn erblickte, schlug sie rasch die Hände vors Gesicht und quetschte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ jagte er nun betreten und etwas verwirrt, „ich wollte Sie wahrhaftig nicht erschrecken —“

„So — was denn?“ fuhr sie jetzt kampfbereit auf, „wer kommt denn zu nachtschlafender Zeit den Leuten in die Häuser? Ruhte ich da nicht meinen, es wäre mein August —“

„Mein Fräulein ich —“

Ja wohl, da kam er schön an. Die Kleine war temperamentvoll und ließ ihn in ihrer erregten Art gar nicht zu Worte kommen. Endlich schloß sie:

„Und wenn Sie nun gut machen wollen, was Sie verbrochen haben, dann müssen Sie mir jetzt Gesellschaft leisten.“

„Ich — ja aber —“

„Kein Wort — Sie müssen!“ Und sie holte eine Flasche Bier, einen Rest kalten Braten und anderes. Erst wollte er nicht, aber sie ließ nicht locker — auch dachte er, er konnte noch in die Kaserne — nun — und wenn nicht — das Uebereinkommen der Unteroffiziere bestand ja. — So ließ er sich's denn wohl sein — und vergaß ganz, warum er hergekommen. — Da klingelte es zum zweiten Male, Minna stürzte hinaus, ließ wieder die Küchentür sperrweit offen und öffnete. Festen Schrittes trat ein Unteroffizier herein. Er legte die Hand an den Helm und sagte:

„A Abend, Fräulein — ist der Einjährige Gundlach zu Hause?“

„Gewiß — ich will gleich mal klopfen.“ Und in die Küche rief sie zurück: „Entschuldigen Sie einen Augenblick.“

Der Blick des Unteroffiziers vom Dienst fiel in die Küche. Er zuckte zusammen — da saß ja Borchers, der Pflichtmensch, den er nicht leiden konnte. So trat er denn in die Küche, grüßte und sagte:

„A Abend — nanu Borchers, auch hier? — Haben keinen schlechten Geschmack. Aber entschuldigen Sie, wenn ich stören muß — zeigen Sie mal bitte Ihre Urlaubskarte!“

„Urlaubskarte — ja aber —“

„Na bitte — es ist zehn Minuten nach zehn.“

„Im Gottes Willen, Wächter — machen Sie keinen Unsinn — lassen Sie mich nach Hause — ich bin nur deshalb hergekommen, um zu sehen, ob der Einjährige Gundlach nicht zu Hause war. Ich glaubte nämlich, ich hätte ihn vorher nach 9 Uhr auf der Straße gesehen.“

„So — und da gehen Sie jetzt selber über den Zaun?“ lachte der Andere höhnisch — „ja, das tut mir leid.“

„O, Herr Unteroffizier,“ legte sich Minna nun ins Mittel, „sien Sie doch nicht gar zu böse — ich bin ja Schuld.“

„Na Vorhers — dann gehen Sie man.“ Da öffnete sich die der offenen Kuchentür gegenüberliegende Zimmertür und eine verschlafene Stimme rief:

„Na Minna — was ist denn — haben Sie nicht gepocht, als wollten Sie Tote wecken?“ Aber im nächsten Augenblick kam er heran — nur mit Nachthemd und Hose bekleidet, die nackten Füße in Pantoffeln, stellte sich stramm vor den Unteroffizier vom Dienst, blinzelte und brüllte:

„Stube belegt mit einem Mann.“ „Danke — kriechen Sie man wieder ins Bett,“ sagte der Andere und als der Einjährige fort war, wandte er sich an den Kameraden: „Ja — Vorhers — tut mir leid — nu müssen Sie mit. Der Einjährige hat Sie hier gesehen.“

„O Gott — o Gott, drei Tage Kasten!“ stöhnte Vorhers.

Aber Kasten gab's nicht — wegen seiner seitherigen Pflichttreue und der besonderen Ursache kam er mit einem Verweis durch. Aber er kapituliert nicht weiter. Gundlach brachte ihn in der Fabrik seines Vaters an — und er und Minna, die längst Frau Vorhers ist, necken ihn noch weidlich wegen seines „bestraften Pflichteifers“.

Sine launische Primadonna.

Von J. Handu.

In einem der Vorzimmer des kgl. Schlosses zu Berlin standen an einem Frühlingstage 1776 der jugendliche Hofkapellmeister Reichardt mit dem zu alten Musikgarde Friedrich des Großen gehörenden Hofkonzertmeister Franz Venda, des Befehles zur Audienz harrend.

Reichardt's geistvolles Gesicht glühte unter der weißen Perücke, seine dunklen Augen flammten. Immer wieder redete der bedächtige Venda beschwichtigend auf den erregten Kapellmeister ein, — dessen hochgewachsene Gestalt ihn beträchtlich überragte.

Aber Reichardt war nicht zu beruhigen, der Affront, den man ihm neuerdings angetan, hatte ihn so erbittert, — daß er nun dem Könige seine Beschwerde vorzutragen, fest entschlossen war.

Venda fühlte mit dem temperamentvollen, das Herz auf den Lippen tragenden Künstler. — Er bedauerte den von idealem Streben erfüllten Kapellmeister, — dem es von seinem, zumeist aus alten bequemen Musikern bestehendem Hof-Orchester so schwer gemacht wurde, sich Autorität zu verschaffen. Und hauptsächlich deshalb, weil er sie aus ihrer altgewohnten Ruhe anrütteln wollte. —

Aber auch der König, — der seit des Hüttenvirtuosen Quanz Tode sein Interesse an Musik ziemlich verloren hatte, — stand ebenfalls seinen Neuerungen fremd gegenüber.

„Ob mich der König nicht auch im Stiche läßt“, fragte ängstlich der Kapellmeister.

„Nur ruhiges Blut, Friedrich“, beschwichtigte wieder Venda den erregten Reichardt, — der seit einigen Monaten der Gatte seiner hochbegabten Tochter Juliane geworden war, — „unser König findet schon wieder das Rechte, gerade wie vor 2 Jahren, als wir einen Ersatz für den alten bierseligen Hofkapellmeister Agricola suchten und Dich der König trotz Deiner 22 Jahre allen andern vorzog.“

„Ich war aber auch prompt zur Stelle“, antwortete Reichardt, — „als ich in Litauen erfuhr, daß der dicke Agricola gestorben, nahm ich die besten Relaispferde, eilte nach Berlin und legte Sr. Majestät meine sieben vollendete Oper vor.“

„Und die Oper „le Feste galanti“ gefiel! Und gar als die Mara Ariens daraus mit ihrer wunderbaren Stimme dem Könige vortrug! Da hattest Du gewonnenes Spiel, — Du erzieltest die Hofkapellmeisterstelle und erreichst mit einem Sprung, wonach Andere zeit Lebens streben! Aber nun halte Dich auch fest im Sattel, mein Junge!“

„Abzpringen, — durchgehen möchte ich gar oft,“ rief Reichardt in seiner raschen Art, — „ein feuriger Renner wie ich und die lahmen Säule um mich herum, — die ich mit Fortreißern möchte, und die immer störrischer werden! Es ist zum Verzweifeln, selbst in dieser Festwoche zu Ehren des Großfürsten Paul von Rußland, die solche große Ansprüche an mich stellt, macht mir die Bande Schwierigkeiten!“

„Aber dies Mal ist allein die Mara die Schuldige“ behauptete Venda.

Reichardt unterbrach ihn.

„Die aber von ihrem nichtsnutzigen Mann, — dem Cellisten Mara, der mich haßt, ausgeht wird! Und die sich nun sogar erdreißet, gegen den König zu opponieren, weil nicht alle ihre Wünsche auf Urlaub und Gehaltserhöhung gewährt wurden!“

„Der König wird schon ihr Trostköpfchen zur Raifon bringen,“ gab Venda im Brustton der Ueberzeugung zurück.

„Wer weiß,“ meinte Reichardt kleinlaut, — „ob es dem Heldenkönige nicht leichter geworden ist, eine Schlacht zu gewinnen, — als einer rabiaten Primadonna den Kopf zu recht zu setzen!“

Das Gespräch wurde von Kammerlakaien unterbrochen, welcher die Flügeltüren öffnend, meldeten, daß Sr. Majestät die Herren zur Audienz befehle.

— Friedrich der Große, der von den Anstrengungen der Festwoche bleicher als sonst ansah, — dessen große Blauaugen aber trotz seiner 64 Jahre ihr wunderbares Leuchten behalten hatten, empfing die Künstler höchst gnädig. Er rief Reichardt auf seine Neuerungen im Crescendo und Decrescendo anspielend, heiter zu:

„Er hat ja gestern in der Haffeschen Oper einige Mal einen ordentlichen Feuerlärm*) machen lassen! Aber Se. kaiserl. Hoheit war sehr enchantiert, — auch Euer ausgezeichnetes Solo mon cher Venda fand Beifall! Aber was hat Er auf dem Herzen, Reichardt?“

„Majestät“, begann der Hofkapellmeister, — „ich erlaube mir untertänigst zu melden, daß sich die Madame Mara weigert, heute Abend die von mir auf Befehl Ew. Majestät hinzukomponierte Arie di bravoura zu „Angelica und Medoro“ von Graun zu singen! Allen meinen Vorstellungen widersehte sie sich und heute Morgen ließ sie sich nun auch noch krank melden, — so daß die Opera seria ohne die Mara unmöglich aufgeführt werden kann!“ „Unerhört!“ rief der König, „die Arie ist ja famos, Er hat ein Meisterstück komponiert, mon cher Reichardt! Die verrückte Diva ist aber wieder einmal von ihrem Mann aufgehebt! Sie getraut sich viel, die illustre Mara, die als Jungfer Gertrude Schmeßling sehr modeite war! Aber ich werde die arrogante Person schon zur Raifon bringen! Ich werde sofort zur Uttade vorgehen und zwar mit starkem Geschütz! Nur keine Angst, mon cher Reichardt!“

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch. Als er schrieb, umspielte jenes ironische Lächeln seinen ausdrucksvollen bartlosen Mund, das den Philosophen auf dem Throne so trefflich charakterisierte.

— Als dann der König die Ordre seinem Leibkammerdiener Friedrichsdorf übergab, befehl er:

*) Eigene Worte des Königs.

„Bringe das unverzüglich meinem jourhabenden Adjutanten mit dem Befehle: Tot oder lebendig! — Ohne Pardon!“

* * *

Einige Stunden vor Beginn der Festvorstellung im königl. Opernhaus fuhr vor der Wohnung der Madame Mara eine von acht Dragonern eskortierte Kutsche vor — der ein flotter Dragonerhauptmann entstieg.

Er eilte die Treppe hinauf, durcheilte die Gemächer, stürmte in das Schlafzimmer der Diva, die, weil sie sich krank gemeldet hatte, vorsichtshalber im Bette lag. —

„Madame“, rief der Hauptmann, dessen martialische Gestalt sich vor ihr aufpflanzte, dessen energisches Gesicht mit dem großen dunklen Schnurrbart ihr Angst einjagte. „Madame, auf Befehl Sr. Majestät soll ich Sie sofort tot oder lebendig ins Opernhaus bringen!“

„Aber Sie sehen doch, Herr Hauptmann“, lipfelte die Diva, „daß ich krank — sehr krank bin und deshalb zu Bette liege!“

„Madame“, rief der Hauptmann mit Stentorstimme, „wenn Sie zu schwach sind, aufzustehen — so nehme ich Sie mitsamt dem Bette! Also, Madame, wie Sie wünschen — mit oder ohne Bett! Aber mit müssen Sie!“

Weder ihre Klagen noch ihre Bitten erweichten das harte Herz des rauhen Kriegers, der nicht von der Stelle wich, bis sie sich entschloß aufzustehen. Geduldig harrete dann der Dragonerhauptmann im Vorzimmer der Vollendung ihrer Toilette. —

Frisch wie eine Rose, elegant wie eine kleine Marquise, — denn sie war klein von Statur, die große Sängerin, — die Augen aber zornfunkelnd erschien sie endlich. Der nun freundlich blickende Dragoner-Offizier bot ihr sodann galant den Arm, begleitete sie an die Kutsche, stieg mit ihr ein und von 8 Dragonern eskortiert sauste der Wagen durch die Straßen Berlins dem Opernhause zu.

Noch zur rechten Zeit kam die Mara auf die Bühne.

Ohne Störung wurde die Oper von Reichardt dirigiert, sang die launische Primadonna die Arie bravoura.

Warf sie dem Kapellmeister auch wütende Blicke zu, — hatte sie auch anfangs mit ihrer Stimme zurückgehalten, ihr Künstlerstolz erwachte bald und Madame Mara zählte diesen Abend zu dem glänzendsten ihrer an Erfolgen so reichen Künstlerlaufbahn.

Aber bei dem Könige durch ihre Launenhaftigkeit in Ungnade gefallen, von ihrem Taugenichts von Gatten aufgehebt, entfloß die Mara kurze Zeit nach jener Episode aus Berlin, trotz ihrer jährlichen Gage von 6000 Thalern und ihrer lebenslänglichen Anstellung.

Damals lag die geniale Künstlerin noch in den Banden ihres leichtsinnigen Mannes, dessen Namen Mara sie berühmt gemacht und der sowohl ihre Gage, wie die von jener Zeit an, auf Kunstreisen erfungenen Riesensummen vergeudete. 1792 trennte sie sich von Mara.

Die berühmte Sängerin wählte Moskau zu ihrem Wohnsitz, wo bei dem großen Brande ihr Besitztum vernichtet wurde, — sie aber später durch ihre herrliche Kunst von neuem zu Vermögen kam.

Sie starb 1833 zu Neval.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogryph: Minerva, Jun, Nervi, Erna, Ninni, Vera, Ammer.

Leiter rätsel: Seitenbalken: Lessing — Koerner. Sprossen: Erato, Spär, Kette.

Diamanträtsel: E. Eis, Basel, Eugenie, Eisenbahn, Arabien, Blatt, Uhr, R.

Entwicklungs aufgabe: Mara, Klage, Frage, Franz.

Konfidiar rätsel: Mittelste wagerechte Reihe: Glarus. Die übrigen wagerechten Reihen: As, Ar, Saul, Gauß, Galla, Saar, Gas, Ur.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der Hh. Dreifaltigkeit.

Nachdem die Kirche in der heiligen Weihnachtszeit, in der Osterzeit und in der eben abgelaufenen Pfingstoktav alle Geheimnisse gefeiert hat, die Gott der Vater, der Sohn und der Heil. Geist zu unserem Heile gewirkt hat, weiht sie am Sonntag nach Pfingsten dem dreieinigen Gott ein hohes Lob- und Dankfest; sie fordert uns dadurch auf, dem Vater und dem Sohne und dem Heil. Geiste, — dem einzigen und wahren Gotte — Lob, Preis, Ehre und Dank zu erweisen jetzt und in Ewigkeit.

Sehr schön ist das, was der große hl. Paulus in der Epistel des heutigen Festtags über die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens sagt: „O Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind Seine Gerichte, und wie unerforschlich Seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist Sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat Ihm zuerst etwas gegeben, daß es Ihm wieder vergolten werde? Denn von Ihm und durch Ihn und in Ihm ist Alles. Ihm sei Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ — Zu diesen apostolischen Worten macht ein Erklärer folgende treffende Bemerkung: „Der Apostel will sagen: Nur göttliche Weisheit konnte ersinnen, nur göttliche Liebe wollen, nur göttliche Allmacht ausführen, was zu unserer Erlösung notwendig war. Sie erinnert uns an die Unbegreiflichkeit des erhabenen Geheimnisses der heiligsten Dreieinigkeit: wenn schon die Ratschlüsse Gottes unerforschlich sind, wie viel mehr Seine innerste Natur und Wesenheit! Wir können nur in tiefster Ehrfurcht den Dreieinen anbeten, bis unser Glaube dereinst in Schauen übergehen wird.“

Die Lehre von dem dreieinigen Gott ist das höchste Geheimnis, das wir in unserer Religion haben. Es kam sich für uns nur um einen schänen Blick, keineswegs aber um ein klares Verständnis über die Art und Weise handeln, wie die drei göttlichen Personen

eins und wie sie drei sind — eine göttliche Natur, aber drei göttliche Personen — denn die Namen „Natur“ und „Person“ sind offenbar nur gleichnißweise und nicht im (menschlich) natürlichen Sinne hier zu verstehen.

Hier heißt es also, lieber Leser, demüthig glauben an ein Geheimnis, das als die Grundlehre des Christentums vom Sohne Gottes selber verkündet worden ist mit den Worten des heutigen Evangeliums: „Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes!“ — Der menschliche Dünkel freilich bäumt sich da auf und findet es unerträglich, an Dinge glauben zu sollen, die der Verstand nicht erfährt und nie erfassen kann. Wozu (fragt er) haben wir überhaupt Geheimnisse? Warum gibt Gott uns nicht volle Aufklärung? Und wenn unser Verstand nicht ausreicht, warum hat Er uns nicht mit höheren Geisteskräften geschaffen? Ist es des menschlichen Geistes würdig, in Ungewißheit über die wichtigsten Fragen das ganze Leben hinzubringen und nur einen matten Schimmer von jenem Lichte zu empfangen, das uns im jenseitigen Leben leuchten soll?

Die Antwort, lieber Leser, ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheint. Daß es Geheimnisse in unserer Religion gibt, ist nicht nur notwendig und unvermeidlich, sondern sogar heilsam: es entspricht einestheils der göttlichen Würde, daß sie über allen geschöpflichen Verstand erhaben sei — es entspricht aber auch auf Seite des Menschen dessen unendlichem Durste nach Wahrheit, daß ihm Wahrheiten von unendlicher Tiefe geboten werden, die er die ganze Ewigkeit hindurch nicht auszuschöpfen vermag.

Stolz lehnt der (getaufte) Neubeide den Glauben an die Geheimnisse der christlichen Religion ab; er dünkt sich erhaben über solche Knechtung des Verstandes. Aber frage ihn doch, lieber Leser, ob ihm im Bereiche der weltlichen Wissenschaft sowohl wie des gewöhnlichen Lebens keine „Geheimnisse“ bisher begegnet sind? Kennen wir denn auf

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Juni.** Erster Sonntag nach Pfingsten. Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. Robert, Abt † 1110. Evangelium Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer 11, 33-36. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder.
- Montag, 8. Juni.** Medardus, Bischof † 545. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Dienstag, 9. Juni.** Prinnus, Martyrer † 286.
- Mittwoch, 10. Juni.** Maurinus, Abt und Martyrer zu Köln.
- Donnerstag, 11. Juni.** Fronleichnamsfest, Gebotener Feiertag. Barnabas, Apostel † 70. Evangelium Johannes 6, 56-59. Epistel: Korinther 11, 20-32. ● St. Lambertus: Morgens 5 Uhr erste, 6 Uhr zweite, 7 Uhr dritte hl. Messe und 8 Uhr feierliches Hochamt. 1/2 vor 10 Uhr Auszug der Prozession durch die Stadt. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt nach derselben feierl. sakramentalische Andacht. Während der Oktav ist Morgens 9 Uhr Hochamt mit sakramentalischem Segen und Nachmittags 5 Uhr Andacht zum allerh. Sakramente. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Erste hl. Messe um 1/6 Uhr, letzte hl. Messe um 11 Uhr. Nachmittags fällt die Andacht aus. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht und Festpredigt. — Während der Oktav von Fronleichnam ist jeden Morgen 9 Uhr feierl. Hochamt.
- Freitag, 12. Juni.** Basilides, Martyrer † 311. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Andacht mit Predigt.
- Sonntag, 13. Juni.** Antonius von Padua, Bekehrer † 1231.

irgend welchem Gebiete viel mehr als die Oberfläche und stoßen wir nicht überall auf ungelöste Rätsel? Ich sehe die überraschenden Wirkungen der Elektrizität; ich staune über die mannigfache Art und Weise, wie dieselbe in den Dienst der Menschheit seither schon gestellt ist. Wenn ich aber nach dem Wesen der Elektrizität frage, wenn ich frage: was ist die Elektrizität? so bleibt der größte Gelehrte ebenso die Antwort schuldig wie der letzte Schulbub. — Was ist ferner das Leben, das Wachstum der niedersten Pflanzen für ein Geheimnis! Wer wird es jemals ergründen? Und nun erst unsere Seele und ihre innigen Beziehungen zum Leibe! Mein Blick fällt in diesem Augenblick auf das Bild meiner verstorbenen Eltern; das Bild spiegelt sich ab in meinem Auge, die hervorgerufene Empfindung wird durch den Nerv fortgeleitet zum Gehirn — aber nun die Gedanken, die Erinnerungen, die blitschnell hervorgerufen werden durch dieses Anschauen mit dem leiblichen Auge! Wer will dieses Zueinandergreifen des Leiblichen und Geistigen erklären? — Wem es daher sonderbar vorkommen will, wie die drei Personen einen Gott ausmachen, wie will er mir erklären, wie mein Verstand, mein Wille und mein Leib nur einen Menschen ausmachen? Wie will er mir die Mannigfaltigkeit und wieder die Einheit meiner Seelenkräfte erklären? Und schaue ich am Abend zu dem Sternenhimmel hinauf: wie viele „Geheimnisse“ stoßen mir da auf trotz allem und allem, was man bisher erforscht hat! Nur den äußern Zeiger am Zifferblatt der großen Weltuhr sehen wir — das innere Getriebe bleibt uns verborgen!

Und Gott, der erhabene Weltenschöpfer und Urheber all dieser Geheimnisse — Er soll kein Geheimnis sein? Ist es nicht die höchste Torheit, so von Gott, dem Herrn, zu denken?

Die Kay im Sack.

Summoroste von Lina Leidl.

„Ja — siehst es Beitel, da kann dir ich nit helfen in dem Punkt — so gern als ichs tät! — Da mußt schon selber schauen, wie du z'recht kommst! Sell wirst wissen, daß ich da meiner Ranni nit einred. Wanns dich haben will, nachher ist's mir auch ein Ding. Du bist mir so lieb und so werth wie der Jacl. Zwischen dem Hühlerhof und deinem Vater dem seinen Lehr ich d'Hand nicht um — ist einer so schön wie der andere. Aber wenn sich halt meine Ranni positiv grad auf den Hühler Jacl steift, nachher kann ich doch schier nit nein sagen, so g'scheid mußt schon selber sein, gelt — bei dem einzigen Dirndl!“ Das war nun ein gar schlechter Trost, den der Gamsenbauer mit diesen Worten seinem Oberknecht, dem Beitel gegeben hat, der ihn eben zum Vertrauten seines Herzenskummers gemacht und ihn um seinen Beistand gebeten hatte.

Au doch hätte der junge Bursche einen ganz anderen Lohn verdient für sein treues Liebeswerben. Lang, lang schon hat er die Ranni gern gehabt; extra wegen ihrer ist er als Knecht eingestanden auf dem Gamsenbauernhof. Gätt' nit not dan, daß er dient hätt', beileib nit! Denn der Beitel ist selber ein großer Bauernjohn gewesen, der daheim auch sein Auskommen reichlich gehabt hätt'. Aber grad, damit er die heimlichgeliebte alleweil sehen hat können, hat er sich das harte Opfer anferlegt.

So viel es nun den Anschein gehabt hat, hätt' der Beitel doch noch Ansicht gehabt mit der Zeit, daß die Ranni sein stummes, geduldiges Werben erhört hätte, wenigstens ist das Dirndl ihm bis jetzt nicht feindlich gesinnt gewesen. Warum hätt' es ihm denn auch feind sein müssen? Er ist der nämliche saubere Bursch gewesen, wie der Hühler Jacl, nur daß er nicht gleich diesem die Gab gehabt hat, daß er alle Dirndln im ganzen Umkreis hirndamisch machen hat können.

Dies hat er zwielfeln können, der Jacl, wirklich! — Wenn er, der Beitel noch drandrukt, wie es da zugegangen ist! Die reinste Revolution ist ausbrochen derselben unter den jungen Weiberleuten, haufenweise sind sie die 2/3 Stunden Wegs zu der nächsten Bahnstation g'rennt und wie der flotte Kriegsmann ausgesüßten ist, da hätt er sich schier bald nimmer z'helfen gewußt vor lauter viel Kopftüschelzupfel, die ihm ins Gesicht geflattert sind und vor lauter viel Händ, die sich ihm zur Begrüßung entgegenstreckt haben. Wie g'sagt, närrisch sind sie gewesen alle miteinander, rein stochnärrisch! Keine einzige hat eine Ausnahme gemacht davon, aber auch nicht eine! Nicht einmal seine Ranni!

Wenns gleich die schlauer angepackt hat die Sach und hat sich nit erscheinen lassen. Denn die Ranni, die hats gar wohl gewußt, was sich g'hört und was sich nicht g'hört, die ist nicht umsonst zwei Jahr lang in Pension gewesen beim Manierlernen! Um keinen Preis hätt sie es gemacht wie die andern Dirndln und wär auf den Bahnhof neung'rennt. Dies ist grad wie reiner Zufall gewesen, daß ihr akkurat an dem Tag, von dem es bekannt gewesen ist, daß der Hühler Jacl heimkommt, das Häkelgarn ausgegangen ist. Und weil sie unmöglich nimmer warten hat können, bis auf den nächsten Tag, wo die alte Dorfböttin ihren allwöchentlichen Gang in die Stadt gemacht hat und ihr dabei das Garn leicht besorgen hätte können, so hat die Ranni nimmer nachlassen mit Bitten und Betteln, bis es ihr Vater, der Gamsenbauer gutgehehen hat, daß sie der Beitel noch an demselben Nachmittag in die Stadt fahren hat dürfen.

Der Beitel, der ist in der Erst da drüber ganz glücklich gewesen und hat sich bei sich selber denkt: „Na wart, dies ist aber anpassend heut, da frag ich sie, die Ranni, ob sie mich gern hat!“

Wie ihm aber die Ranni, noch bevor er vor lauterem verlegenen Mundrücken dazu kommen ist, die kluge Frag zu stellen, angeschafft hat, daß er heut nicht wie sonst in der Stadt drin, sondern draußen beim Bahnhofswirt zulehren soll mit dem Fuhrwerk, da ist ihm ein Licht aufgegangen mit einem Schlag und ein großmächtiges noch dazu.

„Wie nur grad ein Weiberleut gar keinen Anstand haben kann!“ hat sich die Ranni, die nach möglichst schnell erledigtem Einkauf des Häkelgarnes bereits wieder zur Heimfahrt geschickt hoch droben auf dem Wagerl geseßen und Zeugin der stürmischen Begrüßung, aber auch der guten Anknüpfung des heimlich Geliebten gewesen ist, entrüßet. „Du bist auch nit anders — um kein Haar bist nit anders, sell brauchst Dir gar nit einzubilden, wanns es auch mentlich fein ausgeklügelt hast, die Sach!“ hat ihr aber da der Beitel die Red abgeschnitten. Obs jetzt g'sehlt oder troffen gewesen ist, er hätt sich nimmer halten können, er hat ihr sagen müssen! Zumal ers auch noch mitansehen hat müssen, daß der Jacl, der schon von seinem Wagenfenster aus das Gamsenbauernfuhrwerk stehen hat sehen, pfeilgrad auf dasselbe zugegangen ist und die Anfassin dess lben mit einem höflichen: „Recht guten Abend, Fräulein Anna!“ begrüßt hat.

Die „Fräulein Anna“, die ist bei der Annäherung des in der kleidsamen Uniform der „schweren Reiter“ stekenden jungen Burschen worden wie mit Blut übergossen und hat kaum so viel Begrüßungsworte stammeln können, als es der bloße Anstand erfordert hat.

„Da kann mans halt wieder sehn, daß alle An'dringlichkeit nit für gut ist!“ hat sie sich dabei mit stolzer Befriedigung denkt. „Alle samt piteinander hat ers jezt stehn und gehn lassen und ist auf mich zugegangen! — Muß ihn doch schier einladen zum Mitfahren für dies!“

Und ihre Gedanken in die Tat umsetzend, sagte sie zierlich zur Seite rückend zu dem schmucken Vaterlandsverteidiger: „Mögts euch nit aufstehn, Herr Hühler? Es ist grad

kein so nobligns G'fähr nit, aber besser ist's doch als wies Gehn.“

Ob er wollte, der Jacl? Dies ist ja der eigentliche Grund gewesen, warum er sämtliche Empfangsdamen im Stich gelassen hat: weil er aufs Fahren spekuliert hat. Ist doch ganz was anders gewesen, als wie wenn er die dritthalb Stund zu Fuß heim dreschen hätt müssen! — Er pfeift auf die Weiberleut! Die kommen ihm doch nicht aus. Da darf er grad eine jede ein wengerl verliebt anschauen, nachher ist alles wieder vergeben und vergessen. —

So hat sich denn der Jacl mit einem gräßlichen Sah, ungeachtet der wütenden Blicke Beitel's auf das Fuhrwerk geschwungen, hat mit einem überaus zärtlichen: „Mit Verlaub, Fräulein Anna“ dem ihm holdselig angebotenen Platz an ihrer Seite eingenommen und — wie der „Zement“ sind sie dahingefahrt, vorbei an den verdunst dreinschauenden Dirndln, die sich schier vorkommen sind wie die törichtesten Jungfrauen.

Alleweil ärger ist das Roß gelaufen, alleweil gefahrdrohender hat das Gefährt sich auf die Seite geneigt, so daß die Ranni sich ein paar mal hilfseisend an den Jacl klammern mußte — kein Wunder, hat doch der Beitel seinen ganzen Gift an dem unschuldigen Bräutl auslassen, weil er ihn sonst auch niemanden entgelten lassen hat können.

Am Liebsten hätt er dem Jacl einen Renner gegeben, daß er einen zwiefachen Purzelbaum über das Wagerl gemacht und auf das Wiederankommen vergessen hätt! — Jetzt, wo es so weit gewesen wär, daß er vielleicht doch bald aufs hebraten einzählen hätt können bei der Ranni, jezt muß der Teufel den Windbeutel daherwehen, den g'spreizten!

Mehrere Tage sind seitdem dahingegangen und immer mehr hat der arme Beitel Gelegenheit gehabt, sich von der verderblichen Macht überzeugen zu können, die des Hühler Jacl's Schönheit auf das einfältige Gemitt seiner Ranni ausübte. Mit Händen und Füßen hat der Beitel sich gegen diese bittere Erkenntnis gestemmt, so lang als nur grad gegangen ist. Mit dem Jacl selber hat er Rücksprach genommen, hat ihn bitt', er soll mit des verblendeten Dirndls Ehr kein freventliches Spiel treiben und was hat der ihm für eine Antwort geben? „Meinst leicht du, ich lauf eine Kay im Sack?“ hat er ihn unter hämischen Augenzwinkern gefragt und hat seinen Schnauzer aufgewichst dabei. „Dies gibts fein nit, Brüder!“

Und es gab es doch! — Er, der Beitel, steht ihm gut dafür! — Freilich, auf den Beistand und die Hilfe, die er sich am ersten erwartet hätt, muß er verzichten; auf der Ranni ihren Vater ist kein Einzählen nicht, das hat er jezt schon gesehen. Es wird schon das Gescheidest sein, wenn er sich selber zu seinem Recht verhilft. Na ja, wer weiß, wie es sich grad einmal schickt! —

Mit dem ist der Pfingstmontag daherzugekommen, einer der ereignisreichsten Tage des ganzen Jahres für Flaxberg, da an demselben immer ein großartiges Pferderennen stattfand. Wie alljährlich, so hat auch heuer wieder der Gamsenbauer die Preise gestiftet und zwar als ersten einen schönen, fetten Sickerl, als zweiten eine alte Henne und als dritten ein Paar junge Tauben. Nach altem Branch sind die Preistiere immer je in ein Sackl gebunden und in diesem dem glücklichen Gewinner überreicht worden. Selber hat dann in Gegenwart der vielen Schaulente das Sackl aufgebunden, das Tier herausgenommen und es den bewundernden, nicht selten auch neidischen Blicken der hiezu Drängenden preisgegeben. Sonst, für gewöhnlich ist dies allemal eine hübsch primitive Sache gewesen, heuer aber sollte selbe dank der „Bildung“ der Gamsenbauertochter einen poetischen Anstrich erhalten.

Der Hahn, die Verkörperung der feurigen Liebe, wurde in ein rotes, die Henne, die personifizierte Gattin- und Muttertreme, in

ein blaues, und die Taube, das Sinnbild der Einfalt und Unschuld, in ein weißes Sackl gebunden. Außerdem hatte die Nanni dem Sackerl noch extra ein rotseidenes Halsbandel umgebunden. Ihrer Ansicht nach konnte kein anderer als wie der Jock, der sich natürlich auch am Rennen beteiligte, den ersten Preis kriegen. Wenn der nun die zart sinnige Liebeserklärung zu Gesicht kriegt, dann — dann wird er schon wissen, was er zu tun hat.

Mit offenen Armen ist er aufgenommen, wenn er kommt, sie hat ihrem Vater schon die Einwilligung abgeschmeichelt.

„Gelt, was halt dies ist, wenn ein ein Wengler eine Manier g'lernt hat!“ sagt der Gamsenbauer mit wohlgefälligem Schmunkeln zu seiner Bäuerin. „Wo wär denn unjer Dirndl einmal auf solchene g'scheite Einfälle kommen, wenn wies nit forttau hätten ins Pensionat?“

„Gelt, was halt dies ist!“ hat sich auch der Beitzl gewundert, der vom Hausfenster aus der Nanni ihren Experimenten verstoßen zugeschaut hat. „Was halt dies ist, wenn ein Weiberleut auf ein Mannsbild verfallen ist! Da ist eine stochnärrisch nachher. — Aber ich hilf Dir schon — ich steh' Dir gut dafür, daß ich Dir hilf für Deine Krankheit für Deine B'sundere!“

Daß der Hujhuber Jock den ersten Preis bekommen würde, daran zweifelte der Beitzl so wenig wie die Nanni. Fürs erste ritt er ein gutes Ross, und für zweit war er „schwerer Reiter“ — wenn ein solcher nicht das Erst kriegen tät, dies wär doch schon eine helllichte Schand!

„So jetzt könnt's mir eine gut tun!“ kalkuliert der Beitzl, nachdem er sich von dem Weggang des Bauers und der Bäuerin, die sich natürlich auch das Rennen ansehen wollten, überzeugt hatte.

Schnell geht er in den Hofstall, klistet den Deckel der sich dortselbst in einer Ecke befindlichen, großen Haserkiste vorsichtig und holt mit raschem Griff eine großmächtige, schwarze Kage heraus, die er schon vor einer Stunde mit großer Mühe und Fährlichkeit, wie die vielen Biß- und Kratzwunden an Beitzls beiden Händen beweisen, eingefangen hat.

Ein Teufelsvieh ist's gewesen, ein boshaftes, der Vater. Der Gamsenbauer selber hat oft gesagt, er brauchet gar keinen Hund auf seinem Hof, weil die Kay' eh einen jeden fremden Menschen anpakt hat, der ihm zu nahe gekommen ist.

Wie der Beitzl vermutet hat, ist's zugezoffen. Keine Seele ist in der Stube dringewesen, wie er sich mit der Kay' unterm Janker in dieselbe geschlichen hat. Schnell wie ein Gedanke hat er das rote Sackl von der Schließelrahm heruntergerissen, wohin es der Gamsenbauer erst mit den beiden anderen gehängt hatte. Auf eins, zwei, drei hat er den Sackerl herausgerissen, den Vater, dem er für sorglicher Weise auch ein rotseidenes Halsbandel umgehängt hat, hineingesteckt, dann das Sackl wieder zugebunden und an seinen Platz gehängt.

Nam ist der Beitzl wieder richtig im Hofstall drüben gewesen, und hat den Preisgickerl in die Haserkiste gesperrt gehabt, ist die Nanni, die sich mit der Toilette etwas verspätet hatte, von ihrer Schlafkammer herabgekommen.

Von der Magd gefolgt, die ihr die drei Sackl nachtragen mußte, verließ nun auch sie das Haus, begleitet von dem hämischen, schadenfrohen Grinsen des so schwächlich bei Seite gesetzten Liebhabers.

Am Sportplatz angekommen, hatte die Nanni nur Augen für den einen, der wirklich als Erster aus Ziel gekommen war, und der ihr in der schmunzenden Uniform wie ein Kriegsgott erschien. Und sie selbst, sie ist sich vorgekommen wie ein edles Ritterfräulein, wie sie dem glücklichen Sieger den Preis überreicht hat, hochrot im Gesicht vor Erregung, sie-

bernd an allen Gliedern von Erwartung auf das nun Kommende.

Was werden die wohl für einen Reiz haben, die andern alle, wenn sie's inne werden, auf welche fein ausgedachte Weise sie ihnen den Vielbegehrten weggespitzt hat! —

In dichten Scharen drängen die Schauleute hinzu. — Der Jock öffnet das Sackl und — eine mordsgroße, kohlschwarze, mit einem rotseidenen Halsband geschmückte Kage springt ihm wildpfandend mitten ins Gesicht. —

Dieser Liebesbeweis ist natürlich ganz anders von dem Jock aufgefaßt worden wie sich's die Nanni vorgestellt hat und von der Stund ab hat der Beitzl keine Ursach nimmer gehabt, daß er auf den Hujhuberjohn eifersüchtig gewesen wär. Die Nanni aber ist froh gewesen, wie ihr der Beitzl das Heiraten angetragen hat und sobald die „verbotene Zeit“ umgewesen ist, haben sie auch schon Hochzeit gehabt miteinander.

Peter, der Radfahrerdackel.

Humoreske von A. v. Bergen.

Der Dackel hatte die ganze Schuld, der schwarze Dackel Peter, mit den krummen Beinen, dem dünnen Schwänzchen und den braunen Flecken über den Spitzbübenaugen.

Er war sonst ein ungemütliches Vieh, aber Radfahrer konnte er nun einmal nicht leiden, wenn er einen daherkommen sah, sträubte sich ihm das Haar und kläffend schnappte er nach den Waden des unglücklichen Stramplers, von denen er schon manch einen zu Fall gebracht hatte.

Vergebens hatte Käthe, die glückliche Besitzerin des Dackels sich bemüht, ihm seinen Haß gegen die Radfahrer abzugewöhnen, es war ihr nicht gelungen; zwei Sonnenschirme hatte sie schon bei seiner Abstrafung zerbrochen, viermal hatten sie und ihr Dackel einen Straßenauflauf verursacht, zweimal waren sie von einem Schutzmann aufgeschrieben worden und dreimal hatte der Vater Strafe zahlen müssen. Nun hatte sie den strengsten Befehl erhalten ihren Dackel niemals wieder mit auf die Straße zu nehmen.

Das war indessen leichter gesagt, als getan. Peter war ein echter Dackel, er hatte sogar einen Stammbaum, er tat niemals das, was er sollte. Wenn man ihm sagte: „Du bleibst hier, du darfst nicht mit“, so sah er zu, daß er um jeden Preis auf die Straße gelangte, wo er sich dem Herausretenden ganz harmlos anschlöß.

So war es ihm auch heute wieder gelungen, Käthe war unangenehm überrascht, als sie nach ein paar Schritten plötzlich ihren Peter neben sich bemerkte, der schweißwedelnd an ihr hinaufsprang. Sie hatte durch die Stadt gehen wollen, nun drehte sie um und ging den Anlagen zu.

Käthe war traurig. Sie hatte zwei ältere Schweitern, die sich bereits in sehr heiratsfähigem Alter befanden, aber immer noch keinen Mann finden konnten, sie waren daher oft schlechter Laune und die ließen sie dann an der hübschen, jungen Schwester aus. Heute hatten sie sogar die Mama aufgehört und es hatte Schelte über Schelte gegeben.

„Wenn sie doch endlich einen Mann fänden, die alten Jungfern“, dachte Käthe seufzend. Aber woher sollte ein solcher kommen hier in der kleinen Stadt? Bekannte hatte man nicht viele, der Papa dachte an sein Geschäft und an weiter nichts, die Mama war kränklich; Bälle und Gesellschaften waren ihnen ein Greuel; sie wurde gewiß auch mal eine alte Jungfer!

Sie schritt jetzt auf einer, um diese Zeit menschenleeren Chaussee dahin, die auf einer Seite von Feldern, auf der anderen von einem Wäldchen begrenzt wurde.

Peter amüsierte sich auf eigene Faust, er jagte den Krähen nach, die sich in den Ackerfurchen niederließen; plötzlich hob er lauschend

den Kopf, zog die langen Hängeohren zurück und stürzte mit lautem Gekläff davon.

„Ein Radfahrer“ dachte Käthe entsetzt und da war das Unglück schon geschehen. Das Rad lag im Graben, der Radfahrer im Chausseestaub und Peter stand knurrend neben ihm.

„Du Ungetüm!“ höhnte Käthe und lehnte ganz kraftlos gegen einen Baum, dann aber raffte sie sich auf, der Verunglückte rührte sich nicht, man mußte ihm wohl zur Hülfe kommen.

Peter entfloß beim Nahen seiner Herrin schuldbewußt hinter ein Gebüsch und Käthe beugte sich über den Dallegenden. Ein Leutnant, o Gott ein Leutnant! Sie hatte immer gewünscht, mal die Bekanntschaft eines solchen zu machen, aber nicht auf diese Weise.

Der Verunglückte schlug jetzt die Augen auf und sah in Käthes mitleidiges Gesicht. Sie versuchte ihn zu unterstützen, als er sich etwas mühsam aufrichtete und nach dem grasigen Abhang, der die Chaussee vom Felde trennte, hinkte, aber ganz kraftlos sank er hier wieder ins Gras und lehnte den Kopf gegen einen Baumstamm.

Käthe erinnerte sich zum Glück daran, daß drüben in dem Wäldchen ein kleiner Bach floß. Sie sammelte die Militärmütze aus dem Graben auf und brachte sie nach einigen Augenblicken, mit frischem Wasser gefüllt, wieder zurück. Der junge Mann trauf begierig einige Schluck davon, tauchte dann sein Taschentuch hinein, fuhr sich damit über das Gesicht und drückte es gegen seine Stirn, die eine böse Schramme aufwies.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein gnädiges Fräulein“, sagte er dabei.

Käthe wurde rot und schielte ängstlich nach Peter, der sich in angemessener Entfernung lang in der Sonne ausgestreckt hatte und ihr ganz harmlos sein freches Dackelgesicht zulehrte.

Der Leutnant erholte sich jetzt mehr und mehr. Es war wohl nur der heftige Prall, mit dem er aufgeschlagen war, der ihn betäubt hatte, denn außer der Schramme an der Stirn und einem Stoß am rechten Arm war er unverletzt. Auch das Rad, das man mit vereinten Kräften aus dem Graben holte, war unversehrt.

„Das ist die Hauptsache“, rief sein Besitzer mit heiterem Lachen, „meine Schäden heilen wohl wieder, aber so eine Radreparatur, die ist eilig teuer!“

Peter, dem es in seiner Einsamkeit schon lange langweilig geworden war, hielt den Augenblick für gekommen, sich einzustellen. Schwanzwedelnd kam er angewackelt und begrüßte den jungen Mann, als wäre es sein bester Freund.

„Dieser Schlingel!“ rief Käthe und ergriff ihn am Halsband, „der ist an allem schuld. Aber nun wird er auch ohne Gnade verkauft.“

„Ach nein, ach bitte, lassen Sie ihn“. Der Leutnant befreite den ängstlich heulenden Peter. „Er kann gewiß nichts dafür. Ich bin ja erst Anfänger in der Radfahrkunst, benütze diese einsame Chaussee, um zu üben, und wäre auch ohne Ihren Dackel gestürzt.“

Peter hob schon wieder stolz den Kopf, er hatte natürlich alles verstanden. Blinzelnd verdrehte er seine schlanken Augenlein und ließ sich das glatte, schwarze Fell streicheln. Er und der Leutnant waren Freunde für immer.

Käthe war den nächsten Tag sehr nachdenklich, eine stille Freundigkeit schien dabei über ihr zu liegen. Es war Waschtage, sie hatte viel zu tun. Trotzdem machte sie es möglich, so gegen sechs, grade wie gestern, zum Spazierengehen fertig zu sein.

Als sie ein wenig zögernd sich der Haustür näherte, kam ihr schwängelnd Peter nach, der ihr auf alle Weise seinen Wunsch, mitgenommen zu werden, zu erkennen gab.

„Ja, Peter“, küßte Käthe, „Du darfst mit. Wir müssen uns doch mal erkundigen, wie es ihm geht.“

Peter war musterhaft artig. Fromm wackelte er neben seiner Herrin dahin. Der

Leutnant hatte heute keine Veranlassung vom Rad zu fallen, er sprang herunter, als er der Beiden ansichtig wurde. Er war wieder ganz gesund. Auf der Stirn trug er ein großes Pflaster und sein Arm tat ihm gar nicht mehr weh.

Die Mama, Bertha und Marie hatten in der nächsten Zeit keine Veranlassung mehr, sich über Käthe zu beklagen. Sie war so sinnig und saust wie noch nie. Den ganzen Tag arbeitete sie im Hause herum, nur gegen Abend pflegte sie einen Spaziergang zu machen, zu dem sie immer ihren Hund mitnahm.

Peter wußte genau Bescheid. Bedächtig und vergnügt wandelte er dahin. An den Wegkreuzungen drehte er sich schon gar nicht mehr um, er wußte nur zu wohl, daß seine Herrin ihm folgte. Wenn sie dann in die wohlbekannte Chaussee einbog, ließ er vor Freude ein lautes Gebell erklingen, und wenn er gelegentlich auch noch immer gern einen Radfahrer anbellte, den einen, der dann daherkam, bellte er nicht an.

Bertha und Marie waren in furchtbarer Aufregung. Ein Leutnant, ein wirklicher, leidenschaftlicher Leutnant war zu dem Papa ins Kontor gegangen, was konnte er da wollen? In ihrem Uebereifer achteten sie garnicht auf die Kleine, auf Käthe, die über eine Käherei gebeugt am Fenster saß und der das Herz bis an den Hals hinauf klopfte. Sie ärgerten sich nur über Peter, der erst laut heulend und winselnd an der Kontortür kratzte und dann wie wild Käthe umsprang und an den Kleidern zerrte.

Was der Leutnant gewollt, ersuhr man nicht sogleich. Der Fabrikbesitzer Herrmann ging nach seinem Besuch schmunzelnd umher, zeigte sich aber allen Anzweiflungen von Seiten seiner Frau und seiner beiden ältesten Töchter gegenüber taub, nur manchmal blinzelte er Käthe unbemerkt zu und streichelte Peter, dem Dackel das Fell.

Die Erkundigungen, die der Papa über den jungen Leutnant, Fritz Scholz, eingezogen hatte, waren die denkbar besten. Er war ein solider, wohlhabender Mann, aus guter Familie. Sonntagmittag kam er wieder, Papa hatte erst eine lange Unterredung mit Mama und Käthe in der besten Stube gehabt, nach deren Schluß die Mama vor Freude weinte und Käthe, gefolgt von ihrem Dackel, ihrem Leutnant in die Arme fliegen durfte.

Bertha und Marie, die sonst immer so viel zu sagen hatten, wußten nicht was sie sagen sollten. — Die Kleine, das Kind verlobt und mit einem Leutnant! — Schließlich aber beruhigten auch sie sich wieder. Eine Verlobung bringt immer so viel mit sich, Gesellschäften, Besuche, neue Bekanntschaften, man konnte nie wissen, und sie saßen wieder neuen Mut.

Der Leutnant Fritz schenkte seiner Käthe als erstes Brautgeschenk ein wunderschönes Damenrad und dem Dackel Peter ein silbernes Halsband. Zu dritt zogen sie aus und lernten auf der Chaussee, wo sie sich gefunden hatten, das Radfahren. Käthe war eine gelehrige Schülerin, sie konnte es bald; aber auch als sie schon beide sehr sicher waren, fuhren sie doch immer nur langsam, erstens damit man sich besser unterhalten konnte und zweitens, daß Peter sich nicht so abrennen mußte.

Peter war überhaupt der Held des Tages. Radfahrer bellte er natürlich immer noch an, dafür war er ja ein Dackel, der nie tut, was er soll, aber Fritz und Käthe rechnen ihm diese Untugend als Tugend an, und wenn er mit flatternden Ohren auf so einen ahnungslos daherstrampelnden losfährt, sehen sie sich an und sagen: „weißt Du wohl noch?“

Rosenzauber.

Novellette von Erich Kiesel.

Heute mußte es sein — er hatte sich's fest vorgenommen! Wozu auch noch das lange Zaudern? Ein kurzer Entschluß — und alles war abgetan, während man durch langes Erwägen und zaghaftes Ueberlegen die Sache nur schlimmer machte.

Ein Stück vom Herzen würde dabei mitgehen, das wußte er. Er hätte ihr ja auch schreiben können, dann ging es leichter — allein er wollte kein Feigling sein — er wollte es ihr sagen.

So machte er sich nachmittags 5 Uhr auf, aus seinem Atelier, um den schweren Gang anzutreten. Sorgfältig, fast mit liebevoller Bärtlichkeit, deckte er das Bild zu, an dem er gerade malte: „Pompejanisches Blumenmädchen“. Eine zarte Gestalt unter einer Fülle von Rosen fast verborgen — eine wundervolle Farbensymphonie. Nur das Gesicht fehlte noch — dazu eigneten sich die Züge des Modells nicht, das er sich aus der nahen Residenz verschrieben hatte.

Ehe er das Atelier verließ, blieb er, mit wehmütigem Gesichtsausdruck, vor der Skizze eines großen Gemäldes stehen, das die Unterschrift trug: „Mittagsstimmung auf Nordberney“.

„Du“, murmelte er, „wärfst Du verkauft — Du könntest mir leicht den schweren Gang ersparen — und so große Hoffnungen hatte mir der Kunsthändler gemacht — Aufträge sollte ich bekommen, wenn das Ding verkauft wäre — na — es hat nicht sein sollen!“

Er raffte sich zusammen und ging — aber jemeher er sich dem liebvertrauten Häuschen mit der Efen umhüllten Front und dem kleinen Vorgärtchen näherte, desto mehr verlangsamten sich seine Schritte. Er legte sich alles noch einmal zurecht, was er ihr hatte sagen wollen und doch klang das jetzt alles so kalt und hart, auch wenn er es noch so zart ausdrückte.

„Mein Kind“, hatte er ihr sagen wollen, „ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, nicht aus unredlicher Absicht, sondern weil ich fest davon überzeugt war, daß sich meine äußerliche Lage in kurzem so gestalten werde, daß ich Dir ein sorgenfreies Los bereiten könnte. Aber gegen meine Erwartungen und die meines Kunsthändlers, ja, gegen die aller halbwegs urteilsfähigen Menschen ist es ganz anders gekommen. Ich habe von meinen großen Bildern bis jetzt noch nicht ein einziges verkauft und mein Vermögen ist bis auf wenige hundert Mark verbraucht.“

Ich müßte also, um mein Leben zu fristen, mich um eine Stelle als Illustrator oder gar als Zeichenlehrer bewerben — und Du weißt, das wäre mein Tod! Ich wäre der unglücklichste Mensch von der Welt und könnte auch Dich nicht glücklich machen. Wenn ich also, wie man sich landläufig ausdrückt, meine Kunst auf dem Altar der Pflicht opfern wollte, um ein Wesen, gegen das ich Verpflichtungen übernommen habe, nicht unglücklich zu machen, so wäre dieses Opfer völlig umsonst. Denke nicht schlecht von mir, daß ich Dir das alles sage — denn ich denke, es ist besser, ich sage es, als daß ich es schreibe — denn das hätte für mich den unangenehmen Beigeschmack der Feigheit! Denke auch nicht schlecht von mir, wenn Du hörst, daß ich mich mit einer reichen jungen Dame in der Residenz verlobt habe — denn siehe, das muß ich, damit ich nicht nur von meiner Kunst, sondern überhaupt leben kann. Denn wenn ich das zweite Opfer nicht bringe, wäre das erste umsonst —“

Das wollte er alles sagen und er schwelgte schon förmlich im Wohlklang der schönen Worte — aber immer, wenn er sich wieder auf sich selber besann, dann klangen sie ihm doch brutal und gefühllos.

Endlich hatte er trotz allen Zauderns doch die Gartenpforte erreicht. Sie war nur an-

gelehnt, während die Tür des kleinen Häuschens offen stand und ebenso die Hintertür, die nach dem Hofe ging. Niemand schien da — und daß die Türen offen standen, war nicht verwunderlich. Gestohlen wurde im Städtchen wenig, und wer hätte denn bei dem armen Volksschullehrer Reichthümer suchen sollen?

Der Künstler durchschritt den Hansflur, den Hof, auf den Garten zu, dessen Tür ebenfalls nur angelehnt war. Er öffnete sie leise, spähte umher und ging unhörbar den Kiesweg entlang durch den Bier- und Gemüsegarten. Daran schloß sich der Obstgarten, der eine kleine Laube besaß. Der Maler blieb hinter einem Spalier Zwergobst, das ihn verbarg, wie angewurzelt stehen. Sein Auge hatte etwas gewahrt, das ihn ganz fesselte. Zur Tür der Laube, die 15 Schritte von ihm entfernt war, führten zwei hölzerne Stufen hinauf und auf ihnen saß sie — Friederike! Auf ihrem Schoße war eine Fülle der schönsten Rosen gebreitet, die sie zum Strauß winden zu wollen schien. Das süße blonde Köpfchen neigte sich nach vorn und die zarten Wangen glühten vor Eifer, während sie die Rosen durch die schlanken Finger gleiten ließ.

Fast hätte Edmund vor Ueberraschung laut aufgeschrien. — Da hatte er nun ja das Gesicht, das er brauchte — das war ja sein „pompejanisches Blumenmädchen“ — was suchte er noch lange nach einem Modell? Er riß sein Taschenbuch heraus und einen Bleistift und begaun dieses reizende Gesichtchen zu zeichnen, in fliegender Hast, mit wenigen charakteristischen Strichen. Dann steckte er das Taschenbuch wieder ein und entfernte sich lautlos. Wieder auf der Straße angelangt aber stürmte er eilenden Laufes von dannen, seinem Atelier zu. Die Straßenjungen blieben stehen und schauten ihm lachend nach — am liebsten wären sie wohl hinter ihm drein gelaufen.

Im Hause stellte er sich vor seine Staffelei, sich im Stillen dazu beglückwünschend, daß ihm in dieser Hochsommerzeit noch wenigstens 1½ Stunden für seine Arbeit blieben. Er trat an die Staffelei, ergriff Palette, Pinsel und Malstock und begann nach der Bleistiftskizze und nach dem Bilde, das aufs neue seine ganze Seele erfüllte, zu malen, bis ihn die Dunkelheit zwang, abzubrechen. Um 5 Uhr am nächsten Morgen stand er wieder an seiner Staffelei und malte — malte. Verschiedene Male trat er einige Schritte von dem Bilde zurück und betrachtete es lange und prüfend; dann nickte er befriedigt mit dem Kopfe — er fand, „es wurde“.

Gegen 8 Uhr legte er mit einem Seufzer der Erleichterung den Pinsel aus der Hand — das Bild war fertig — ein herrliches Kunstwerk. Und so begeistert war er noch vom Rausche des Schaffens, daß ihm garnicht zum Bewußtsein kam, daß sein gestriger Besuch im Hause des Lehrers ohne den eigentlichen Zweck desselben zu erfüllen geblieben war — hatte er ihm doch weit schönere Früchte getragen!

Es klingelte — fast unwillig, so gestört zu werden, fuhr er auf. Es war der Briefträger, der einen eingeschriebenen Brief brachte. Die Firma seines Kunsthändlers — das Herz klopfte ihm hierbei bis an den Hals. Er sah in den Brief und tat einen unterdrückten Jubelschrei: Da stand es, Mittagsstimmung auf Nordberney war verkauft. Sie war von der Gemäldegalerie in Aussicht genommen — und infolge dessen fühlte sich ein reicher Amerikaner, der sich besonders in das Bild verliebt hatte, veranlaßt, 30,000 Mark zu bieten. Natürlich hatte der Kunsthändler es dafür losgeschlagen.

So — nun war er berühmt. Das reichte einige Jahre — er würde mehr verkaufen und es würde auch Aufträge geben.

Er kleidete sich zum Ausgehen und kaufte zwei glatte, goldene Fingerreifen. —



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 14, 16-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ — „Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre.“ — „Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weilerhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“ — „Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein.“ — „Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig.“ — „Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nötige sie, hereinkommen, damit mein Haus voll werde.“ — „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.“

Zur Fronleichnamsoktav.

Das Fest der h. h. Dreifaltigkeit brachte uns den Abschluß der ersten Hälfte des Kirchenjahres. Gleich am Anfange der zweiten Hälfte begegnet uns das hl. Fronleichnamsfest — beide Feste aber verhalten sich zu einander wie der Schlußring und der (folgende) Anfangsring einer zweiteiligen Kette.

Etwas Ähnliches haben wir, lieber Leser, am letzten Sonntage des Kirchenjahres und am (folgenden) ersten Sonntage des neuen Kirchenjahres: In beiden Sonntagen wird das Evangelium vom Weltgericht verlesen, und beide Lesungen unterscheiden sich hauptsächlich nur dadurch, daß in der vom letzten Sonntage (nach Matthäus) mehr die Schrecken dieses Gerichts — in der Lesung vom ersten Abendsonntag (nach Lukas) dagegen mehr die Zeichen der Hoffnung für die Gerechten in den Vordergrund treten.

Während nun das Fest der h. h. Dreifaltigkeit gleichsam in die verborgenen Tiefen des dreifaltigen göttlichen Lebens hineinleuchtet — huldigen wir am hl. Fronleichnamsfeste der glorreichen Ausstrahlung des geheimnisvollen göttlichen Wirkens, dessen gnadenvolles Zentrum das h. h. Altarsakrament bildet. Beide Feste enthalten und verherrlichen also wesentlich das gleiche Geheimnis.

Und ganz entsprechend dem Inhalte beider Feste ist auch ihre äußere Form: in majestätischer Einfachheit erscheint das Dreifaltigkeitsfest, das uns arme Sterbliche einen schenen, huldigen Blick in die geheimnisvollen Tiefen des göttlichen

Lebens tun läßt, — glänzend und prächtig dagegen, mit Schmuck und Bier, mit Glockenklang und Festgesang, feiern wir das Fronleichnamsfest, auf daß die Herrlichkeit des Festgeheimnisses, der Sonne gleich, in alle Welt ausstrahle und jedes Christenherz mit warmer Festesfreude erfülle.

Im h. h. Altarsakramente huldigen wir dem Kindlein von Bethlehem, dem göttlichen Jünglinge von Nazareth, dem Lehrer Israels, dem Gekreuzigten auf Golgatha, dem Auferstandenen und dem aufgefahrenen Könige der himmlischen Herrlichkeit, — immer ist es Derselbe, den wir, lieber Leser, unter der schlichten Brotsgestalt im heiligsten Altarsakramente anbeten und verherrlichen. So ist dieses geheimnisvolle Sakrament tatsächlich der Mittelpunkt unseres ganzen Gottesdienstes; ja, dieser wäre ein Rahmen ohne Bild, ein Gefäß ohne Inhalt — ohne jenes wunderbare Geheimnis der Liebe, das niemals ein erschaffener Geist hätte erkennen können, aber auch niemals ein erschaffener Geist ergründen wird.

Damit kommen wir aber zu einem Punkte, er in der letzten Betrachtung bereits erwähnt wurde. Wir sagten: es entspricht auf Seite des Menschen dessen unendlichem Durste nach Wahrheit, daß ihm Wahrheiten von unendlicher Tiefe geboten werden, die er die ganze Ewigkeit hindurch nicht auszuschöpfen vermag. Warum werden uns denn geheimnisvolle Glaubenslehren auf Erden offenbart, da wir doch nur ein sehr schwaches Verständnis davon haben können? Welchen Wert soll eine unverständliche Wahrheit bieten? Die geoffenbarten Geheimnisselehren, lieber

Kirchenkalender.

- Sonntag, 14. Juni. Zweiter Sonntag nach Pfingsten. Basilus, Bischof † 379. Evangelium Lukas 14, 16-24. Epistel: 1. Johannes 3, 13-18. ● Karmelitesen-Klosterkirche: 6 und 1/9 Uhr heilige Messen, Nachmittags 4 Uhr Andacht. Während der Fronleichnamsoktav ist Morgens 6 Uhr Segensmesse und Nachmittags 4 Uhr Andacht zum allerheiligsten Sakramente. ● Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion der Erstkommunikanten.
- Montag, 15. Juni. Vitus, Martyrer † 300.
- Dienstag, 16. Juni. Benno, Bischof † 1106.
- Mittwoch, 17. Juni. Adolf, Bischof † 1222.
- Donnerstag, 18. Juni. Marcellian, Martyrer † 286.
- Freitag, 19. Juni. Gervasius und Protasius, Martyrer † 90. Fest vom heiligsten Herzen Jesu. Evangelium Johannes 19, 31-35. Epistel: Jaias 12, 1-6. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Fest des heiligsten Herzens Jesu. Morgens 6 Uhr erste heilige Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Sonntag, 20. Juni. Silverius, Papst und Martyrer.

leser, haben, wenn sie auch auf Erden wenig erkannt werden, doch einen hohen Wert für unser geistiges und sittliches Leben. Denken wir z. B. an das Geheimnis der Erlösung, daß Gott Selbst Mensch werden mußte: wie hat dieses Geheimnis uns die furchtbare Gestalt der Sünde bloßgelegt! Und welches Licht hat es auf die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes geworfen! Und was hat die Betrachtung der göttlichen Liebe im Leiden unseres Herrn, was hat das Geheimnis des Kreuzes für erhabene Früchte an Opferwilligkeit, Nächstenliebe, Geduld und Demut in den Herzen seiner Befehrer hervorgerufen! Aus diesem geheimnisvollen Quell haben die Heiligen die Glut der Begeisterung geschöpft, haben die Märtyrer die Kraft zum Heldentod geholt! Daß ein Gott Mensch geworden, daß Er Sich aus unendlicher Liebe zum schmachvollsten Tode erniedrigt und im geheimnisvollen Sakramente des Altars uns zur Speise gegeben — diese wunderbaren Geheimnisse, auf die nie ein Menschengeist gekommen wäre und die nie ein Menschengeist ergründen wird: sie haben auch eine übermenschliche Kraft erzeugt! Wo nur Banales, Alltägliches dem Geiste geboten wird, da entspringt auch keine Tugendgröße; und wo der Sinn für das übernatürliche Leben erschläft, da zeigt sich auch keine heroische Leistung. Den Feind z. B. von der Liebe nicht auszuschließen, liegt über der Vernunft! Nur das Geheimnis der Liebe Gottes, der Sich für Seine Feinde hingegeben, konnte zur Feindesliebe entflammen.

Wozu dienen also die Geheimnisse? Sie verleihen eine unerhörte Spannkraft zu fast übermenschlichem Tun. Sie sind das Band, durch das eine bewunderungswürdige Gemeinschaft der Gefühle, der Gedanken und der Sprache die Erde mit dem Himmel verbindet. Alles, was die Seligen im Himmel sehen, das, lieber Lieber, glauben wir. Was die Seligen besitzen, das erhoffen wir. Was sie aber lieben und anbeten, das ist auch Gegenstand unserer Liebe und Anbetung. Unsere Gesänge sind die Gegenschöre der ihrigen. Sie danken in freudigem Entzücken für die unaussprechlichen Güter, die sie genießen, — wir aber sehnen in beständiger Sehnsucht nach denselben Gütern, welche die Geheimnisse uns verschleiern zeigen und die uns als gewisse Belohnung unseres Glaubens versprochen sind.

Juni im Volksmund.

Von Elmar Fernau.

Der Monat der Sommer Sonnenwende, der Rosen, des Jasmins und der längsten Tage bedeutet für unsere Breiten den Höhepunkt des Jahres. Die großen, landwirtschaftlichen Sommerarbeiten nehmen in ihm den Anfang. Das Gras auf den Wiesen und Hängen ist schnittreif geworden: die Heuernte steht vor der Tür. Die ersten Gartenfrüchte zieren die Tafel ihrer Züchter: die Erdbeere roh, die Stachelbeere geschmort, und wenn der Monat sich seinem Ende zuneigt, bekommen auch die Frühkirichen rote Backen und harren des Abpflückens.

Da heißt es denn auch mancherlei beobachten, daß gerade in der Obsterte nichts verfehlt wird. Neben den Kirichen werden nämlich nun auch die Aprikosen reif. Beim übrigen Obst ist auf Raupe und Blattlaus, den beiden Erbfeinden der Obstkultur, energisch Jagd zu machen. Im Blumengarten hingegen feiert der Juni seine Triumphe. Er ist der Monat der reichsten Blumenfülle; die Königin der Blumen, die Rose, steht in ihm in Blüte und mit ihr tausend andere, starkduftende Blumen. Wer einen Rasen sein eigen nennt, der beginnt jetzt mit dem ersten Schnitt, auch ist im Juni die beste Zeit, Spätblütler, wie z. B. Reseda, auszusäen. Im Gemüsegarten kann man bis zum Johannistag mit dem Spargelstechen, das im Mai begonnen, fortfahren. Die Wurzelge-

wächse sind nun fleißig zu behacken, vor allen Dingen aber heißt es, dem Unkraut energisch an den Krügen zu gehen.

Juni kalt und naß
Bringt keinem was.

So sagt ein alter Bauernspruch und der Landmann tut gut daran, dieser Prophezeiung zu glauben. Denn für ihn ist der Juni ein Arbeitsmonat allerersten Ranges. Er hat Kohl und Rüben auf den Feldern zu pflanzen. Er muß die übrigen Feldfrüchte jäten und hacken. Er hat seine Wiesen zu mähen, er hat die Weinreben anzubinden, und hat namentlich den Gesundheitszustand seines Viehes scharf zu beobachten, da der Juni besonders den Schweinen und Gänsen ein höchst gefährlicher und krankheitsbringender Monat ist. Da hilft nur eins: eine sorgfältig zubereitete Nahrung.

Wer ein Liebhaber der Jagd ist, der rufe sich für den Juni Monat ins Gedächtnis, daß das junge Rotwild ausgiebigster Schonung bedarf und daß mit dieser Schonzeit auch die Brutzeit der Wachteln zusammenfällt. Der Angler kann jetzt in seinem Vergnügen, harmlose Fische zu fangen, geradezu schwelgen. Nur wenige Fische sind es nämlich, deren Laichzeit in den Juni fällt. Sie sei der Kürze halber hier einfach aufgezählt: Wels, Ael, Karpfen, Barbe, Schleie und Maräne. Also bitte: zur Darnachtung!

Der Volksmund hat für den Juni seine Prophezeiungen und Wetterregeln fast ausschließlich an die Heiligen dieses Monats geknüpft:

O heil'ger Veit, o weine nicht,
Weil's uns an Gerste sonst gebricht.

Bei einem anderen Heiligen heißt es:

Regnet's am St. Barnabas

Schwimmen die Trauben bis in's Jaß.

Der Johannistag bringt folgende Prophezeiung:

Johannisregen

Bringt keinen Segen.

Und vom Medardustag sagt der Volksmund schließlich:

Wer auf Medardi baut,

Der kriegt viel Flachs und Kraut.

Auch die Tiere, und vor allen andern der Allermelzwogel, unser Kukuk, muß sich zum Wetterpropheten aufspielen:

Der Kukuk kündigt teure Zeit,

Wenn er noch nach Johanni schreit.

Schließlich richtet der Volksmund noch einen Appell an Donner und Blitz, die ihm im Juni stets willkommenere Naturerscheinungen sind, indem er sagt:

Giebt's im Juni Donnerwetter

Wird auch das Getreide fetter.

Von diesen Bauernregeln jedoch einen Rückschluß auf Witterungsverlauf und Temperatur des Juni Monats zu ziehen, wäre verfehlt. Im Gegenteil: diesmal dürften wir einen wenig normalen Juni Monat zu verzeichnen haben. Der hundertjährige Kalender stellt nämlich folgende, wenig tröstliche Prophezei: Anfänglich heiß und ranke Luft, dann bis zum 20. warm, vom 20. bis 25. trübe, vom 25. bis 30. unbeständig. Halb stellt nur das erste Drittel des Juni Monats als trocken hin, die beiden letzten Drittel sollen rau und ungemütlich verlaufen und an hochgelegenen Stellen sogar Schnee bringen; nach ihm ist der 25. Juni ein kritischer Tag erster Ordnung. Auch Habenicht prophezeit für den Monat der Sommer Sonnenwende nicht allzuviel Erfreuliches.

Was die Durchschnittstemperatur des Juni nach den bisher gemachten Erfahrungen und Anzeigen anbelangt, so dürfte sie in einzelnen größeren Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz etwa die folgende sein: Hamburg 16°; Berlin 17,5°; München 15,4°; Karlsruhe 17,7°; Stuttgart 17,5°; Prag 18,1°; Wien 18,0° und Basel 16,6°.

Der Juni, also nach der römischen Göttin Juno, oder auch nach L. Junius Brutus benannt, heißt im deutschen Brachmonat; er ist der sechste Monat des Jahres und hat eine Dauer von 30 Tagen. Er ist, astrono-

misch betrachtet, der Monat, in dem die Sonne aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Krebses tritt. Am 21. bis 22. ist der Eintritt des Sommer solstitiums, des Sommers Anfang, an dem die Dauer des Lichtes seinen Höhepunkt erreicht hat. Der Mond erscheint am 2. Juni (2 Uhr 24 Min.) als erstes Viertel, am 10. Juni (4 Uhr 8 Min.) als Vollmond, am 18. Juni (7 Uhr 44 Min.) als letztes Viertel und am 25. Juni (7 Uhr 11 Min.) als Neumond. Unsichtbar bleibt während des ganzen Verlaufes des Juni Monats nur Merkur, Venus ist Ende des Monats etwa 2 Stunden lang am Abendhimmel zu sehen, Mars geht bald nach Mitternacht auf, Jupiter ist in den ersten Morgenstunden, Mitte des Monats eine gute Stunde lang zu beobachten, Uranus ist um Mitternacht am südlichen Sternhimmel aufzusuchen.

Was der Juni an Gemüsen und Gartenfrüchten uns auf den Tisch legt, ist wohl das zarteste, was das ganze Jahr uns bietet. Die sonst so viel gerühmte Konserve tritt nun gänzlich in den Hintergrund. Die „geschmorten“ Kompots feiern ihre Triumphe und namentlich sind es die Frühjahrsalate, die eine Zierde jeglicher Tafel, mag sie reichlich oder ärmlich bestellt sein, bilden. Kopfsalat, Löwenzahn, Brunnenkresse, Kapuzel und Spargelsalat marschieren da auf, jeder mit seinen besonderen Vorzügen, mit seiner eigenen Schmackhaftigkeit und Güte. Die Art und Weise der Zubereitung dieser Salate ist eine recht verschiedene und richtet sich sowohl nach Ort und Gegend, wie auch nach dem Geschmack des Einzelnen. Der eine liebt den Salat mit Essig und Del zubereitet, der andere mit saurer Sahne, ein dritter mit ausgelassenem Speck, und der vierte gar mit in Del zerquirtem Eigelb. Manche lieben auch eine Art Mostschauce, der ein wenig Sardellenbutter beigelegt ist, wieder andere nehmen Bratenauce oder ein Gemisch von dieser mit Maggi, andere ziehen sogar verdünnten Essig, ohne jede weitere Zutat allein vor. Kurz und gut, die Anzahl der Sauceingredienzen ist eine recht verschiedene; erwähnt sei hier nur noch kurz, daß neuerdings an Stelle des Essigs auch vielfach Zitronensäure beim Anmachen des Salates Verwendung findet, und diesem einen außerordentlich feinen Geschmack geben soll.

Und nun ein wenig Kulturgeschichtliches über unseren Brachmonat. Was bedeutet eigentlich der Name Brachmonat? Er heißt soviel, wie „Monat des Brachliegenden“. Um dies zu verstehen, muß man schon ein gut Stück Geschichte zurückgehen, bis etwa zu der Zeit, da unsere Vorfahren ihre Aecker nach Art der Dreifelderwirtschaft bestellten.

Die Dreifelderwirtschaft war nun ein gut ausgeprobtes, landwirtschaftliches Betriebssystem, wonach das Ackerland in drei Felder oder Schläge geteilt wurde, von denen das eine, als „Winterfeld“, Winterhalmsfrucht, das zweite, als „Sommerfeld“, Sommerhalmsfrucht trug, das dritte hingegen, die „Brache“ oder auch „Brachfeld“, brach lag, d. h. keinerlei Frucht trug. Mit der Bearbeitung dieses Brachfeldes für die nächstjährige Bestellung beschäftigten sich nun unsere Vorfahren im Juni Monat, und aus dieser Beschäftigung heraus resultiert die Bezeichnung Brachmonat für den sechsten Monat des Jahres, eine Bezeichnung, deren Volkstümlichkeit mit der Umgestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes allmählich verloren geht, wo sie noch nicht ganz verloren gegangen ist.

Wie mit allen großen astronomischen Erscheinungen, so ist natürlich auch mit der der Sommer Sonnenwende eine ganze Reihe kulturhistorisch interessanter Vorgänge verknüpft. Namentlich waren es die Sonnenfestfeuer, die heute auch noch zur Zeit der längsten Tage bei vielen Volksstämmen Europas angezündet werden. Auch brennende Räder oder brennende Fackeln traten oft an Stelle dieser Feuer, mit denen man ursprünglich wohl die Zauberkräfte der Sonne günstig stimmen wollte.

Mit diesem Sonnenfestfeuer glaubte man nämlich Felder und Vieh gegen Missethat und Krankheit zu schützen zu können, Liebespaare sprangen über diese Feuer, und ein Stück Kohle von einem ausgebrannten Holzstamm des Sonnenwendfeuer galt als bester Talisman gegen alle Fährnisse und Nöte des Jahres. Am Johannisfeuer, das auf den Spizen der Berge angezündet zu werden pflegt, hat sich der Brauch der Sonnenfestfeuer namentlich im südlichen Deutschland und im deutsch-sprechenden Oesterreich bis in unsere Zeit hinein frisch und kräftig in seiner Ursprünglichkeit erhalten.

Als der Monat des reichsten und reifsten Blüten schmucks steht der Juni in der Zahl seiner Monatskameraden. Laue Nächte, vom Jasminhauch und Rosenduft erfüllt, sind Privilegien seiner Herrschaft. Er kennt nicht die brennende Sommerjonnenglut der Julihundstage. Seine Wärme ist eine erfrischende, erquickende, gleichmäßige. Seine langen Tage — von den 720 Stunden dieses Monats sind 500 hell und nur 220 dunkel — prägen ihm den eigentlichen Charakter auf: das ganze animalische Leben der Natur wächst, erhöht sich und erreicht einen gewissen Glanz. So wird der Juni zur Krone des Jahres, dessen schönste Zeit mit ihm zu Ende geht. Doppelt schön aber ist der Juni, wenn auch sein Witterungsverlauf ein normaler ist. Denn:

Auf den Juni kommt es an,
Ob die Ernte soll bestehn

Eisberge.

Von Dr. Croner.

Die Erdnatur wirkt und schafft unaufhörlich; und aus den untersten Bezirken dieser Natur schlingt sich Leben heraus an das Tageslicht; das Angesicht der Erde ändert sich fort und fort. Und diese sich stets vollziehende „Umgestaltung“ bleibt nicht ohne Eindruck auf das Geistesleben und Gemüt der lebenden Menschengeschlechter. Von einem unwiderstehlichen Drange getrieben eilen die Massen der Reiseflüchtigen, wie Ameisen geschäftig, durch alle Zonen des Erdplaneten, um über die Wunderszenen zu staunen, die sich in der Natur abspielen. Besonders gern eilt man aber in die Wildnis der Hochgebirgsnatur, weil da „Erhabenes mit Schrecklichem“ sich zeigt. Die Firnsfelder und Gletscher sind es vor allem, die für die Reisenden eine große Anziehungskraft besitzen. Und diese großartigen Bilder der Natur entfalten immer neue Reize für das staunende Menschenauge. „Gletscher und Firnsfelder“, das sind Zauberworte geworden, die mächtig auf die Phantasie wirken, zumal wenn man im gemüthlichen Heim sitzt und irgend ein Bild einer Naturszene behaglich beschaut, die uns auf dem Papier gar zierlich fein einen solchen gemalten Eisstolz vorführt. Anders nimmt sich die Sache natürlich in der Wirklichkeit aus. Könnten wir nur den ernststen Forscher begleiten, der sich in jene Regionen der Gletscherwelt begibt dann würden wir nicht mehr nur „Lust staunenden Besuch“ jener Eiswelt abstatten, der uns wenig Nutzen bringt; sondern wir würden beim Anschauen jener Alpenwunder eine Ahnung bekommen von den geheimwirkenden Gesetzen, die stetig die Kolossalgebilde der schauerlichen wilden Eiswelt formen und umformen. Wir würden erkennen, daß auf den scheinbar stillen Klippen und Spizen der Alpen heute noch ein Riesenkampf fortbauert, der schon Jahrhunderte lang in jenen Höhen großmächtige Veränderungen hervorbringt. Steigen wir hinauf zu den wüsthildern glühenden Schneeflächen, die das Auge blenden! Betreten wir die Eisgebilde, die wie ein „gestorrenes Meer“ im Glanze der Sonne flimmern und in ewiger Erstarrnis vor uns zu liegen scheinen. Klimmen wir auf die leuchtenden Spizen der Berge, die wie von Duft umhoben hernieder schauen auf die festgegründete, dauernde Erde. Da oben, hoch über den Haupt-

tern der wandelnden Menschenkinder ist die beängstigende und herzbellemmende Dede und wüsthildrige Einsamkeit unseres Erdplaneten, zu der selten oder gar nicht des Menschen Fuß vordringt. Hier, in weiten Räumen, die kein Fuß mißt, scheint der belebende Odem der Schöpfung still zu stehen und der allmächtige Puls der großen Natur auszusetzen; hier auch, in dieser starren Schauerwildnis, scheint das Reich des Organischen aufzuhören, und selbst der sonst so belebende Sonnenstrahl gleitet kalt über die Kolossalmassen der Eisgebilde hin.

Nur hier und da redt aus den übereinandergerstürzten Eisblöcken ein dunkelgefärbter Fels seine Spitze, die sich mitten in Schnee- und Eisstößen gar seltsam ausnimmt. Ein einsamer Vogel sitzt auf ihr und hält Umschau voll Traßbegier nach Beute. Und hier oben wehen die Lüfte so kalt, als wollten sie alles Leben erstöten; und von Zeit zu Zeit tobt die Windsbraut so unheimlich gewaltig, als sollten von ihrem wüthigen Ansturm die alten, grauen Felszacken erdrückt und niedergerissen werden. Und dazwischen faust und braust es von Schloten und Regen; und in das Toben der unbändigen Elemente mischt sich ein fortdauerndes, seltsames Krachen und Rechen und Klirren; denn die übereinander getürmten Eismassen rutschen und schieben nach seitwärts und abwärts. Große Klüfte gähnen aus dem Eiswalle gen Himmel; Risse und Spalte öffnen sich; und fürchterliche Abgründe tun sich auf. Und von den dunkelragenden, Felsen stürzen in wilden Rastaden die silberschäumigen Gletscherbäche und suchen ihren Weg zum Tale. Und wie heute, so arbeiten seit Jahrhunderten die entsetzlichen Riesenträfte der Berg- und Gletscherwelt, und des Kampfes hier oben ist noch lange kein Ende. . . . Es wurde gesagt, daß es, von unten aus gesehen, scheine, als blieben die Berggipfel mit ihren Eis- und Schneetoppen in ewiger Unveränderlichkeit, als habe hier die Natur die Kreise ihres Lebens und Wirkens abgeschlossen.

Aber der Schein trügt; nirgends in der Natur ist Ruhe und Stillstand; und die Kräfte der Elemente weben hin und her, auf und ab — Geburt und Grab wechselt unaufhörlich; Werden und Vergehen, Gestaltung und Umgestaltung ist allenthalben im Reiche der Natur; und auch die starr erscheinende Berg- und Gletscherwelt macht keine Ausnahme von dem Schicksale alles Gewordenen, alles Seienden, solange dies ewigen Naturgesetzen unterworfen ist.

Und welches ist hier oben die geheimnisvolle Kraft, die unmerklich aber stetig, Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch die „starrten Gletscherkolosse“ bewegt und regt und sie schmelzen macht? — Nun, die Sonne sendet ihre goldigsten und wärmsten Strahlen zu den kalten Berggipfen; und langsam und unaufhörlich fließt das Gletschereis geschmolzen zu Tale. Und dieses stete Hinabströmen des Eiswassers zerbröckelt auch die härtesten Felsen und macht sie verwittern; und sie lösen sich und stürzen hinab zur Tiefe. Und im Laufe von Aeonen hat die Gletscherwelt ein anderes Aussehen erhalten; und Felsen- und Eisgipfel, die einst 'gen Himmel starrten, sinken; und so ebnen sich auch die zadigschroffsten Höhenzüge. . . Die norddeutsche Tiefebene ist reich mit Spuren eines solchen Riesenkampfes der Elemente und ihrer feindlich gegeneinander wirkenden Kräfte versehen. Und die Wandersteine oder erratiche Blöcke und die an tiefen Seen liegenden Steinhügel bezeichnen noch jetzt die Grenzen längst verschwundener Gletscher. Durch Uebersutten wurden die Ueberbleibsel jener Gletscher in Länder gebracht, wo heute auch nicht die geringste Spur eines Gebirges vorhanden ist. Wie bemerkt, ist z. B. der größte Teil Norddeutschlands ein Tiefland, das sich nach der Ost- und Nordsee hin absenkt; in diesem Tiefland befin-

den sich Ebenen, die vor unvorstelllichen Zeiten Meeresboden waren. In diesem Flachlande nun treffen wir viele erratiche Blöcke als Fremdlinge; es sind größere oder kleinere Steine von Granit, Gneis, oder anderen krystallinischen Felsarten, die ihrer Beschaffenheit nach nicht von den nächstgelegenen deutschen Gebirgen stammen; die nach Annahme der Geologen auf schwimmenden, riesigen Eisschollen aus Scandinavien und Finnland herübergekommen sind. In Scandinavien und Finnland starrten einst vor vielen Jahrhunderten mächtige Gletscherberge 'gen Himmel; mit dem Wechsel der Erdtemperatur und durch die Kraft der Sonne kamen die Gletschermassen nach u. nach in Fluß. Eisblöcke von ungeheuern Dimensionen lösten sich mit der Zeit unaufhörlich von den Gletschern und durch die Meereswogen gelangten sie in die norddeutsche Tiefebene. Nach dem Zurücktreten des Meeres blieben diese granitnen Blöcke liegen. — Ganz besonders großartig zeigt sich der Vorgang des „Loslöfens“ großer Eis- und Felsmassen heute noch in den Polargegenden. Denken wir nur an die Gletschermassen in Grönland. Im westlichen Teile dieses Landes voll Eis und Schnee erhebt sich der Humboldt-Gletscher über ein Gebiet von etwa 100 Kilometer Länge, und findet sein Ende am Meeresufer mit einer steilen 100 Meter hohen Felswand. Uebernde Eisfelder breiten sich auf seinem Rücken aus; hier und da ragen die einzelnen Felsenspitzen aus den Eismassen hervor. Wenn man nun meint, hier in dieser kalten Region könne der Gletscher gar nicht flüssig werden, so täuscht man sich. Freilich bemerkt das Auge an dem Gletscher selbst sehr wenig Veränderung; aber je ruhiger die Oberfläche dieses Eisberges ist, desto mehr wirken die inneren Kräfte des Kolosses, und der Eisstrom schäumt hinabwärts dem Meere oder der Niederung zu, wenn in der wärmeren Jahreszeit die gewaltigen Eisstücke vom Gletscher donnern und krachend losbrechen und teilweise schmelzen. Unzählige Eis- und Felsblöcke stürzen mit schauerlichem Dröhnen ins Meer, so daß dessen wildgepeitschte Wogen hoch aufschäumen. Die Eisstücke schwimmen dann hin und her, bis sie bei günstigerer Strömung nach den südlicheren Gegenden geführt werden.

Hier haben wir heute noch dasselbe Phänomen, wie es einst im Norden der deutschen Tiefebene sich vollzog. Die losgelösten Eismassen, kleine Berge, welche in Grönland jetzt noch allenthalben auf der Meerflut zu finden sind, geben dem Beschauer ein eigenartiges Bild phantastischer Formen, zumal, wenn die erwärmende Sonne die schwimmenden Eismassen seltsam zerklüftet und zerspaltet.

Grönland ist zur Zeit die vornehmste Geburtsstätte solcher schwimmender Eismassen; und von seinen Küsten ziehen, wie besonders in diesem Jahre, von Ende März bis Anfang Juli die Eisberge in großen Scharen gegen Süden, längs der nordamerikanischen Küste bis zum 40 Grad nördlicher Breite.

Diese schwimmenden Eisberge mögen sich von Ferne ganz schön ansehen, wenn sie so in grotesken Gestalten dahin gleiten; dem Schiffer aber sind sie durchaus nicht angenehm, denn er weiß, was sie für ihn und sein Fahrzeug bedeuten. Wehe ihm, wenn er nahe an sie gerät oder gar zwischen sie. Viele Seefahrer, die im atlantischen Meere solchen Eisbergen entgegengefelten, oder ihnen nicht ausweichen, gingen zu Grunde. . . . Die meisten schwimmenden Eisberge führen auch Felsstücke mit sich. Schmilzt nun das Eis, so sinken die Felsstücke auf den Meeresgrund. Oft finden sich auf solchen Eisbergen Eisbären.

Das südliche Polarmeer ist viel reicher an Eisbergen, als das nördliche; überhaupt hat die südliche Halbkugel eine besonders starke Gletscherformation.

In Südamerika steigen die Gletscher mit ihrem blendenden Glanze von den Anden bis zum Meeresspiegel herab.

Noch sei bemerkt, daß zwischen Vergletscherung und Klima ein inniger Zusammenhang besteht.

Bis jetzt sind die Eisfelder der Schweiz am genauesten durchforscht. Als allgemeines überraschendes Resultat hat sich ergeben, daß fast sämtliche Alpengletscher augenblicklich im Rückzuge begriffen sind. Der Gletscher „Des Bois“ bei Chamounix hat sich von 1818 bis 1880 um 1250 Meter, der ebenfalls bei Chamounix gelegene Gletscher „Des Bossons“ von 1817 bis 1874 um 682 Meter zurückgezogen. Zuletzt fand die Dike des Eises um 160 Meter.

Der Rhonegletscher ist in den Jahren 1858 bis 1877 weit über 600 Meter zurückgegangen. Die Eismassen des Berner Oberlandes verringern sich von Jahr zu Jahr; und so ist unter anderem von den beiden Grindelwaldgletschern in den Jahren 1865 bis 1869 der eine 378 Meter, der andere 594 Meter abgeschmolzen. Und diese Erscheinung zeigt sich ebenso in den Pyrenäen und im Kaukasus.

Joß und Jack.

Nach dem Amerikanischen des W. Walker.

Joß Mc. Brien und Jack Kingston waren ein paar ehrsame Kaufleute in dem Schweinen-Eldorado Chicago. Beide verfügten über ein sanftes Gemüth, welcher Umstand sie aber nicht abhielt, sich bei jeder Gelegenheit gegenseitig zu ärgern. Joß war von kleiner Statur und dabei kugelrund, Jack groß und von verblüffender Magerkeit. Schon dieses körperliche Mißverhältnis gab ihnen Anlaß, sich unausgesetzt zu hänseln. So hatte gestern Abend erst der dicke Joß in der zehnten Avenue, die beide bewohnten, das Gerücht ausgesprengt, daß sein Freund Jack bei der Stadtverwaltung eine feste Anstellung erhalten habe, um jeden Abend den Mond — zu putzen, den er ja bequem erreichen könne ohne sich auch nur auf die Zehenspitzen stellen zu brauchen. Jack wurde nach Gebühr ausgelacht und wartete nun auf eine Gelegenheit, um seinem Freunde diesen Witz mit gleicher und wenn möglich mit noch größerer Münze heimzuzahlen.

Und diese Gelegenheit bot sich gleich am nächsten Morgen.

Jack stand an der Ecke der Avenue und wartete auf einen Wagen der „Elektrischen“, der den Kurs nach der Stadt hatte. Als der eine in Sicht kam, keuchte Joß die Straße entlang und zwar so dicht an Jack vorbei, daß er mit seinem gewaltigen Stiefel das Lieblings-Hühnerauge seines Freundes auf das Empfindlichste berührte. Der schrie auf vor Schmerz und mußte sich an den Pfahl der Straßenlaterne lehnen, um nicht in die Knie zu sinken.

„Na warte, du Lämmel,“ knirschte er, als er sich wieder etwas erholt hatte. „So ein Elefant tritt den anderen Leuten die Weine ab und entschuldigt sich noch nicht einmal.“ Damit knickte er vorwärts und erwischte den „Elektrischen“ gerade noch rechtzeitig, um auf die Plattform springen zu können. Drinnen hatte es sich der dicke Joß inzwischen auf seinem Sitz bequem gemacht, faltete seine Zeitung auseinander und begann den Leitartikel zu studieren.

Jack brütete Rache.

Als der Kondukteur kam, um die Fahrscheine auszuverteilen, fragte ihn Jack: „Herr Kondukteur, Sie sehen doch da drin den kleinen dicken Herrn, der die Chicago-Preß liebt?“ Der Beamte orientierte sich durch einen Blick durch das Fenster und nickte. „Na also,“ fuhr Jack fort und steckte eine sehr ernste Miene auf, „das ist mein armer Onkel. Wissen Sie, der ist so'n bisschen, na, so'n bisschen . . . , Sie wissen schon —“ und dabei

tippte er mit dem Zeigefinger der rechten Hand gegen seine Stirn. „Sagen wir also, . . . mein armer Onkel ist etwas wunderbarlich in seinem Betragen . . .“

Der Kondukteur lächelte verständnisinnig.

„Ich sehe, Sie verstehen mich,“ lobte ihn Jack, „hier haben Sie also fünfzig Cents, — bitte, Sie brauchen mir nichts herauszugeben —, ich bin verpflichtet für ihn zu bezahlen. Nehmen Sie also kein Fahrgeld mehr von ihm. An der Zentral-Polizei-Station lassen Sie halten und veranlassen ihn auszustiegen. Er wird nämlich dort erwartet, Sie können sich ja denken von wem . . . Werden Sie das besorgen? — Ja? Na das freut mich, Sie tun wirklich ein gutes Werk damit. Der bedauerndste Mensch ist ja sonst ganz ruhig, er tut Niemandem etwas zu Leide. Freilich reizen darf man ihn nicht.“

„Seien Sie ohne Sorge,“ meinte der Kondukteur gutmütig, „ich werde auf Ihren Onkel schon Obacht geben und ihn dort aus dem Wagen setzen wo sie bestimmt haben.“

Jack drückte dem Beamten im Uberschwang seiner Gefühle die Hand, lehnte sich in die äußerste Ecke der Plattform und erwartete vergnügt grinsend die Weiterentwicklung der Dinge.

Die Elektrische nahm ihre Strecke in dem üblichen Tempo. Nachdem der Kondukteur die Passagiere auf der Plattform mit Fahrscheinen bedacht hatte, begann er dieselben auch im Innern des Wagens auszuverteilen. Als er bei Joß vorüber kam, streckte dieser ihm seine zehn Cents entgegen, ohne die Letztseite seiner Zeitung auch nur einen Augenblick zu unterbrechen.

Der Kondukteur ging achtlos an der ausgestreckten Hand vorüber.

Als er wieder zurück kam, brummte der dicke Herr: „Bitte, hier ist das Geld.“

Der Kondukteur verließ den Wagen, ohne auch nur eine Miene zu verzeihen.

„Das ist ja eine schöne Ordnung hier,“ knurrte Joß, „ich will dem Manne den Fahrpreis bezahlen und er nimmt das Geld nicht an. He, Kondukteur,“ — er winkte mit lebhafter Geberde nach der Plattform hinaus. Der Beamte öffnete die Tür, schaute in den Wagen, sah den dicken Herrn an, schloß die Tür wieder und machte sich an seinem Fahrscheineblock zu schaffen.

„Die Möglichkeit,“ räsionierte Joß und legte seine Zeitung beiseite, „so 'n Kerl ist mir doch noch nicht vorgekommen. Läuft hinaus, wenn ich ihn bezahlen will, und tut so, als ob er mich nicht höre, wenn ich ihn rufe.“ Wütend lief Joß zum Fenster und klapperte mit seinem zehn Cents-Stück gegen die Scheiben. Die Fahrgäste waren inzwischen auch aufmerksam geworden und warfen erstaunte Blicke auf den ungemüthlichen Passagier.

Dem Kondukteur schien nachgerade der Geduldssjaden ebenfalls zu reizen, er trat hastig in das Innere des Wagens. „Mein Herr,“ wandte er sich an Joß, „ich muß Sie ebenso höflich wie dringend ersuchen, die Mitfahrenden nicht zu belästigen.“

Joß glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können. Aber er beherrschte sich und meinte so gleichgültig, wie ihm das nur möglich war: „Ich belästige doch niemand. Ich will ja nur bezahlen: hier haben Sie meine zehn Cents.“

Der Kondukteur zuckte die Achseln, erwiderte kein Wort und begab sich wieder auf seinen Platz zurück.

Joß wurde kreidebleich: da härte denn doch Alles an! „Was zum Henker,“ tobte er, „von dem Kerl werde ich mich doch nicht zum Besten halten lassen. Sie Mensch davor, wollen Sie denn nun endlich mein Geld nehmen oder nicht?“

„Ich muß doch bitten, mein Herr, daß Sie sich mäßigen,“ mischte sich jetzt einer der Fahrgäste in die Sache, „wenn der Kondukteur von Ihnen das Geld nicht nehmen will, so stecken Sie's gefälligst wieder ein.“

Joß nahm noch einmal all' seine Fassung zusammen. „Verzeihen Sie,“ antwortete er,

„glauben Sie denn, ich will die Bahngesellschaft um das Fahrgeld betrügen? Ehe Sie mir Unrecht geben, sollten Sie mir doch helfen, den Irrtum dieses Dummkopfes aufzuklären.“

Nun entstand ein allgemeines Durcheinander. Ein Teil der Passagiere nahm Partei für, der andere gegen den Kondukteur. Der Lärm wurde schließlich so groß, daß dieser wieder in den Wagen kam, um Ruhe zu stiften. „Was ist denn nun eigentlich los?“ fragte er.

„So nehmen Sie endlich das Geld für mein Billet,“ schrie ihn Joß an.

„Nun, so nehmen Sie's schon,“ redete ihm auch der erste Passagier zu.

„Kann ich nicht,“ lehnte der Kondukteur ab, „das Billet hab ich schon bezahlt bekommen!“

„Das ist nicht wahr,“ brauste Joß auf, „zum Donnerwetter noch ein Mal, ich habe noch nicht bezahlt, auf mein Ehrenwort!“

„Aber mein Herr,“ meinte der Kondukteur und tippte Joß mit dem Finger auf die Schulter, „beruhigen Sie sich doch. Wegen der zehn Cents lohnt es sich doch wirklich nicht, sich aufzuregen.“

Joß gab dem Zubringlichen einen Schlag auf den Finger, die übrigen Passagiere nahmen mehr und mehr Partei gegen den Kondukteur, der sich jetzt von allen Seiten bedrängt sah. Als er sich keinen Rat mehr wußte, kispelte er einem Fahrgast ein paar Worte ins Ohr und führte seine Hand nach der Stirn. Dieser eine Fahrgast wiederholte die Worte einem zweiten, dieser dem dritten und so machten sie die Runde durch den ganzen Wagen: Jeder wußte nun, was es mit dem aufgeregten dicken Herrn auf sich hatte.

„Sie brauchen aber keine Angst zu haben,“ zischelte der Kondukteur weiter, „es dauert nicht mehr lange, er muß bald aussteigen.“ Damit kehrte er auf die Plattform zurück.

Joß war sprachlos! „Da soll denn doch gleich . . .“, wüthete er.

„Sie verschlimmern ja nur Ihren Zustand,“ suchte ihn sein Nachbar zu beruhigen, „wegen einer solchen Kleinigkeit . . . Sie haben Ihr Ziel ja bald err . . .“

Da ertönte schrill das Haltesignal, die Bremse knirschte, der Wagen hielt. „Polizeistation“, rief der Kondukteur ab, winkte dem dicken Herrn und forderte diesen in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ auf: „Bitte, aussteigen!“

Joß rührte sich nicht. „Bitte aussteigen,“ ermahnte der Kondukteur.

„Denke ja gar nicht daran,“ knurrte Joß mit verhaltenem Zugrimm, „ich fahre hin wohin ich will und nicht wohin Sie wollen.“

„Lassen Sie die Komödie,“ schnauzte nun auch der Kondukteur, „Sie haben auszu steigen, wenn ich Sie höflich darum ersuche.“

„Sie Esel, Sie, Sie . . .“ und nun entlud sich ein Hagelwetter von Schimpfwörtern über dem Haupte des Kondukteurs. „Sie sind wohl verrückt gew . . .“

Kaum hatt Joß das Wort „Verrückt“ über seine Lippen gebracht, da packten ihn auch schon zehn kräftige Fäuste. Ehe er sich's versah war er auf's Pflaster gefest.

„Schuhmann,“ rief der Kondukteur, „führen Sie diesen verrückten Kerl nach der Wache . . .“

„Schuhmann,“ heulten die Passagiere, „befreien Sie uns von diesem Wahnsinnigen.“

„Schuhmann,“ gröhnte Jack Kingston von der Plattform aus, „den Menschen kenne ich, er bildet sich ein, er sei mein Onkel, der ist unheilbar . . .“

Und die Konstabler nahmen Joß Mc Brien in ihre Mitte und bugsierten ihn nach der Polizeistation. —



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 15, 1-10. „In jener Zeit nähsten Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murerten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen.“ — „Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet?“ — „Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße thut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ — „Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat, und die, wenn sie ein Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, rufst sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte.“ — „Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzelnen Sünder, welcher Buße thut.“

Nachklänge zum hl. Fronleichnamsfeste.

„Und nachdem Er (der gute Hirt) das Schäflein gefunden, hebt Er es freudig auf Seine Schultern.“ — Der Sohn Gottes hat das verlorene Schäflein auf Seine Schultern geladen, indem Er die menschliche Natur angenommen und die Last unserer Sündenschuld getragen bis zum süßenden Tode am Kreuze.

Aber mehr noch hat Er getan: die Krone und Vollendung Seiner Heilswerke ist die Einsetzung des hl. Sakraments des Altars. Nicht einzelne Gnaden empfängt der gläubige Christ hier — wie in den übrigen Sakramenten — sondern den Herrn und die Quelle der Gnade selbst. Hier wird der Mensch also ganz hineingetaucht und versenkt in das tiefe, unendliche Meer der erbarmenden Liebe und Gnade Gottes, das ihn mit göttlichem Leben umflutet.

Kein Wunder, lieber Leser, daß der Unglaube gerade dieses hehre Geheimnis unseres Glaubens angreift und verhöhnt. Kommt auf dieses heilige Geheimnis die Rede, so hört man auch schon das Wort: „Aber, wie ist es möglich, daran zu glauben? Also zu glauben, daß der Gottmensch Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig sei in diesem Sakramente unter den Gestalten von Brot und Wein — gegenwärtig sei mit Leib und Blut, mit Seele und Gottheit?“

Wir könnten, lieber Leser, prompt zur Antwort geben: „Wir glauben an dieses Geheimnis gerade so, wie seit neunzehn Jahrhunderten die christlichen Geschlechter daran geglaubt haben; wie heute noch eine unzählige Menge auserwählter Seelen daran glaubt, und mit etwas gutem Willen und einiger Demut des

Herzens läßt sich dieses Geheimnis ohne Schwierigkeit glauben. — Die heidnischen Philosophen aus dem Zeitalter der römischen Kaiser Augustus, Tiberius, Nero glaubten bekanntlich nicht an unsere Geheimnisse, bevor sie die Apostel gehört hatten; aber viele von ihnen glaubten, als sie darüber belehrt worden waren. Warum sollten wir das nicht tun, was diese getan haben? Hatten sie nicht viel größere Schwierigkeiten, Zweifel und Vorurteile zu überwinden, als wir? Wie kann also Jemand, der von heiligen Eltern geboren, unter Christen aufgewachsen ist, überhaupt sich zu der Frage verweigern: wie es „möglich sei“, an das Altarsakrament zu glauben?

Wir Katholiken könnten mit viel mehr Recht fragen: Wie kann ein Mensch, der auf den Namen eines Christen Anspruch macht, sich da ungläubig verhalten? Ist der Unmacht Gottes denn eine Schranke gezogen? Und haben wir nicht die klaren Aussprüche des Sohnes Gottes und Seines Organs, der Kirche, über dieses Geheimnis? Was bleibt aber da anders übrig, als zu glauben und anzubeten?

Die Weisheit Gottes hat von Anfang an durch Vorbilder und durch Prophezeiungen dieses unaussprechliche Geheimnis ankündigen wollen. Ich erinnere an einige dieser Vorbilder: an den Baum des Lebens inmitten des Paradieses; an den Priesterkönig Melchisedech, der Brot und Wein dem Allerhöchsten opferte; an das wunderbare Manna in der Wüste u.

Ich erinnere weiter an die Weissagung des Propheten Malachias, jene herrliche Ankündigung unseres heiligen Messopfers:

Kirchenkalender.

- Sonntag, 21. Juni.** Dritter Sonntag nach Pfingsten. **Moyseus, Befreier** † 1591. **Evangelium** Lukas 15, 1-10. **Epistel:** 1 Petrus 5, 6-11. **St. Andreas:** Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Andacht mit Predigt. **Karmelitesen-Klosterkirche:** 40tündig Gebet. Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, Abends 6 Uhr Komplet.
- Montag, 22. Juni.** **Paulinus, Bischof** † 431 **Albin, Bischof** † 549. **St. Andreas:** 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. **Karmelitesen-Klosterkirche:** Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, Abends 6 Uhr Komplet.
- Dienstag, 23. Juni.** **Edeltrudis, Jungfrau** † 676. **Karmelitesen-Klosterkirche:** Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Vesper, 7 Uhr Komplet und zum Schluß Te deum.
- Mittwoch, 24. Juni.** **Johannes der Täufer.** **Karmelitesen-Klosterkirche:** Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu Andacht.
- Donnerstag, 25. Juni.** **Prosper, Bischof** † 463. **Emma, Witwe** † 1045. **Karmelitesen-Klosterkirche:** Nachmittags 4 Uhr Herz-Jesu Andacht.
- Freitag, 26. Juni.** **Johannes und Paulus, Martyrer** † 362. **Karmelitesen-Klosterkirche:** Schluß der Oktav vom hl. Herzen Jesu.
- Sonntag, 27. Juni.** **Ladislau, König** † 1095. **Karmelitesen-Klosterkirche:** Nachmittags 6 Uhr Salve-Andacht.

„Ich habe an euch (Juden) kein Wohlgefallen mehr, spricht der Herr der Heerscharen, und nehme kein Opfer mehr an von eurer Hand; denn vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange wird Mein Name groß sein unter den (jetzt noch heidnischen) Völkern, und an jedem Orte wird geopfert und zwar Meinem Namen ein reines Speiseopfer dargebracht werden“ (Mal. 1, 10 f.). Fürwahr eine Prophezeiung, die ein großes Ereignis ankündigt.

Und als nun „die Fülle der Zeiten“ gekommen war, da das Vorbild vor der Wirklichkeit zurücktreten und die Prophezeiung sich erfüllen sollte, da erschien der Sohn Gottes Selbst, in menschliche Gestalt gehüllt, und nun, lieber Leser, wollen wir hören, was Er Selbst sagt.

Es war ungefähr ein Jahr vor dem Tode und Sterben des Herrn, als Er in der Wüste, unweit des Galiläischen Sees, jenes erstaunliche Wunder der Brotvermehrung gewirkt hatte. Andern Tags kamen viele von denen, die dort so wunderbar gespeist worden, zu Ihm zurück; aber sie meinten: „Du bist dennoch nicht größer als Moses! Denn vierzig Jahre lang hat Moses das Volk in der Wüste genährt, und Du hast uns nur ein einziges Mal Brot gereicht!“ — Und die Antwort Jesus darauf? „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist!“ — Welch' ein Wort!

Aber noch nicht genug: Jesus vervollständigt diese feierliche Erklärung, indem Er unter der Form eines Eidschwures hinzufügt: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und Sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“ — Und die erstaunte Menge ruft: Sein Fleisch? Sein Blut? „Aber wie kann dieser uns Sein Fleisch zu essen und Sein Blut zu trinken geben?“ — Da versichert der Herr wiederholt und zwar deutlich für Jedermann: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und Mein Blut wahrhaft ein Trank!“ (Joh. VI.) Wir, lieber Leser, begreifen sehr wohl das Erstaunen dieser Juden: Sein Fleisch, Sein Blut, sollen wir essen, trinken? Diese Rede ist hart; wer kann sie hören? — Und sie gehen fort. Jesus aber läßt sie stehen.

Die fragenden Blicke Seiner treuen Apostel scheinen zu sagen: Warum läßt du denn diese Leute ziehen? Warum läßt du sie in die Irre wandern, — du, der Du doch gekommen bist, „das verirrte Schäflein aufzusuchen“? Nur ein Wort brauchst du zu sagen, nur das eine: daß deine Rede ein „Gleichnis“ gewesen?! — Nun, lieber Leser, was wird der gute Hirt hier tun? Was wird Er sagen? — Siehe, Er fragt nun selbst Seine Apostel: „Wollt auch ihr gehen?“ — Kein Wort, keinen Buchstaben nimmt Er zurück. Der Apostelfürst Petrus aber findet wieder die rechte Antwort: „Wohin sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens.“

Diese Scene aber, lieber Leser, wiederholt sich beständig seit neunzehn Jahrhunderten. Der menschliche Dünkel fragt: Wie kann dieser uns Seinen Leib und Sein Blut zur Nahrung unserer Seele geben? — Wir Katholiken antworten, hingeworfen vor den Altar des göttlichen Lammes mit der ganzen Kraft unserer Seele: Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens; und wir glauben Deinem Worte; denn Dein Wort ist Wahrheit!

Der Schöpfer des Niederwalddenkmals.

Zum 76. Geburtstage Johannes Schilling's

— 23. Juni —

Von Dr. Gerhard Pohl.

Unter den noch lebenden bildenden Künstlern nimmt neben Vegas, Hundrieser, Wenzel u. a. m. Johannes Schilling, der geniale Schüler Meister Rietschels, eine hervorragende Stellung ein, und wer im übrigen keine seiner Schöpfungen kennt, der hat doch wenigstens von dem prächtigen Niederwalddenkmal bei Müdesheim am lebendigen Rheinströme

gehört oder dasselbe im Bilde bewundert, wohl die gewaltigste Leistung des Künstlers, der, heute ein fünfundsiebzigjähriger, im lieblichen Elbflorenz noch immer mit jugendlicher Begeisterung an der Verwirklichung seiner künstlerischen Ideale arbeitet. Denn ein Idealist ist Schilling während seines ganzen, reichen Lebens gewesen, der, weit entfernt von den auf Abwege geratenen Bestrebungen der sogenannten „Modernen“, die Aufgabe der wahren Kunst nicht darin sah, in nackten Herrbildern und häßlichen Mißgestalten die höchsten Triumpfe natürlichen Schaffens zu feiern, sondern in einer geklärten, reinen Anpassung der Natur, die bei aller Treue nicht vergißt, daß eben nur das Reich des ewig Schönen für das echte künstlerische Schaffen in Betracht kommt. Hier die rechte Mitte zwischen krassem „Naturalismus“ und unverständlichem, überhöhenlichem Idealismus inne zu halten, das hat keiner so verstanden wie Schilling, dessen Allegorie daher auch auf minder Kunstverständige ihres Eindrucks nicht verfehlt. Am treffendsten hat sich der Künstler selbst über seine Grundzüge bei jenem Festbankette ausgesprochen, das gelegentlich der Einweihung des Niederwalddenkmals (28. Sept. 1883) ihm zu Ehren von seinen Kunstgenossen veranstaltet wurde. Damals sprach er die schönen Worte:

„Willst Du der Kunst Dich widmen, merke, Bei Künstlern handelt sich's um Werke, Nicht um Gewinn und nicht um Ruhm, Noch Ausseh'n, noch Kunstkenntniss, Rein, was dem Künstler Gott geschenkt, Daß er im Traume dichtet, denkt, Das Glück zu schaffen, laß allein Beruf und höchsten Lohn Dir sein! Sei dankbar so für den Genuß, Den die Natur im Ueberfluß In ihrer würd'gen Herrlichkeit Auf Treitt und Schritt dem Auge deut. Und laß es nicht bei dem Genießen! Laß unter Deiner Hand ersprießen Dein Werk, daß dem Gebete gleiche. Das über Menschenalter reiche!“ u. f. w.

In Mittweida (Sachsen) am 23. Juni 1828 geboren, war Johannes Schilling eigentlich schon von der Natur zum Künstler ausersehen. Denn die saft romantischen Ufergelände der Fichopau, an der das Städtchen liegt und die der dortigen Gegend den Namen „Schweiz“ eingebracht haben, bildeten die erste Anregung, die das Kind empfing, das sehr frühzeitig nach Dresden kam, um zuerst unter Beshels, dann unter Rietschels Leitung die Kunstakademie zu besuchen. Das geschah vom Jahre 1842 bis 1850. In diese Zeit fällt Schilling's erste selbständige Arbeit, die den künftigen Künstler in seiner ganzen Eigenart ahnen ließ: ein Weinlähler, umgeben von einer Schaar neckischer Genien, die aus dem schäumenden Champagner aufsteigen. Um sich weiter auszubilden, begab sich der Zweiundzwanzigjährige dann nach Berlin, wo Rauch noch die Augen der Welt auf sich lenkte. Freilich fand Schilling die Thür von dessen Atelier für sich verschlossen; aber Drake nahm ihn auf und beschäftigte ihn zwei Jahre lang. Dann lehrte er auf den Ruf Hähnels nach seinem geliebten Dresden zurück, wo er eine Arbeit ausführte, die ihm das große Reisebendium der Kunstakademie eintrug, welches ihm eine Studienreise in das Land der Kunst, nach Italien, ermöglichte. In Rom weilte er drei Jahre, 1854 bis 1856, rezeptiv und produktiv in der Kunst schwelgend, und lehrte dann nach Dresden zurück, um sich ein eigenes Atelier einzurichten. Von weniger in der Öffentlichkeit bekannten Werken, die indessen Schilling's Namen nicht nur in der sächsischen Metropole, sondern auch bei Kunstkennern außerhalb des Königreichs bekannt gemacht hatten, seien der reizende Kinderfries am westlichen Portal des Dresdener Museums, ferner zwei Frieze im Vestibül desselben, die deutsche und niederländische Kunst verkörpernd, erwähnt, dann die „Vokal- und Instrumentalmusik“, zwei Gruppenbilder für das Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs Georg, eine Blüthe des Turnaters Jahr, für das

Grabdenkmal desselben in Freiburg a. N. bestimmt und für die Dresdener Turnlehrerbildungsanstalt nachgebildet, eine Schillerstatue, die beim Schillerfest im Jahre 1859 auf dem Altmarkte Verwendung fand, Hähnels Grabdenkmal auf dem Dresdener Neustädter Friedhofe u. a. m. Im Jahre 1860 schuf Schilling die Statue des Oberbürgermeisters Demiani in Görlitz, durch die er zuerst die Augen der deutschen Künstlerwelt im weitesten Sinne auf sich lenkte, und als er dann als Sieger aus dem Wettbewerb um Ausschmückung der weltberühmten Brühl'schen Terrasse in Dresden hervorging, war er mit einem Schläge ein gefeierter Künstler geworden: seine von 1863—1868 in Sandstein ausgeführten Gruppen der vier Tageszeiten trugen den Preis davon. Sie zeugen von echt künstlerischer Befähigung und wirken in ihrer einfachen und leicht verständlichen Allegorie auf jeden Beschauer, wenn auch durch die im Jahre 1884 als Schutz gegen Fußbeschädigung ausgeführte Vergoldung dieser Eindruck nicht unwesentlich abgeschwächt wird. Außerdem modellirte er für den Einzug des Königs Johann im Jahre 1866 eine riesenhafte „Saxonia“ und trug abermals in einer Konkurrenz um ein Rietsheldenkmal auf der Brühl'schen Terrasse den Preis davon: Das 1876 enthüllte Denkmal fesselt durch seine überaus feinsichtige und originelle Anpassung. Die „vier Tageszeiten“ waren außer anderen äußeren Erfolgen auch von dem begleitet, daß Schilling im Jahre 1868 zum Professor an der Akademie berufen wurde. Unermüdetlich war der Künstler auch in dieser Stellung in seinem Schaffen. Von hervorragenden Werken seien u. a. genannt das Schillerdenkmal in Wien, das Kaiser Maximiliandenkmal in Triest, das Kriegerdenkmal in Hamburg, vor allem aber die Kolossalgruppe des Dionysos und der Ariadne auf panthergezogenem Wagen für das Altstädter Hoftheater in Dresden, zwei in Bronze gegossene Löwen auf dem Portal der Infanteriekaserne in der Albertstadt u. a. m. Diesen im Anfange der siebziger Jahre vollendeten Kunstwerken folgte in den Jahren 1877—1884 sein Hauptwerk, das Niederwalddenkmal, bestehend in der bekannten, 10,6 Meter hohen Kolossalfigur, der die Kaiserkrone triumphierend in der Rechten emporhaltenden Germania und einem 25 Meter hohen, mit Reliefs geschmückten Sockel, den Figuren des Krieges und des Friedens zur Rechten und zur Linken und zwei kleineren Reliefs. Wahl des Standortes gerade dort, wo der trübene Blick von den gegenüberliegenden Höhen des Rheines hinübersehend über die dunkeln Vogesen ins Frankenland und eine überaus glückliche Anpassung des Ganzen machen das Denkmal zu einem vollendetem Sinnbild der durch den ruhmvollen Krieg endlich erreichten, glorreichen Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums, und die Worte, die Kaiser Wilhelm I. bei der in Gegenwart der deutschen Fürsten bereits vor der endgültigen Vollendung am 28. September 1883 erfolgten Weihe sprach, fanden lebendigen Widerhall in zahlreichen Liedern. Da hieß es z. B. (Otto Böhm):

„Endlich ist das Werk gelungen,
Herrlich steht er aufgebant;
Was die Alten einst gesungen,
Was der Freiheitskampf errungen,
Trunken unser Auge schaut. —
Wo des Lannus Schiefersteine
Senken sich zum Niederwald,
Prangt es an dem freien Rheine:
Herrlich strahlt im Glorienscheine
Frau Germania's Gestalt!
Und die Rechte hebt die Krone,
Und das Schwert zur Linken ruht;
Hoch, Germania! Deinem Throne
Wahre tren die Kaiserkrone,
Deiner Ehre höchstes Gut!“

Bekannt ist, daß ruchlose Freyerhand Vorbereitungen getroffen, gerade zur Denkmalweihe ein Attentat gegen die zahlreichen, dort versammelten Fürsten zu verüben, ein Beginnen, dessen mögliche entsetzliche Folgen gar nicht ausudeuten sind, daß aber glücklicher-

weise, ehe es zur Ausführung kam, bereitet ward.

Hatte mit Vollendung dieses Denkmals Schilling seinen Namen mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte unseres Volkes eingegraben, so rastete er gleichwohl nicht, sondern schuf zu gleicher Zeit noch manches hervorragende Bildwerk. Als dann im Jahre 1889 in Sachsen das 800jährige Jubiläum der Wettiner gefeiert wurde, fand die Enthüllung des von Schillings Meisterhand hergestellten Reiterstandbildes König Johanns († 1873) vor dem Dresdener Hoftheater statt, ein Kunstwerk freilich, das bei aller Majestät im großen und trotz feinsten Detailarbeit doch wieder insofern Bedenken erregte, weil es den weisen Dichterkönig, der so gar wenig kriegerisches, zumal in seinem Aeußern an sich hatte, auf mutigem Streitrosse darstellt. Von größeren Arbeiten sind dann ferner noch die Figuren am Wettin-Obelisk in Dresden, das Standbild Wilhelms I. in Wiesbaden, sowie einige Brunnenfiguren, unter denen besonders die „Forelle“ lebhaften Beifall fand, dann der „Friedensbote“, „des Helden Nachruhm“ u. a. zu nennen, ganz zu schweigen von kleineren Arbeiten, die man wohl als Nebenarbeiten zu bezeichnen pflegt, aber als Schöpfungen Schillings zugleich Meisterwerke in ihrer Art sind.

Im Schilling-Museum zu Dresden spiegelt sich das ungemein reiche und mannigfaltige Schaffen des Meisters am treuesten wieder. Hier erkennt man, welche reiner Schönheitsstimm, welche hohe Anmuthfülle, welche sorgfältige Durchbildung der Form alle Werke dieses Künstlers auszeichnet, dessen Werke wie versteinerte Musik gemahnen, indem jedes einzelne in einer reinen, vollen Harmonie ausklingt. Möchte dem gottbegnadeten Künstler, den Deutschland stolz den Seinen nennt, noch ein langer, freudvoller Lebensabend beschieden sein!

Altes und Neues vom Freiherrn v. Drais.

Von F. R. Feldhaus.

In diesem Jahre findet in Mannheim der Kongreß der Allgemeinen Radfahrer-Union in den Tagen vom 11. bis 14. Juli statt. Es sei daher erlaubt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der fast sein ganzes Leben in Mannheims Manern zubrachte und der unbedingt als der Erfinder des Fahrrades betrachtet werden muß. Freiherr v. Drais hat in Mannheim seine Erfindung gemacht, sie vervollkommen und vorgeführt und muß somit diese Stadt als die Geburtsstadt des Fahrrades gepriesen und anerkannt werden.

In das langgestreckte Gebäude, aus dem heute eifrige musikalische Übungen zur Förderung des alten heimatischen Musikruhmes erklingen, in die heutige Hochschule für Musik (M 1, 8), zog am 15. Dezember 1810 der Oberhofrichter Karl Wilhelm Friedrich Ludwig Freiherr Drais von Sauerbrunn ein. Seit dem 23. Juli des genannten Jahres ward der höchste Gerichtshof des badischen Landes in Mannheim abgehalten und der Freiherr von Drais sein Vorsitzender. Drais war kein Badenser, er entstammte vielmehr einer alten lothringischen Familie, doch hat er sich nichtsdestoweniger um die Konstitution des Staatswesens in jener schweren Zeit verdient gemacht.

Der auf dem Kaufhaus in Mannheim noch vorhandene „Polizienbogen“ (Anmeldebogen) des Oberhofrichters giebt an, das er damals mit seiner zweiten Gemahlin Friederike, geb. Baronin von Rotberg aus Gießen, mit den Töchtern Amalie, Louise, Karoline und Ernestine und dem einzigen Sohn Karl nach Mannheim kam. Dieser Karl, oder wie er richtig hieß, Karl Friedrich Christian Ludwig ist es, mit dem wir uns heute, wegen seines Verdienstes um das Fahrrad, einmal eingehend befassen wollen. Er war aus der ersten Ehe des Oberhofrichters; seine Mutter

war Ernestine Christine Margarete, geborene Baronin von Kaltenthal. Karl, ein Karlsruher Kind, wurde am Tage seiner Geburt, am 29. April 1785 unter glänzender Patenschaft getauft. Karl Friedrich, Markgraf zu Baden, der Erbprinz Karl Ludwig und seine Gemahlin, die Prinzen Friedrich, Louis und Wilhelm Ludwig von Baden, die Markgrafen Karl August und Christoph, sowie noch weitere zehn Personen, standen ihm als Taufzeugen. Seinen späteren Schulunterricht genoss der junge v. Drais am Gymnasium seiner Vaterstadt, besuchte die Forstschule in Pforzheim, studierte in Heidelberg, widmete sich der Forstkariere und wurde mit 19 Jahren Jagdjunker. Im nächsten Jahre, 27. Juni, wird er zum Kammerjunker ernannt. Dann kam er nach Mannheim, seiner zweiten Heimatstadt.

Es ist nicht Zufall, wenn wir früher mehr wie heute finden, daß Leute in mechanischen Erfindungen berühmt wurden, obschon ihr eigentlicher Beruf weit von der Mechanik und ihren Hilfswissenschaften ablag. Damals war das, was wir heute unter Mechanik, Technik, Ingenieurwissenschaft verstehen, eben noch nicht zu einer selbstständigen Wissenschaft erstarkt. Jeder konnte auf den Gebieten, die zur Allgemeinbildung gehörten, sich lustig tummeln und trug durch seine Arbeiten dann meist ein Scherflein zu dem großen, gewaltigen Bau bei, der die Menschen stetig höher erhebt. Wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts alles, was an der Förderung der Wissenschaft Anteil nahm, elektrische Experimente machte, so sehen wir zu Anfang des 19. die Gebildeten rege mit der aufblühenden Technik und Mechanik beschäftigt. So finden wir auch den jungen v. Drais neben seiner Forstlaufbahn sein ganzes Leben hindurch mit mathematischen und mechanischen Problemen beschäftigt. Schon im Jahre 1813 führte er dem damaligen Großherzog von Baden und wenige Wochen hernach dem Kaiser Alexander von Rußland, als dieser auf dem Zuge gegen Napoleon in Mannheim Aufenthalt genommen, einen von ihm erfundenen Wagen, der ohne Zugtiere, durch den darin sitzenden Menschen getrieben wurde, vor. Der Monarch hatte daran Wohlgefallen, verlangte am folgenden Tage die nochmalige Vorzeigung, äußerte, „das ist sehr geistreich erdacht“ und sandte dem Erfinder einen Brillantring. Im folgenden Jahre sehen wir ihn mit dieser Fahrmaschine auf dem Wiener Kongreß durch die Reihen der staunenden Menge fahren, die sich auf der Waise erging, um das eine oder andere der gekrönten Häupter Europas zu sehen.

Im Jahre 1817 entwickelte sich aus diesem Wagen, deren im Mittelalter, ja selbst im Altertum eine ganze Reihe mit mehr oder weniger Glück versucht worden, durch die Beharrlichkeit, mit der v. Drais die Idee eines einfachen und leichten Fuhrwerkes verfolgte, die eigentliche „Draisine“, die Vorläuferin unseres heutigen Fahrrades.

Mit den Ansprüchen eines einzelnen auf den Titel Erfinder einer Sache ist es stets ein bißes Ding. Wir sehen James Watt als den Erfinder der Eisenbahn, Fulton als den Erfinder des Dampfschiffes an, wir sagen, den Telegraphen verdanken wir Morse, das elektrische Licht Edison, und dennoch kann man mit Leichtigkeit beweisen, daß diese Erfinder alle ihre Vorläufer, die ihnen mancherlei vorgearbeitet hatten, und daß nach ihnen wieder andere Erfinder kamen, die auch wichtiges und selbständiges hinzufügten. So berechtigt es ist, einen James Watt als den Vater der Dampfmaschine zu betrachten, weil er durch sein intensives und zielbewusstes Wirken diese Erfindung in die Praxis brachte, so unumstößlich bleibt Karl v. Drais der Vater des Fahrrades. Er widmete seiner Idee sein ganzes Leben, ein Leben voller Ehn und Mißachtung. Er gab uns aber durch seine Arbeiten ein Ziel an und das Mittel, wie wir dieses erreichen konnten.

Von Drais war ein eigenartiger Mensch,

seine Eigenart steigerte sich, je mehr er mißverstanden wurde, und daher hatten die Zeitgenossen es leicht, ihn einen „Dämel“, einen „Halbnarren“ zu nennen, und seine Erfindung als ein „zweckloses und lächerliches Ding“ zu verspotten. Die Dinge, die uns nicht interessieren, für deren Verwendung uns das Verständnis mangelt, diese Dinge verachten wir fast immer. Wenn die Gegenwart ohne eine gedachte Erfindung auskommt, so glaubt sie gar zu leicht, die Zukunft könne ihrer auch entbehren. Die Drais'sche Idee war aber sicherlich durch die Europa verwirrenden politischen Vorgänge der napoleonischen Zeit hervorgerufen worden. Des Kaisers Heere kamen nimmer zur Ruhe, bald hier, bald dahin lauteten die Ordres. Da regten sich denn in spekulativen Köpfen die Ideen zur Umgestaltung des Verkehrs.

Im Jahre 1801 hatte man die erste Dampfmaschine nach Watt in ein Schiff eingebaut, im nächsten Jahre erhielt Trevithick einen Dampfstrassenbahnwagen patentiert, mit dem er 7 Personen befördern konnte, und Matthien legt dem großen Korjen das erste Projekt zu einem Tunnel zwischen England und Frankreich vor. 1803 baut Fulton sein erstes Dampfschiff, mit dem er am 8. Oktober 1807 die erste Dampfschiffslinie zwischen New-York und Albany eröffnet. In folgenden Jahren (1804) setzte der genannte Trevithick die erste Dampf-Lokomotive auf Schienen, zwischen Merthyr und Tiddvil, in Gang und der geniale Evans sagte schon voraus: „Die Zeit wird kommen, daß ein Dampfswagen morgens Washington verläßt — die Reisenden zu Baltimore frühstücken. — in Philadelphia zu Mittag speisen und in New-York am gleichen Tage das Nachtmahl einnehmen werden.“ Am 7. Juli 1809 erfindet Öttinger zu München den elektrischen Telegraphen und der genannte Trevithick regt schon im nächsten Jahre den Bau eiserner Schiffe an. 1811 begann Englands erste Dampfschiffahrt, die sich im nächsten Jahre zu einer regelmäßigen gestaltete und am 29. Oktober 1814 läuft in New-York bereits das erste Dampfkriegsschiff vom Stapel, nachdem ein Viertel Jahr vorher Stephenson seine erste Lokomotive „Blücher“ erbaut hatte. 1815 erhält England sein erstes Kriegsdampfschiff, das Kanonenboot „Congo“, 1816 befährt der erste Dampfer die Seine und 1818 den Rhein und die Elbe. Da sehen wir damals also die Anfänge des Dampfschiffes, der Lokomotive und des elektrischen Telegraphen, denen unser von Drais das Fahrrad, die Laufmaschine, hinzugefügt und ihren Zweck wie folgt begründet:

1. Für Boten, um ihre Touren viel bequemer zu machen.
2. Für Briefposten und andere Stafetten.
3. Für Reisende in kleiner Gesellschaft, um wohlfeiler und schneller zu reisen, als mit eigenen Pferden.
4. Für Gesundheit und Vergnügen, um sich mit wenig Mühe in kurzer Zeit viel Bewegung auf angenehme Art zu machen.

Wir blieben vorhin bei Drais im Jahre 1816 stehen. Im nächsten Jahre machte er am 12. Juli auf seiner Laufmaschine eine Tour von Mannheim bis nach Schweighausen und wieder zurück, eine Strecke von 4 Poststunden in einer kleinen Stunde. Wenige Tage nachher finden wir ihn auf dem steilen Gebirgsweg von Gerndach nach Baden, den er in einer Stunde auf seiner Maschine zurücklegte. Damals gab er zuerst auch eine Beschreibung dieser Draisinen in den Tageszeitungen, der Preis sollte mit Reisetaschen und sonstigem Zubehör etwa 45 Mark betragen, das Gewicht war auf „keine 50 Pfund“ angegeben.

Am Sonntag den 5. April 1818 finden wir die ersten „Draisinnen“ oder „Velocipede“ durch einen Herrn Garcia und einen Jäger des Baron von Drais vor dem Pariser Publikum. Die Vorführungen fanden im Jardin du Luxemburg gegen ein Entrée von einem Franc und 50 Cts. für ein Kind unter 12 Jahren statt. Die Hälfte der Einnahmen

kam den Abgebrannten des Odeon zugute. Drais selbst war damals nicht in Paris, denn am 7. desselben Monats kam er mit einem Diener auf Laufmaschinen in 2 Stunden von Darmstadt nach Frankfurt. Am nächsten Tage zeigte er seine Maschine der dortigen „Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste“ und machte Laufversuche im Saale der Gesellschaft und auf dem Balle. In Frankfurt blieb er mit seiner Erfindung bis zum 22. April und reiste dann auf seiner Maschine, nachdem er in der genannten Gesellschaft noch einen Vortrag über seine Erfindung gehalten hatte, nach Mannheim zurück.

Im gleichen Jahre erschien von ihm eine Schrift, betitelt: „Abbildung und Beschreibung seiner neu erfundenen Laufmaschine von A. Freiherr v. Drais“, die schon 1817 in Nürnberg erschienen war. Die interessantesten Schriften sind heute ganz verschollen, weder die Mannheimer Bibliothek, noch die Universitätsbibliothek Heidelberg, die die vielen Schriften von Drais Vater besitzt, haben sie. Durch Kabinetts-Ordre vom 26. Januar 1818 war von Drais schon zum Professor der Mechanik ernannt worden und am 12. erteilte ihm der Großherzog ein Erfindungspatent auf 10 Jahre für seine Laufmaschine. 1821 wurde er badiſcher Kammerherr und im folgenden Jahre Premierleutnant der Leibgarderegiment, wie er schon seit 7 Jahren Secondleutnant beim Dragonerregiment von Gießen war.

In den Jahren 1827—1829 begleitete er den Reisenden G. von Langsdorff nach Brasilien. Von dieser Reise sei er, wie ein alter Mannheimer, Herr Prof. Dr. med. Hegewald in Meinungen erzählt, spät in der Nacht zurückgekommen. Um die Ruhe der Seinigen nicht zu stören, befohl er dem Diener, ihn im Speisezimmer in einen leeren Schrank zu sperren. Am anderen Morgen war das Geburtstagsfest seines Vaters. Als man nun in der Familie zusammensaß und die Töchter ihren Vater beglückwünschten, sagte dieser: „ach, wäre unser Karl doch auch da!“ — Da klang es wie Geisterstimme: „Da bin ich Papa, da bin ich ja!“ Die ganze Gesellschaft wandelte fast eine Ohnmacht an, so sehr erschrakten alle, bis der Diener den Schrank öffnete, in dem Drais die Nacht mit gebogenen Knien verbracht hatte. Auch war seine Erscheinung danach! Alle brachen hierauf in ein schallendes Gelächter aus.

Nach dem Tode des Vaters, dem seine zweite Gattin schon 14 Jahre vorausgegangen war, verlor Drais den ihm so notwendigen Halt, verbummelte und kam beim Hof in Ungnade. Zeitweise lebte er in Waldlagenbach bei Eberbach, wo seine Wohnung noch gezeigt wird. Zuletzt zog von Drais nach Karlsruhe zurück, wo er am 10. Dezember 1851 im Hause Fähringerstraße Nr. 43 arm und verlassen nach langem Nervenleiden starb und am 12. auf dem alten Friedhof beerdigt wurde. Noch mancher alte Mannheimer und Karlsruher erinnern sich seiner, eines kräftigen untersehten Mannes mit auffallend starkem Kopf. Ein gutmütiges Gesicht mit spitz gedrehtem Schnurrbart schaute unter der grünen Dienstmütze oder dem grauen Zylinder hervor. Seine Erscheinung war die eines echten Originals, die auch auffiel, wenn sie nicht auf ihrer Laufmaschine daherkam. Wie mancher ist nicht damals hindendrein gelaufen, ohne zu wissen, daß er es heute bereuen werde!

Doch die Anerkennung die er im Leben nicht fand, da er mit seinen unruhigen Gedanken der Zeit vorausseilte, sie wurde ihm nach dem Tode zu teil. Als die Grabstätte in Karlsruhe einer Bahnhofsanlage Platz machen mußte, da überführte die Deutsche Radfahrerschaft die Ueberreste 1891 auf den neuen Friedhof. In der Kriegsstraße aber entstand 1893 ein hübsches Denkmal für ihn.

Die ältesten Laufmaschinen besitzt das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

Johannisfestgebräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. W. Raubert.

Die mancherlei noch heute im Volke lebenden Gebräuche, die den 24. Juni vor allen andern Tagen des Jahres auszeichnen, gründen sich ausnahmslos auf dessen altgermanische Bedeutung als Fest der Sommerjonnwend. Der Zeitpunkt, an dem unser Tagesgestirn seine höchste Kraft entfaltet und das Naturleben am wunderbarsten beeinflusst, um dann allmählich dem vordringenden Dunkel zu weichen, war gewiß besonders geeignet, zur Festfreude anzufeuern. Den entsprechendsten Ausdruck fand diese Freude in den sog. Johannisfeuern, nach ältern sagenhaften Berichten historisch zuerst in oberdeutschen Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts durch den Ausdruck „sunwentfeuer“ bezeichnet, auch „Sonnettfeuer“, bei Ulm „Himmelsfeuer“, in Ehingen a. d. Donau „Zündelfeuer“ und im hohenzollernschen Oberlande „Zinkenfeuer“ genannt. Diese Feuer, in denen zunächst ein sprechendes Sinnbild des siegreichen Sonnenlichtes zu sehen ist, werden meist in der Ebene angezündet, mitten in den Ortschaften, vor dem Rathause oder auf dem Marktplatz. Wie uns Sebastian Fravel († 1542), der bekannte Verfasser des „Weltbuchs“, erzählt, herrschte bei unsern Altvordern der Glaube, daß dem Johannisfeuer eine gewisse Heilkraft inne wohne und so betrachtete man es geradezu als Talisman, um Haus und Hof vor Unheil zu bewahren. In manchen Gegenden wird um das Feuer herumgetanzt und gesprungen, ja, paarweise springen wohl auch junge Burſchen und Mädchen mitten durch die Flammen, um gewissermaßen aller bösen und kranken Stoffe sich zu entäußern. Früher warf man sogar, um die Heilkraft des Feuers zu erhöhen, Kräuter hinein, die ja am Johannisstage besonders heilkräftig sind, auch wohl Pferdeköpfe, Knochen, selbst lebende Tiere (Hähne) u. a. m. Im Südbaiſchen betteln die Knaben um Holz und Geschenke für das Johannisfeuer und singen dazu:

„Da kommen wir hergegangen
Mit Spiege und mit Stangen
Und wollen die Eier laugen.
Feuerrot Blümlein
An der Erde springt der Wein,
Gibt ihr uns der Eier ein
Zum Johannisfeuer,
Der Geber ist gar teuer.
Haberje, haberzu! Frei, fre, freid!
Gibt uns doch ein Schiet! (Scheit)“

In einigen Gegenden werden Holzräder, mit Stroh umwunden, in Brand gesteckt und dann meist von Bergen oder Hügeln in den Fluß hinabgerollt. Natürlich sollen diese Räder die Sonnenscheibe, das Sonnenrad darstellen. Gelangen sie noch brennend ins Wasser, so verheißt das eine glückliche Ernte. An andern Orten ist es gebräuchlich, das alt und kraftlos gewordene Herdfeuer erlöschen zu lassen und durch reiben zweier trockener Hölzer neues Feuer zu erzeugen, mit dem das Herdfeuer erneuert wird. Dieses „Rotfeuer“ galt als unmittelbar von der Gottheit stammend für heilig, und Kohlen und Asche desselben wurden sorgfältig aufbewahrt, denn die Kohlen wurden gegen Viehkrankheiten verwendet, und mit der Asche vermehrte man die Fruchtbarkeit des Bodens und schützte die Felder vor Ungeziefer. Aber die Johannisfeuer wurden schon frühzeitig sinnbildlich gedeutet, und so weihen sie zugleich hin auf die im Herzen lodernde, heiße Liebesglut. In der Tat, Mai und Juni mit ihrer reichsten, blühdunstigen Entfaltung des jungen Lebens, das seine Schöpfung der strahlenden Königin des Tages, unserer Sonne, verdankt, sind wie dazu geschaffen, den Liebesbund der Herzen zu weben, und so singen im Allgäu die Knechte, wenn „gefrant“ wird, während die jungen Mädchen mutig durch die Holzbrände springen:

„Liebste, spring,
Verdien' Dir dies Jahr ein'n gülden Ring!“

Die gesegnete Heilkraft, die dem Johannisfeuer nach dem Volksglauben inne wohnte — man denke nur an die läuternde und von Schlacken reinigende Wirkung des Feuers —

übertrug derselbe auch auf die Kräuter, die ja nun in ihrer üppigen Entfaltung prangen. Namentlich, wenn sie um die Mittagsstunde gepflückt werden, sind sie von besonderer Heilkraft. Ein Kranz von mancherlei Wiesensblumen, unter das Kopfkissen gelegt, zaubert der Jungfrau im Traume das Bild des künftigen Geliebten vor, und die Johannisblume, auch Bergwohlverleih genannt, Arnica montana, die gern auf moorigen Hochwiesen wächst, steht als Allheilmittel für Verletzungen und äußere Wunden noch heute in hohem Ansehen.

Kraft sind auch die Vorkstellungen, die mit dem Wasser an diesem Tage in Beziehung stehen. Feuer und Wasser ergänzen sich gewissermaßen in ihrer lebensweckenden und lebenserhaltenden Wirksamkeit; beide sind zugleich reinigende und läuternde Elemente, daher von tiefer religiöser Bedeutung. Der Geist kommt in Feuerflammen, und die Taufe stellt die innere Erneuerung dar. Um Johanni pflegen, wie in diesem Monate überhaupt, reichliche Gewitter sich über der schwächenden Erde zu entladen, die zuweilen gefährliche Ueberschwemmungen im Gefolge haben.

Die Zeit des Badens ist nun gekommen, und die reinen, gesundheitsfördernden Gewässer werden nun überall gebührend gewürdigt. Und als seit dem 5. christlichen Jahrhundert im Anschluß an das Geburtsfest des Erlösers, das im Hinblick auf Joh. 3, 30 („Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“) in die Tage des zunehmenden Lichtes verlegt worden war, das Geburtsfest seines sechs Monate vorher geborenen Vorläufers des Täufers Johannes, auf den 24. Juni, das altheidnische Sonnwendfest, festgesetzt wurde, da verknüpfte die Kirche die Erinnerung an den an den Wassern des Jordans auftretenden Wüstenprediger mit den altheidnischen Beziehungen dieses Tages zum Wasser, und der „Engel St. Johann“ spielt nun im Volksglauben an diesem Tage eine bedeutende Rolle. Die Schmückung der Brunnen am Johannisstage steht hiermit in engem Zusammenhange, und am Rhein geht die Sage, daß, wenn an diesem Tage die Reinigung der Gewässer unterlassen werde, der Strom sich wie ein wilder Götze erhebe und ein Opfer fordere. Eine andere Sage geht noch einen Schritt weiter. Der Dichter (W. Müller) gedenkt ihrer in „Die Johannisopfer“:

„Drei Tote fordert Sankt Johann gut,
So oft im Sommer sein Festtag lacht;
Er holt sie am Grund, aus der Luft, in die
Flut,
Ihr Läufer, ihr Kletterer, ihr Schwimmer
habt acht!“

Das will sagen, daß an diesem Tage niemand seines Lebens sicher ist, mag er sich zu ebener Erde oder hoch droben in den Lüften oder im Wasser sich gerade befinden. Die Sage erzählt nun, wie die Herrin von Schönrath am Johannisstage angitvoll um die drei im Walde spielenden Kinder besorgt ist. Der Älteste erkletterte eben eine hohe Eiche, um das Nest eines Falken, den Taubenräubers, zu plündern. Während die beiden Jüngeren ihm nachschauen, bricht eine Wölfin durchs Gebüsch, raubt den Jüngsten und trägt ihn davon. Der Älteste sieht's vom Baume und stürzt vom Schrecken erfaßt, tot zu Boden. Der Dritte will die doppelte Unglücksbotschaft der Mutter überbringen, verfehlt in der Angst die Zugbrücke und muß im Graben jämmerlich ertrinken.

„Ihr Läufer, ihr Kletterer, ihr Schwimmer
habt acht!“ Johannisbäder gelten für besonders heilsam, und in Schwaben herrscht der Glaube, ein einziges solches Bad erseze neun gewöhnliche. Ein sehr interessantes Schriftstück ist ein Brief Petrarca's an den Kardinal Colonna, worin geschildert wird, wie ersterer am Johannisabend des Jahres 1333 bei seiner Ankunft in Köln gesehen habe, daß Frauen und Mädchen bei Sonnenuntergang am Rheine standen und Hände in den Fluß tauchten, dabei Sprüche murmelnd, um alles Unheil des Jahres von sich abzujucken.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der ursprüngl. Rechte vorbehalten.)

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 5, 1-11. „In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze.“ — „Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ — „Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euer Netz zum Fange aus.“ — „Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen: aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ — „Als sie dies gethan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß.“ — „Und sie winteten ihren Gesellen, die in andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten: und sie kamen, und füllten beide Schiffelein, so daß sie beinahe versunken wären.“ — „Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch!“ — „Denn Staunen hatte ihn ergriffen, und Alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ — „Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen Alles, und folgten ihm nach.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
 II.

Das heutige Evangelium leitet sehr schön zum morgigen Festtage über: Der Herr lehrt auch heute noch aus dem Schiffelein Petri! Einer unserer neueren Dichter behandelt diesen Gedanken in anmutiger Form also:

Das Schiff am Strande von Genesareth,
 Das sich der Herr zum Lehren aufersehen,
 In Seiner Kirche allzeit foribesteht;
 Das Schiffelein Petri kann nicht untergehen.

Wohl drohte mancher Sturm, am Felsenriff
 Die heilige Barke jählings zu zerfellen;
 Doch immer wacht der Herr in Petri Schiff,
 Mit Seinem Wort besiegend Sturm und Wellen.

Noch immer wirft auf Seines Meisters Wort
 Sankt Peter seine Netze aus bis heute,
 Und guter Fischfang lohnt ihn fort und fort;
 Gesegnet ist des Menschenfischers Beute.

Ist auch in mancher Nacht der Fang gering,
 Beut tausendfach Erfas ein besser Morgen.
 Wohl mir, daß er auch mich im Netze fang,
 Daß ich in Petri Schiffelein bin geborgen!

Ja, wohl uns, lieber Leser, daß wir in Petri Schiffelein geborgen, daß wir Kinder jener Kirche sind, die der Herr als eine Leuchte der Wahrheit, als eine Lehrerin der Menschheit bestellt hat! Dieser Lehrmeisterin bringen wir demütigen aber freudigen Glauben entgegen, wenn sie uns die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu glauben vorstellt; gerade auf ihr Zeugnis berufen wir uns auch in vollster

Ueberzeugung, wenn wir glauben, daß Jesus, ihr himmlischer Bräutigam, im allerheiligsten Altarsakramente wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig sei.

Wir schlagen aber noch einmal die hl. Schriften auf, jenes göttliche Buch, auf das unsere getrennten Brüder, die Protestanten, sich für ihre Lehren so oft fälschlich beziehen. In jenem Abend (heißt es da), als der göttliche Heiland zum letzten Male mit Seinen Aposteln im Saale zu Jerusalem versammelt war, gedachte Er ihrer sowie auch unser Aller in einem Testamente, schöner und rührender, als je ein Vaterherz es hätte erfinden können. Man glaubt einen sterbenden Vater, eine sterbende Mutter vor sich zu sehen, die zu ihren Kindern sagen: „Meine Kinder, meine armen Kinder, was wird aus euch werden?“ — „Ich gehe nun hin zu Dem, der Mich gesandt hat“, spricht Jesus zu den Zwölfen: Ich werde für euch sterben! „Aber — seht Er tröstend hinzu — Ich lasse euch nicht als Waisen zurück!“ Die Liebe, die Mich antrieb, Mich für euch am Kreuze zu opfern, gestattet Mir auch nicht, Mich von euch zu trennen. Darum „nehmet hin!“ Was Ich euch hier unter der Gestalt des Brotes reiche, „ist Mein Leib!“ Was Ich euch unter der Gestalt des Weines gebe, „ist Mein Blut!“ Unter diesen Gestalten bleibe Ich bei euch als euer Tröster bis zum Ende der Welt. Es ist derselbe Leib, der um eurer willen den Leiden hingegeben wird — dasselbe Blut, das für euch wird vergossen werden

Kirchenkalender.

Sonntag, 28. Juni. Vierter Sonntag nach Pfingsten. Leo II., Papst † 683. Evangelium Lukas 5, 1-11. Epistel: Römer 8, 18-23. • Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marienverein und Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 29. Juni. Petrus und Paulus, Apostel † 66. Gebotener Feiertag, Evangelium Matthäus 16, 13-19. Epistel: Apostelgeschichte 12, 1-11. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Abends 6 Uhr Andacht.

Dienstag, 30. Juni. Pauli Gedächtnis, Lucina, Jüngerin der Apostel † 69.

Mittwoch, 1. Juli. Theobald, Einsiedler † 1066.

Donnerstag, 2. Juli. Maria Heimsuchung.

Freitag, 3. Juli. Hyacinth, Martyrer † 108.

Sonntag, 4. Juli. Ulrich, Bischof † 973. Bertha, Äbtissin † 725. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 7 Uhr ist hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache vom hlsten Herzen Jesu, Nachmittags um 1/6 Uhr Andacht zum hlsten Herzen mit feierl. Litanei.

bis zum letzten Tropfen. Und dieses Opfer, das Ich morgen am Stamme des Kreuzes darbringen werde, sollet ihr erneuern bis zum Ende der Zeiten: „Tu et es zum Andenken an Mich!“ Tu et es zur Erinnerung an die Liebe, mit der Ich euch geliebt, mit der Ich für euch gelitten habe! — Das ist, lieber Leser, das Testament Jesu Christi! Da Er im Begriffe steht, nach Gethsemani zu gehen, am Vorabend Seines Kreuzesopfers, am Vorabend Seines Hinscheidens, läßt Er uns ein so hehres, geheimnisvolles Andenken zurück.

Muß unsereiner, lieber Leser, sich von seiner Familie trennen, schickt er sich an, über den Ocean zu fahren, so wird er seinen Angehörigen jedenfalls sein Bild zurücklassen. Das ist alles, was wir tun können; denn wir sind eben arme Geschöpfe. Jesus Christus aber ist Gott; darum läßt Er ein Andenken zurück, das der Wirklichkeit gleichkommt: Er verewigt Sein Andenken in einer geheimnisvollen Gabe, die Er uns von Seiner eigenen Wesenheit macht. Die Worte, deren Er Sich dabei bedient, sind so deutlich und klar, daß es einem klar denkenden Geiste, einem aufrichtigen Herzen, also einem Herzen, das nicht durch Vorurteile oder Leidenschaft befangen ist — geradezu unmöglich wird, die wirkliche Gegenwart des Herrn in diesem hl. Sakramente nicht zu glauben. „Ich habe mich abgemüht“, sagt darum selbst Luther, „ich habe mich abgemüht zu beweisen, daß in der Eucharistie der Leib und das Blut Jesu Christi nicht vorhanden sei, denn das würde ein herber Stoß für das Papsttum gewesen sein. Allein es ist unmöglich; der Text steht zu gewaltig da.“ — Und wie haben unsere getrennten Brüder der Sprache Gewalt antun müssen, um sich der Beweisraft dieses Textes — für unsere katholische Lehre — zu entziehen! Dieses Textes, den die Apostel ebenso dem Wortsinne nach aufgefaßt haben, wie wir heute! Darum bewahrt man in Rom noch heute den Altar, auf dem der Apostel Petrus vor nahezu zwei Jahrtausenden die heiligen Geheimnisse gefeiert hat nach dem Worte des göttlichen Meisters: „Tu et dieses zu Meinem Andenken!“

Bekanntlich sah die Kirche in ihren ersten Lebenstagen sich gezwungen, in die Katakomben sich zu flüchten. Steigen auch wir, lieber Leser, einmal im Geiste hinab und befragen die alten Inschriften, und wir werden uns bald überzeugen, daß die Kirche in den Katakomben einst dasselbe über die Eucharistie gelehrt hat, was sie heute noch lehrt. Auf dem Grabe der Märtyrer wurde das Blut des Gottmenschen im hl. Weisopfer dargebracht; vor der Grabstätte eines Märtyrers empfing der Christ den Leib des Herrn, bevor er zum Martertode ging. Als aber die Kirche die Freiheit wiedererlangt hatte, erhoben sich alsbald herrliche Tempel, um das Tabernakel zu umgeben, den bescheidenen Thron des Gottmenschen, der „Seinem Volke nahe sein will.“

So ist es seit nahezu zweitausend Jahren! Befragen wir die heiligen Väter der Kirche, vom hl. Ignatius von Antiochien im 1. Jahrhundert bis zum hl. Augustinus im 4. Jahrhundert, vom hl. Augustinus bis zum hl. Bernhard im 12. Jahrhundert, vom hl. Bernhard bis zum hl. Franz von Sales im 17. Jahrhundert — so haben wir eine lange, wunderbare Kette vor uns, in der ein Ring an den andern anschließt, und alle geben übereinstimmend ihr Zeugnis dahin ab: Jesus Christus ist im allerheiligsten Altarsakramente wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig!

S.

Im Zeichen des Krebses.

Bunte Studien von Wilhelm Clobes.

Sommerjonnentwendzeit!

Das ist die Zeit, in der die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt. Nun gehts wieder rückwärts oder auch in's Sternbild der Zwillinge, wie uns die Astronomie lehrt. Der berausende Duft des Jasmin wetteifert mit dem gesunden herzstärkenden Geruche der Lindenblüte.

Johanniswürmchen funkeln und leuchten in Busch und Hecke. Durch die Scylla der Winterbälle, Réunions, Konzertssoirées und Thé dansants ist Papa hindurchgekommen. Die Charybdis der Sommerfeste, Kongresse, Tagungen erwartet ihn.

Wir stehen vor dem Zenitpunkt des Jahres. Unser goldschimmerndes, wärmespendendes Tagesgestirn erhebt sich immer majestätischer über den Gesichtskreis, um im höchsten Stand erglänzend, des Sommers offiziellen Anfang zu verkünden.

Schweißtropfen, Sprengsäffer, Fruchtteig, Sonnenschirme und Kesselfoiletten zur Sommerfrische stehen auf den Programms. Es ist diejenige Periode des gesüßelten Jahres, da die Königin der Flora ihren Blütenzauber entfaltet, die dichtbelaubten Bispel in balsamischem Wohlgeruch verliebte Pärchen an lauen Abenden berauschen; die Handwerksburichen mit Stenz und Felleisen von Raff zu Raff tippeln, die Zeit, da das Moos auf den Hinterhandsdächern wächst und im Vorderhaus sämtliche Gardinen und Jalousieen geschlossen sind.

Das Bild kann sich aber mit kinematographischer Plögllichkeit ändern. Arrritsch! In den Wolkenregionen, schwarz in schwarz, rollen die „Regelkugeln.“ Angsterfüllt schauen die Menschenkinder empor nach den indigotiefblauen „Seglern der Lüfte“, die am Firmament herumspoltern. Gelbflammende Vltze zucken aus dem blauschwarzen Bauche. Die schönsten Tourenprojekte werden „zu Wasser“. Papa, Mama, Schwiegermutter, die Tante aus Dudenwalde und der schweißebelnde Schnauz lernen den Erfinder des Regenschirmes hochachten, wenn sie durch die Boshaftigkeit und Behemeng der Spritzengeister total übergoßen werden. Der bedrängte Familienvater aber stellt in ergebener Resignation Betrachtungen an über den Wagemut bei Landpartien im Allgemeinen und die Zukunft seines Bratenrodes im Speziellen.

Der Bauernmann reißt sich dagegen die Hände, wenn er Städter im Regen erblickt. Er lacht sich ins Häufchen, denn „donneris im Juni, so gerät das Getreide“, oder „bläst der Juni in's Donnerhorn, so bläst er ins Land das liebe Korn“.

Im großen Konzertsaal der Natur lassen Amsel, Drossel, Reijig und Rotkehlchen ihren Gesang in den künstlerischsten Melancierungen erschallen. Erhaben über jeder Kritik. Die Lerche schmettert die Fanzare, Meister Staar pfeift und als hervorragende Assistenten akkompagnieren die Käfer auf dem Baß den klingenden, so unsagbar zu Herzen gehenden gewaltigen Lobhymnus zu Ehren dessen, der über den Wolken tront.

Und dann halt, ich hätte ihn bald vergessen, den Meister Storch.

Wie sich dieser langbeinige Freund der Kinder gern ab und zu von seinem verwitterten Kirchendach aus dem Revier der Schornsteine und Kuchfloeken herniederläßt, um an idyllischen Waldwässern und in den Biesenjümpfen ein beschauliches Leben zu führen, sehnt sich auch der geplagte Mensch um diese Zeit nach der Sommerfrische und kanns nicht diese sein, wenigstens nach dem erquickenden Bad.

Na, und Sommerfrischen gibt's jetzt bekanntlich überall!

Heutzutage ist beinahe jeder Ort als „besonders zur Sommerfrische geeignet“ angepriesen. In den „Kurbäusern“ des Ortes sind Winterstaub und Spinnweben hinweggefegt, die Betten und Matratzen ausgeklopft! Der Wirt zum „guten Tropfen“ in Dingsd! zieht eifrig seinen Nebenjaß ab, der mit einem Duzend Etiketts bellebt, die verschiedensten Sorten vom Rhein und der Mosel abgibt. Sein gefährlicher Rivale, der Hoteller zur „schönen Aussicht“ gibt die neuesten Aufnahmen seines romantischen — Dingerhäufens weit über ihre wirklichen Dimensionen hinaus auf „Ansichtskarten mit Blumenduft“ wieder und die Wirtin „zum Genickbruch“ gibt der lieben Konkurrenz zum Troß anstatt drei Pfannen vier Stück in dieser Saison zum Nachtsiß.

Die Zeit des Badens und der Bäder verlangt energisch ihr Recht. Für einfache Leute heißt's da bloß Baden. Reiche und wohlhabende Menschen sind mehr für Baden-Baden. Die einfachen Leute baden ebenso einfach für 10 Pfennige unter den Brausedouchen oder im freien Fluß.

In der Sommernacht wird der nördliche Himmel durch die herausdringenden Sonnenstrahlen auch über die Mitternacht hinaus erhellt. Immerwährende geheimnisvolle Dämmerung! Im schönsten Sprühlicht des Planetenfeuers wirft Venus ihren Abglanz in die vielen, vielen liebebegehrenden, liebege währenden Herzen, die sich tief dort unten auf der Erde im Sommernachtsraum eng aneinander schließen! . . .

„Ueber das Thema vom Lieben wurden schon Berge geschrieben!“ Das Ewig-Männliche zieht sie hinan! Um die Sonnwendzeit war's auch, als die Evasdöchter grauer Vorzeiten seltsame Rezepte brauten um „die Männer zu fesseln.“ Wäht wohl in der Kunst etwas profitieren? Von! aber vertraulich, ganz diskret will ich euch allerhand ansplandern. Tretet näher und duckt euch fein!

Schon die thessalischen Weiber verstanden es Liebestränklein zu brauen. Von den Liebestinkten im alten Rom wissen die Poeten Apulejus, Horaz und Virgil viel zu berichten. Im Mittelalter stand man auf des Griechen Pindar Standpunkt. Die Junge des Wendehals, besser aber das ganze Vieh galt als bewährter Minnezauber, den man in der Nähe des Geliebten bei sich tragen mußte, „ihn, den Herrlichsten von Allen“, mit magnetischer Kraft anzuziehen. Andere „Jungfräulein“ suchten sich von „ihm“ irgend einen Gegenstand zu verschaffen. Die kühnsten Wünsche aber könnt ihr, alten Zauberbüchern gemäß, der Sichel des Neumondes oder den Sternschnuppen anvertrauen, um eure unglücklich liebenden Seelen in den Himmel steigen zu lassen.

Dann aber geht mit euern Wünschen so weit wie irgend möglich, und zieht das Mittel nicht, nehme ich alles im Namen der längst vermoderten Hexenmeister feierlichst und reuevoll zurück. Wir stehen ja im Zeichen des — Krebses.

Die sieben Schläfer.

(27. Juni.)

Skizze von Thomas Wels.

Um das Jahr 250 nach Chr. Geburt wütete eine grausame Christenverfolgung im ganzen römischen Reiche. Der Kaiser Decius, welcher dieselbe veranlaßt hatte, durchzog die Länder und schürte aller Orten das Feuer des Hasses und der Mordlust gegen die Gläubigen. Als er in Ephesus sich aufhielt, wurden ihm sieben Brüder vorgeführt, welche sich standhaft zu Christo bekannten. Ihre Namen waren: Maximianus, Malchus, Martinianus, Konstantinus, Dionysius, Johannes und Serapion. Zwar versuchte der Kaiser

sie mit vielen und freundlichen Worten zu überreden, von dem Glauben an Christum abzulassen, allein sie hielten fest und sagten, daß sie lieber jedes bitteren Todes sterben wollten. Sie waren jung und schön, und um so mehr trachtete der Kaiser darnach, ihrer Leiber zu schonen und ihre Seelen zu verderben. Er entließ sie daher und sprach: „Gehet hin für diesmal. Ich gebe Euch Zeit, Euch zu bedenken. Wenn ich wieder komme, werde ich Euch zum letzten Male fragen, ob Ihr den Göttern opfern oder sterben wollt.“

Die sieben Brüder, die wider Erwarten in Freiheit gesetzt waren, entwichen in die Gegend nahe bei der Stadt; hier fanden sie eine tiefe Höhle, in der sie sich verborgen. Von Zeit zu Zeit aber wagte sich einer von ihnen in die Stadt, Speise zu kaufen, und so fristeten sie ihr Leben viele Tage. Als der Kaiser nach Ephesus kam, gedachte er der sieben Jünglinge und befahl, sie ihm vorzuführen. „Herr, sie sind entwichen,“ antwortete man ihm; „aber wir haben erspöht, wo sie sich verborgen halten, und nur Deines Befehls gewartet, was mit ihnen werden solle.“ Sie erzählten von der Höhle und fragten, ob sie hingehen sollten, um die Flüchtlinge herbeizuführen. Decius aber sagte: „Sie haben ihr Grab gewählt, darin sollen sie bleiben!“ Sofort sandte er Leute hin, welche den Eingang der Höhle mit Steinen vermauern sollten. Ein Christ, welcher dies sah, nahm ein bleiernes Täfelchen, schrieb die Namen der sieben Jünglinge darauf, sowie, warum sie solchen Tod erlitten. Dann warf er das Täfelchen in die Höhle, damit das künftige Geschlecht, wenn es dereinst die Gebeine finden würde, auch wüßte, was es von ihnen zu halten hätte. Bald schloß sich die Höhle von unten bis oben.

Die Jünglinge hatten sich in den innersten Gang der Höhle geflüchtet und hielten sich brüderlich mit ihren Armen umschlungen. Nachdem sie ihren Leib und ihre Seele dem Schutze des allmächtigen Gottes empfohlen hatten, schloßen sie ein, wie ein Kind im Schoße seiner Mutter einschlüft. Hundertsechszundneunzig Jahre waren vergangen, über das römische Reich herrschte der fromme Kaiser Theodosius. Niemand dachte mehr an die sieben Brüder von Ephesus und ihr Schicksal. Da fiel einem Bürger von Ephesus die von Mauerwerk verschlossene Grotte in die Augen und gedachte, sie als Stall für seine Schafherde, die sich sehr vermehrt hatte, zu gebrauchen. Er ließ die Höhle öffnen und bald war der Zugang wieder frei, niemand ahnte das Geheimnis, welches sie einschloß.

Als nun der erste Sonnenstrahl und der frische Hauch des Lebens hineindrang, erwachten die Schläfer aus ihrem Totenschlase. Sie wußten nicht, was ihnen geschehen war und meinten, nur eine gewöhnliche Nacht durchschlafen zu haben. Da sie Hunger verspürten, machte sich der jüngste unter ihnen, Malchus, auf den Weg in die Stadt, um Speise zu kaufen. Als er aber heraustrat und sich umsah, ob auch kein Verfolger in der Nähe sei, da erschien ihm die Gegend ganz anders. Die Menschen gingen auf den Feldern ihrer gewohnten Arbeit ruhig nach, kein argwöhnischer Blick begegnete ihm, die Welt schien eine ganz andere Gestalt angenommen zu haben. Da kommt er aus Thor, wo ein großes Kreuzigt über demselben emporragt; in der Stadt aber sieht er daselbe Zeichen auf allen Tempeln erglänzen und aus einem derselben hört er die Stimme der Gemeinde erschallen: „Herr Gott, Dich loben wir!“ Er weiß nicht, ob er wache, oder träume.

Da gedenkt er seiner Brüder und des Zweckes, der ihn in die Stadt geführt. Bei einem Bäcker kauft er Brot und als er dem Verkäufer ein Geldstück gibt, reicht dieser es ihm wieder mit den Worten: „Freund, ein anderes, dieses gilt nicht mehr.“ Verwundert antwortete der Jüngling: „Und doch hat es

gestern noch gegolten!“ worauf der Bäcker die Münze genauer betrachtete und erstaunt ausrief: „Gestern? wo denkst Du hin? Das ist ja ein uraltes Geldstück. Schau her, das ist ja des Kaisers Decius Bild und Name! Und als der Jüngling fragte: „Ist denn Kaiser Decius nicht unser Kaiser?“ rief der Mann mit Entsetzen: „Behüte uns Christus, daß dieser die heilige Christenheit regiere! Bist Du wahnsinnig oder was ist mit Dir?“

Unterdessen hatten sich viele Leute von der Straße um die beiden gesammelt, das Geldstück geht von Hand zu Hand und von allen Seiten dringt man in den Jüngling: „Wo hast die alte Münze her, gesteh es, Du hast einen Schatz gefunden!“ Da dieser auf solche Fragen nur verworrene Antworten gab, da er nicht begriff, was man von ihm wollte, wurde er schließlich vor die Obrigkeit geführt, um hier Rede und Antwort zu stehen. Bald stand Malchus, der meinte, man führe ihn vor Decius, den heidnischen Wüterich, vor dem Bischof, welcher ihn freundlichst fragte, wer und woher er sei. Er gestand, er sei einer jener sieben, welche vor einiger Zeit dem Tode und Drohen des Kaisers Decius in eine Höhle in der Nähe entwichen seien.

Verwundert aber sprach der Bischof: „Vor zweihundert Jahren hat ein Kaiser dieses Namens das römische Reich beherrscht und unsere Vorfahren um des Glaubens willen hart bedrängt. Seitdem sind viele Kaiser ihm auf dem Throne gefolgt, und jetzt waltet Kaiser Theodosius über uns. Das Heidentum ist längst abgetan, und alle Götzen sind gestürzt. Wohl geht unter uns die Sage, daß einst sieben Jünglinge um ihres Glaubens willen in eine Felsöhle eingekerkert worden seien, von denen einer den Namen trug, den Du Dir beilegst. Bist Du ein Christ, so gib Gott die Ehre und sage uns: Wo sind Deine Brüder und der Ort Eures Aufenthalts?“

Als das der Jüngling hörte, hob er seine Stimme auf und weinte laut. Dann führte er das Volk dahin, wo seine Brüder waren und man fand es, wie er gesagt hatte. Auch das Täfelchen kam zum Vorschein mit ihren Namen und dem Zeugnisse ihres Märtyrertums. Im Triumph führte man die vom Tode erstandenen Jünglinge in die Stadt und auch Kaiser Theodosius, welcher die Baudernachricht gehört hatte, eilte herbei, um sich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Am Abend aber kehrten die sieben Brüder wieder in ihre Grabeshöhle zurück, und nachdem sie miteinander Gott gedankt und gebeten, legten sie sich zur Ruhe und sind nicht mehr aufgewacht. Am anderen Morgen fand man sie sanft und selig entschlafen.

Der Kaiser Theodosius beschloß, den Märtyrern ein goldenes Grab zu bauen; Gott aber verbot ihm solches in einem Traumgesichte in der Nacht und gestattete nur, über der Grabeshöhle eine Kirche zu errichten.

Das Waldfräulein.

Novellette von Franz Kurz-Eisheim.

„Monbijou“ hatte der erste Besitzer das Schloßlein gekauft, das tief im Walde fast ganz versteckt lag. Das muß noch in der Rokokozeit gewesen sein, den Jahren des Puders und der Keisröcke und der zierlich gedrechselten Grazie. Darauf deutete wenigstens der Stil des Bauwerkes hin, das in der Tat ein kleines Bijou, ein Kleinod war. Und wie die Sage ging, hatte der Erbauer es seiner Dame verehrt, die ihm die Liebste gewesen auf Erden. Und heute noch schien in jenen Räumen ein Duft aus jener Zeit zurückgeblieben zu sein, war es manchmal noch, als hätten hinter den altmodisch gewordenen Möbeln hervor lustige Gesichter und hörte

man den leichten Schritt der Menuettänzer und Tänzerinnen, die sich früher hier vergnügt hatten, fernab dem lauten Getriebe der Welt.

Aber heute — jetzt gehörte das Schloßchen dem Baron von Weitorff — war die Freude und das Lachen aus ihm verbannt. Und doch wohnte in ihm die schöne junge Baroness Vera, die einzige Tochter des Barons, und verträumte hier ihre Tage. Seltener sah sie den Bannkreis Monbijous überschreiten und dann nur, um in das benachbarte Dörfchen zu wandern und dort diese oder jene Not zu lindern, von der ihr ihre Kammerfrau, eine ältere Matrone, getreulich berichten mußte. Und wie eine gütige Fee möchte sie dann wohl den Dörfchern erscheinen, die sie mit geheimer Verehrung das „Waldfräulein“ nannten. Auch das wußte sie und sie lächelte darüber; denn sie verstand den Namen, ein Räthsel, das die Gesichtszüge verklärte und verschönte und jeden, dem es galt, glücklich machte, als wäre ihm etwas besonders angenehmes geschehen.

Und es hatte eine eigene Bewandnis damit, daß Baroness Vera sich vollständig aus der Gesellschaft, die sie feierte und die ihr huldigte, zurückgezogen, und sich hier abgesiedelt hatte. Welch ausgelassenes lustiges Ding war sie ehemals gewesen, daß ihr Vater oft lachend meinte, an ihr wäre ein Junge verloren gegangen. Die wildesten Pferde bestieg sie, auf der Fuchsjagd war sie allen voran und damals hörte man noch ihr Lachen, hell und klar, durch die Lüfte schallen. Bis jenes schreckliche Ereignis eintrat. Mit ihrem Vetter, der allgemein als ihr Bräutigam betrachtet wurde, und dem sie auch nicht abgeneigt war, hatte sie auf dem zugefrorenen Gutsteiche, der zu dem Besitze ihrer Eltern gehörte, einmal Schlittschuh gelaufen. Auch da wild und unvorsichtig, wie sie so oft war, „Hafche mich“, hatte sie gerufen, und war davon gehuscht, um ihm zu entfliehen, geradenwegs auf eine Stelle zu, die nicht recht sicher war. Das Eis schwankte unter dem leichtbeschwingten Stahlschuh: sie achtete dessen nicht. Und auch der Vetter schien es nicht zu bemerken. Und da auf einmal, just, als er die Hand ausstreckte, um sie zu fassen, da brach die Decke und sie und er sanken hinab in das kalte Gewässer. Vergebliche Mühe, sich herauszuarbeiten. Das Eis bröckelte immer wieder nach. Erst nach fünf qualvollen Minuten entdeckte man die Baroness und rettete sie mit großen Mühen, die inzwischen ohnmächtig geworden war. Der Vetter konnte nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden. Der Arzt meinte, ihm müßte der Schlag getroffen haben. Und als sie endlich die Augen wieder aufschlug, da merkte man mit Entsetzen, daß sie vor Schrecken die Sprache verloren hatte. Nur einige unarticulierte Laute vermochte sie noch zu stammeln. Die Kunst der Doktoren blieb vergebens. Baroness Vera war stumm geworden.

Dieser furchtbare Schicksalsschlag hatte das junge Mädchen vollständig geändert. Jetzt saß sie tagelang in ihrem Zimmer und schaute hinaus in die aufkeimende Frühlingspracht und träumte. Und fragten sie ihre Eltern etwas, so starrte sie diese oft mit einem Ausdruck an, daß sie sich nicht der Befürchtungen erwehren konnten, auch ihr Verstand habe gelitten. „Nein, das glücklicherweise nicht“, meinte der zu Rate gezogene Arzt. „Aber sie muß sich erst in die veränderte Lage finden. Seien Sie nur nachsichtig gegen sie. Vielleicht ist eine längere Reise mit ihren neuen Eindrücken für die Arme von Vorteil.“

So reiste sie. Doch sie empfand offensichtlich kein Vergnügen daran und war froh, als man wieder zu Hause angelangt war. Im nächsten Winter wollte der Vater sie veranlassen, doch die Gesellschaft nicht zu vernachlässigen. Sie schüttelte den Kopf und schrieb auf die Schreibtisch, mittels deren sie ihre Gedanken übertrug: „Was soll ein stummes

Mädchen im Kreise fröhlicher Menschen? Ich bin zufrieden, wenn man mich ungestört läßt." Und als wieder der Venz kam, da verlangte sie, auf Schloß Monbijou übersiedeln zu dürfen.

So war aus der lebensprühenden Baroneß Vera das stille Waldfräulein geworden, von dem die Bauern mit Ehrfurcht sprachen. „Die reinste Märchenprinzessin," meinte einmal der Lehrer des Dörfchens. „Und ihr Schloßchen steht wirklich da, wie verzaubert. Und das alles ist, als müßte eines Tages ein schöner junger Prinz kommen und alles erlösen..."

Zwischen dem Schlosse und dem Dorfe lag, steil von der Waldhöhe abfallend, ein alter Steinbruch, dessen Rand schon wieder neues Gebüsch umwucherte. Vera war wieder einmal im Dorfe gewesen und kutscherte nun langsam in den dämmernden Abend hinein ihrer Behausung zu, als an dem Bruche die beiden Pferde plötzlich unruhig wurden und auszubrechen versuchten. O, ihre feste Hand hatte die Baroneße noch immer, und so waren die Tiere schnell gebändigt. Dann stieg sie ab, um zu sehen, was die Ursache des Aufenthalts war, und da fand sie, daß ein fremder Mann bewußtlos auf der Straße lag. Sein Kopf blutete aus einer tiefen Wunde. Offenbar war er, des Weges unkundig, auf einem Streifzuge durch den Wald an den Steinbruch gekommen und abgestürzt. „Wie oft habe ich schon den Gemeinderat des Dorfes um Abhilfe ersucht," dachte sie. Aber schließlich war jetzt keine Zeit zum Sichentrichten. Was nur beginnen? Sie konnte den Verunglückten doch nicht hier liegen lassen, denn wer weiß, wie sehr ihm Hilfe not tut. Ach was, sie muß versuchen, ihn in den Wagen zu schleppen und ihn zum Schloßchen fahren. Die Wunde blutet noch immer. Hätte sie nur etwas da zum Verbinden. Doch sie wußte Rat. Aus ihrem Unterkleide riß sie ein Stück heraus und wand es dem Manne um den Kopf. Und dann machte sie sich daran, ihn emporzurichten und in den Wagen zu bringen. Sie mußte alle Kräfte anspannen, bis sie ihr Ziel erreichte. Und dann fuhr sie langsam nach „Monbijou".

Die alte Margret, die Kammerfrau, machte Augen. Auch Franz, der Diener, der auf dem Schloßchen weilte, brummte etwas in den grauen Bart. Aber den Mann schickte Vera sofort nach einem Arzte und damit er sich nicht aufzuhalten brauchte, sollte er nur gleich wieder den Wagen mitnehmen. Inzwischen bemühten sich die Frauen um den Verunglückten, wuschen die Wunde aus und schafften den noch immer Bewußtlosen ins Bett.

Da der Arzt einen Transport in das zunächst liegende etwa drei Stunden entfernte Stadtkrankenhaus für zu gefährlich erachtete, blieb nichts übrig, als den Fremden im Schlosse zu belassen und eine Krankenschwester herbeizubeeordern. Mit dieser teilte sich aber Vera selbst in die Pflege. Und sie hatte die Genehmigung, daß diese nicht nutzlos blieb.

Nach einigen Wochen hatte der Fremde die schwere Gehirnerschütterung, die er bei dem Sturze davongetragen, überwunden. Er durfte aufstehen. Und nun konnte er auch erzählen, woher er kam und wer er war. Arnold Bachmann hieß er und ein Maler war er, sogar einer, der einen nicht unbedeutenden Namen hatte. Auf einer Studienreise begriffen, hatte ihn das bekannte Mißgeschick erreicht. „Nein, kein Mißgeschick," sagte er einmal. „Auch das ist ein Glück für mich gewesen. Und wenn ich Sie, meine Retterin, betrachte, fühle ich es stets von neuem." Und Vera lächelte und errötete.

Ja, da hatte sich noch ein Gast eingenistet auf Monbijou. Ein unsichtbarer kleiner Kerl mit Pausbacken und Flügeln und Bogen und Köcher. Gott Amor. Mit jedem Tage wurde es der Baroneße klarer, daß sie den

die Liebe, und sie fühlte nur zu sehr, daß sie ihm nicht gleichgültig war, als etwas anderes den Klang seiner Worte beeinflusste als nur die Dankbarkeit. Aber durfte sie ihn erhören? Darf sie, die Stumme, mit ihrem Leiden sich fürs Leben an einen Mann fetten, um ihm ein Hindernis zu werden. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selber, und sie ging siegreich daraus hervor. Sie hatte auf die Freuden des Lebens Verzicht geleistet...

Und was kommen mußte, kam. Ein Tag sah den Maler zu ihren Füßen, der ihr in feurigem Tone von seiner Liebe sprach. Wie ihr die Worte ans Herz griffen. Am liebsten hätte sie beide Arme ausgedreht und ihm bedeutet: „Komm." Und ihre Lippen hätten ihm sagen müssen: „Ja, ich liebe Dich ja auch, mit allen Fasern meines Herzens. Und ich will Dein sein." Doch nein, sie wußte, was sie mußte. Und so schüttelte sie nur mit traurigem Lächeln den Kopf.

„Liebst Du mich denn nicht auch?"

Sie gab kein Zeichen auf die angstvolle Frage.

„Oder schreckt Dich ab, daß Du stumm bist? Kann das meiner Liebe zu Dir Einhalt tun?"

Sie veränderte ihre Stellung nicht und sah über ihn hinweg in die Luft hinein. Vor den Augen kimmerte es ihr. Unzählige Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. Nein, sie darf ihm nicht gestehen, daß tatsächlich ihr Unglück sie abhält, ihm die Hand zu reichen. Wohl mag er sich jetzt über daselbe hinwegsetzen, im ersten Rausche der Liebe. Was wird aber später werden, wenn er wieder hineingeführt wird in den Unterschied zwischen lachenden, plaudernden Weibern und seiner stummen stillen Frau, auf deren Gemüt der Kummer lastet?

„Oder scheust Du gar, als hochgeborene Baroneß dem schlichten Bürgerlichen die Hand zu reichen?"

Die Frage konnte sie ruhig verneinen. Das wäre das wenigste gewesen. In die Verbindung hätten die Eltern ohne weiteres eingewilligt, wenn sie damit das Lebensglück ihres Kindes hätten begründen können. Indessen, sie mußte ihm, um ihm alle Ueberredungsversuche abzuschnelden, gestehen, daß sie ihn nicht liebt. Und sie nahm ihre Schreibtisch und schrieb mit fester Hand nieder, daß ihr sein Antrag nur ehrenvoll wäre, daß sie ihn aber nicht zu erhören imstande sei, da sie seiner Liebe nicht die ihrige entgegensetzen könne...

Der Maler fuhr empor. Die Sicherheit, die ihm auch das stürmische „Du" in der Rede ausgepreßt hatte, verließ ihn. „Dann wäre es besser gewesen, Sie hätten mich draußen liegen und umkommen lassen, anstatt mir das Leben zu retten und mich dann in Nacht und Elend hinauszustofsen. Sie wissen nicht, daß Sie mir ein Dasein gegeben haben, das keinen Wert mehr für mich besitzt. Leben Sie wohl —"

Und hinaus war er.

Und auf einmal überfiel sie eine seltsame Angst. Das hatte ja gerade geklungen, als wenn er — nein, das ist doch nicht möglich, er wird sich kein Leid antun, er ist ja ein Mann, er wird sein Weh tragen, wie sie das ihre. Aber die Unruhe, die sie jetzt beherrscht, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermag! Sie klingelt der Kammerfrau. Die ist ja nicht da. Auch der Diener ist nirgends zu finden. Dann lauscht sie wieder, ob sie nicht den Schritt des Malers vernimmt. Totenstille ringsum. Sie läuft in das Gemach Arnolds, dessen Türe nur angelehnt ist.

Wie ein gejagtes Wild stürmt sie hinaus

in den Wald. Aber wohin, wohin? Sie achtet nicht, daß sie vom Wege abweicht, daß die Ästen sie ins Gesicht schlagen, Dornen ihr Kleid zerreißen. Und sie betet. Was, weiß sie nicht. Nur immer aufs neue: „Herrgott im Himmel, laß mich ihn finden, laß mich ihn finden." Und da auf einmal, hinten, wo sich der Forst etwas lichtet, da steht er. Hundert Schritte von ihr noch entfernt. Aber zwischen ihm und ihr kleines hindernis des Strauchwerk. Und sie sieht, wie er die Hand erhebt. Wenn sie doch reden könnte! Noch nie hat sie den Verlust der Sprache so tief empfunden wie jetzt. Weiter leuchtet sie. Sie muß schreien. Sie fühlt, wie ihr die Kehle schmerzt, wie ein Ballen, den sie bislang in ihr zu fühlen gemeint, sich löst. Und da — ist's denn Wahrheit? Da tönt ihre Stimme laut und vernehmlich durch die Stille des Waldes:

„Arnold! Arnold! Halt ein!"

Ein Schrecken hatte ihr die Stimme geraubt, die Angst um das Leben des Geliebten hatte sie ihr wiedergegeben. „Das kann vorkommen," sagte der Arzt zu den beglückten Eltern. „Aber auf eine Angst hin läßt sich doch nicht drauf los kurieren."

„Nun ist der Prinz wirklich gekommen," meinte der Vorsteher, „und hat unser Waldfräulein erlöst." Und auf Monbijou ist neues Leben eingezogen. Denn das junge Ehepaar verbringt hier manchen Sommermond. Und oft genug kommen Gäste und erfüllen das Schloßchen mit Lachen und Jubel und freuen sich an dem Glück des Malers und seiner liebrenden Frau.

Arithmogryph.

- | | | | | | | | | |
|-----------------|---|---|---|--------------------------|-----------------------------------|--------------------------|---|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
| Ordnungsbrüder, | | | | | | | | |
| 2 | 3 | 6 | 2 | Ort auf den Samoainseln, | | | | |
| 3 | 2 | 9 | 2 | 7 | 2 | südamerikanischer Strom. | | |
| 4 | 9 | 2 | 7 | 6 | 2 | griechische Muse, | | |
| 5 | 2 | 9 | 2 | Stadt in Dalmatien, | | | | |
| 5 | 9 | 8 | 7 | 8 | griechische Göttin, | | | |
| 7 | 6 | 5 | 5 | 2 | französische Stadt am Mittelmeer. | | | |
| 8 | 7 | 5 | 6 | 2 | 6 | Hochgebirgsblume, | | |
| 9 | 4 | 3 | 6 | 8 | ostindische Münze. | | | |

Citatenrätsel.

- Das ist es ja, was man begehrt,
Der Kost macht erst die Münze wert
Goethe, „Faust".
- Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.
Goethe, „Das Beste".
- Liebe kennt der allein,
Der ohne Hoffnung liebt.
Schiller, „Don Carlos".
- Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten.
Goethe, „Torquato Tasso".
- Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von
hinne,
Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen.
Goethe, „Faust".
- Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liebes Rauber waltet.
Schiller, „Die Nacht des Gesanges".
- Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen,
Doch ihre Weine trinkt er gern.
Goethe, „Faust".
- Nach Freiheit strebt der Mann,
Das Weib nach Sitte.

Aus jeder der obigen Sentenzen und gestülpten Worte ist ein Wort zu entnehmen; diese Wörter, der Reihenfolge nach gelesen, ergeben ein Citat aus Goethe's „Faust".

Buchstabenrätsel.

Entsetzen herrscht an B, die Leute.
Sie fragen angstvoll, was geschehn.
Ein M an jenem L, der heute
War zum Besuch beim Kapitän.

Vierfüßige Charade.

Wenn Einer fände meine ersten Beiden,
Den Lauf der Zweiten aufzuhalten,
Der größte Herrscher würden ihn beneiden,
Er würd' als größter Herrscher walten!
Vereinzelt wär' die Zahl der Mäßen, Schwaffen,
Die traurig seine Kunst würden verklagen!
Das Ganze bildet viele hundert Jahr,
Ich glaub' mit Luther wohl sein Abschluß war!



Verantwortl. Redakteur: Anton Stegle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 5, 20-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn euer Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tödet, der soll des Gerichtes schuldig sein.“ — „Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Rakkal wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ — „Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dajelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und verfühne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

III.

Die Art und Weise, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten zur Zeit Jesu die Gerechtigkeit (die Tugend) übten, wird vom Herrn als nicht genügend bezeichnet. Weil der große Haufe ihre „Gerechtigkeit“ für echt hielt, ja, mit Bewunderung für sie erfüllt war, so mußte der Heiland die Seinigen vor ihrer rabulistischen Auslegung des göttlichen Gesetzes nachdrücklich warnen.

Wir haben indeß in einem früheren Jahrgange bereits eine Erklärung des obigen Evangeliumsabschnittes gebracht — deshalb dürfen wir wohl unsere abgebrochene Betrachtung über das hl. Altarsjakrament sofort wieder aufnehmen.

Wir wissen aus der hl. Schrift, lieber Leser, wie der Herr einst im Alten Bunde sichtbar gegenwärtig im Allerheiligsten des jüdischen Tempels wohnte. Die Herrlichkeit des Herrn, den die Himmel nicht zu fassen vermögen, erschien hier unter dem Symbole der Wolke, die über der Bundeslade ruhte. Darum hing das jüdische Volk mit Herz und Seele an diesem seinem Rationalheiligtum: hier fand es seinen Gott; vor dieser heiligen Stätte und zu ihr gewendet brachte der Betende seinen Dank, Preis und Bitte dem Herrn dar. Darum jauchzte Israel mit den Worten des königlichen Psalmisten seinem Gott entgegen: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Gott! Es jehut sich und schwachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Tempels; wann darf ich kommen, wann vor ihm erscheinen?“ — „Mein Herz und mein Fleisch frohlocken zum lebendigen Gott! Glückselig, die in Deinem Hause wohnen, o Herr, in alle Ewigkeit preisen sie Dich; besser ist Ein Tag in Deinen Vorhöfen, als Tausende; lieber will ich verachtet sein im Hause meines Gottes, als in den Zelten der Sünder

wohnen!“ Dieser Jubel der Seele vor Gottes Angesicht, lieber Leser, und wieder ihr Schmerz, wenn sie fern weilt von Ihm und Seinem Heiligtum, bilden den Grundton der herrlichen Psalmengesänge. Darum weinte Israel, als es, in der Verbannung, an den Flüssen Babels saß, weil es wohnte ohne Heiligtum und ohne Altar. Darum verkündet der Prophet Haggäus die Verheißung: „Nur noch kurze Zeit, und Ich werde bewegen Himmel und Erde, Land und Meer, und Ich werde bewegen alle Völker, und Ich werde dieses Haus (den neuen Tempel) mit Herrlichkeit erfüllen. Und größer wird sein die Herrlichkeit dieses zweiten Hauses, als die Herrlichkeit des ersten war, und Ich will Frieden setzen an diesen Ort, so spricht der Herr der Heerschaaren.“

Und siehe! es erschien „die Herrlichkeit Gottes“ in jenem zweiten Tempel, der nach der Rückkehr aus Babylon erbaut wurde; denn, ganz entsprechend der Weissagung des Alten Bundes, verkündet uns der hl. Evangelist Johannes: „Wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit!“ Er kam vom Himmel herab, Seine Herrlichkeit verhüllend mit unserer menschlichen Natur — und der Mensch durfte seinen Gott sehen, hören, mit seinen Händen berühren (1. Joh. 1).

Der Vorhang des Tempels zerriß: nicht mehr geschieden vom Volke — nein, mitten unter Seinem Volke ist Gott gewandelt. Die Erde ist ein Heiligtum geworden und Bethlehem das Allerheiligste! Und segnend ist Er gewandelt durch die Fluren Palästinas, und Seine Rede fiel wie befruchtender Thau in die Herzen der Menschekinder, für die Er Sein Herzblut bis zum letzten Tropfen vergoß. Da ward die Erde in Wahrheit „Gottes Wohnung unter den Menschen“, der Mittelpunkt der Welt, der Vorhof des Himmels!

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Juli.** Fünfter Sonntag nach Pfingsten. Cyrillus, Bischof. Evangelium Matthäus 5, 20-24. Epistel: 1 Petrus 3, 8-15. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Heilige Kommunion für die Schulen an der Ader- und Lindenstraße. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion für den Marien-Verein.
- Montag, 6. Juli.** Isaias, Prophet. Soar, Priester † 575.
- Dienstag, 7. Juli.** Willibald, Bischof † 736.
- Mittwoch, 8. Juli.** Kilian, Bischof und Martyrer † 680.
- Donnerstag, 9. Juli.** Agilolph, Bischof † 717.
- Freitag, 10. Juli.** Felicitas mit ihren sieben Söhnen, Martyrer † 150. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Kreuzweg.
- Sonntag, 11. Juli.** Pius I., Papst und Martyrer † 157.

Aber als nun Jesus in die himmlische Herrlichkeit wieder zurückgekehrt war, sollte da die Erde wieder veröden? Sollte auf die wenigen Tage der Freude wieder eine lange, düstere Nacht sich lagern über die Welt? Und wenn der greise Simeon einst seine Sehnsucht gestillt sah und im Uebermaß des Glückes ausrufen durfte: „Herr, nun laß meine Seele in Frieden scheiden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen“ — wer stillt denn die Sehnsucht jener Millionen nach ihm? Was soll ihm werden, in deren Brust ebenso tief, ebenso mächtig, ebenso unvertilgbar dieselbe Sehnsucht sich geltend macht? Sollte der Gläubige des Neuen Bundes, des Bundes der Liebe und Gnade, in welchem „die Gnade und Menschenfreundlichkeit Jesu Christi erschienen ist“ (1. Tim. 3.) tatsächlich ärmer sein, als der ärmste Israelit, der einst pilgernde zur heiligen Stätte, wo im Allerheiligsten sein Gott thronte, dessen „Augen und Ohren dort offen waren jederzeit“? (2. Chronik. 7.) Mit einem Worte: Sollte der Neue Bund wirklich auf eine tiefere Stufe zurückinken, als jene war, auf welcher der Alte Bund gestanden hatte?

Die Geschichte Israels ist im Grunde nichts anderes, lieber Leser, als ein näher und näher Kommen der Gottheit, deren Glanz in einzelnen Strahlen durch das Dunkel leuchtet, die in den Propheten ihre Herolde sendet, bis der volle Tag anbricht, da „die Fülle der Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14.) erscheint. Und das „ewige Wort“ ist nicht Fleisch geworden, um ein kurzes Menschenleben auf Erden zu wandeln und sie dann auf immer zu verlassen — nein! wir kennen bereits das trübliche Wort, das der Herr vor Seinem Scheiden an die betrübten Jünger richtete: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück“ — „Ich bleibe bei euch bis ans Ende der Welt!“

Er weilt also bei uns, lieber Leser, — zwar nicht in derselben Weise, wie Er einst mit Seinen Jüngern gewandelt, denn die Tage Seiner Erniedrigung sind vorüber. Als Mensch uns gleich in Allem, konnte Er nur auf Erden weilen, so lange das kurze Menschenleben währt: ein Leben durch die Jahrtausende Seiner Kirche wäre eine Erscheinung, die diesem „Uns in Allem gleich sein“, die dem Plane der Erlösung geradezu widerspräche. Er ist auch nicht gegenwärtig im Glanze Seiner Verkörperung; denn dann würde der Anblick Seiner ewigen Schönheit mit Uebermacht das Menschenherz zu Ihm hinziehen, wie ehedem auf Tabor; dann wäre für uns keine Versuchung des Zweifels, kein Kampf — aber auch keine Krone mehr. Er ist vielmehr gegenwärtig unter dem einfachsten, natürlichsten, allgemeinsten Gebilde der Erde, dem Symbole der Nahrung: Brot und Wein.

3.

Julius Moser.

Zum 100jähr. Geburtstag — 8. Juli —

Von Dr. R. Strein.

Daß widrige Lebensverhältnisse und ein tragisches Geschick die Entfaltung des Talentes nicht zu hemmen vermögen, ja, zu dessen Vertiefung und Abklärung viel beitragen können, dafür ist der als Novellist, Dramatiker und Lyriker gleich vorteilhaft bekannte Dichter Julius Moser, vor hundert Jahren (8. Juli 1803) als Sohn eines in beschränkten Verhältnissen lebenden Schulmeisters in Marieney im sächsischen Vogtlande geboren, das glänzendste Beispiel. Den ersten Unterricht erteilte ihm sein Vater, ein einsichtsvoller, lebhafter und mit gutem Humor begabter Mann, selbst, bis der vierzehnjährige, aufgeweckte Knabe das Gymnasium zu Plauen besuchen konnte, das er i. J. 1822 verließ, um sich in Jena dem Studium der Rechtswissenschaften zu widmen. Schon unter dem Zwange der Schuldisziplin zeigte sich Mosers künftige Eigenart, und nur ungern und mit

Widerstreben folgte sich sein Genius den starren Regeln. Zugleich versuchte sich der angehende Jüngling in Versen, die von metrischer Gewandtheit zeugten. Im Begriff, nach Leipzig zur Fortsetzung seiner Studien überzusiedeln, verlor er seinen Vater. Das war ein harter Schlag für die ohnehin mit zeitlichen Gütern nicht gesegnete Schulmeistersfamilie. Die Mutter verzog mit ihren vier noch unverorgten Kindern nach dem Städtchen Delsnik, und der junge Rechtsbesessene war ganz auf sich selbst gestellt. In Fortsetzung der Studien konnte er zunächst nicht denken. Aber die holde Muse ließ ihren begeisterten Jünger nicht im Stich. Ein von Goethe mit dem ersten Preise ausgezeichnetes Festgedicht, sowie die Beteiligung an der Herausgabe von Rosengartens lyrischen Dichtungen mußten ihm die Mittel gewähren, nicht nur vorläufig sein Leben zu fristen, sondern auch — man höre und staune! — eine Reise nach Tirol und Italien zu unternehmen. Dieser zweijährige Aufenthalt im gepriesenen Dorado der Kunst wirkte ungemein befruchtend und läuternd auf Mosers Gemüt, und wenn er auch nach seiner Rückkehr in die nordische Heimat darauf angewiesen war, durch Fortsetzung und Abschluß seines Brotstudiums an einen bürgerlichen Erwerb zu denken, so verraten doch alle seine reiferen Dichtungen die Schule Italiens. In Leipzig zunächst vollendete er, unterstützt von hochherzigen Gönnern, seine Studien und bestand sein erstes Examen mit der ersten Note (1828). Hierauf arbeitete er zunächst drei Jahre lang beim Advokaten Schweinich in Markneukirchen, ward im Herbst 1831 Aktuar beim damaligen Patrimonialgerichte in Köhren und ließ sich i. J. 1834 als Advokat in Dresden nieder. Die hier verlebten zehn Jahre waren die glücklichsten seines Lebens, freilich immerhin nur eine kurze Spanne Zeit in einem 61 Jahre währenden Leben, von dem reichlich 20 Jahre einem unheilbaren, quälenden Siechtum angehörten. Häusliches Glück, der anregende Umgang mit geistbegabten, gleichveranlagten Männern wie Nietzsche, Zick, S. Brochhaus, E. v. Brunnow, A. Peters, K. Förster u. a., die berühmte Gemälde-Galerie, eine vorzügliche Bühne und nicht zuletzt die reizvolle Naturumgebung, die Elb-Flora zu einer köstlichen Perle im Kranze der deutschen Städte macht — das alles trug dazu bei, den Dichter, der nebenher seinen praktischen Beruf nicht verabsäumte, innerlich zu reifen und der Vollendung näher zu bringen. Namentlich suchte er auf novellistischem und dramatischem Gebiete seine Ideale zu verwirklichen, während die Lyrik ihm gewissermaßen Erholung war. Eine hohe Anerkennung seines künstlerischen Schaffens war die Ueberweisung des Doktor-Diploms seitens der philosophischen Fakultät in Jena (1840). Durch Adolf Stahr's Vermittelung, der damals Konrektor am Oldenburger Gymnasium war, wurde unser Dichter i. J. 1844 vom Großherzoge von Oldenburg zum Dramaturgen an dessen Hofbühne berufen und zugleich zum Hofrat ernannt. Mit glühender Begeisterung und rastlosem Eifer nahm Moser seine neue Tätigkeit auf. Sah er sich doch jetzt gerade im besten Mannesalter am Ziel seiner längst gehegten Wünsche: in einer Stellung, die in gewisser Hinsicht frei und unabhängig, ganz der Pflege der hohen Kunst geweiht war und in der ihn die graue Sorge um das tägliche Brot an der Entfaltung der geistigen Schwingen nicht hinderte. Und nun das tragische Geschick! Schon zwei Jahre später, 1846, stellten sich drohend und schmerzhaft die Vorboten jenes entsetzlichen Leidens ein, das, sich allmählich verschlimmernd, zuletzt in völlige Lähmung überging, ihn des Gebrauches der Glieder beraubte und ihm sogar das Sprechen zur Qual machte. Dabei blieb sein Geist frisch und rege, und mit herzlicher Begeisterung nahm er an allem teil, was das Vaterland bewegte. Ja, er fand, ans Bett gefesselt, noch die Kraft und Freude, die hundert-

jährigen Gedenktag der Geburt Schillers (1859) und Fichtes (1862) in tiefgefühlten Gedichten zu feiern und den Tod Arndts (1860) und Uhlands (1862) zu beklagen. Am 10. Oktober 1867 erlitt ein sanfter Tod den Dulder von seinem Leiden.

Das traurige Geschick des edeln Dichters erweckte allgemeinste Teilnahme, und diese ermöglichte es, eine Gesamtausgabe seiner Werke herauszugeben, die acht Bände umfaßt. Wie bereits erwähnt, ist Moser vor allem als Epiker und hier wieder als Novellist bemerkenswert. Pracht und Schwung der poetischen Bilder, eine großartige historische Anschauung und eine edle Sprache zeichnen ihn aus, wenn auch die Neigung zu philosophischer Reflexion zuweilen ermüdend wirkt. Das erste epische Gedicht war „Das Lied vom Ritter Bahn“ (1831) die freie Ausgestaltung einer uralten, italienischen Sage; dann folgte einen größeren Anlauf nehmend, sein „Uhasver“, ferner die Novellen „Georg Venlot“, der historisch-politische Roman „Der Kongreß vor Verona“, das frische, stimmungsvolle Novellenbuch „Bilder im Moose“, das Meisterstück voll idyllischen Hauches und zartester Färbung enthält, u. a. m. Unter seinen Dramen sind „Heinrich der Finkler“, „Cola Rienzi“, „Kaiser Otto III.“, „Don Johann von Desferreich“, „Herzog Bernhard“, „Der Sohn des Fürsten“ u. a. zu nennen. Freilich überwiegt in allen diesen das rhetorische Element die dramatische Haltung und macht sie eher zu Lesedramen als zur Aufführung geeignet. Dies war unverkennbar dem Einflusse der jungdeutschen Periode zuzuschreiben, dem er sich nicht ganz zu entziehen vermochte. Von Mosers Balladen und Liedern sind eine ganze Anzahl vollständig geworden. Hier zeigt sich der Dichter als feinsüßlicher Beobachter des geheimsten Naturlebens sowohl, wie des menschlichen Empfindens, der in klangvollen Akkorden ausstößt, was sein Innerstes bewegt. Dabei bleibt Moser stets ernst und würdevoll, und ein leiser Klagen, der elegisch seine Poesien durchzittert, macht sie noch anziehender. Viele derselben wurden in Musik gesetzt und gehören zu den Perlen unserer besten Anthologien. Wer kennt nicht seine Balladen „Andreas Hofer“: „Zu Mantua in Banden“, „Die letzten zehn vom vierten Regiment“: „Zu Warschau schwuren tausend auf den Anien“, vor allem den „Trompeter an der Raibach“: „Von Wunden ganz bedeckt“ u. a. ? Sinnig sind die Kreuzschnabel-Regenden, deren eine von dem wunderbaren Vogel erzählt:

„Als der Heiland litt am Kreuze,
Simmelwärts den Blick gewandt,
Fühlte er heimlich sanftes Zuden
An der stahlurchbohrten Hand.

Hier von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einem starken Nagel
Ein barmherzig Wöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Raften
Mit dem Schnabel zart und klein
Wächt' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

Und der Heiland spricht in Milde:
Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde
Ewig, Blut und Kreuzeszier!

Kreuzeschnabel heißt das Wöglein:
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.“

Auch im einfachen, schlichten Liede trifft Moser zuweilen den rechten Ton, so z. B. im „Frühlingslied“:

„Was ist das für ein Ahnen
So heimlich sah in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus, heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft
Heraus, heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!“ u. s. w.

Die Natur ist ihm innig vertraut, dem Walde lauscht er seine verschwiegensten Ge-

heimnisse ab, und die stumme, vernunftlose Kreatur wird ihm zur Dolmetscherin seligster Gedanken. Selbst in der Ferne zieht es ihn zur deutschen Waldesheimat („Aus der Fremde“):

„Wo auf hohen Tannenwippen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstoßen sitzen,
Weiß und rot die Koose blühen:
Zu der Heimat in der Ferne
Bög' ich heute noch so gerne.
Wo ins Silber frischer Wellen
Schant die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erden grünem Schein:
Zu der Heimat“ u. s. w.

Man hat Rosen nicht mit Unrecht den „sächsischen Umland“ genannt. Denn wenn seine Dramen und Novellen vielleicht nur noch literarhistorischen Wert haben werden, werden manche seiner Balladen und Lieder Gemeingut des Volkes bleiben. Und das tragische Geschick ihres Verfassers sorgt dafür, daß dieser auch dem Herzen nahe bleibt.

In die Sommerfrische.

Humoreske von Arth. v. Main.

Karl Friedrich Haußmann pustete — denn erstlich war es sehr schwül und zweitens war er sehr wütend. Walpurga nämlich, seine Gattin, hatte es mit den Nerven.

„Wie ist dees wohl mögli“, hatte er getwert, nachdem ihm der Arzt eine diesbezügliche Mitteilung gemacht hatte, „a zur Kub g'setzte Mehrgersgattin und — Nerven! Dees gett net!“

Und es ging doch. Walpurga konnte es nicht vertragen, dies zur Ruhe gesetzt sein, sie war es gewohnt, im Hause herumzuhäuten und herumzuregieren — und nun das Stillstehen!

„Dees kannm'r net!“

Und so hatte der Hausarzt verordnet, daß Bier und den Wein zu meiden und einen Luftort aufzusuchen. Da nun auch das Töchterchen, Barbara (oder wie sie immer genannt wurde: Die Babett (mit dem Ton auf dem a) stark bleichsüchtig war, so hatte ihnen beiden der Arzt einen Luftort verschrieben. Vater Karl Friedrich hatte vom Arzte die wohlwollende Weisung erhalten, wegen seiner immer zunehmenden Leibesfülle mitzureisen — und Karl Friedrich Haußmann sollte das Bier meiden und den Wein — ein Zustand, von dem er sich nur in seinen allerbösesten Träumen einen schwachen Begriff zu machen vermochte. Apfelsaft sollte er trinken — laufen sollte er — vormittags zwei Stunden und nachmittags zwei Stunden und dann Ruhe — Ruhe! Er hätte solches Anfinnen am liebsten als persönliche Beleidigung mit Entrüstung von sich gewiesen — allein dann drohte ihm Karlsbad, und das war für ihn der Inbegriff alles Schredlichen.

Nun standen die gepackten Kisten, Koffer, Handtaschen und Hutschachteln zu einem Berge aufgeschichtet, Frau Walpurga revidierte zum so und so vielsten Male die Schränke der Schränke, Schiebläden usw. und gab wieder und wieder der Frau Schönlein, der „Hausmeisterin“, Anweisung, wie sie lüften, reinigen und aufpassen sollte. Denn die „Villa Haußmann“ lag, von allen vier Seiten zugänglich, im vornehmen Pleicher-Clacis

Endlich, nachdem Babett den letzten Druckknopf ihres rotbraunen Handschuhs zugetupft hatte, ging es los. Ein Dienstmann und der Kutscher, der vor dem Gartentor haltenden Droschke, schafften mit nervigen Armen das Gepäd in den Wagen. Draußen war es, wie bemerkt, fürchterlich schwül. Wochenlang hatte die Julisonne auf die glühende Erde niedergebrannt und so sehr die Kornbauern klagten so

sehr freuten sich die Häcker (Winzer), daß der Juli ordentlich „kochte und briet“, waren doch die Aussichten auf eine gute Les' (Ernte) und einen würzigen Heurigen dadurch die allerbesten. Nun waren heute die ersten Tropfen gefallen, aber sie verdampften buchstäblich auf der ausgedörrten, durchglühten Erde und die Luft war von warmem Wasserdampf erfüllt, der Regen selber kein kühlendes Raß, sondern eine lauwarme Flüssigkeit. Man hatte die Empfindung, als befände man sich in einem Treibhause, und der Schweiß tropfte den geplagten Erdennägern aus allen Poren des Körpers.

Die Fahrt in der Droschke war für Herrn Carl Friedrich Haußmann eine Dual, er schwitzte und murmelte Unverständliches zwischen den wulstigen Lippen. Mühsam entstieg er am Bahnhof der Droschke und forderie drei Billets nach Fichterplatte. Es hatte lange gedauert, bis es ihm möglich gewesen war, an's Billetschalter zu gelangen. Nun sah ihn der Beamte verdutzt an — endlich erklärte er Herrn Carl Friedrich, daß es das nicht gäbe. Nun wurde er rabiat und wies sein Fahrplanbuch vor. Da befand sich der Beamte und erklärte ihm, daß er bis dahin keine direkten Fahrkarten bekommen könne. Er müsse vielmehr bis Heiligenstein nehmen — dort habe er —

„No — i woah!“ rief Herr Carl Friedrich ungeduldig — „a Stunden hab' i da Aufenthalt — und nu gebn's die Billets.“ — Es drängte sich eine ungeduldige Menge hinter ihm, die in der Hitze dicht zusammengedrückt nach dem Schalter strebte. Eingeklemmt in drangvoll fürchterlicher Enge, wurden sie ebenfalls rabiat und machten ihren Gefühlen durch Worte und Taten Luft. Endlich hatte er seine Fahrkarten, endlich hatte ihm der Beamte unter Verwünschungen auf seinen Fünfsigmarthstein herausgegeben und er flog förmlich nach der Seite hinaus, an der „Ausgang“ geschrieben stand.

Am Gepädtschalter eine ähnliche Szene; er schalt auf seine Frau, die soviel Gepäd mitgenommen hatte, daß er dafür schier ebenso viel bezahlen mußte, wie für die Fahrkarten. Nicht minder schwierig war die Sache am Durchgang zum Bahnsteig, und den Gipfel erreichte die Dual, als Haußmann's den Zug besteigen wollten. Carl Friedrich voran, die Seinen hinterher, lief man die schmalen Gänge entlang und blühte in's erste Abteil — besetzt — das zweite — dito, das dritte — aha, Gott sei Dank, drei Plätze. Aber als Carl Friedrich seine Riesengigur durch die Tür schieben wollte, da sprang eine dünne Engländerin empor und rief:

„O — please! All engaged!“

Carl Friedrich verstand die Worte zwar nicht — allein aus der bezeichnenden, sie begleitenden Handbewegung ersah er doch, daß alles besetzt sei. Mit einer leisen Verwünschung wandte er sich um und trat dabei einem kaum weniger beleibten Herrn, der hinter ihm nachgedrängt war, auf die Leichdörner, sodas dieser aufschrie:

„Nu — Herrjemersch — wenn Se Landbarden machen wollen, denn suchen Se sich andre Seiten ihre Beene aus!“

„A was — drängens net so, dees is a Biecherei!“

Als man sich endlich an einander vorbeigewängt hatte, lief Carl Friedrich Haußmann pustend und keuchend, als sei er selber die Lokomotive, die den ganzen Tag ziehen sollte, den engen Korridor weiter und — endlich — endlich, fand er im letzten Abteil des letzten Wagens leere Plätze — vermutlich wollte dort niemand sitzen.

„D mei' —“ stöhnte er, „jezt is's gefehlt — seekrank wird man, an anderer Zug fährt hinter ein — wenn's a Unglück gibt und —“

„Nee — heeren Se, Männeken“, rief da ein hübscher, junger Mann, der sich einen der Fensterplätze gesichert hatte, „er wird doch nich — bes' jibi sonst Fettflede.“

Herr Carl Friedrich Haußmann verstand nicht „preußisch“, aber er ahnte doch, daß man ihn anulten wollte. Deshalb fuhr er gereizt auf:

„Wissen's, wann's mi narren woll'n, na gehn S'ein! Merten S' Jhne dees!“

„Na, na — immer jemütl'ich, verstehen Sie denn jar keenen Spas?“

Carl Friedrich Haußmann würdigte ihn keiner Antwort und setzte sich brummend auf den Platz am Korridor, den nächsten Platz, den mittleren, während Babett dem hübschen, jungen Manne gegenüber den Fensterplatz einnahm, den sie sich ausgeben hatte, um hinaussehen zu können. Da ertönte eine Stimme am Eingang.

„Nu Härjemersch — nu hören Se, sähen Se — nu gom'n m'r doch zusammen!“

Wutentbrannt schloß Carl Friedrich die Augen, um so mehr, als eine kleine, fette Dame hereingestürzt kam und sich ihm gegenüber setzte, während der gemütliche Sachse Frau Walpurga gegenüber saß. Sie sprach sofort mit sehr großer Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit auf ihn ein, mit einem fremden Akzent, sodas Carl Friedrich nicht viel von dem begriff, was sie ihm erzählte. Er ließ ab und zu ein unwilliges Anurren hören, was sie wohl als eine Antwort nahm und darum den Strom ihrer Rede weiterplätschern ließ.

Ein Pfiff und der „Schwifkasten“, wie Carl Friedrich den Wagen wutentbrannt nannte, setzte sich in Bewegung. Am Fenster entspann sich eine lebhaft Unterhaltung zwischen dem hübschen, jungen Manne und Babett, d. h. zuerst sprach er allein und endlich, nach und nach reagierte sie. Er bot ihr seinen Bädeder an, seinen Operngucker und zuletzt sogar Bonbons. Das Fenster konnte man nicht öffnen, weil der Regen inzwischen begonnen hatte, in Strömen nieder zu gießen. Frau Walpurga schob wütende Blicke nach dem Paare. Ihr paßte das garnicht, denn sie hatte unter den vorgeschlagenen Kurorten Fichterplatte ausgewählt, weil sie wußte, daß dort Dr. Steinhäger, der junge Gymnasialoberlehrer, seine Ferien zubringen wollte. Dr. Steinhäger hatte vor einigen Jahren als Student bei Carl Friedrich Haußmann als Chambregarnist gewohnt, sie hatte ihn als sehr soliden Menschen kennen gelernt, der zwar ohne Vermögen war, aber mit dem Plane sich trug, zwar vorläufig seine Stellung beizubehalten, aber sich dabei als Privatdozent zu habilitieren. Na und Babett Frau Professorin — und nun kam da so ein Kerl, ein hergelaufener —

Doch sie kam nicht dazu, ihren wütenden Gedanken nachzuhängen, denn der gemütliche Sachse redete seinerseits auf sie ein und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, sodas Carl Friedrich wütend war, und ohne Zweifel noch wütender gewesen wäre, wenn ihn die kleine Dame nicht in Anspruch genommen hätte. — Indes ging die Fahrt immer weiter durch's regnerische Gebirge und der erste Tunnel kam. Da — als die Finsternis am dicksten war, erschallte plötzlich ein lauter Ruß und — ein leiser Schrei aus drei weiblichen Kehlen. Als es wieder hell wurde, betrachtete Walpurga Mann und Tochter argwöhnisch und Carl Friedrich Frau und Tochter ebenso. Die dicke Dame, der Sachse und Barbara sahen maßlos erstaunt aus und nur der junge Mann war der einzige Unbefangene. Die Fahrt wurde nun ungemütl'ich, denn Herr und Frau Haußmann unterbrachen einander beständig in der Unterhaltung mit ihren Gegenseitern und hatten auch Babett jeden

Augenblick etwas zu fragen. Nach einer halben Stunde stieg der junge Mann aus. Auf dem Treibrett wandte er sich um und rief ins Coup zurück:

"Verzeihen Sie, meine Herrschaften, den Scherz — ich hatte meine eigene Hand geküßt!"

Allgemeine Erregung, aber der Saufeswind war weg.

In Hohenstein wurde man, da die Einfahrt nicht überdacht war, auf dem kurzen Wege von dem Abteil bis zum Wartesaal durch und durch naß und verbrachte eine langweilige Stunde — aber in dem Lokalzug, in dem man noch anderthalb Stunden bis Fichterplatte zu fahren hatte, spottete das Gedränge aller Beschreibung — und als man in Fichterplatte antam, ging das Glend erst an. — In keinem Hotel — in keinem Privathaus war ein einziges Zimmer — alles überfüllt. — Da — Frau Walpurga wünschte in D hnmacht zu fallen, kam er daher, der Dr. Steinhäger — leicht kenntlich an dem blassen, geistvollen Gesicht — eine schöne, junge Dame an seinem Arm.

"Meine Braut —" stellte er vor, nachdem er sie freudig begrüßt hatte, "es ist ganz schnell gekommen, erst gestern. Sie reist nun mit ihren Eltern — Fabrikbesitzer in Nürnberg, heute noch ab. Aussteuer usw. — Sie verstehen, denn in sechs Wochen wird geheiratet. — Uebrigens — an Ihren misshütigen Gesichtern sehe ich, Sie haben noch kein Unterkommen. Vielleicht ist Ihnen mit den beiden Zimmern meiner Schwiegereltern gebient — Hotel Prinz Ludwig!"

Nach 14 Tagen verließen die Hausmann's Fichterplatte wieder, verärgert und weit nervöser und blutärmer als vorher.

Aurieu.

Eine lustige Geschichte von Paul Bliz.

Da der Sommer bisher kalt und regnerisch gewesen war und erst der Spätsommer die ersten schönen sonnigen Tage brachte, so entschloß sich Frau Vertram, jetzt noch eine Erholungsreise zu machen; sie war Witwe, aber jung und stattlich; zwar hatte sie sich wieder verlobt, dennoch aber blieb sie eigene Herrin ihrer Entschlüsse und verlangte von ihrem Zukünftigen, daß er sich ihren Wünschen füge.

Und dieser Zukünftige war klug genug, der stattlichen und sehr wohlhabenden Braut vorerst in fast allen Dingen nachzugeben.

Als nun die junge Witwe ihrem Verlobten den Reiseplan kundgab, erwiderte Herr Waldemar lächelnd: "Aber natürlich, mein Schatz, reise getroßt! Ein wenig Erholung kann Dir nur dienlich sein!"

Drei Tage später reiste Frau Vertram nach Thüringen. Natürlich war Herr Waldemar am Bahnhof, und es gab ein überaus herzliches Abschiednehmen. Schon als der Zug zur Halle hinausgefahren war, stand der betäubte Bräutigam noch immer mit dem Taschentuch winkend da, und erst als die Entfernung zu groß wurde und er nichts mehr sehen konnte, da verließ er den Perron; nun aber atmete er auf und dachte: nach einem so ereignisreichen Abschied muß man sich doch ein wenig stärken! Und so ging er in die nächste Kneipe.

Kaum hatte er an einem Tisch sich niedergelassen, als ein alter Herr eintrat und sich — da nicht viel Platz mehr frei war — mit an seinen Tisch setzte.

Nach einigen Augenblicken bereits begann der alte Herr die Unterhaltung: "Sie haben wohl soeben Ihrer Gattin das Geleit gegeben, nicht wahr? Ich sah nämlich Ihren herzlichsten Abschied."

"Nein, die Dame ist meine Verlobte," antwortete Herr Waldemar ein wenig zurückhaltend.

"Ah, Baron! Ich habe nämlich meine Frau begleitet, die auf vier Wochen nach Taborz geht, und da glaubte ich, daß auch Sie so ein unglücklicher Strohwitwer seien!"

Lächelnd meinte Herr Waldemar: "Run, so halb und halb bin ich es ja doch auch."

Vorauf der Alte heiter das Glas ergriff, sich als Sernow vorstellte, und rief: "Also ich denke, wir stärken uns gemeinsam, um über das erste Leid der Trennungstunden hinweg zu kommen, — profit!"

Hell klangen die Gläser aneinander.

Nach einem Weilschen sagte der Alte: "Wissen Sie, eigentlich ist so ein Strohwitwer doch nur zu bedauern!"

Fragend sah der andere auf.

"Run ja! Denn so lustig und heutigartig, wie man sich so einen frei gelassenen Chemann immer vorstellt, ist er gar nicht; wenigstens die meisten Männer sind nicht so; im Gegenteil, während der Abwesenheit der Frau müssen sie manche ihrer Bequemlichkeiten opfern. Diese Freiheit wiegt doch die Entbehrungen kaum auf, und wenn man erst in meine Jahre kommt, dann lernt man Ruhe und Bequemlichkeit schätzen."

"Ah, so alt hätte ich Sie nicht geschätzt."

"Ich bin fünfundfünfzig."

"Run also, in den besten Jahren!"

"Die liegen hinter mir!"

"Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein! Ihre Augen wenigstens blicken noch lustig genug drein."

Heiter und klug sah der Alte ihn an, dann erwiderte er schmunzelnd: "Run, wenn schon ich alles Vorhergesagte aufrecht erhalte, so bin ich deshalb doch noch kein sogenannter Trauerkloß."

"Sehen Sie, das meine ich auch! Und zum Beweis dafür geben Sie mir die Ehre, jetzt noch eine Flasche mit mir zu trinken." — schnell winkte Herr Waldemar den Kellner heran und schon in der nächsten Minute war die neue Flasche da.

Als man mitten im flotten Trinken war, meinte der Alte: "Na und Sie werden sich nun die paar Wochen Freiheit wohl zu Gemüte ziehen, nicht wahr?"

Da lächelte Herr Waldemar ein wenig selbstgefällig und antwortete: "Run ja, warum auch nicht?"

Der Alte sah ihn an, nickte auch, dann hob er sein Glas und trank bedächtlich aus.

Bald darauf trennte man sich mit einem "Auf Wiedersehen!"

* * *

Die beiden Flaschen Radesheimer hatten genügt, den Trennungschmerz Herrn Waldemars hinweg zu spülen. Schon am nächsten Tage zog er sich flott und elegant an, steckte eine Blume ins Knopfloch und den Verlobungsring in die Westentasche, und nun ging's los, nach dem bewußten "Blümchen", das da einsam und versteckt irgendwo harrete, zu suchen.

Witten im Trübel des zoologischen Gartens fand er ein liebreizendes junges Mädchen, dessen Augen ihn fesselten.

Ked und sech stieg er ihr nach,

Die Kleine verlieh sehr bald die dicht belebte große Allee und promenierte da ganz einsam und allein durch mehrere Seitenwege, bis sie zu einer Bank am neuen Geflügelhaus kam, auf die sie sich setzte.

Immer war Herr Waldemar der schlanken Gestalt gefolgt, und mit jedem Augenblick entzückte ihn die Kleine mehr und mehr, denn etwas so lieblich graziöses hatte er seit langem nicht gesehen. Als er die Bank erreicht hatte, war er zum Angriff entschlossen.

"Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich hier Platz nehmen darf?" Mit höflichem Gruß trat er näher.

Die Kleine sah ihn ein wenig erstaunt, aber

mit neckischem Lächeln an, dann antwortete sie: "Bitte, ich habe hier nichts zu erlauben."

Und er setzte sich. Er sah sie an, unausgesezt, bis sie ein kleines Buch heraus zog und zu lesen anfing, um sich seinen Blicken zu entziehen.

Endlich begann er: "Wenn gnädiges Fräulein hier jemand erwarten, bitte ich nur um eine Andeutung, ich verschwinde dann sofort."

Wieder sah sie ihn heiter an: "Sie stören mich durchaus nicht. Wenn aber Sie jemand hier erwarten, und ich also stören sollte, dann bitte, sagen Sie es nur, dann gehe ich a tempo."

"Um des Himmels Willen, bleiben Sie, gnädiges Fräulein! Irgendwegen kam ich ja nur hierher!" rief er nun begeistert.

"Neinetwegen?"

"Ja, meine Gnädigste!" Sie haben es mir angetan! Ich bete Sie an!"

Run lachte sie laut auf. "Ich kam, ich sah, ich siegte! — So was ist mir selbst in Berlin noch nicht passiert! — Wollen Sie mich gleich entführen? Oder wollen Sie erst mit meinem Vater sprechen?"

Ihre burleske Heiterkeit machte ihn einen Augenblick sprachlos. Endlich sammelte er sich und begann den Angriff: "Sie glauben meinen Worten nicht, mein gnädiges Fräulein?"

"Nein!" lachte sie herzlich auf.

"Und warum nicht?"

"Weil Sie ja schon verlobt sind! Da, an Ihrer linken Hand sehe ich ja die Spur des Ringes, den Sie vermutlich in der Westentasche haben werden!"

Verblüfft sah er erst den Ringfinger, dann das junge Mädchen an, dann stotterte er ein paar Worte hervor, die nicht genau zu verstehen waren.

Das kleine Fräulein aber sprach nun mit erhobener Stimme: "Ja, wenn Sie aber wirklich verlobt sind, wie konnten Sie sich dann erlauben, mir derartige Sachen zu sagen?"

Run schwand ihm das letzte Restchen von Geistesgegenwart, er stotterte wieder etwas Unverständliches und wollte sich so schnell als möglich empfehlen.

Aber siehe, da kam ein Herr des Wegs daher, und dieser Herr war Sernow, der alte Bekannte aus der Weinkneipe.

Und da jubelte die Kleine auf: "Ah, Papachen, Du kommst gerade zur rechten Zeit, — dieser Herr hat mir eben einen regelrechten Liebesantrag gemacht!"

Die Herren erkannten sich sofort. Und während der Alte lächelnd drohte, empfahl sich Herr Waldemar unter erneuten Entschuldigungen.

Am nächsten Tage, ganz unerwartet, kam Frau Witwe Vertram bereits von der Reise zurück, — einen Grund dafür gab sie gar nicht erst an.

Aber einen Monat später schon stand das Paar vor dem Altar.

Die junge Frau fand, daß es so besser sei, damit der Mann sich nicht zu viel allein überlassen wäre.

Viel später erst, als sie lange schon verheiratet waren, erfuhr Herr Waldemar erst, daß dieser alte Herr Sernow ein langjähriger Freund ihres Hauses war und daß er den Auftrag bekommen hatte, ihn damals in der freien Zeit zu beaufsichtigen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenrätsel: Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Arithmogryph: Kapuziner, Apia, Barana, Urcania, Jara, Irene, Niza, Enjan, Ruyie.

Buchstabenrätsel: Vord, Nord, Lord.

Pier silbige Charade: Mittelalter.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 8, 1-9. „In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu Essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: „Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungepeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verichmachten.“ — „Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?“ — „Und er fragte sie: Wie viel Brode habet ihr? Sie sprachen: Sieben.“ — „Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brode, dankte sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten.“ — „Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf.“ — „Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend: und er entließ sie.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.
 IV.

Wir hörten schon einmal im Laufe des Kirchenjahres, — es war am Sonntag „Laetare“ — daß die Jünger Zeugen waren eines Wunders der Brotvermehrung. Sie hatten gesehen, wie Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen bei fünftausend Mann, ungerchnet Frauen und Kinder, gesättigt hatte. Dennoch scheinen sie heute jener früher geoffenbarten Wundermacht ihres Meisters nicht mehr zu gedenken; sonst hätten sie auf die Aeußerung Jesu, daß Er die Schaaeren nicht ungespeist entlassen wolle, wohl antworten müssen: Herr, Du hast früher in einer ähnlichen Notlage geholfen; Du kannst auch jetzt diesen hungernden Schaaeren reichliche Nahrung darbieten! — Statt dessen aber sagen sie: „Woher wird Jemand Brot bekommen hier in der Wüste, um sie zu sättigen?“ Sie machen also nur schüchtern darauf aufmerksam, daß dort in der Wüste nicht einmal um Geld Brot herbeigeschafft werden könne, mit andern Worten: daß auf natürliche Weise an die Sättigung dieser großen Volksmenge nicht zu denken sei. Indirekt ist damit ausgesprochen, daß nur Jesus den Hungerigen Speise verschaffen könne, wenn Er zu Seinem Erbarmen Seine Wundermacht hinzufügen wolle. Die Frage des Herrn: „Wie viele Brode habt ihr?“ scheint in den Aposteln die Erinnerung an das frühere Wunder wachzurufen, denn sie setzen ihrer Antwort („sieben“) nicht mehr die Frage bei: „Doch, was ist das für so Viele?“ (Joh. 6). Sie wußten ja bereits, was die segnende Hand des Meisters zu wirken vermöge.

Begebenheit ist im Wesen ganz derselbe, wie bei der früheren Brotvermehrung; nur die Zahl der gesegneten Brode und der nach der Speisung gesammelten Körbe voll Ueberreste ist verschieden: während das erste Mal, der Zahl der Apostel entsprechend, zwölf gefüllte Körbe übrig blieben, füllten die Ueberreste das zweite Mal sieben Körbe, entsprechend der Anzahl der ursprünglich vorhandenen Brode. In beiden Fällen aber spendete der Herr Brot nicht bloß für den notwendigen Bedarf, sondern im Ueberfluß: zum Zeichen, daß auch die hierdurch vorgebildeten Sakramente, obwohl sie von vielen Tausenden empfangen werden, sich in ihrer, die Menschenseelen nährenden und stärkenden Kraft nicht erschöpfen — und daß das geheimnisvolle Brot des heiligen Altarsakramentes, mag es auch von Tausenden und Tausenden genossen werden, dennoch ungemindert in der Kirche Gottes vorhanden sein wird bis an das Ende der Zeiten, „da der Herr wiederkommt.“

Wie wir bereits in der letzten Betrachtung ausführten, lieber Leser, entspricht die Gegenwart Jesu im h. Sakramente, wie sie von uns Katholiken geglaubt wird, unsern menschlichen Bedürfnissen aufs vollständigste. Sie ermöglicht einen persönlichen und sichtbaren Verkehr zwischen Gott und den Menschen, der bereits im Alten Bunde vorgebildet war. — einen geheimnisvollen Verkehr, in welchem der Mensch Gott dem Herrn, wie ein Freund dem Freunde, seine Anliegen vortragen, seine Not klagen, sein Herz ausschütten, seinen Dank abtasten, seine Huldigung und Anbetung zollen, kurz, seine religiösen Empfindungen darbringen kann. Indem also im Protestantismus die wahre und wirkliche Gegenwart des Gott-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 12. Juli.** Sechster Sonntag nach Pfingsten. Nabor und Felix, Martyrer † 304. Evangelium Markus 8, 1-9. Epistel: Römer 6, 3-11.
 - St. Andreas: Abends 6 Uhr Andacht mit Predigt für die neu gegründete Jungfrauenkongregation der Mütter vom guten Räte.
 - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder, der Schule a. d. Flurstr.
 - Karmelitesen-Klosterkirche: Heute Sonntag, wird das Stapulierfest gefeiert. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Festpredigt und Andacht.
 - Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Morgens 8 Uhr hl. Messe und gemeinschaftliche hl. Kommunion der Schülerinnen der höheren Mädchenschule.
- Montag, 13. Juli.** Margaretha, Jungfrau und Martyrin † 300.
- Dienstag, 14. Juli.** Bonaventura, Bischof † 1274.
- Mittwoch, 15. Juli.** Heinrich, Kaiser † 1024. Apostel-Feilung. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 16. Juli.** Faustus, Martyrer † 304. Stapulierfest. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gest. Segens-Hochamt. ● Clarissen-Klosterkirche: Nachmittags 1/5 Uhr Segens-Andacht.
- Freitag, 17. Juli.** Magnus, Bekenner † 390. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.
- Sonntag, 18. Juli.** Arnold, Bekenner † 843.

menschen in der Eucharistie gelehrt wird, *) wird ein durch die heilige Geschichte bezeugtes, wesentliches Bedürfnis des Menschen verkannt und geht ganz unbefriedigt aus. Ja, eigentlich wird damit der Neue Bund unter den Alten Bund herabgesetzt; denn während der Alte Bund seinem im Allerheiligsten des Tempels unter dem Symbole der Wolke erscheinenden Jehova huldigen durfte — soll nach protestantischer Auffassung dem Neuen Bunde diese gnadenvolle Gottesnähe versagt sein! Hat denn die menschliche Natur sich geändert, oder ist seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes der Drang des menschlichen Herzens nach Gott und seine Gottesebenbürtigkeit geringer geworden?

Auch die Geschichte der außerhalb der Offenbarung stehenden Menschheit bezeugt ein solches Bedürfnis des Menschen nach einem persönlichen Verkehr mit der Gottheit, — ein Bedürfnis, das Abwege einschlägt, wenn die Befriedigung ihm nicht in der rechten Weise wird. Der Heide, indem er tief den Drang nach solch einem innigen Verkehr mit dem Himmlischen empfand, wollte die Gottheit sich nahe und gegenwärtig haben und suchte sie daher durch göhendienliche Zauberformeln an ein Gebilde seiner Hände zu bannen: er errichtete ein Standbild, gab ihm die religiöse Weihe, und nun wohnte nach seinem Wahne die Gottheit substantiell in der Statue; ja, er dachte sich die Vereinerung der Gottheit mit der Statue als eine so innige, daß man sagen kann: Die Statue war ihm die Gottheit! Unleugbar war dies der heidnische Volksglaube; nur einzelne höher stehende Männer erhoben sich über den Irrwahn, daß z. B. die von dem Künstler Phidias angefertigte Statue der Göttin Pallas Athene wirklich die Göttin, die Pallas des Olymp, sei. So furchtbar nun die Verirrung ist, ein Gebilde menschlicher Hand als Gottheit anzubeten, so liegt diesem Göhendienste der Heiden, selbst in seiner größten Ausartung, doch immer noch der an sich gesunde Drang nach einer besonderen Nähe und Gegenwart Gottes zu Grunde.

Auch die Geschichte des Protestantismus beweist das Vorhandensein eines solchen Bedürfnisses, welches, wenn ihm die wahre Befriedigung versagt wird, diese auf naturwidrigen und unrechtmäßigen Wegen sucht. Der Protestantismus verwarf die Lehre der Mutterkirche, wonach Christus, der Sohn Gottes, fortwährend im h. Sakramente unter uns gegenwärtig sei. Was war die Folge? Entweder ein stauer Indifferentismus, dem überhaupt alles Göttliche gleichgültig ist — oder aber bei tieferen Gemütern, die ein höheres Streben kennen, jene krankhafte Erscheinung des Pietismus und Mysticismus, wo subjektive Gefühle und Einfälle für religiöse Akte und Offenbarungen gehalten werden. Es ist ganz natürlich: was dem Katholiken tatsächlich geboten wird in der Eucharistie, — der lebendige Verkehr mit der Gottheit — das muß eine gläubige und sinnige Seele im Protestantismus sich erst suchen, wobei sie allzu leicht in trügerische Illusionen verfällt und ihr eigenes Gedankenpiel für göttliche Offenbarung hält. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, die „den Herrn Jesum gefunden haben“, darum ihr ewiges Heil für „gesichert“ halten, — während wir unser Heil wirken sollen „mit Furcht und Zittern“ (Phil. 2, 12).

Durch das h. Sakrament sind unsere katholischen gottesdienstlichen Gebäude wahre Gotteshäuser! Was wären sie ohne die sakramentale Gegenwart des Herrn? Stolberg, der erlauchte Convertit, gesteht in dem Briefe an Savater über seine Conversion, daß

*) Das gilt nicht nur von der reformierten Lehre, die die Gegenwart Jesu schlichtweg leugnet, sondern auch von der lutherischen Lehre, da auch in dieser, weil sie die Gegenwart Jesu lediglich auf den Genuss des Abendmahls beschränkt, ihre Bedeutung für den dauernden Verkehr zwischen Gott und dem Menschen verloren geht.

er es in den protestantischen Tempeln aus diesem Grunde nicht länger habe aushalten können.

S.

Seilwert der Bäder.

Von Dr. Wih. Leichen.

Als Bad bezeichnen wir das kürzere oder längere Zeit dauernde Eintauchen unseres Körpers in ein flüssiges, festes oder gasförmiges Medium. Man unterscheidet daher folgende drei Arten: Wasserbad, Sandbad, Gassbad. Der Gebrauch der Wasserbäder läßt sich hinauf bis in die erste Zeit der menschlichen Kultur verfolgen. Im alten Rom z. B. wurden in der Zeit von 300 vor bis 100 nach Christi 800 öffentliche Bäder gegründet. Unter diesen gab es Badeanstalten mit 1600, unter Diocletian sogar solche mit 3000 Marmorsteinen. Im Jahre 600 nach Christi findet man von diesen herrlichen und zahlreichen Anstalten kaum noch eine Spur. Erst die Kreuzzüge brachten wieder einen Wandel zum Besseren. Auch die Verwertung der natürlichen Warmbäder, der sogenannten Thermen, zu Heilzwecken datiert bereits aus ältester Zeit. Erzählt doch schon die Bibel von der Wunderwirkung gewisser Quellen, von der Heilung der Blinden und Lahmen durch die Silvaquelle und den Teich Bethesda.

Im alten Griechenland waren die Schwefelthermen von Hypate, die Natronquellen der Thermopylen und die Helena bei der auf dem Isthmus von Korinth sehr berühmt und besucht.

Bei den Warmbädern ist die Temperatur das Wichtigste und eingreifendste Moment der Badewirkung, das zweite ist die Dauer des Bades. Am wenigsten haben die Salze des Bades Seilwert. Es soll durchaus nicht gelehrt werden, daß Bäder und noch mehr Trinkkuren bei bewährten Quellen vielfach Heilung bewirken, aber vielfach wird den Quellen zugeschrieben, was anderen Heilfaktoren zukommt, wie die Atmung und Bewegung in freier, guter Luft, die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise.

Die Wirkung der Mineralwässer, ob innerlich oder äußerlich, ist im allgemeinen verschwiegend gering vom arzneilichen Standpunkte aus betrachtet. Wenn es bei einer Badekur nur auf die chemische Wirkung der Mineralwässer anlämt, so wäre durch ärztliche Rezepte, die in der Apotheke angefertigt werden, eine weit sicherere und kräftigere Wirkung zu erzielen. Zu den Wasserbädern kann man auch das Dampfbad rechnen. Man versteht darunter eine Einrichtung, wo die Badenden auf Bänken sitzend oder liegend warmen oder heißen Wasserdampf auf ihren Körper einwirken lassen. Die Temperatur bewegt sich zwischen 30—40 Grad Celsius.

Die irisch-römischen Bäder sind solche, bei denen durch trockene heiße Luft die Transpiration bewirkt wird. Je nach der Dauer der beiden letztgenannten Bäder kann ein Wasserverlust des Körpers von 100—1500 Gramm eintreten. Tritt zu dieser Schwitzkur noch einige richtige Massage, so können auf diese Weise große Heilerfolge erzielt werden.

Ganz dieselbe Wirkung wie das irisch-römische oder russische Bad hat das Sandbad. Schon im Altertum war das Sandbad bekannt. Es kam dann sehr in Vergessenheit, bis die moderne Medizin seinen alten Ruhm wieder herstellte.

Die Vorzüge des Sandbades bestehen darin, daß man erstens bei demselben die höchste Temperatur unter allen Bädern erzielen kann und zweitens, daß während des Bades normale, frische Luft eingeatmet wird.

Man unterscheidet milde und starke Sandbäder. Die ersteren haben eine Dauer von längstens einer halben, die letzteren eine solche von einer ganzen Stunde. Das milde Sandbad weist eine Temperatur von 40, das starke eine solche von 50 Grad Celsius auf.

Sandbäder können als Voll-, Halb- oder Lokalbäder in Anwendung kommen. Bei den Lokalbädern wird nur das eine oder andere

Glied mit Sand umgeben.

Das Verfahren bei den Sandbädern, deren Heilkraft gerade in neuester Zeit wieder sehr geschätzt wird, besteht aus folgendem: Reiner, feiner, gut ausgetrockneter, mehrfach gesiebter See- oder Flußsand wird auf heißen Eisenplatten bis zu 45 oder 50 Grad erhitzt. Ist diese Temperatur zu hoch, so wird die nötige Herabminderung dadurch erzielt, daß man dem heißen Sand kalten zumischt.

Der erwärmte Sand wird in eine hölzerne Badewanne geschüttet, so daß er den Boden mehrere Zentimeter hoch bedeckt. Hierauf wird der mit einem leichten Bademantel bekleidete Patient in die Wanne hineingelegt, wobei soviel Sand nachgeschüttet wird, bis der Körper mehrere Zentimeter hoch bedeckt ist.

Zu dem Sandbad kommt nicht nur die Wärme zur Geltung, sondern auch die Aufsaugungskraft des Sandes, indem der Sand die Feuchtigkeit der Körperoberfläche entzieht, ohne daß bei einigermaßen dicker Sandlage die Hauttemperatur durch Verdunstung abgekühlt wird.

Die Wirkung der Sandbäder ist wie die beim irisch-römischen und russischen Bad, nur noch intensiver. Es steigt beim Sandbad die Pulsfrequenz um 5—8 Schläge in der Minute, die Haupttranspiration wird mächtig angeregt, so daß schon nach 15—20 Minuten der ganze Körper des Badenden mit einer fingerdicken Schicht nassen Sandes umgeben ist. Bei einem Sandbad von 45 Grad und einer Dauer von 50 Minuten verliert der Badende im Mittel 750 Gramm an Körpergewicht. Dauert das Bad eine Stunde, so steigert sich der Wasserverlust bis zu tausend Gramm.

Sandbäder dürfen niemals in Anwendung kommen bei Herzleiden und nie bei Krankheiten, wo jede Steigerung des Blutdruckes zu vermeiden ist.

Zu den Sandbädern rechnet man auch die Schlamm- und Moorbäder. Die schlammige Masse der ersteren ist entweder Seeschlamm, der sich in Seebuchten mit tonigem Boden bildet, oder Quellenschlamm, der den Niederschlag aus Mineralquellen in Verbindung mit einer aus mikroskopischen Pflanzen und Tieren bestehenden Masse darstellt.

Zu den Moorbädern liefert die aus Algen, Coniferen, Wurzeln größerer Pflanzen, aus Humusäure, Gerbsäure, Harze bestehende und mit dem Niederschlag der Mineralquellen in Verbindung gebrachte Torf- oder Moormasse das Material.

Am minderwertigsten sind die Gassbäder, weil die Haut die Gase nicht durchläßt, ebensowenig wie die Salze der Mineralbäder. Die Gase, wie Schwefel- oder Joddämpfe, wirken eher durch Einatmung, weil sie so durch die Lunge in das Blut gelangen können.

Es erübrigt sich umso mehr, hier ausführlich über Gassbäder zu schreiben, da sie nur auf besondere ärztliche Verordnung in Anwendung kommen dürfen.

Anders steht es mit dem Luftbad, welches man auch zu den Gassbädern rechnen könnte.

Das Luftbad spielt in der modernen Medizin eine große, stets wachsende Rolle. Manche Aerzte wollen zur Abhärtung der menschlichen Haut an Stelle des kalten Wassers die Luft setzen. Man soll also den Körper der Luft aussetzen, nicht auf einmal, aber langsam. Solche Luftbäder stärken und beruhigen die Nerven ungeheuer und sind ein angenehmes und sicheres Mittel gegen Schlaflosigkeit.

Juli.

Von Werner Böhge.

Des Jahres Höhe ist erklimmen,
Nun neigt die Sonne ihren Lauf;
Und was in Blut und Duft verichwommen,
Weht jetzt zur reichsten Ernte auf.
Nun reist es ringsum in der Weite;
Wie Gold wogt es im Aehrenfeld, —
Voll Segen jeden Ackers Breite . . .
So zieht der Juli in die Welt.

Und milde breitet er die Hände
Hin über Feld und Strauch und Baum:
Was gut begann, geh' gut zu Ende,
Daß sich erfülle jeder Traum,
Daß jedes Hoffen sich erfülle
Dem, der das Saatkorn ausgestreut,
Und eine tausendfache Fülle
Den Lohn für Schweiß und Mühe bent.

Das ist der Segen — Julisegen —
Nun ist der Blühtertraum verweht,
Wo ringsumher auf allen Wegen
Des Sommers reife Gabe steht.
Bald jubelt laut das frohe Singen
Des Schnittervolkes durch die Welt,
Und blanke Säen werden klingen,
Wenn Halm auf Halm zur Erde fällt.

Rot lacht und goldig im Geäste
Die reife Frucht an Strauch und Baum.
Der Vogel flugt sein Lied im Neste,
Auch er träumt seinen Sommertraum.
Die Rosen flammen rot, wie Brände,
Und füllen an die milde Luft
Ringsum im reisenden Gelände
Mit Schwerem, süßem Blühtenduft.

Nun steht der Sommer voll im Glanze
Kornblume, Rohn und Mitterpore;
Sie winden sich zum bunten Kranze
In Wäldern, Wiesen und im Korn,
Sternblumen stehen weiß dazwischen.
Das leuchtet lachend, funkelt, glänzt . . .
Und mit dem Blumenjammer, dem frischen,
Der Juli seine Stirn bekränzt.

Yachten und Yachtrennen.

Von H. Stein.

Obwohl die Yachtfahrten und Yachtrennen vor kurzer Zeit noch eine spezifisch englische Belustigung war, haben sie jetzt bereits begeisterte Anhänger in allen Völkern gefunden, deren Lage an der See die Ausübung dieses Sports gestattet. Angeregt durch das Vorbild ihres Kaisers sind die Deutschen auch in dieser Beziehung nicht hinter anderen Nationen zurückgeblieben.

Wie alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs ist auch das Yachtfahren der Mode unterworfen gewesen. Die Yachtclubs bestehen erst seit 75 Jahren. Zu jener Zeit besaßen die Mitglieder eigene Yachten, die anfänglich nur praktisch ausgestattet waren, während auf äußere Eleganz des Fahrzeuges weniger gesehen wurde. Die damaligen Schiffe hatten durchschnittlich 100 Tonnen Gehalt. Erst allmählich trat die schöne äußere Ausstattung in den Vordergrund, aber zugleich machte sich infolge der Verteuerung des Sports oder vielleicht auch wegen seiner zunehmenden Beliebtheit in den weniger reichen Kreisen das Mieten von Yachten bemerkbar. Nach Verlauf einiger Jahre verkaufen oder vermieten die ersten Eigentümer ihre Schiffe; große Geschäfte oder Kapitalisten besorgen das Verleihen von Fahrzeugen geschäftsmäßig. Daher erklärt sich auch die Erscheinung, daß die Namen heute weniger mit den einzelnen Schiffen verbunden sind, als ehemals. Sie wechseln die Bezeichnung mit dem Eigentümer, und es ist für den internationalen Yachtrennen aufmerksam verfolgenden Sportsfreund nicht leicht, frühere Bekannte herauszufinden.

Wenn vorher bemerkt wurde, daß die Yachtclubs verhältnismäßig jungen Ursprungs sind, so darf das nicht auf das Yachtfahren überhaupt angewendet werden. Der Gebrauch der Yachten zu Vergnügungs- und Unterhaltungs-

zwecken ist ungefähr 300 Jahre alt; denn aus dem Jahre 1604 wird bereits vom Prinzen Heinrich von Wales berichtet, daß er eine eigene für ihn gebaute Yacht zu Lustfahrten benutzte, und vom König Eduard II. erzählt die Chronik, daß er mit seiner Yacht bei einem im Jahre 1661 zwischen Greenwich und Gravesend abgehaltenen Yachtrennen einen Preis davon getragen habe.

Anfänglich waren in den englischen Yachtclubs nur Segelyachten gestattet und Dampfboote gänzlich ausgeschlossen. Vor einigen Jahren ist dieses Verbot von Dampfern aufgehoben worden; naturgemäß sind jetzt, unserem Zeitalter des Dampfes entsprechend, die Hälfte sämtlicher Yachten Dampfyacht. Aus den Schoonern und Kuttern von vierzig bis dreihundert Tonnen, wie sie früher gebräuchlich waren, sind jetzt Dampfschiffe von fünfhundert bis zweitausend Tonnen geworden: schwimmende mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Paläste, deren Bau und Unterhaltung unsummen kostet und von weniger bemittelten Leuten gar nicht bestritten werden kann.

Mit der Zulassung der Dampfboote zu den Yachtclubs und Yachtrennen verschwand zuerst ein gutes Stück des Interesses, welches man dem Sport entgegenbrachte. Die Yachtfahrten waren mit geringerer Schwierigkeit verbunden, da man mit Dampf überall hin gelangen kann, ohne durch widrige Winde zurückgehalten oder wenigstens gehindert zu werden, und viele Seefahrer fanden gerade an der Ueberwindung solcher Hindernisse Gefallen. Erst allmählich gelangten die Dampfyachten in Aufnahme, und in neuerer Zeit ist eine neue Art von Yachten entstanden, die mit Dampf getrieben werden und zu Küstenfahrten sehr wohl geeignet sind. Diese „Seeschwalben“, wie man sie nicht unpassend genannt hat, nehmen an Zahl immerfort zu, und selbst viele Besitzer der großen Dampfyachten benutzen eine solche kleine Yacht neben der größeren. Eine Wettfahrt mit diesen kleinen, eleganten und schnellen Fahrzeugen gewährt einen herrlichen Anblick. Die Anmut und Leichtigkeit, mit welcher sie sich auf dem Wasser bewegen, gewähren dem Sportsman weit mehr Vergnügen, als das schwimmende Hotel eines durch glückliche Spekulationen hochgekommenen Amerikaners. Neben den Seeschwalben sind noch die sog. Familienboote von 40–80 Tonnen vorhanden; sie machen bei den Regattas und auch sonst durch ihren einfachen Schmuck und ihre anmutigen Bewegungen das Meer zu einem belebten Bilde von unergleichlicher Schönheit während der nur zu kurzen Sommermonate.

Von Interesse dürfte noch der Preis einer kleineren Yacht sein. Ein Fahrzeug von ungefähr 150 Tonnen ist auch bei wenig prächtiger Ausstattung kaum unter 30000 Mark herzustellen. Es ist klar, daß sich der Preis je nach den Anforderungen, welche man an die Bauart und die Einrichtung stellt, ändern muß. Eine Dampfyacht erfordert wöchentlich für etwa 100 Mark Kohlen, dafür sind allerdings bei ihr weniger Bedienungsmannschaften erforderlich. Eine jährliche Aufwendung von 100000 Mark für die Yachtfahrt ist in England nicht selten; doch sind diese Summen nicht etwa die Regel. Bei bescheidenen Ansprüchen genügt ein bedeutend geringerer Aufwand. Die größten Kosten verursachen natürlich die Yachtwettfahrten, bei denen schon die Löhne für die Bemannung bedeutende Summen verschlingen. Oft erreichen sie in einer Saison die Höhe von 30000 M.; dazu kommen die Kosten für die Ausrüstung, für die Instandhaltung und etwa notwendige Aufbesserungen. Dagegen belaufen sich die Ankosten für die dreimonatliche Benutzung eines Schooners von etwa 150 Tonnen, eines Fahrzeuges, welches sich überall sehen lassen kann, selten auf mehr als 5000 Mark.

Die Yachtfahrten werden nur im Sommer unternommen. Während des Winters liegen die Fahrzeuge ruhig im Hafen, um im nächsten Frühjahr, vielleicht unter einem neuen

Besitzer, wieder ausgerüstet zu werden. Die Matrosen, welche durchweg nüchtern, gefällig und fleißig sein müssen, finden infolge dieser Eigenschaften in der übrigen Zeit des Jahres leicht Stellung auf den großen Handelsdampfern. Als Sommervergnügen werden die Yachtfahrten von keinem anderen Sport erreicht; sie sind höchst interessant sowohl für den beschaulichen Charakter, als auch für den tatkräftigen Mann, der sich gegebenen Falles nicht scheut, selbst Hand anzulegen, um ihm entgegenstehende Hindernisse zu überwinden.

Die Konkurrentin.

Novellette von Franz Karl.

„Was? Fünftausend Mark? Junge, du bist wohl närrisch.“

Und in ehrlichem Erstaunen legte sich Herr Markgraf, der Inhaber einer großen Zigarrenfabrik, in seinen Komptoirsessel zurück und betrachtete seinen drei-, vierundzwanzigjährigen Sprößling mit unverhohlenem Mißfallen, von Zeit zu Zeit dabei seinen Kopf schüttelnd. Edwin, der Sohn, tat, als merke er nichts von diesen Blicken, die auf ihm ruhten, und schaute zum Fenster hinaus in die lachende Sommerlandschaft, die sich den Augen darbot. Nur bemühte er sich, eine möglichst von innerer Bekümmerniß zeugende Miene aufzusetzen.

Herr Markgraf nahm daher, als sein Sohn fortwährend schwieg, den Faden des Gesprächs wieder auf. „Du glaubst wohl, ich sönde mein Geld auf der Straße und mein Reichthum sei gut genug dazu, dich in deinem Faulenzuleben zu unterstützen. Aber dazu verpüre ich nicht die geringste Lust. Du weißt zudem, daß ich dir schon als ich deine letzten Schulden bezahlt habe, sagte, daß nun Schluß sei und daß ich dir außer deinem Taschengeld keinen Pfennig mehr geben würde. Und das war erst vor vier Wochen.“

„Aber, Papa, es handelt sich diesmal um Ehrenschulden.“

„Papperlapap — was heißt Ehrenschulden? Schulden sind Schulden, so oder so. Und ob ich dir tausend Mark zahle für einen deiner Lieferanten oder sonst für irgend etwas: mir macht das absolut keinen Unterschied in der Beurteilung deines Leichtsinns.“

„Na ja, du hast ja recht. Ich habe ja auch leichtsinnig gehandelt. Aber schließlich ist man doch jung und — und —“

„Und? Nun, hast du einen Entschuldigungsgrund? Etwa deine Vergnügensucht? Sei schön, Junge. Nun will ich dir einmal etwas sagen: Das schönste Amüsament ist die Arbeit. Jawohl, ich sage die Arbeit. Aber von dem Vergnügen willst du nichts wissen.“

„O, ich arbeite doch.“

„So, du arbeitest? Das ist mir neu. Jawohl, Morgens um 9 oder 10 Uhr befindest du, mal im Komptoir zu erscheinen und einige Zeitungen zu lesen oder auch einige neue Zigarrenmuster zu erproben. Das ist deine Arbeit. Du müßtest mir doch zum mindesten einen meiner jungen Leute ersetzen, wenn nicht gar meinen Korrespondenten —“

„Ich will doch den Leuten nicht ihr Brot wegnehmen.“

„Was? den Leuten ihr Brot wegnehmen? Daß doch die Faulheit immer die schönsten Entschuldigungen hat. Aber ich bin es müde, mich mit dir herumzuzergern. Und so erkläre ich dir denn, daß ich, eben weil es sich um Ehrenschulden handelt, also so erkläre ich dir denn, daß ich dir die fünftausend Mark gebe. Aber ich halte dir dafür dein Taschengeld zurück, bis die Summe auf Heller und Pfennig beglichen ist.“

„Wovon soll ich denn in der Zwischenzeit leben?“

„Was willst du? Essen, Trinken und Wohnung, hast du doch in meinem Hause. Was brauchst du mehr, um mal endlich solide zu werden. Und damit du etwas mehr Interesse für's Geschäft zeigst, gehst du nächste Woche

mal mit Brinkmann auf Reisen. Verstanden? Ich werde ihm schon sagen, daß er dich mal tüchtig unter die Fuchtel nimmt. So kann das nicht weiter gehen. So — und da ist die Anweisung an meinen Kassierer. Ade.“

Edwin brumnte noch etwas zwischen den Zähnen, nahm dann die Anweisung und schob ab, gar nicht zufrieden mit dem Resultat dieser Unterredung. Und der alte Markgraf machte sich daran, die letzte Post durchzugehen.

Dieser Junge! Das hat er nun von seiner Nachsicht. Aber nur die Mutter ist daran schuld. Die wollte nie, daß er ebenso an des Lebens Arbeit gewöhnt würde wie andere Leute, die sich jeden Pfennig selbst verdienen müssen. „Ach was“, sagte sie immer. „Wir sind reich genug, um Edwin sich ausleben lassen zu können.“

Während er seine Gedanken spielen ließ, hatte er einen Brief geöffnet, der aus dem Thüringischen kam und dessen Adressenzüge er als die eines seiner Reisenden erkannte. Kaum aber hatte er ihn durchgelesen, als er wütend mit der Faust auf den Tisch schlug. Zum Donnerwetter, kommt er denn heute garnicht aus dem Aerger heraus? Gleich darauf klingelte er hinunter ins Komptoir. Herr Brinkmann möchte mal sofort heraufkommen.

Herr Brinkmann galt als ein kaufmännisches Universalgenie. Er war überall zu gebrauchen. Die Bücher führte er wie nur irgend einer und wenn er draußen auf Tour war, holte er die zähesten Menschen heran und troste ihnen eine Bestellung ab. „Hier lesen Sie mal den Witsch“, empfing ihn sein Chef, „den uns da der Vertram schreibt. Nicht zum glauben ist es, nicht zum glauben.“

Brinkmann sagte gar nichts. Er wußte schon, worum es sich handelte. Bei der Thüringer Kundschaft war der Firma Markgraf in den letzten Monaten ein Konkurrent zuvorgekommen. Händler, die früher zu den ständigen Abnehmern Markgrafscher Zigarren gehörten, waren auf einmal abgeknappt und alle Versuche der Reisenden, hierin eine Aenderung zu erzielen, waren bislang vergeblich geblieben. Markgraf hatte geklucht und gewettert, hatte gedroht, alle seine Reisenden zu entlassen, die sich die Arbeit jedenfalls recht bequem machten. Indessen auch damit erreichte er nichts. Wie verhext war's. Selbst bei der Privatkundschaft war nichts zu unternehmen, die Konkurrenz hatte, als wenn sie die Reiskepläne Markgrafs in der Tasche gehabt hätte, ihm überall die Türen verrammelt. „Wenn ich diesen Menschen, diesen Konkurrenten, erwische, dann — dann —“ „Na, was dann?“ hatte Brinkmann gefragt. „Dann engagiere ich ihn, koste es, was es wolle. Einen solchen abgefeimten Menschen darf ich mir doch für mein Geschäft nicht entgehen lassen.“ Und Brinkmann hatte zu diesem Bekenntnis still gelächelt.

Und da schreibt nun dieser Vertram, daß ihm die Konkurrenz auch in Erfurt zuvorgekommen sei und ihnen sogar eines der ältesten Geschäfte, mit dem in Verbindung zu stehen nicht nur „höchst ehrenvoll“ war, um Wagners Worte aus dem „Faust“ zu zitieren, sondern auch viel Gewinn brachte, abgespenst gemacht hätte. Und noch mehr — und das schien ihm das Wertwürdigste: Dieser Reisende, der nun schon einige Monate der Firma Markgraf soviel Aerger zuzügte, war gar kein Reisender, sondern — eine Reisende.

„Na, dann allerdings“, sagte Brinkmann nachdenklich. „Eine Dame, zumal wenn sie hübsch ist, hat leichter noch Geschäfte machen als unsereins. Das erklärt alles.“

„Gut, also engagieren wir eine Reisende; warum nicht?“

„Aber die Konkurrenz dürfte sich eine solche Kraft wie diese Dame — wie heißt sie denn? „Emmy Finding“, — auf lange Zeit hinaus gesichert haben.“

„Na, das werden wir ja sehen. Brinkmann, morgen schon reisen Sie ab. Und Sie

engagieren Fräulein Finding für uns. Ganz gleich, was sie fordert. Um der Konkurrenz ein Schnippen zu schlagen, darf mir nichts zu teuer sein.“

„Schön. Ich werde wenigstens mein Bestes versuchen.“

„A propos, noch eins. Mein Schlingel, der Edwin, soll Sie begleiten. Den führen Sie mir mal ein bißchen in die Reize des Geschäftsreisens ein. Aber gründlich. Sie sehen in ihm nicht den Sohn Ihres Chefs, sondern einen Kaufmann, dem Sie die Praxis beizubringen haben. Ich will doch mal wissen, ob der Junge nicht zu einem vernünftigen Kaufmann zu erziehen ist. Guten Morgen, Herr Brinkmann.“

Nun war auch Brinkmann schon acht Tage unterwegs, ohne ein seinen sonstigen Erfolgen entsprechendes Resultat zu erzielen. Auch er kam überall zu spät. Nur eins hatte er — und zwar durch Vertram, der sich mal am Weintisch verplapperte — herausgebracht: diese Emmy sah so harmlos aus, daß niemand, der mit ihr zusammen geriet, eine Konkurrentin vermutet hätte und man ihr dann, da sie ein offensichtlich Interesse für die Touren der Reisenden zeigte und ihnen gegenüber äußerst lebenswürdig war, ohne weiteres seine Routenpläne anvertraute. Zu spät erst merkten die „Zigarrenfrißen“, daß sie in eine Falle gegangen waren und sich ins eigene Fleisch geschnitten hatten. Traue nur erst einer den Weibern. Brinkmann war also gewarnt. Er brumnte nur noch darauf, mit jenem Peröönchen, wie er es nannte, auch einmal zusammenzutreffen.

Und daraufhin, nachdem ihm das Glück hold gewesen, setzte er sich mißmutig auf die Bahn und fuhr nach Hause, um dort seinem Chef zu erzählen, daß an ein Engagement dieser Dame nie zu denken wäre. Denn sie wäre — die Nächste ihres Prinzipals.

Und wieder brumnte darob Markgraf sein: „Nicht zu glauben“, ein Wort, das er nämlich recht gerne anwandte.

Aber Brinkmann war mit seinem Bericht noch nicht zu Ende. Edwin wollte nämlich auf einmal Vergnügen am Reisen, am Arbeiten gefunden haben. Er wollte seinem Vater zeigen, daß er doch ein Interesse für's Geschäft hätte. Und so hatte er ihn unten in Thüringen gelassen.

„Na, wenn der Junge vernünftig wird, ist Ihre Reise doch nicht ganz vergebens gewesen. Da bin ich nur neugierig . . .“

Dann kam mal ein Brief Edwins: „Ich habe von Brinkmann erfahren, welche Schädigungen dieses Fräulein Emmy Finding unserer Firma zuzufügen im Stande ist und daß es vergeblich sei, sie für uns engagieren zu wollen. Schenkst du mir die fünftausend Mark, die du mir nur „geliehen“ hast, so mache ich mich anheischig, ihre Tätigkeit lahm zu legen.“

„Was meinen Sie dazu?“ frug Markgraf seinen Brinkmann.

„Nun, Sie zahlen ja nur, wenn er sein Versprechen einlöst. Für Sie ist also kein Risiko vorhanden. Bin nur gespannt, was er machen wird. Denn was mir nicht gelang, wird ihm —“

„Weiß schon, was Sie sagen wollen“, winkte Markgraf ab. „Wird dem Grünshnabel erst recht festschlagen. Aber telegraphieren Sie ihm meinewegen: „Einverstanden“. Das Gelingen ist schon fünftausend Mark wert.“

Schon am folgenden Nachmittage war Edwin wieder zu Hause und mit ihm kam eine junge frische Dame. „Da stelle ich dir nämlich Fräulein Emmy Finding vor“, sagte er seinem Vater. „Und die fünftausend Emmchen hätte ich mir verdient. Wenn ich sie auch nicht engagieren kann oder mag, so wird sie doch auch nicht mehr reisen. Denn ich habe mich mit ihr — verlobt.“

Der alte Markgraf war wie aus den Wolken gefallen. Aber er freute sich doch. „Der Junge war eigentlich der Gerissenste von uns allen. Auf 'nen solchen Plan ist keiner von uns gekommen“, meinte er später zu Brinkmann. „Und wenn die zwei sich wirklich gern haben, mir soll's recht sein.“

„Ja, ja“, gab Brinkmann zurück, „wenn ich mir das so überlege, ärgere ich mich, daß ich schon verheiratet bin. Sonst hätt' ich sie auch genommen.“

„Oh, hä, Brinkmännchen, machen Sie keinen Unsinn.“ Jetzt haben Sie das Licht sagen. Das reinste Ei des Kolumbus, nicht?“ Und er lachte vergnüglich.

Litterarisches.

* Für die katholische Familie hat Professor Dr. Exter in Trier die Herausgabe einer „Katholischen Hausbibel“ übernommen, deren erster Band, Preis broschiert 2,40 M., uns vorliegt, Kommissionsverlag der Pausdruckerei in Trier. Es handelt sich um eine sogenannte purgierete Ausgabe; die Befehle sind sorgfältig unter möglicher Anlehnung an den Text der h. Schrift ausgewählt. Zahlreiche Anmerkungen erleichtern das Verständnis. Das Buch ist in großen Buchstaben gedruckt, so daß auch ganz alte Leute die Bibel mit Leichtigkeit lesen können. Die Ausstattung ist eine praktische und schöne. Das ganze Werk wird drei Bände von je 40—42 Bogen umfassen, und wird der zweite und dritte Band in Zwischenräumen von 3—4 Monaten folgen. Mehrere Bischöfe haben das Werk angelegentlich empfohlen. Möge es eine Heimstätte in vielen katholischen Familien finden.

* Neue Strömungen in Religion und Literatur. Von Abbé Felix Klein, Professor am Institut Catholique zu Paris. Deutsch von Professor Valentin Holzer. Druck und Verlag von G. Schub & Cie. G., m. b. H., München. 1903. Preis M. 3.60 gebunden M. 4.80.

„Der Verlag von G. Schub & Cie. hat in dankenswerter Weise bereits mehrere epochenmachende Werke ausländischer Autoren in deutscher Uebersetzung herausgegeben, so „Die neue Bewegung des Katholizismus in Frankreich“ von Prof. Germain Sagagnol in Albi (Südfrankreich), „Die Kirche“ von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona (Italien), ferner „Gelegenheit“ von Msgr. J. L. Spalding, Bischof von Peoria (Amerika). Dieser genannten Büchern schließt sich, nach Inhalt und Form ebenbürtig, ein neues Werk an: „Neue Strömungen in Religion und Literatur.“ Von Abbé Felix Klein, Professor am Institut Catholique zu Paris. Der Autor behandelt acht auf Religion und Literatur bezügliche höchst beachtenswerte Themata: Die neuchristliche Bewegung in der zeitgenössischen Literatur, Sicut Agnos, Demokratie und Kirche, Realismus und Naturalismus in Literatur und Kunst Die Poesie der Gegenwart, Ein Lebensprogramm und Die beseligende Religion, Das Evangelium in unserer Zeit, Eine Erneuerung der theologischen Studien. Diese verschiedenen Aufsätze enthalten eine genaue Schilderung der neuesten religiösen und literarisch-künstlerischen Erscheinungen Frankreichs. Besonders wichtig erscheint uns das Kapitel über die neuchristliche Bewegung, in welchem von dem intensiven Bestreben einiger französischer Schriftsteller, nach Tolstoj's Rezept ein dogmenfreies Christentum einzuführen, die Rede ist, ferner die Abhandlung über „Demokratie und Kirche“ und „Die Poesie der Gegenwart“. Jeder Leser dieses Buches wird nicht bloß durch die Gegenheit der besprochenen Materien, sondern auch durch den präziösen Stil des Verfassers hoch befriedigt sein.“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ — „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Dornen?“ — „So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte.“ — „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ — „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen.“ — „Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen.“ — „Nicht ein Feder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

(Schluß.)

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist, lieber Leser, wiederum der herrlichen Bergpredigt entnommen. Mit allem Nachdruck warnt der Herr die Seinigen vor den „falschen Propheten“ d. h. vor solchen Lehrern und Ratgebern, durch welche die Gemeinde Christi geärgert, verfolgt und verwüstet würde. Es liegt nahe, mit den hl. Vätern hier zunächst an die Irrlehrer im weitesten Sinne des Wortes zu denken. Sehr schön und treffend ist der Vergleich mit „Wölfen in Schafskleidern“: Wenn eine Schafherde ruhig und sorglos weidet, während hinter einem nahen Gebüsch ein Rudel hungriger Wölfe ihr auslauert, so könnten diese, falls der Hirt nicht zur Stelle ist oder nur sehr lässig seines Amtes waltet, nichts Schlaues tun, als sich in Schafsfelle stecken, um den ebenso harmlosen als hilflosen Tieren beizukommen. Allein wenn die Schafe rechtzeitig die teuflische List der verkleideten Wölfe erkennen, so werden sie, die Gefahr erkennend, sich schleunigst um den Hirten schaaren, um bei ihm Hilfe und Schutz zu suchen. Freilich darf der kein „Mietling“ sein; denn „der Mietling sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt dann und zerstreut die Schafe“ (Joh. 10, 12). Leider beweist die Kirchengeschichte zur Genüge, daß bei jedem großen Abfalle von der Kirche weder die Hirten als solche sich bewährten, noch auch die Herde sich die ernststen Mahnungen des Herrn zur Richtschnur nahm. Die falschen Propheten des 16. Jahrhunderts hüllten sich bekanntlich in das Schafskleid des „Evangeliums“, um die Herde Christi zu verwüsten, und ihre Epigonen sehen wir heute, nament-

lich in dem vielgeprüften Oesterreich, wieder fleißig an der Arbeit.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, sagt der Herr und gibt damit das entscheidende Merkmal an. Wie in der Naturwelt die Frucht einer Pflanze je nach dem Wesen der Pflanze ausfällt und ausfallen muß — so (sagt der Herr) herrscht ein analoges (ähnliches) Gesetz auch auf dem religiös-sittlichen Gebiete. — Wie hat die Geschichte auch dieses Wort des Herrn bestätigt! Als Er das Sakrament der Liebe am Vorabende Seines Opfertodes für alle Zeiten einsetzte mit den Worten: „Tuet dieses zu Meinem Andenken“ — gab Er zugleich zu verstehen, daß die Seinigen recht oft von diesem geheimnisvollen Testamente Gebrauch machen sollten zu Seinem Gedächtnisse, zur frommen, gnadenvollen Erinnerung-Feier Seines Opfertodes; und der Bölkerapostel Paulus wiederholt diese Mahnung in seinem ersten Sendschreiben an die Gläubigen von Korinth: sie sollen, so oft sie dieses hehre Geheimnis feiern, „den Tod des Herrn verkünden, bis Er wieder kommt“ (zum Gerichte). Wo wird jenes Wort des Herrn und die Mahnung Seines Apostels besser befolgt, als innerhalb der katholischen Kirche? Welche „Frucht“ hat aber die Abendmahlslehre der sog. Reformatoren gebracht? Die Klagen über die Vernachlässigung des Abendmahls bei unsern getrennten Brüdern wollen von Luthers Tagen an nicht mehr verstummen, — ja, in neuerer Zeit sind diese Klagen geradezu erschütternd, und es läßt sich nicht leugnen, daß selbst die laueste katholische Gemeinde immer noch treuer jenes Wort des (wahren) Evangeliums beobachtet, als die eifrigste Gemeinde drüben bei unsern getrennten Brü-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 19. Juli.** Siebter Sonntag nach Pfingsten. Vincenz v. Paul, Ordensstifter † 1600. Evangelium Matthäus 7, 15-21. Epistel: Römer 6, 19-23. ● St. Andreas: Nachm. 4 Uhr Bruderschafts-Andacht zum guten Tode, mit Predigt. ● St. Lambertus: Fest unseres Stadtpatrons des hl. Martyrers Apollinaris. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, 1/11 Uhr bei günstiger Witterung Auszug der Prozession durch die Stadt. Nachm. 5 Uhr Fest-Predigt, nach derselben Fest-Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris und Verehrung der hl. Reliquien. Während der Oktav findet jeden Tag Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt und Nachmittags 5 Uhr Fest-Andacht statt, nach derselben Verehrung der hl. Reliquien. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Mittags Auszug der Prozession nach Revelaer.
- Montag, 20. Juli.** Elias, Prophet. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr Rückkehr von Revelaer.
- Dienstag, 21. Juli.** Daniel, Prophet.
- Mittwoch, 22. Juli.** Maria Magdalena, Büßerin † 71. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr ist St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 23. Juli.** Apollinaris, Bischof und Martyrer † 79. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr ist Segens-Hochamt.
- Freitag, 24. Juli.** Christina, Jungfrau und Martyrin † 300. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. ● Maria-Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr ist Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 25. Juli.** Jakobus, Apostel.

bern. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ — dieses Wort des Herrn gilt, wie von der Lehre der „Reformatoren“ überhaupt, so auch namentlich von ihrer Abendmahlslehre.

Zum Schlusse unserer Betrachtungen über das hl. Sakrament möchte ich noch eine Einwendung gegen unsere katholische Lehre vom hl. Abendmahl berühren, die vielleicht den einen und anderen unserer Leser schon beunruhigt hat: daß wir nämlich auch nach der Konsekration oftmals die Namen „Brot und Wein“ angewendet finden, obwohl nach unserer Lehre alsdann von Brot und Wein eigentlich nicht mehr geredet werden kann. Beim sakramentalischen Segen singen wir z. B.: „Brot vom Himmel hast Du ihnen (den Menschen) gegeben etc.“ Und der Völkerapostel Paulus sagt an der schon erwähnten Stelle seines ersten Korintherbriefes geradezu: „So oft ihr von diesem Brote esset, und den Kelch trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis Er wiederkommt.“ Kann man daraus schließen, daß — durch die Konsekration — eine Aenderung (die Wesensverwandlung) nicht stattgefunden habe?

Die Einwendung läßt sich durch eine Reihe von Beispielen aus der hl. Schrift leicht widerlegen, von denen ich nur zwei anführen will, weil sie vollaus genügen dürften. Im 9. Kapitel des Johannes-Evangeliums wird berichtet, daß der Herr einem Blindgeborenen das Augenlicht gab. Dieses Wunder hatte einen langen, erregten Wortwechsel zur Folge zwischen den fanatischen Juden einerseits und dem Geheilten und seinen Eltern anderseits. Im 17. Vers lesen wir nun: „Sie sagten wiederum zu dem Blinden, — er wird blind genannt auch nach der wunderbaren Heilung. Hat etwa keine Aenderung, keine Heilung stattgefunden? Kein Vernünftiger wird das behaupten wollen. Es ist eben Gebrauch und allgemein Gewohnheit in jeder Sprache, bei dem Vorkommen einer solchen Umwandlung den ursprünglichen Namen fortwährend beizubehalten. So heißt es auch in dem Berichte des hl. Evangelisten Johannes über das Wunder auf der Hochzeit zu Kana: „Als daher der Speisemeister das Wasser kostete, das zu Wein geworden war.“ Es konnte nicht zugleich Wasser und Wein sein, es hätte sollen einfach Wein genannt werden; aber es heißt: „Das Wasser, das zu Wein geworden war,“ und behält also den Namen bei, den es vorher gehabt. Diese beiden Beispiele aber werden genügen, um dem Leser zu zeigen, daß Ausdrücke dieser Art nicht als Basis zur Erklärung der ganzen Schriftstelle angenommen werden dürfen — hier in unserm Falle aber können die Ausdrücke „Brot und Wein“, wenn sie nach der Konsekration noch gebraucht werden, nur für diejenigen eine Schwierigkeit in der Annahme unserer katholischen Glaubenslehre bieten, der gewöhnlich nach solchen „Schwierigkeiten“ sucht.

S.

Schützen- und Turnfeste.

In den bevorstehenden Tagen der Düsseldorf-er Kirmees feiert der altherwürdige St. Sebastianus-Schützenverein, wohl der älteste Verein Düsseldorfs — denn er besteht urkundlich 468 Jahre —, auf den Rheinwiesen der anderen Rheinseite sein althergebrachtes Schützen- und Volksfest. Liegt auch die Zeit längst hinter uns, wo die Bürger sich in den Waffen üben mußten, um im Notfalle Hans und Hof, Weib und Kind auf den Wällen der Stadt zu schützen gegen den heranziehenden Feind, die Lust am Wett- und Freundschießen hat sich doch bis auf unsere Zeit erhalten; der beste Beweis dafür sind die an vielen Orten des Niederrheins üblichen Schützenfeste.

Als im 13. bis 15. Jahrhundert die politi-

sche Macht von den Rittern auf die Städte überging, da mußte auch bald Ersatz geschafft werden für die patrizischen Turnierfeste. Das Uebungsschießen der weisensfähigen Bürger gab treffliche Gelegenheit dazu. Wenn man diese ernste Angelegenheit mit der damaligen Mai-fest-feier verband, schuf man ein Fest so recht nach dem Bedürfnis der Menge: nützlich und angenehm. Überall in Deutschlands Gauen wurden die Maisschützenfeste im 15. und 16. Jahrhundert glanzvoll gefeiert. Zuerst kam die Arbeit des militärischen Uebungsdiens, dann folgten üppige Schmausereien. Dieselben Bürger, die vor einem Jahrhundert als Zaungäste neidischen Blickes auf die Prunkmahl der Ritter aus angemessener Entfernung einen Blick werfen durften, luden nun die Ritter und Edel Damen zu ihren bürgerlichen Festen als Gäste ein. Und sie kamen gern. Alle Welt kam gern. Denn es ging lustig zu und hoch her. Schon das aufregende Wett-schießen auf den lebendigen Vogel droben an der Stange, dann der feierliche Akt der Verleihung des „Königsvogels“ als erster Preis und der pomphaft umzug des Schützenkönigs und der Königin: an der Spitze der Fähndrich, der seine Fahne wohl zu schwenken verstehen wußte „über sich, vor sich hin, hinter sich, dann durch die Weim“; ihm folgte die lustige Person, der „Pritschenmeister“, den jedermann mit Jubel begrüßte; hinter ihm die Musikanter, denen in stolzem Zuge die Reiten der Jung- und Altschützen folgten. Und nun gar das anschließende Volksfest und Gelage: da ging es hoch her, und gar mancher mußte 16 Heller als Buße zahlen, der nicht „eyrbairlich und hütchtlich“ war und sich in „unredlichem (unvernünftigem) Dripfen überladen“ hatte. Als drittes Element trat im ausgehenden Mittelalter noch eine christliche Feier hinzu: die Schützen-gesellschaften wählten sich einen Schutzheiligen, so sehr häufig den heil. Sebastianus, und organisierten sich als Bruderschaften. Daraus entspringt der so oft vorkommende Name „St. Sebastianus-Schützenverein“.

Inzwischen waren auch die Zeiten, wo der Bürger selbst steigen auf den Torburgen seine Stadt schützte, vorübergegangen. Söldner traten an die Stelle. Somit fiel der Zweck der militärischen Uebung und die Uebung selbst weg. Es blieb eben die Lidelitas, der festliche Teil, und er hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Unsere heutige Gesellschaftsordnung ist noch zu unhistorisch, um eigene Feste schaffen zu können. Sie wird sich an die alten Lustbarkeiten halten müssen.

Und unter diesen steht das Schützenfest obenan. Ein richtiges Volksfest ist es geworden, das alle Gesellschaftsschichten in gesunder Freude zu vereinigen und auch den tiefer Blickenden zu fesseln versteht, besonders wenn es in einer so harmonisch-schönen Weise gefeiert wird, wie die Schützenfeste hier am Niederrhein, speziell in Düsseldorf und Umgegend, als deren bedeutendstes das Schützen- und Volksfest des St. Sebastianus-Schützenvereins doch wohl zweifellos gelten darf.

Im Gegensatz zu den Schützenfesten sind die Turnfeste durchaus neueren Datums; das erste derselben liegt etwa 43 Jahre zurück. Zur Zeit, als das Turnen noch offiziell verfehmt war, fand unter der Regide des liberalen Koburger Herzogs Ernst das erste deutsche Turnfest in den Tagen vom 16. bis 19. Juni 1860 in Koburg statt. Das Fest war gewissermaßen politisch bedeutungsvoll. Es war das erste Fest der ältesten nationalen Vereinigung und bereitete mit jener allgemeine nationale Begeisterung vor, aus der die Wiedervereinigung Deutschlands hervorging. Für das deutsche Turnwesen bezeichnet es den Anfang einer neuen Ära. Bis dahin war das Turnwesen zum Teil politisch geachtet. Jetzt machte sich langsam eine Wandlung fühlbar.

Schon ein Jahr darauf begingen die deutschen Turner ihr zweites Fest. Man nahm

die Gelegenheit wahr, den Grundstein zu dem Denkmal für den Turnvater Jahn in der Hasenheide bei Berlin zu feiern, der Stätte, die den Ausgangspunkt für das deutsche Turnwesen bildet, dem ersten Turnplatz Jahn's. Diesmal, an dem zweiten Berliner Turnfest, nahmen bereits die preussischen Staatsbehörden an der Feier der noch kurz vordem so geachteten Turner teil. Weit über tausend Turner waren von auswärts erschienen; das besagt nicht viel für die heutige Beteiligung an den Turnfesten. Damals aber, wo die Verkehrsmittel noch nicht so zahlreich und so billig waren, dürfte es als Beweis gelten, daß man das Turnfest in ganz Deutschland als nationale Sache ansah.

Das dritte deutsche Turnfest ward zwei Jahre später, 1863, gemeinsam mit der 50-jährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig an der Stätte dieses nationalen Erinnerungsfestes gefeiert. Damals zählte bereits die deutsche Turnerschaft über 100 000 Mitglieder, von denen über 20 000 bei dem herrlichen Feste anwesend waren, das an nationaler Begeisterung die bisherigen Feste noch überbot.

Dann aber dauerte es lange, ehe ein neues allgemeines deutsches Turnfest zustande kam. Die drei Kriege, die für das Wiederaufstehen eines neugeeinten deutschen Reiches notwendig waren, mußten erst ausgefochten werden. Erst machte der deutsche Bruderkrieg vom Jahre 1866 einen Riß auch in die Stimmung des Volkes. Die, die sich eben noch im Kriege gegenüberstanden, konnten nicht auf dem Festplatz miteinander fröhlich sein; und ehe die Wunden dieses Krieges völlig vernarbt waren und die Stimmung für ein viertes deutsches Turnfest vorhanden war, brach der deutsch-französische Krieg aus. Aber kaum war der Krieg siegreich zu Deutschlands Ehre beendet, rüstete man sich zum vierten deutschen Turnfest, das im Jahre 1872 in Bonn gefeiert wurde. Es war das einzige, das in gewisser Beziehung als verunglückt angesehen werden konnte; die Beteiligung war eine sehr schwache, woran einerseits lokale Verhältnisse zufälliger Art die Schuld trugen, andererseits aber war man noch zu kurz nach dem Kriege, zu sehr noch im Siegesrausche und zu jung noch in der Freude über das neu geeinte deutsche Reich, um zu erkennen, daß trotz der Wiedervereinigung Deutschlands solche Feste notwendig waren.

Das fünfte allgemeine deutsche Turnfest fand im Jahre 1880 in Frankfurt a. M. statt, von dessen herrlichem Verlauf sich ein schneller Aufschwung der deutschen Turnerschaft und der deutschen Turnfeste herzschrift, noch mehr von dem Dresdener Fest im Jahre 1885. Dieses sechste deutsche Turnfest, mit dem zugleich die fünfundsanzwanzigste Wiederkehr des Tages gefeiert wurde, „an welchem einst in Koburg unter dem Schutze eines freiheitsliebenden und volksfreundlichen Fürsten der Grundstein zu dem Baue der deutschen Turnerschaft gelegt wurde, der sich heute über alle deutschen Gauen erstreckt, und auch im Auslande feste Stützen hat“, war in vielerlei Beziehungen bemerkenswert. Zum ersten Male erschien beim 6. deutschen Turnfest ein deutscher Fürst, König Albert von Sachsen, auf dem Turnplatz, um den Turnübungen längere Zeit beizuwohnen. Auch Kaiser Wilhelm sandte auf einen telegraphischen Gruß der Turner eine Dankantwort und sprach darin den Wunsch aus, „daß die deutsche Turnerschaft, als eine bildende Pflanzstätte für die Wehrhaftigkeit der Jugend, in ihrer Entwicklung auch ferner kräftig fortzuschreiten möge.“

Ebenso, wie das Dresdener Turnfest, zeigte auch das siebente deutsche Turnfest, das im Jahre 1889 in München beinahe 14 Tage lang gefeiert wurde, daß die deutschen Turnfeste auch politisch ihre Bedeutung noch nicht ausgespielt haben.

Die Begrüßungsrede, die der Ehrenvorsitzende des Festes, Prinz Ludwig, der Sohn

des Prinz-Regenten hielt, war eine Rede, welche über Deutschlands Grenzen hinaus Aufsehen erregte. Er sprach von dem Anteil Bayerns im deutschen Sinne seit den Tagen König Ludwig des Ersten, der Annäherung und Befreundung zum deutschen Kaiserthum, und das alles gefagt zur Ehre der deutschen Turnerei aus dem Munde des präsidentlichen Thronerben der bayerischen Krone — das klang so erwärmend und verheißend in tausend Herzen wieder, daß auch die alten, im Kampf um die gute Sache ergrauten Turner sich sagen mußten: Nun sind wir auf gutem Wege!

Zum achten deutschen Turnfest versammelten sich die deutschen Turner im Jahre 1893 in Breslau, zum ersten Male in Deutschlands Osten. Konnte dieses Turnfest auch nicht an Glanz und Bedeutung die beiden vorhergehenden Feste erreichen, so überbot es diese an Gemüthlichkeit, wurden die Turner doch in Schlesiens Hauptstadt mit einer Herzlichkeit ohne Gleichen aufgenommen.

Dann kam im Jahre 1898 Deutschlands Norden daran. Zum ersten Male vereinigten sich die deutschen Turner zu einem Turnfeste an der Waaterlant; das neunte deutsche Turnfest fand im Juli des genannten Jahres in Hamburg statt, bei einer ungewöhnlich starken Beteiligung. Und nach Hamburg versammelten sich zum zehnten deutschen Turnfest die deutschen Turner zum zweiten Male auf bayerischem Boden in Nürnberg, wo man eben jetzt mit den Vorbereitungen für das Fest aufs eifrigste beschäftigt ist.

Die deutschen Turnfeste sind eigenartig und unterscheiden sich in mannigfacher Weise von den deutschen Sängersfesten und Bundesfesten; sie tragen einen idealen Charakter dadurch in sich, daß sie für die einzelnen Festteilnehmer mit den allerhöchsten Arbeiten verbunden sind.

Festbummler sind in verschwindend kleiner Anzahl anzutreffen, Fest-Becher ebenfalls. Denn wenn auch der deutsche Turner Freund eines guten deutschen Trunkes ist, so muß er doch bei den Turnfesten jedes Uebermaß scheuen, wenn er einen Siegespreis erringen will, der nur durch die gewaltigsten Anstrengungen errungen werden kann, um den Ströme von Schweiß vergossen werden, denn lange schon vor den Festen beginnen in den einzelnen Turnvereinen die Vorbereitungen. Aber trotz aller dieser Anstrengungen, die im Erringen des Preises gemacht werden müssen, bestehen diese Siegespreise nicht in kostbaren Gegenständen, sondern nur in einem einfachen Eichenkranz und einem einfachen Diplom, die aber im Heim des deutschen Turners nicht minder als Schmuck der Behausung angesehen werden, als glänzende Pokale und andere Wertstücke, die bei Sportfesten anderer Art errungen werden.

Die „deutsche Turnerschaft“, die sich zu diesen deutschen Turnfesten, in der Regel in Zeitabständen von 5 Jahren, ein Stellbild gibt, ist eine stattliche Macht, gehören ihr doch in etwa 4000 Vereinen ungefähr eine halbe Million Mitglieder an. Aber zu den Festen erscheinen nicht nur Mitglieder dieser Turnerschaft, sondern deutsche Turner der ganzen Welt, nein auch fremdländische Turner, die sich für das deutsche Turnwesen interessieren. Bei den letzten großen Turnfesten in München und Hamburg erschienen Turner aus Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Ungarn, Siebenbürgen, Schweden, Dänemark, Rußland, ja auch aus Nordamerika; ja der nordamerikanische Turnerbund ist bei den meisten deutschen Turnfesten vertreten gewesen.

Und alle die ausländischen Turner sahen und sahen immer wieder deutsches Turnen und die mannigfachen Vorzüge desselben vor den Sportübungen anderer Völker und lehren heim in ihre Orte, wo sie die Eindrücke des deutschen Turnfestes gewiß in Nachahmungen deutschen Turnens vorarbeiten. So haben diese Feste auch zur Anerkennung des Deutsch-

tums im Auslande beigetragen, und so haben sie auch als reinsportliche Veranstaltungen eine nationalpolitische Bedeutung, die nicht unterschätzt werden kann.

Erntebräuche.

Kulturgeschichtliche Skizze von E. v. Langfeldt.

Heiß gleitet Sonne durch das All,
Die Gold liegt sie auf allen Wegen,
Die vollen Aeihren neigen sich
Wie Dank für all den Erntesehen.

Erntezeit, reiche, frohe Zeit, die die Aussaat mit gold'nen Aeihren und reifen Früchten segnet, die den Lohn schwerer Arbeit und sauren Schweißes bringt, wie erseht Dich der Landmann mit Bangen und Hoffen! Die schwankenden, wiegenden Halme, sie erzählen sich von dem Natursegen, der nun wieder aufgetan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgetan für alles, was da lebt. Man sieht wieder mit leblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde einen Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Aeihren dampft ein keusch Geheimnis der Natur in die blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle. Und die heiße Sommerjonne lacht über das Halmenfeld hin wie ein Segensgruß:

Es regt auf dem reisenden Kornesfeld
Sich kaum ein Lüftchen leis und mild,
Wie fromme Väter still beglückt
Im Gotteshause seh'n gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Aeihren im Gebet versunken.

Die Zeit der Ernte ist in mancher Beziehung eine Zeit, in welcher der Mensch die Güte Gottes ganz besonders erkennen und preisen soll, und es ist darum nur natürlich und eine schöne Sitte, daß in manchen Gegenden dem Ernteanfang eine Erntebetstunde in der festlich geschmückten Ortskirche vorausgeht, während es anderorts Brauch ist, während der Erntezeit, so lange Garben im Felde stehen, des Mittags vom Kirchthurm zu läuten.

Es kann uns nicht wunder nehmen, daß eine Pflanze, die in so hohem Grade den Dank des Menschen gegen die Vorsehung erfordert, in ihrer ganzen Entwicklung vom Keimen bis zur Ernte mit besonderem Interesse beobachtet wurde, und daß eine große Zahl Sitten und Gebräuche sich an dieselbe knüpften. War im Frühjahr die Feldflur bestellt, so wurde dieselbe mit einem Pilge, der von Jungfrauen gezogen wurde, umzogen. Durch dieses Benehmen, das vielfach in Süddeutschland üblich war, wollte man der Ackerarbeit den besten Erfolg sichern. Wollte der Landmann seine Saaten vor Bliz, Hagel und schädlichen Würmern schützen, so bedeckte er am Palmsonntage die Felder mit den geweihten Palmzweigen. In einigen Gegenden, wie in der Schweiz, war es Sitte, brennende Strohbindel über die Saatzfelder hinabrollen zu lassen, um, wie es hieß, „das Korn aufzuwecken“.

Aus diesen Sitten und Gebräuchen geht hervor, daß der Landmann schon früher zu der Erkenntnis gekommen war, daß zu dem Gedeihen des Getreides mehr erforderlich war, als seine Arbeit. In der vorchristlichen Zeit schrieb er diese Einwirkung geistiger Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte ausüben sollten. In Niederdeutschland ist es besonders die „Roggenmuhme“, die in den wogenden Halmen auf- und abwandert, und vor der man die Kinder warnt:

Laß steh'n die Blumel
Geh nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Sieht um da vorn!
Wald duckt sie nieder,
Wald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen laugen. (Kopisch).

In Oesterreich, der Schweiz, in Bayern, im Voigtlande, in Thüringen und anderen Ländern war der „Billwiß“, der böswilligste der Korndämonen, bekannt und gefürchtet. Der Billwiß schritt nach der Sage am Johannis-morgen durch die Getreideselder, um mit den an seinen Knöcheln befestigten Sichel lange Gassen in das Korn hineinzumähen. Die Veranlassung zu dieser Mär haben die Gänge der Hasen durch das Getreide gegeben, da diese Rager auf diesen Läufern alle im Wege stehenden Halme abbeißten, um ungestörter laufen zu können.

Von besonderer Bedeutung bei der Ernte sind die ersten Aeihren und die erste Garbe. In vielen Gegenden wird in die erste Garbe ein Brot und ein Ofterei gebunden, um das Wiederaufkeimen und einen reichlichen Ertrag für das nächste Jahr zu sichern. Hier und da werden von dem Vormäher drei Aeihren vor Beginn der Mahd abgeschnitten und an die Enden gebunden, da sie gegen Kreuzschmerzen schützen und vor Verwundungen durch Sense und Sichel bewahren sollen. Wie die ersten Aeihren und die erste Garbe, so spielen bei den Erntebräuchen auch die letzten Aeihren und die letzte Garbe eine wichtige Rolle. In vielen Gegenden läßt man auf dem letzten Acker einige Halme stehen, die man vorher bezeichnet und umkreist hat. In die Mitte derselben steckt man eine „Maie“, an welche jene Halme mit bunten Bändern befestigt werden; dann treten alle Arbeiter zum Gebete nieder. Das Binden solcher Bündel geschah in den einzelnen Gegenden in verschiedener Weise. So mußten in einigen Gegenden drei große Aeihren mit der rechten Hand erfaßt, zu einem Knoten verschlungen und mit den Kräutern des Ackers, als Kornblumen, Rohn und Kamillen geschmückt werden. In manchen Gegenden fügte man auf Roggenäckern noch ein Stück Roggenbrot und auf Weizenäckern ein Stück Weizenbrot bei.

Aus der Fülle der verschiedenen Erntebräuche wollen wir zum Schluß noch einen schönen Brauch aus der Schweiz herausgreifen, der von Gottfried Keller dichterisch behandelt worden ist:

„In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch
Wann hell die Sonnensterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken
Das sich dem Aeihrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sichel durch die gold'ne Saat.
Das sind die Burchen jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Haus
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reine Luft ziert ihren Fleiß.“

Tante Insanna.

Skizze von A. von Rohrt.

„Wohin machen wir in diesem Jahre unsere Ferienreise?“ Um diese Frage reiflich zu überlegen, hatte Fräulein Anna Lange, wohlbestallte Lehrerin an der Stadtschule zu Marientwerder, ihre beiden Kolleginnen und zugleich besten Freundinnen Insanna Berg und Fanny Arnd zum Kaffee eingeladen.

„Wißt Ihr was“, sagte Anna, „ich habe eine famose Idee! Reisen wir in diesem Jahre mal in eins der großen Modebäder. Wenn wir uns ein bißchen verständlich einrichten, wird uns die Geschichte sicher nicht trauriger, als wie in den Bädern, wo wir uns sonst 'rumdrückten.“

Man sah es den beiden andern an, daß ihnen der Vorschlag gefiel; aber Suse, die ärmste von ihnen, die eine alte Mutter und einen schwachen Bruder zu unterstützen hatte, schüttelte den Kopf und seufzte: „so viel Geld

habe ich nicht!" während Fanny, die bedächtige meinte: „so lange ich lebe, ist es schon mein Herzenswunsch, einmal eine Saison in Ostende mitzumachen; aber dahin können wir jungen Mädchen nicht ohne Anstandsdame reisen.“

„Anstandsdame!" lachte Anna. „Woher die nehmen und nicht stehlen und wenn wir glücklich eine haben, sagt sie gewiß bei jeder Gelegenheit: das schickt sich nicht, das dürft ihr nicht und vereitelt uns den ganzen Spaß.“

Susanne war bei den letzten Worten aufgestanden und ins Nebenzimmer gegangen. Nach einigen Augenblicken kam sie wieder, eine Tischdecke als Umschlagetuch umgebunden und den Kopf mit einem Spitzenkleier verhüllt. „Kinder“, sagte sie und erhob mahnend den Finger, „was macht Ihr schon wieder für einen Lärm, das schickt sich nicht für junge Damen!“

Die beiden anderen erhoben ein jubelndes Gelächter, dann steckten alle drei die Köpfe zusammen und der Schlachtplan wurde entworfen.

Es war Ebbezeit. Auf dem breiten, mit glänzend weißem Sande bedeckten Strand von Ostende entfaltetete sich das Vadeleben in seinem ganzen Glanze. Aus dem Kurhaus ertönte rauschende Musik und auf dem breiten Seedamm wogte eine bunte, lachende und scherzende Menge auf und ab.

Der Vorstrand war ganz bedeckt mit zierlichen Zelten, die alle mit Fähnchen und bunten Wimpeln auf das schönste geschmückt waren. Drei Damen drängten sich hier durch die Menge von spielenden Kindern und nahmen in einem etwas abseits gelegenen Zelte Platz. Die beiden jüngeren streckten sich in dem warmen Sande aus und die ältere setzte sich in einen bequemen Feldsessel.

„Soll ich Dir auch einen Schemel holen und eine Decke, Tante Susanna?“ fragte das eine der jungen Mädchen lachend. Es war Anna Lauge.

„Nun, eine Nummelgreislin bin ich doch noch nicht“, meinte Tante Susanna. „Aber Fanny, Du wirst Dein schönes, weißes Kleid verderben.“

Fanny Arnd wirbelte eine große Sandwolke auf. „Ach Kinder, ich finde es so wonnig hier! Seht nur, wie die Sonne scheint, hört, wie das Meer rauscht! Und habt Ihr es wohl gesehen? Die russische Großfürstin trug vorhin ein Kleid aus ganz Brüsseler Spitzen, und die Perlenkette, die sie um hatte, hat gewiß eine halbe Million gekostet. O Gott, wie schön ist es hier, ich könnte die ganze Welt umarmen!“

„Die ganze Welt? warum nicht gar. Da kommt ein viel würdigerer und saßlicherer Gegenstand“, neckte Anna.

Zwei Herren näherten sich dem Zelte, von denen der eine, ein junger eleganter Mann, apart in einen weißen Flanellanzug gekleidet, seinen Begleiter sehr sorgsam und liebevoll führte und führte.

Tante Susanna erhob sich rasch, rückte einen zweiten Stuhl in den Schatten der Zeltwand und holte eine Decke und ein paar Kissen herbei.

„Siehst Du, Onkel, hier ist schon alles für Dich bereit“, sagte der junge Mann und half dem Leidenden, sich bequem in dem Stuhl auszustrecken. Der hatte nur für Tante Susanna einen freundlichen Blick und überließ es seinem Neffen, Fanny und Anna zu begrüßen.

„Nun Herr Helmer?“ fing Anna dann auch gleich an, „wie ist Ihnen die gestrige Rudertour bekommen? und wie wird es mit dem Muschelnischen?“

„Das kann jetzt losgehen, da drüben wartet schon mein Freund Jan mit seinem Boote“, lachte Fritz Helmer und bot Fanny den rechten, Anna den linken Arm.

Die jungen Mädchen jubelten vor Vergnügen. „Adieu Tante“, sagten sie; und der junge Mann meinte noch im Abgehen, „passen Sie, bitte, recht schön auf meinen Onkel auf.“ Dann waren die drei verschwunden.

Tante Susanna sah ihnen nach, sie war heiß errötet, was ihr trotz Brille und Spitzenhaube ein sehr jugendliches Ansehen gab und Herr Hans Helmer, Rentier aus Hannover wie er sich ins Fremdenbuch eingetragen, lehnte sich befriedigt in seine Kissen zurück; er sah noch blaß und leidend genug aus, doch hatte er sich seit jenem Tage vor drei Wochen, wo er ohnmächtig in den Sand niedersank und sein rastloser Kesse die drei, zufällig in der Nähe weilenden Damen um Beistand bat, bereits sehr erholt. „Daran ist Ihre Tante Susanna allein schuld“, versicherte der junge Helmer Anna und Fanny immer aufs Neue. „So gut verstand noch kein Mensch mit ihm umzugehen. Sie sind von der Vorsehung eigens für uns hergeschickt.“ Und vom ersten Tage an war man unzertrennlich. Warum auch nicht? Die jungen Mädchen hatten ja ihre Tante bei sich und der junge Mann seinen Onkel.

Sie sah sehr würdig aus, Tante Susanne, wie sie dasaß und mit ihren zierlichen Händen ihre Häkelerei bewegte. Auch schien sie Onkel Hans sehr zu gefallen, denn er sah sie unverwandt an und er, der sonst nach seines Neffen Ausdruck niemals den Mund aufthat, wurde plötzlich ganz beredt und wühlte so hübsch von einem Gute, das er sich kaufen wollte, zu erzählen.

Anna und Fanny suchten indessen Muscheln. „Die arme Tante Susanne, wir hätten sie eigentlich mitnehmen müssen!“ meinte Anna.

Fritz Helmer schleuderte Steine ins Wasser. „Bitte, was hätte dann mein Onkel ansagen sollen?“ sagte er.

Anna schien heute freisüchtig. „Meinen Sie vielleicht, daß unsere Tante für Ihren Onkel da ist?“

„Ja, wenn Deine Tante meine Tante wäre.“ Fritz Helmer dachte nach. „Wie alt ist Tante Susanne eigentlich?“ fragte er.

„Biel zu jung für Ihren Onkel!“ plägte Anna heraus und, „oho, viel zu alt!“ entfuhr es ihm.

Sie hatten plötzlich alle drei merkwürdige Eile, zu ihrem Onkel und ihrer Tante zurückzukommen. Auch der lange Abendspaziergang am Strande unterblieb heute; sie widmeten sich dafür mit auffallendem Eifer den beiden älteren Herrschaften, die darüber aber garnicht erbaut schienen.

„Was machen wir nun?“ Anna und Fanny versuchten Abends im Bett diese Frage zu überlegen.

Anna war rosiges Lauge. Sie hatte vorhin einen langen Brief bekommen, bei dessen Lesen ihr Gesicht gestrahlt hatte. „Ach“, meinte sie, „in ein paar Tagen reisen wir ab, dann ist alles gut, und Tante Susanna wird Onkel Hans schnell vergessen. In einen solchen alten Brummbar kann sie sich doch nicht verlieben.“ und bei diesen Worten küßte sie zärtlich den goldenen Kettenring, den sie seit einiger Zeit am Finger trug.

Fanny hatte beim Erwähnen der Abreise melancholisch geklopft. Jetzt sagte sie stockend: „Kannst Du Dir eigentlich denken, was der junge Helmer ist? Wahrscheinlich Offizier, ich finde, er macht einen so vornehmen Eindruck. Welch ein Glück, daß niemand hier weiß, daß wir Lehrerinnen sind!“

„Du.“ — Anna wiegte weise den Kopf, — „seiner Bestimmung entgeht niemand. Offiziere sind aber gewöhnlich nicht für arme Lehrerinnen bestimmt.“

Am nächsten Morgen traf man sich wieder am Strande. Auf wen paß ich nun am besten auf? dachte Anna und beschloß sich Tante Susanna zu widmen.

Fanny und Fritz Helmer schienen das sehr angenehm zu finden. Ehe man sich's verfab, waren sie hinter den Dünen verschwunden.

Onkel Hans sah heute merkwürdig aus; der finstere und milde Ausdruck seines Gesichts war entschunden und seine Augen blitzten wie im neuen Lebensmut. Er gefiel Anna plötzlich sehr. „Ich will einen Strandspaziergang machen“, sagte sie und ging davon.

Sie konnte es sich aber nicht versagen, hinter einem Sandhügel verborgen die beiden von fern zu beobachten.

Sie bemerkte, wie Onkel Hans erst leidenschaftlich auf Tante Susanna einredete, die plötzlich in Tränen ausbrach, Spitzenhaube und Brille abnahm, einige Augenblicke die Hände rang, um dann Onkel Hans in die Arme zu sinken.

„Also wirklich“, dachte Anna und stürzte davon um den beiden andern die große Neuigkeit zu verkünden.

Sie traf sie hinter einer Düne und stürte sie gerade im schönsten Augenblick ihres Lebens. Fritz Helmer sagte sich aber rasch, er ergriff Fannys Hand, verbeugte sich und sagte: „Als Verlobte empfehlen sich.“

„Und weißt Du was er ist?“ rief Fanny zwischen Lachen und Weinen. „Ein Lehrer, und er hatte sich vorgenommen niemals eine Lehrerin zu heiraten!“

Anna nahm sich garnicht mal die Zeit, Fanny zu umarmen. „Denk Euch nur, der Onkel und die Tante haben sich auch verlobt“, verkündet sie.

„Der Kerl ist wohl verrückt, das geht doch gar nicht!“ fuhr der glückliche Bräutigam auf, „und wenn sie ein Engel ist, so ist sie doch zu alt für ihn.“

„Zu alt?“ riefen die beiden andern wie aus einem Munde. „Er ist zu alt für sie!“ und sie sahen sich gegenseitig in die staunenden Gesichter.

„Na, nun will ich nur Farbe bekennen“, meinte dann Fritz. Mein Onkel ist nämlich garnicht mein Onkel, sondern mein Bruder. Der arme Kerl war totkrank am Typhus und nun bestand der Arzt darauf, daß er zu seiner gänzlichen Wiederherstellung hierher nach Ostende reife. Mein Bruder ist aber ein Sonderling, besonders junge Damen sind sein Schrecken. Er behauptet, daß die Heiratswütigen zu Duzenden in einem Seebade herumlanieren, um sich auf jeden armen Junggesellen, der ihnen in den Weg kommt, zu stürzen. So kamen wir auf den Gedanken, meinen Bruder zu meinem Onkel zu machen, was ja in Anbetracht seines früh ergrauten Haares und seines leidenden Aussehens gut ging. Und nun verliebt sich der Weiberfeind in eine alte Tante!“

Anna und Fanny konnten vor Lachen fast nicht sprechen. „Aber unsere Tante ist ja garnicht unsere Tante“, brachten sie endlich heraus. „Sie ist unsere Freundin und erst zweiundzwanzig Jahre alt. Wir haben sie nur für vier Wochen zu unserer Tante und Anstandsdame erhoben, weil wir doch so große Lust hatten, unsere Ferien hier in Ostende zu verleben und die Welt es nun einmal nicht für passend hält, daß junge Damen allein ins Seebad reisen.“

Abends feierte man in einem Separatzimmer des Kurhauses Verlobung. Wenn die Jugend gar zu übermütig wurde, erhob der Onkel mahnend den Finger: „Kinder“, sagte er, „ich muß mir ausbitten, daß ihr Euch bemüht ein wenig verständig zu sein.“

Aber Susanna legte sogleich die Hand auf seinen Arm. „Ich bin die Tante, ich habe am meisten zu sagen. Laß sie nur, laß sie, Dieser Tag muß gefeiert werden!“ und dann bestellte man eine neue Flasche Champagner.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 16, 1-9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in üblem Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet.“ — „Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein.“ — „Der Verwalter aber sprach bei sich: was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich.“ — „Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen.“ — „Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Del. Und er sprach: nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig.“ — „Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes.“ — „Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Die Weltkinder und die Kinder des Lichtes.

Das ist die wahre Weisheit, lieber Leser, daß wir die Aufgabe unseres Lebens im rechten Geiste erfassen und zugleich die Mittel und Wege, um diese Aufgabe zur Vollendung zu bringen. Gerade das heutige Evangelium ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich; denn es weist mit allem Nachdrucke darauf hin, daß wir uns als Haushalter, als Verwalter Gottes betrachten müssen, der uns einst über die Art unserer Haushaltung zur Rechenschaft ziehen wird.

Die Könige und Fürsten sind Verwalter des Allerhöchsten, der ihnen Macht gegeben zur Handhabung der Gerechtigkeit; nicht um ihretwillen sind die Völker da — sie sind vielmehr der Völker wegen da, um diese durch eine weise und gerechte Regierung möglichst glücklich zu machen. Die Bischöfe und Priester sind, wie der große hl. Paulus sagt, „Diener Christi“ und „Verwalter der Heilsgeheimnisse Gottes“ — nicht, um wohlbehäbig „auf Mosesstühlen zu sitzen“ und sich glücklich zu tun, sondern um die ihnen anvertraute Heerde zu weiden auf den grünen Auen geistiger Nahrung und für die Sache Jesu Christi und Seines Heiles ihre ganze Kraft einzusetzen. Die Höfen und Reichen sind Verwalter des Allerhöchsten: sie sollen von den Höhen ihres Ansehens und ihrer Macht und aus der Fülle ihres Ueberflusses Segen verbreiten mit freigebiger Hand, damit die Gegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen Vornehm und Gering möglichst gemildert werden; denn der Gottmensch hat Alle ohne Ausnahme mit Seinem Blute

erlöst, hat damit Allen ein gleiches Anrecht auf Sein Heilsverdienst verliehen und Alle ohne Ausnahme zur Seligkeit des Himmels berufen. Die Väter und Mütter sind Verwalter des Allerhöchsten, der ihnen in den Kindern heilige Kleinodien anvertraut hat — nicht zu Lieb und Lust und zum Prunken fürs irdische Leben, sondern zu sorgfältiger Hut und Erziehung: Kleinodien, die der himmlische Hausherr einst aus ihrer Hand zurückfordern wird. Kurz, wir alle, lieber Leser, Junge und Alte, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, — wir alle sind Verwalter Gottes; denn Keiner ist von uns so arm, Keiner so niedrig, Keiner so vergessen auf der weiten Erde, dem der Herr nicht Gaben verliehen, Wege eröffnet, den er nicht in Verhältnisse gesetzt, die ihm eine weitere oder engere, immer aber eine fruchtbringende Tätigkeit möglich machten.

Vor allem aber sind wir Verwalter Gottes als Christen: wir sollen sorgsam den Glauben bewahren, mit dem uns der Herr durch Seine Kirche gesegnet hat; wir sollen die Heilmittel (Sakramente etc.) gewissenhaft gebrauchen, mit denen uns der Herr durch seine Kirche gnadenvoll stärkt in unsern Schwächen und Lebenskämpfen; wir sollen dieser Kirche als unserer geistigen Mutter, mit Kindesliebe und kindlichem Gehorsam treu ergeben bleiben, in dem Vertrauen, daß die Wege, die sie uns führt, die Wege Christi sind und zu Seinem himmlischen Reiche führen. So sind wir allesamt Verwalter Gottes: wehe uns, wenn wir es je vergessen sollten!

Von den „Weltkindern“, sagt der Herr, sollen wir dabei lernen, also von denen, die ein Leben führen, als ob von einer ein-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 26. Juli.** Achter Sonntag nach Pfingsten. Anna. Evangelium Lukas 16, 1-9. Epistel: Römer 8, 12-17. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der mar. Jünglings-Kongregation, 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierl. Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris, Beisehung der hl. Reliquien und Verehrung derselben. • Franziskaner-Klosterkirche: Dreizehntündiges Gebet zur Erlebung um Gottes Segen für die bevorstehende Papstwahl. Die Aussetzung des Allerheiligsten ist Morgens um 5 Uhr, die Schlussandacht Nachmittags von 5-6 Uhr.
- Montag, 27. Juli.** Pantaleon, Martyrer † 303. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 8 Uhr sind die feierl. Exequien für den hl. Vater Leo XIII. Von diesem Tage an ist bis auf Weiteres jeden Abend um 7/8 nach 7 Uhr vor aufgesetztem hl. Sakramente Bettstunde für eine gute Papstwahl. Dienstags und Donnerstags fallen alsdann die Andachten um 6 Uhr Nachmittags aus.
- Dienstag, 28. Juli.** Innocenz, Papst † 417.
- Mittwoch, 29. Juli.** Martha, Jungfrau † 67.
- Donnerstag, 30. Juli.** Abdon und Sennen, Martyrer † 550.
- Freitag, 31. Juli.** Ignatius von Loyola, Stifter des Jesuitenordens † 1556.
- Sonntag, 1. August.** Petri Kettenfeier. • St. Lambertus: Morgens 1/8 Uhr Segensmesse.

frühen Vergeltung, von einem göttlichen Gerichte, von einem jenseitigen Leben keine Rede sein könne. Wie genau kannte jener ungerechte Verwalter des Evangeliums die Mittel, die ihm in seiner fatalen Lage noch zu Gebote standen! Er überlegt: graben — betteln? Nein! das wären nicht die rechten Mittel, um zum Ziele zu kommen; er will ja genießen: und wie klug hat er das Mittel zu diesem Ziel erwogen! Ja, so klug, daß sein Herr selbst nicht umhin kann, seine Klugheit zu bewundern. Und klar am Tage liegt auch die Beobachtung, die der Heiland hier ausspricht: daß die Welt in der Klüger, d. h. erfindungsreicher sind an Mitteln für ihre Sache, als die Kinder Gottes für die ihrige. Ach! wie viel mehr wäre von jeher den Kindern des Lichtes in der Welt gelungen, wenn sie mit dem Eifer etwas mehr Ueberlegung, mit der Arglosigkeit etwas mehr Vorsicht, mit ihrem Blicke auf das Ziel etwas mehr den Blick auf die Mittel verbunden hätten! Unwillkürlich denke ich da an das unglückliche Frankreich: mit welcher Arglosigkeit — um nicht zu sagen Sorglosigkeit — haben die Katholiken Frankreichs seit einer Reihe von Jahren die Feinde ihrer Kirche das Werk der Zerstörung ausführen lassen, ohne sich ernstlich auf die Mittel zu bestimmen, diesem teuflischen Vorgehen Einhalt zu tun. Es ist nicht lediglich Gottvertrauen, was der Haltung der Katholiken zu Grunde lag: es ist — abgesehen von der Eigenart der dortigen Verhältnisse — auch ein großes Maß von Trägheit auf Seite der Katholiken, was den Feinden Gottes und Seiner Kirche sehr zu Statten kam.

Was die weltlichen Dinge betrifft, da sind eigentlich nur sehr Wenige, welche die Hände zusammenfalten und ruhig warten, was der liebe Gott ihnen in den Schooß fallen lassen will. Da erkennen sie es ganz gut, daß, wer essen will, auch arbeiten, und wer gut ruhen will, sich auch gut betten muß. Nur in geistlichen Dingen legt man so die Hände zusammen und läßt's darauf ankommen. Auch die frommeren Christen überlegen gar zu oft nicht, durch welche Mittel sie wohl das Reich Gottes noch kräftiger fördern könnten, als sie es tun — durch welche Mittel sie selbst immer mehr Eigentum des Herrn werden, durch welche Mittel sie an Gottesfurcht und Tugend erheblich wachsen könnten: ich sage, darüber ernstliche Reflexionen anstellen, das tun doch eigentlich nur Wenige. Man läßt sich (wenn ich so sagen darf) in religiöser Hinsicht eben so gehen und schleppt alte Gewohnheitsfehler durch ein ganzes Leben hin, so daß trotz Glaube und Evangelium erbärmliche Schwachheiten uns aufleben wie unser Schatten.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wie viel besser würde es um unser religiöses Leben stehen, wollten wir nur ernstlich die Mittel zu einer wahren Besserung überlegen, um sie dann auch ernst und energisch anzuwenden! Die Weltkinder haben bei all ihrem Tun und Trachten nur irdischen Vorteil im Auge — der Christ aber darf für treue Pflichterfüllung einen Lohn erwarten, der alles Irdische in unendlichem Maße übersteigt.

Papst Leo XIII. †

Von Otto Heinrich.

„Die Sonne sinkt im Westen tief zu Tal,
Auf dich, o Leo, fällt ihr letzter Strahl.
In den verdorrten Aedern langsam dorrt
Das Leben ein und schwindet langsam fort.
Der Tod entsendet seinen Pfeil, und bald
Ruht in dem Leichentuch der Körper kalt.“

Diese ins Deutsche übertragenen Eingangsworte eines italienischen Gedichtes, das Papst Leo XIII. schon vor mehreren Jahren an den inzwischen verstorbenen Geschichtschreiber Cesare Cantù richtete, sind nun zur Wahrheit

geworden: Der Nachfolger Pius IX. ist aus dem Leben geschieden, und mit ihm ein Mann, dessen Namen die Geschichte unter die großen Päpste einreihen wird. Er hat das Papsttum mit neuem Glanze umkleidet, ist gleich hervorragend gewesen als Papst, als Diplomat, als Gelehrter und als Dichter, und selbst die Gegner der Kirche haben nicht umhin gekonnt, den ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dieses Trägers der Tiara die gebührende Anerkennung zu zollen.

Papst Leo XIII., geboren am 2. März 1810 und Papst seit dem 3. März 1878, ist weit über das Durchschnittsmaß der Lebens- und Regierungsdauer der Päpste hinausgerückt. Von den 263 Päpsten, die seit Petrus gezählt werden, haben nur elf länger als 17 Jahre regiert, und seit der Rückkehr des Papsttums von Avignon (1378) haben nur 16 Päpste das 80. Lebensjahr überschritten. Schon vor zwanzig Jahren sprach man bei jeder Gelegenheit von seiner erschreckenden Blässe und Magerkeit, und im Jahre vor seiner Thronbesteigung schrieb ein Priester von ihm: „Sein Körper enthält gerade so viel Materie, als eine Seele bedarf, um darin wohnen zu können. Das Zittern seiner Hände deutet auf Altersschwäche.“ Unzählige Male schon ließ die Fama den Papst dem Tode nahe sein, und dennoch hat Leo XIII. bei seiner asketischen und streng geregelten Lebensweise es zu so hohen Jahren gebracht, die Zahl jener ehrwürdigen Greise des 19. Jahrhunderts vermehrend, die in ungeminderter Geisteskraft ausharrten bis zu dem Augenblick, da sie, hochbetagt über das Durchschnittsalter der Sterblichen, abgerufen wurden. Der greise Pontifex, dem sonst die Eitelkeit fremd war, empfand mit dem zunehmenden Alter doch eine Art von Stolz darüber, daß er es so weit gebracht, und noch bei Bismarck's Tode äußerte er zu seinem Leibbarze Dr. Raponi: „Merkwürdig. Mein armes Körperchen zeigt doch mehr Widerstandsfähigkeit als der Leib der Riesen dieses Jahrhunderts!“ Nun ist auch er zu seinen Vorgängern auf dem Stuhle des heiligen Petrus verjüngt worden, von denen er fünf — Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. — regieren gesehen hat, bevor er ihnen als der sechste Papst im 19. Jahrhundert folgte.

Joachim Pecci entstammt der kleinen Ortschaft Carpignano bei Anagni, wo die aus Siena stammende Familie Pecci einen Palast und etwa die Hälfte des gesamten Grundeigentums besitzt. Sein Vater war Sindaco (Bürgermeister) und Titularoberst der Milizen, dem seine Gemahlin Anna, die ihren Stammbaum auf Cola Rienzi zurückführen konnte, fünf Söhne und zwei Töchter schenkte. Als zweitjüngster Sohn kam der spätere Papst zur Welt.

Von seinem achten Jahre an wurde er mit seinem drei Jahre älteren Bruder Joseph, der als Kardinal gestorben ist, im Jesuitenkolleg erzogen, und nach sechs Jahren kamen beide in das Collegium Romanum zu Rom, in dem Leo XII. den Unterricht gleichfalls in die Hände der Jesuiten gelegt hatte. 1832 erhielt Joachim Pecci, dessen Begabung sich als eine hervorragende erwies, den theologischen Doktorgrad und kam in die Accademia dei nobili ecclesiastici. Bald eröffnete sich ihm eine glänzende Laufbahn. Schon 1837, als er noch nicht Priester war, wurde er auf Vorschlag des damaligen Kardinal-Staatssekretärs Lambruschini vom Papst Gregor XVI. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt und dann — eine fernere Auszeichnung — am 31. Dez. durch den berühmten Kardinal Odescalchi, den Generalvikar des Papstes, zum Priester geweiht. 1838 wurde er päpstlicher Delegierter in der Provinz Benevent, 1841 zu Perugia, 1843 Erzbischof von Damiette in partibus infidelium in Brüssel, wo König Leopold I. den ersten Kirchenfürsten aufrichtig liebte. Seine schwache Gesundheit ertrug indessen das Klima des Nordens nur

schwer, deswegen erbat er seine Abberufung und begab sich über Frankreich, England und Deutschland nach Rom zurück. 1846 wurde er zum Erzbischof von Perugia ernannt, wo er eifrig den Liberalismus bekämpfte und durch seine Wirksamkeit auf sozialem Gebiet Großes leistete. Gregor XVI. hatte ihn bereits zum Kardinal in pectore reserviert, als er bald darauf starb, und Pius IX. den Stuhl Petri bestieg. Unter ihm wurde Pecci erst 1853 Kardinal und blieb in Perugia. 1877 berief der Papst den Kardinal Pecci als Kardinal-Camerlengo, der im Falle eines Konklave als „Reichsverweser“ zu fungieren hat, nach der Siebenhügelstadt.

Schon nach einem halben Jahre trat der Kardinal als Camerlengo in Tätigkeit. Pius IX. starb. Am 18. Februar 1878 zogen die Kardinäle in's Konklave, und am 20. Februar Mittags verkündete der greise Kardinal Caterini von der innern Loggia der Peterskirche die Wahl Pecci's zum Papst. Am 3. März wurde er als Leo XIII. in der Sixtina mit der dreifachen päpstlichen Krone gekrönt.

Als der nun verstorbene Papst das Schifflein Petri übernahm, war es ein schwanzendes Fahrzeug im wilden Sturm der Wogen. Leo XIII. bestieg aber den päpstlichen Thron, wie ein Staatsmann, wie seit den großen Päpsten des Mittelalters fast keiner mehr im Vatikan residirt, ein Diplomat ersten Ranges, dessen Kunst und Gewandtheit sich selbst der eines Bismarck gewachsen erweisen sollte.

Leo XIII. machte den Kardinal Franchi zu seinem Kardinalstaatssekretär oder Minister des Auswärtigen, der leider schon vier Monate nach seiner Ernennung ganz plötzlich starb. Ferner wußte der neue Papst sofort wieder freundschaftliche Beziehungen zu den Monarchen herzustellen. Man begrüßte den „Friedenspapst“ überall mit Begeisterung.

Leo beseitigte als guter Hausvater allerlei Uebelstände in der päpstlichen Hofhaltung und in der Verwaltung der Finanzen mit Umsicht und Energie. Nach außen hin blieb sein Streben fortgesetzt auf Wiederherstellung des Friedens und auf Versöhnung mit den Staatsgewalten gerichtet. So gelang es ihm denn auch, zu Oesterreich, England, Spanien und Belgien bessere Beziehungen herzustellen, den Kulturkampf in Deutschland beizulegen und der katholischen Kirche in der nordamerikanischen Union durch Einsetzung der päpstlichen Delegation in Washington eine einflußreiche Organisation zu verschaffen. Selbst die Beziehungen zu Rußland gestalteten sich zeitweilig günstiger, 1885 übernahm der Papst die Vermittlerrolle im Streit des Deutschen Reiches mit Spanien wegen der Karolinen. Am 12. Oktober 1888 erhielt Leo XIII., als er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, den Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan, den der Monarch zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum am 23. April 1893 mit der Kaiserin wiederholte, zum drittenmal endlich erschien der deutsche Kaiser im Vatikan am 3. Mai 1903, nicht lange nach dem fünfzigjährigen Papstjubiläum Leo's.

Eisenbahnhygiene.

Von Dr. R. Koffen.

Die hygienischen Bestrebungen der Neuzeit, die ohne Frage hervorragend auf allen Gebieten sind, haben sich auch mit steigender Aufmerksamkeit dem Reisewesen zugewandt. Heute besteht auch für den Verkehr auf den Eisenbahnen in fast allen Ländern eine Sanitätspolizei. Dieser ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Fortschritte in der Sicherheit und Bequemlichkeit des Reisens auf der Eisenbahn hervorragend zu nennen sind. Es läßt sich nicht leugnen, die Sicherheit des Eisenbahnreisens wächst fortwährend, wenigstens im deutschen Reiche. Zahlen beweisen. Zu dem Jahrzehnt 1887—1897 wurde von

2½ Millionen Reisenden einer getötet, dagegen hat sich das Verhältnis in den letzten 5 Jahren so verbessert, daß bis jetzt auf 10 Millionen Reisender nur ein Todesfall vorkommt. Der wachsenden Sanitätspolizei verdanken wir viele gute Neuerungen, die nicht nur das Leben, sondern auch die Gesundheit der Reisenden schützen. Da ist zuerst der Oberbau der Schienen zu nennen, dann auch der Bettungsbaue. Die Schienen werden heute nur aus tadellosem Material gewonnen, so daß Brüche oder Knickungen fast zur Unmöglichkeit gehören. Zum Bettungsbaue werden nur noch Kies und Sand benutzt, während früher jeder Stoff gut genug war.

Leider sind auf deutschen Bahnen die Schutzvorrichtungen gegen Sonnenhitze und Kohlenstaub noch sehr mangelhaft. Durch die Kieselbettung ist wenigstens dem gewöhnlichen Staub leidlich Abbruch getan, dagegen steht man dem Kohlenstaub noch ziemlich machtlos gegenüber, denn mit der frischen Luft, die man durch die Eisenbahnhöfen auch nicht entbehren mag und kann, dringt der ungesunde Kohlenstaub unvermeidlich mit ein. Wie sehr auch unsere weit fortgeschrittene Technik auf seine Beseitigung, die ja zugleich eine enorme Ersparnis an Brennmaterial bedeuten würde, bedacht ist, die Erfolge sind trotz aller Rauchverbrennungs-Vorrichtungen doch nur sehr mäßige. Je größer die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit unserer Lokomotiven werden, um so stärker wird ihr Kohlenverbrauch sein und damit die Rauchentwicklung, die unseren Augen und unseren Lungen sehr wenig zuträglich ist. Es wird hiermit wohl nicht eher besser werden, als bis die Elektrizität als Besiegerin des Dampfes einzieht. Zum Glück steht diesem freundigen und gesunden Ereignis keine unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. Die Elektrizität ist um so mehr befähigt, den Dampf vollständig zu ersetzen, als sie nicht so sehr an den Kohlenverbrauch gebunden ist — ja sie kann ihn sogar ganz entbehren, denn sie vermag sich infolge ihrer leichten Uebertragbarkeit aus dem reinen und unerschöpflichen Quell des Wassers zu nähren.

Der Kampf zwischen Dampf und Elektrizität wird sich voraussichtlich noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts abspielen. Die Hygiene kann nur auf Seiten der bligsauberen Elektrizität stehen.

Bis zum endgiltigen Sieg der Elektrizität muß der Reisende sich möglichst selbst gegen Staub und Rauch schützen. Die erste Regel wäre die, die Fenster der Eisenbahnhöfen auf der Windseite stets geschlossen zu halten. Das Eisenbahngesetz steht hier dem Reisenden zur Seite. Auf Wunsch nur eines Mitreisenden muß das Fenster auf der Windseite geschlossen werden.

Alle die schlimmen Krankheiten, die ängstliche Gemüter in der Kindheit der Eisenbahnen Reisenden prophezeiten, wie Gehirn-, Lungen-, Magen- und Nervenerschütterungen, sind so wenig in die Erscheinung getreten, daß die ängstlichen Propheten der Lächerlichkeit anheim gefallen sind. Immerhin giebt es aber noch manche Reisende, die während einer Eisenbahnfahrt so heftig von Gehirn- und Magenstörungen betroffen werden, daß bei ihnen eine Art Seekrankheit auftritt.

Zur Bekämpfung dieses Uebelwerdens gelten dieselben Mittel wie bei der Seekrankheit. Man fahre stets mit dem Gesicht nach der Lokomotive zu und lasse möglichst viel frische Luft in das Abteil. Wer das Fahren auf der Eisenbahn nicht vertragen kann, lasse sich von seinem Arzte eine kleine Portion Chloroform verschreiben, etwa 5—10 Granum, und nehme vor dem Einsteigen hiervon 10—12 Tropfen in einem Glase Wasser. Das beruhigt die Nerven sofort. Manchen hilft es, wenn sie vor der Fahrt gut und kräftig essen und einen Kognak trinken. Manchen Damen hilft schon das Trinken einer Tasse Chokolade. Viele glauben, daß die Fahrgeschwindigkeit die Haupt-

schuld an ihrem Uebelwerden trage; das aber ist ein großer Irrtum, denn gerade die schnellsten Züge fahren am besten, leichtesten, wenigstens heute und im europäischen Verkehr. Die Fortschritte in der Bequemlichkeit und Eleganz der Personenwagen, namentlich bei durchgehenden Zügen, sind ohne Frage groß und immer noch im Fortschreiten begriffen. Haben wir auch noch nicht das amerikanische Vorbild der hotelartigen Einrichtung der Züge erreicht, so liegt das nur daran, daß bei uns Reisen von mehr als vierundzwanzigstündiger Dauer selten sind. Da aber schon bei kürzeren Reisen eine zeitweilige Bewegung des Reisenden im Wagen zur Gesundheit notwendig ist, so wäre es wünschenswert, wenn wir von den Amerikanern recht bald das Gute annähmen, was sie im Eisenbahnwesen haben.

Zur Beruhigung und Sicherheit der Reisenden würde es dienen, wenn schwere kranke Personen oder solche Patienten, die an epidemischen Krankheiten leiden, in besonders gebauten Wagen befördert würden. Auf jeder Station müßte ferner mindestens ein Rettungskasten, nebst Tragkorb, in jedem Zuge eine Tragbahre und Verbandgerät vorhanden sein. Viele Reisende führen zwar eine sogenannte Taschenaapotheke mit sich, aber was will diese Miniaturausgabe besagen einem großen Eisenbahnunglück gegenüber. Da ist eben der einzelne Mensch machtlos, da muß die Allgemeinheit helfend oder noch besser vorbeugend eingreifen. Dieses ist um so mehr nötig, als mit der räumlichen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes die Zunahme des Verkehrs nicht nur gleichen Schritt gehalten hat, sondern sogar viel stärker geworden ist, weil mit jeder neuen Linie der Verkehr der alten weiter wuchs und die Zahl der Reisenden stetig stieg. So entfielen in Deutschland im Jahre 1890 auf jeden Kilometer 260 000 Personenkilometer, im Jahre 1900 aber auf jeden Eisenbahnkilometer 550 000 Personenkilometer. Die Gesamtlänge der auf deutschen Bahnen zurückgelegten Reisen betrug im Jahre 1890 elf Milliarden Personenkilometer, im Jahre 1900 über 20 Milliarden.

Es steht zu hoffen, daß mit der Zunahme der Zahl und Ausdehnung der Reisen auch die Eisenbahnhygiene gleichen Schritt hält.

Die Mittagsfrau.

Von Margarete Berlin.

Auf der mit Weinlaub umrankten Veranda vor dem großen Herrenhause stand Mamsell und sah, die Hand über die Augen gelegt, unerbauert über den Hof, der grell von der Mittagssonne beschienen, vor ihr lag. Mamsell war durch und durch unruhige Erwartung.

Es hatte längst Mittag geläutet, die Arbeiter und die Pferde waren daheim zur Rast — nur der Herr fehlte noch. Sselling schüttelte betrübt das graue Haupt. „Wozu tut er das?“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Er gehört des Mittags nach Hause, wie sichs für Mensch und Vieh bei Hochsommerzeit gehört.“

Da tauchte der Erwartete am Hofstor auf. Ein schlanker junger Mann wars, in einfacher Schilfjoppe, Reitbeinkleidern und hohen Wasserstiefeln, den Strohhut hatte er abgenommen und trug ihn lässig in der Hand. Langsam, ganz langsam kam er daher, den Kopf geneigt, die biegsame stolze Gestalt leicht geneigt, als trüge er schwere Sorgenlast. — Und sorgenvoll waren auch die jungen Züge des offenen Gesichtes, welches er, auf dem knirschenden Kies der Vorfahrt angekommen, zu Sselling erhob.

„Nun — Sselling, was passiert?“

Auch die junge Stimme klang müde.

„Nee — Herr Baron — passiert ist sich da nix, aberst ich hatt' Sorge um den Herrn Baron ...“

„Um mich — Sselling, wie kommen Sie dazu?“

„Die Leut' sind schon lang' herein, und der Herr waren noch draußen ...“

Es klang wie ein Vorwurf aus den Worten der alten treuen Wirtschafterin, die Hans Gregor von Liegenfeld einst auf den Armen getragen hatte.

„Na — und ...?“ Die Augen des jungen Mannes ruhten verständnislos auf Mamsells Antlitze, während er sein feines weißes Taschentuch nahm und die erhigte Stirn trocknete, die in ihrer lichten Weise merkwürdig abfiel von dem übrigen sonngebräunten Gesicht.

„Der Herr muß erst essen“, sagte Sselling und öffnete die Tür zum Eßsaal, der nach Nord'n gelegen, kühl und lustig war. Der große Tisch in der Mitte, früher und bei festlichen Gelegenheiten der gewöhnliche Eßtisch, war zusammengehoben, ein kleinerer, vor einem großen altmodischen schwarzen Ledersofa, aber zierlich für eine Person gedeckt. Hans Gregor ließ sich mit einem tiefen Seufzer in die Polster des alten Sofas fallen. Dann langte er zur Wasserkaraffe und goß sich ein Glas frisches Wasser ein. Langsam leerte er es mit einem Zug. Dabei lächelte er. Was wohl seine ehemaligen Kameraden dazu sagen würden, daß Hans Gregor von Liegenfeld Wasser trank — ohne Zusatz von Wein? Und wenn sie ihn hier sehen würden, in dem großen öden Eßsaal vor dem kleinen Tisch? Sein Blick fiel auf das Tischtuch und auf die große Serviette, die zu groß war für seinen kleinen silbernen Serviettenring. Mamsell hatte sie mit einem bunten Aehrenband, wie sie die Schrittmädchen zum Binden der Herrschaft am ersten Tage der Roggenernte benutzen, zusammengebunden.

Wie grob der Faden war, ganz anders, als er gewohnt war — aber Sselling hatte ihm auf seine Bemerkung hierüber, gesagt: „Bei des Herrn seliger Frau Mutter hatten wir auch für gewöhnlich immer das selbst gesponnene. Die Frau Urgroßmutter hat noch alles eigenhändig gesponnen. Viel Damast ist nicht mehr da. Wenn der Herr bestimmt, kann ich aber in Demmin feineres Tischzeug kaufen.“

Da hatte Liegenfeld heftig den Kopf geschüttelt. Kaufen — bei diesen Zeiten kaufen! Er hatte ja den bunten Rock angezogen, um seine „alte Klitsche“ aus Gläub' erhänden zu retten.

Er hing an Liegenfeld, an dem alten Familiengut. Und er wollte wenigstens versuchen, das gut zu machen, was die Wirtschafterin des ungetreuen Vormundes verschuldet.

Er hatte sich doch die erdenkliche Mühe gegeben, ein ordentlicher Landwirt zu werden — und nun — nun sollte die erste Ernte kommen. Das Korn war reif — die nächsten Tage brachten Erfüllung alles Hoffens. Deshalb trieb's ihn hinaus — trotz Hitze und Sonne — hinaus aufs Feld, wo der goldene Roggen so verheißend stand.

Würde er die Summe, die er sich abzuzahlen verpflichtet hatte, bringen?

Hans Gregor fing schon wieder an zu rechnen, und wenn er rechnete, vergaß er Essen und Trinken. Da ging die Tür — Sselling brachte eine dampfende Schüssel.

„Selling — was machen Sie da? Brühe soll ich essen, haben Sie nicht rote Grütze mit frischer Milch?“

Sselling lächelte.

„Erst ist der Herr etwas Hühnerbrühe mit Fleisch und Reis — dann kommt die Grütze nach — sonst ist das ungesund.“

Hans Gregor fügte sich lachend.

„Und was ist sonst noch ungesund, Sselling, daß ich noch nach Mittagläuten heute draußen war?“

„Nee — Herr Baron — ungesund sonst nicht, aber um Mittag — Sie wissen doch,

da kommt, wenn man auf dem Felde ist, doch die Mittagsfrau, die Roggentrud — und wenn sie trifft, den schlägt sie tot.“

„Wer hat die Mittagsfrau schon gesehen?“ fragte Hans Gregor.

„Viele, Herr — die, die da schlafen und nach Hause zu weit haben, die haben sie auch schon gesehen, aber denen tut sie nichts Ernstliches zu Leide. Wer aber arbeitet, anstatt zu ruhen in der Mittagssonne, den schlägt sie tot.“

„Na — wie sieht sie denn aus?“

„Groß, Herr Baron und schön! mit langen blonden Haaren, die ihr um die Schultern fliegen, ein weißes Kleid hat sie an und Kornblumen trägt sie in der Hand. Aber es mag ihr Niemand begegnen, wer sie sieht, kriegt den Ab.“

„Na, Selling, sein Sie nur ruhig. Das ist ja alles Aberglauben. Mir ist sie nicht begegnet und sie wird auch wohl nicht kommen.“

„Ree — Herr, das ist kein Aberglauben“, beharrte Selling. „Die Mittagsfrau ist da — das ist nun gewiß. Aber wenn sie der Herr nicht zu sehen kriegt, ist das ja desto besser für den Herrn.“

Sie nahm die Teller fort, setzte die kühle Fruchtpeise mit Milch auf und ging hinaus.

„Der Herr ist so ein Moderner — der nennt das Aberglauben, was doch andere gesehen haben.“

Hans Gregor streckte sich auf das bequeme alte Sofa, legte den müden Kopf in die kühlen Polster und dachte nach.

Ach — wenn er hätte Soldat bleiben können — dann — ja dann wäre es alles anders geworden. Dann säße er hier nicht, arbeitend, sparend und rechnend auf seiner alten Kutsche, sondern wäre froh und sorgelos unter den Kameraden. Aber — der Abschied vom Soldatenleben, der war einigermaßen verschmerzt, aber nicht der Abschied aus der Stadt, wo die wohnte, die er so gern die Seine genannt. Doppelt war es ihm jetzt verwehrt, um das wohlhabende Mädchen zu werden — der ringende und kämpfende verschuldete Grundbesitzer durfte nicht den Schein erwecken, als wolle er sich das Leben mit ihrem Vermögen erleichtern. So mußte das Wort ungesprochen bleiben.

Ob Elisabeth seiner wohl noch gedachte? Sie hatte ihn so mitleidig angesehen, als er damals Abschied genommen hatte. Und ihm so viel Glück gewünscht. Glück! Als ob er glücklich sein würde, wo sie fehlte . . .

„Herr Baron, der Kornhändler fragt nach dem Herrn . . .“ Selling stand auf der Schwelle — mit einem tiefen Seufzen richtete Hans Gregor sich auf.

Die Ernte war im Gange. Schwer fielen die Halme unter den Sensen der Mäher zur Erde, rüstige Frauen und Mädchen banden die Garben auf. „Wi hebben 'n gut Deel mier hocken as wi in vorigen Johr“, sagte der alte Vogt freudig zum Herrn, als das eine Feld gemäht war. Nun kommt das Einfahren.

Hans Gregor beobachtete jedes Wölkchen am Himmel. Jetzt nur kein Regen, Herr Gott im Himmel — denn — ist der Roggen geborgen und eine Summe abgezahlt — dann ist ein großes Stück von Liegensfeld erst mein. So steht er draußen auf dem Feld. Er achtet der brennenden Sonne nicht — morgen soll auch dieser Weizenschlag gemäht werden. Wird er Segen bringen — Wird er lohnen?

In Hans Gregors Hirn wirbelt es, er kann kaum noch rechnen, er kann nur noch immer und immer wieder fragen: Wird Liegensfeld dir bleiben? Oder ist das Opfer deiner Carrière nunmehr gebracht, werden die Gläubiger in kurzer Frist die Herren hier sein? Was wird dann aus dir? Zurück zum

Regiment — ein armer Offizier? Undenkbar! Inspektor auf fremder Scholle? Unmöglich — Amerika — der Zufluchtsort so mancher geknickten Existenz?

Hans Gregor achtet nicht darauf, daß es Mittag ist, die Leute ziehen grüßend an ihm vorüber. Er steht am Rande des Weizenackers und blickt fast traumbevangen über die wogenden Aehren, die golden blühen in der Glut der Mittagssonne.

Und da — da kommt sie über den schmalen Fußpfad, der den Weizen vom Bruchacker trennt, die Mittagsfrau. Hans Gregor blickt wie gebannt hinüber. Das ist das Korngespinnst, von dem Selling gesprochen hat — genau so sieht es aus. Ein großes schönes Mädchen mit blondem Haar und weißem Kleid, einen Strauß von Feldblumen in der Hand!

Und gerade auf ihn schreitet sie zu — er hat sie gelockt durch seine Gegenwart zur Mittagszeit, wenn die Welt für eine kurze Spanne Zeit in Ruhe liegen soll — er hat sie gelockt durch seine Habjucht, seinen Eigennutz, der gerechnet hat auf den Erlös der Ernte. Wird sie den Erlös zu Schanden machen? — Ganz nahe ist sie bei ihm — die Sonne flirrt und flimmert in tausend Strahlen um ihr Haar — er sieht nichts mehr und laut aufstöhnend sinkt die kraftvolle junge Gestalt zur Erde.

Ganz langsam, ganz allmählich kommt ihm das Bewußtsein zurück, wie linde kühlende erfrischende Ströme fühlt er es über Stirn und Antlitz fließen, die dumpfe Bewußtlosigkeit weicht allmählich. Verwundert blickt er um sich — war er nicht in der Sonne umgefallen? Und nun scheint er im Schatten zu liegen, ein großer blauer Schirm ist über ihm aufgespannt. Und immer noch fließen die kühlenden Ströme. Er hebt die rechte Hand zu seinem Kopf — ja — was ist das — um das Pulsgeleak — er vergleicht seine Arme — auch des linken — zieht sich ein schmaler weißer nasser Zeugstreifen, auf Stirn und Hinterhaupt liegt ein nasses kühlendes Tuch, es fällt ihm beim jähen Aufrichten fort — wo ist er nur — was ist mit ihm geschehen . . .

Ach ja, — die Mittagssonne brannte, die er fliehen sollte, wie Selling ihm geraten — er tat's nicht — und da kam die Mittagsfrau . . .

Und jetzt steht sie wieder vor ihm, aber sie trägt bekannte Züge, die Züge Elisabeths von Tornau . . .

„Ist Ihnen besser, Herr von Liegensfeld?“ fragt die klare Stimme freundlich — „sehen Sie, ich kam zur rechten Zeit, als Sie hier ohnmächtig umfielen . . .“

„Gnädiges Fräulein — Sie — Sie nahmen sich meiner an, Sie sind die Spenderin der wohlthuenden Umschläge . . .“

„Die Sie, wie ich sehe, von sich geworfen haben — so — hier ist ein anderes — sie faltet dabei geschickt und selbstverständlich ein Tuch, welches sie soeben im nah vorbeifliegenden Bach gespült hat, zusammen, bückt sich und windet es ohne allerlei Ziererei kunstgerecht um Stirn und Haupt des jungen Mannes. Dann bemächtigt sie sich seiner Hände und erneuert die Umschläge um das Pulsgeleak. Dabei plaudert sie unbesorgen: „Ich bin seit zwei Wochen hier in Herzfeld zu Gaste. Ida Winkler ist meine Cousine. Sie kennen Winkler doch auch?“ —

„Ich verkehre aber wenig in der Nachbarschaft.“

„Das ist nicht recht, Herr von Liegensfeld — Sie sollten kein Einsiedlerleben führen.“

„Ein sorgenvoller Mensch trugt nicht zum Verkehr mit anderen“, wirft Liegensfeld ein.

Elisabeth sieht ihn mitleidig an, aber sie antwortet nicht, sie weiß, daß Niemand da ist, der seine Sorgen ihm tragen hilft.

Und sie kennt ihn so sorglos, so heiter. Das junge Gesicht vor ihr, welches unter dem weißen Verband hervorsieht, hat jetzt — nach wenig Monaten — einen ganz anderen Ausdruck.

Nun trifft sie sein Blick einen Augenblick — tief und fragend.

Sie lächelt — und zeigt mit der Hand auf ihr weißes Kleid, welches ganz und gar in Fetzen um sie hängt.

„Ja, — den weißen Rock mußte ich opfern, um die Umschläge zu machen — mein kleines Taschentuch hätte nicht ausgereicht.“

„Wie mir das leid tut“, sagte er erschreckt und bedauernd, „das schöne Kleid — um meinetwillen . . .“

„Was liegt am Kleide, Herr von Liegensfeld, wenn es gilt, hülfreich zu sein.“

Wieder eine Pause.

Liegensfeld richtet sich auf: „Mir ist jetzt ganz wohl, mein gnädiges Fräulein, ich denke ich werde nach Hause gehen können — aber Sie — wie kommen Sie nach Herzfeld?“

Arnold Winkler wollte mich an den Siebeneichen erwarten, er war hinüber nach Sösdorf gefahren und ich hatte einen Krankenbesuch in der Kolonie gemacht — nun wird er schon daheim sein, da er mich nicht getroffen hat. Oder — kommt er da erst?“

Es tönt Räderrollen in nächster Nähe, ein leichter Wagen biegt um die Waldecke, zwei lebhafteste Zuckerpferde, von einem stattlichen sonnenverbrannten Manne gelenkt!

Elisabeth läuft dem Wagen entgegen. „Arnold — Arnold — ich bin hier.“

Mit einem kräftigen Griff zügelt Winkler die Pferde, mit einigen Worten hat das junge Mädchen ihn verstanden.

„Der arme Kerl — eine Hühnermacht — gut, daß er Hilfe bekam.“

Die feurigen jungen Pferde nehmen Arnold Winklers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er hört nicht, was hinter ihm die beiden jungen Menschenkinder zu verhandeln haben.

„Elisabeth — Sie haben mir heute das Leben gerettet — darf ich dies Leben nun, was ich Ihnen danke, auch Ihnen weihen — wollen Sie mein Weib werden, das Weib des Landwirts, der sich plagen muß, nicht das des flotten glänzenden Offiziers, den Sie damals kannten?“

Da lächelt das schöne Mädchen leise: „Hans Gregor — ich liebe den Mann und nicht den Rock — ich will neben dir stehen und dir deine Sorgen tragen helfen — dann . . .“

„Ja — dann Elisabeth — dann werden wir wohl mit den Pflichten fertig werden — nicht wahr?“

Selling steht auf dem gewohnten Platz der Veranda — sie hat heute ernsthafte Sorge um den Herrn — und der kommt auf dem Herzfelder Wagen mit dem Herzfelder Herrn?

Aber Gott sei dank — er ist heil und gesund — und so strahlend hat Selling ihn lange nicht gesehen, wie in diesem Augenblick, wo er seinen Arm um das erglühende Mädchen legte und sie hinführt zur Pflegerin seiner Kinderjahre:

„Sehen Sie — Selling — Sie haben mich so gewarnt vor der Mittagsfrau, und da sie mir heute erschien — hab' ich sie gleich festgehalten für immer . . .“



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck v. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“.
 11 b. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „Zu jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ — „Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Waller dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimführung nicht erkannt hast.“ — „Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben.“ — „Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.“ — „Und er lehrte täglich im Tempel.“

Papsttum und Kirche.

Der Jubelfeier des großen Papstes ist unerwartet schnell die Totenfeier gefolgt. Jahr auf Jahr hatte die Vorsehung unserm hl. Vater zugelegt — aber auch mit einer Jahr um Jahr steigenden Treue, Liebe und Verehrung blickte der katholische Erdkreis zu seinem Hirten empor, einem wahren „Lumen de coelo“. Wunderbar! Ihren Glanzpunkt und zugleich den Endpunkt erreichten die Kundgebungen dieser Treue, Liebe und Verehrung bei der silbernen Jubelfeier des ehrwürdigen Greises: ein hell leuchtender Lichtstrahl vor dem Erlöschen!

Und wie waren diese äußeren Kundgebungen unserer Pietät begründet! Hatte doch Leo XIII. allein bis zum Jahre 1897 — also im Laufe von circa zwanzig Jahren — auf dem ganzen Erdkreise nicht weniger als 200 Bis-tümer errichtet, 2 Patriarchate, 30 Erzbistümer, 98 Bischofsitze, 53 apostolische Vikariate, 22 apostolische Präfekturen: unser nun verewigter Papst allein!

Der liberale Schriftsteller Zentisch, der 25 Jahre am „Zusammenbruch“ unsere katholischen Kirche gearbeitet hatte, sah sich vor nicht langer Zeit veranlaßt, in der Zeitschrift „Die Zukunft“ das Beständnis abzugeben: „Wir haben den Bau der katholischen Kirche so wenig erschüttert, wie kleine Knaben einen alten Dom erschüttern, wenn sie mit ihren Federmessern an einem der Steinblöcke eines seiner Pfeiler kraxen.“ — Selbst ein Protestant, wie Professor Harnack (Berlin), gibt von der majestätischen Erhabenheit unserer Kirche Zeugnis, wenn er schreibt: „Die römische Kirche ist das umfassendste und gewaltigste, das komplizierteste und doch am meisten einheitliche Gebilde, welches die Geschichte, soweit wir sie kennen, hervorgebracht hat. Alle Kräfte des menschlichen Geistes und der Seele und alle elementaren Kräfte,

über welche die Menschheit verfügt, haben an diesem Bau gebaut.“ *) — Ja, wir lesen in einem sehr kirchenfeindlichen Blatte, von einem nichts weniger als kirchenfreundlichen Professor geschrieben: „Unter allen Fragen, die das beginnende Jahrhundert überkommen hat, steht die religiöse sicherlich im Vordergrund. Und die religiöse Frage ist die katholische, weil sich keine andere Form der religiösen Organisation mit dem Katholizismus an Einheitlichkeit und Leitung, an konsequenter Durchführung des Lehrsystems und internationaler Verbreitung vergleichen kann.“ **) — Und der protestantische englische Schriftsteller Frieß William schreibt: „Ich kann nicht umhin, mich selbst zu fragen, ob eine Religion, die so augenscheinlich und auf eine so dauerhafte und bewunderungswürdige Weise zum Glück der Menschheit beiträgt, in allen ihren Geboten nicht eine göttliche Religion sei. Wie sehr auch bin ich erstaunt, wenn ich das Alter dieser erhabenen römischen Kirche betrachte, ihre ungeheure Ausdehnung, ihre Majestät, ihre prächtigen, symmetrischen Gebäude, ihre bewunderungswürdige Disziplin, die von einer übernatürlichen Weisheit entworfen zu sein scheint; die unerlöschliche Standhaftigkeit gegen alle Verfolgungen, die sie erlitt, die Ohnmacht ihrer Gegner, ungeachtet deren Schmähungen, Geschrei und Verläumdungen; wenn ich die Würde, den Charakter, die Tugenden, die Talente ihrer Beteuerdiger betrachte — die Väter, den schlechtesten Glauben ihrer ersten Angreifer! das Verschwinden so vieler Sekten, die sich gegen sie erhoben . . .“ ***)

Kirchenkalender.

- Sonntag, 2. August.** Neunter Sonntag nach Pfingsten. Alphons v. Liguori, Ordensstifter † 1787. Portiuncula-Abtag. Evangelium Lukas 19, 41-47. Epistel: 1. Paulus Korinther 10, 6-13.
- Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Schulen an der Acker- und Lindenstraße. ● St. Martinus: Morgens 7 1/8 Uhr gemeinsch. Hl. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. ● Clarissen-Klosterkirche: Am 1., 2. und 3. August 40stündiges Gebet, um eine gute Papstwahl zu erleben und für die Anliegen der Hl. katholischen Kirche. Hl. Messen um 7 1/7 und 7 1/8 Uhr. Abends 7 Uhr Komplet. Die Betstunden sind wie sonst. (Vollkommener Abtag.)
- Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinsch. Hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 3. August.** Stephanus-Auffindung. Gustav, Befenner. ● St. Martinus: Mittags 1 1/2 Uhr Auszug der Prozession nach Kevelaer.
- Dienstag, 4. August.** Dominikus, Ordensstifter † 1221. ● St. Martinus: Abends 7 1/7 Uhr Rückkehr der Prozession aus Kevelaer.
- Mittwoch, 5. August.** Oswald, König † 642.
- Donnerstag, 6. August.** Verkündigung Christi. Kyrius, Papst und Martyrer † 268.
- Freitag, 7. August.** Donatus, Bischof und Martyrer † 365. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 7 1/4 Uhr Hochamt und Abends 7 1/8 Uhr Herz-Jesu Andacht.
- Sonntag, 7. August.** Cyriakus, Martyrer † 303.

*) Wesen des Christentums, S. 153.
 **) Wiener „Neue Fr. Presse“, 1. Juli 1902 (Prof. Friedr. Jodl.)
 ***) Briefe des Attikus, S. 52.

Nicht wahr, lieber Leser, wenn man solche Aussprüche hochangesehener Männer, die anserhalb unserer Kirche stehen, liest, so ist man versucht, das Wort, welches der Heiland im heutigen Evangelium an das ungläubige Jerusalem richtet, anzuwenden: „D. daß Ihr es doch endlich erlännet, was euch zum Frieden dienen würde — nun aber ist es vor euren Augen verborgen:“ eine dicke Wolke von Vorurteilen hat sich zwischen die von uns getrennten Brüder und die Lehren und Einrichtungen unserer katholischen Kirche gelagert. Ja, mancher hervorragende protestantische Mann hat ein gutes Stück seines Lebens „an der Pforte“ unserer Kirche gestanden, ohne — um mit dem alten Görres zu reden — den Eingang zu finden.

Unser großer Leo ist gestorben; das Papsttum stirbt nicht! Seit den Tagen des Apostelkürsten Petrus folgt auf seinem apostolischen Stuhle durch nahezu zwei Jahrtausende ununterbrochen die Schaar seiner erhabenen Nachfolger. Wie die Ringe einer Kette folgen sie sich bis zu dem von uns beweihten Leo XIII. und werden sich weiter folgen bis hin zu dem letzten Papste, der die „Schlüssel des Himmelreiches“ in die Hände des „Menschensohnes“ zurückgeben wird, da Er wiederkommt, um die Lebendigen und Toten zu richten.

Auch der heimgegangene Leo wird einen Nachfolger haben, — nach menschlichem Ermessen werden wir schon in der nächsten Nummer dieser Blätter über die, unter Gottes gnädigem Bestande vollzogene Wahl desselben unserer Freude Ausdruck geben dürfen. Vorerst aber begleiten wir die wichtige Wahlhandlung mit unsern Gebeten, auf daß Derjenige erkoren werde, welcher in den Augen des göttlichen Stifter unserer hl. Kirche der würdigste ist zur Bekleidung des hochwichtigen Amtes.

Ja, welch' ein Amt! Es ist im Grunde Christus Selbst, der, unter einem Schleier verborgen, mittels eines menschlichen Werkzeuges, Sein Lehr- und Hirtenamt unter uns Menschen fortiegt. Ohne Zweifel bleibt die Persönlichkeit des Gewählten unangetastet; der Mensch bleibt mit seiner Freiheit, mit seiner Verantwortlichkeit; seine Natur erleidet keine Veränderung. In dem Augenblicke jedoch, da ihn die Kirche zu ihrem Oberhaupt erwählt, wird er — auf daß er die heiligen Pflichten seines Stellvertreteramtes ausüben könne — zu einer Vereinigung mit dem göttlichen Stifter der Kirche erhoben, die nirgends ihresgleichen findet, die einzig in der Welt dasteht.

S.

Der August im Volksmund.

Von Elmar Kernau.

Wenn der August in's Land zieht, beginnt der Sommer seinen Abschied zu nehmen. Schon sind die Tage erheblich kürzer geworden, schon schleicht sich hier und da bereits ein verräterisches rotes Blatt in das grüne Blättermeer, das Korn ist geschnitten, die Vögel rüsten sich bereits wieder zum Fluge nach dem Süden, Altwalder Sommer flattert in den Lüften . . . das ist der August. Erntemonat, Aehrenmonat betitelt man den August im deutschen; im mittelhochdeutschen führte er den Namen „Anderer Augst“, im Gegensatz zu „Erster Augst“, wie man den Juli zu bezeichnen pflegte. Augst ist nun natürlich nicht etwa aus dem lateinischen Namen Augustus herzuleiten, sondern bedeutet gleichfalls etwa Ernte. Bei den Römern hieß der August, als sechster Monat des Jahres, ursprünglich Sextilis. Bei Berichtigung des kalenderischen Schaltweises durch den römischen Kaiser Augustus, der in diesem Monat seine meisten Siege errungen, erhielt er dem Imperator zu Ehren den noch heute gebräuchlichen Namen Augustus.

Im Allgemeinen pflegt nun in unseren Breiten der August fortzusetzen, was der Juli

begonnen: namentlich die große Hitze. Ein paar Bauernregeln bestätigen das auch zur Genüge:

Was die Hundstage brennen,
Wirft im August du erkennen.

Und im Gegensatz hierzu zwei andere, von denen der erste lautet:

Was die Hundstage glezen,
Muß die Traube bähnen.

Der zweite heißt:

Im August viel Regen
Ist dem Wein kein Segen.

Im Allgemeinen pflegt nun im August vom Regen so gut wie gar nicht die Rede zu sein. Vielmehr nimmt es dieser Monat mit seinem Vorgänger fast an Hitze auf, und das klimatische Jahr erreicht in seiner ersten Hälfte den Höhepunkt. Meteorologische Aufzeichnungen geben hierüber interessante Aufschlüsse. Die Augustdurchschnittstemperatur pflegt man für unsere Breiten 18,125° anzusetzen. Die einzelnen meteorologischen Bezirke weisen etwa folgende Zahlen auf: Hamburg 16,8°; Berlin 18,1°; München 26,7°; Karlsruhe 18,4°; Stuttgart 18,6°; Prag 19,2°; Wien 20,1°; und Basel 17,4°. Was nun den klimatischen Verlauf des Erntemonats in diesem Jahre wohl anbetrifft, so kann man nach dem hundertjährigen Kalender etwa folgendes Prognostikon stellen: vom 1. bis 8. schön und warm, dann drei Tage unfreundliches Wetter, nach dem 11. wieder schön bis zum 23., vom 24. bis zum 30. ungestill, am 31. Regen. Faß ist etwas skeptischer: er ist der Meinung, daß die ganze zweite Augusthälfte verregnet dürfte, als kritischen Tag hebt er den 22. hervor. Habenicht nennt die ersten zwei Drittel des Augustmonats schön, das letzte rau und naß. Der Volksmund schließlich hat für die Wetterprognose auch ein paar Sprüche auf Lager:

Pfeift der Wind aus Norden,
Ist's Wetter sicher geworden.

Dem Tierleben entnimmt er die folgenden zwei Reime:

Morgens lauter Finkenschlag
Kündet Regen für den Tag.

Oder:

Reißt die Spinne das Netz entzwei
Ist's gute Wetter bald vorbei.

Schließlich kann man auch im Obstgarten Ausschau nach der voraussichtlichen Bitterung halten, wie sich dies in dem folgenden Spruch kund tut:

Sieht die Birne fest am Stiel,
Giebt's im Winter Kälte viel.

Es ist nur jammersehade, daß es bisher noch niemand erklügelt hat, ob nicht Menschenhand und Menschengeist Einfluß auf die Wettergestaltung gewinnen könnte. In anderer Hinsicht aber ist es recht gut, daß dem bisher noch nicht so ist, denn sonst würden sich die Leutein wegen „Reinigungsverschiedenheiten in Wetterfächern“ wohl noch mehr in den Haaren liegen, als dies bisher der Fall ist.

Und nun der Gartenbau im August. Eigentlich ist der August für den Gartenbau ein echter und rechter Erntemonat, denn in ihm reifen die letzten Kürbisse, die ersten Äpfel, Pflaumen und Birnen; Stachelbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren sind reif und vollsaftig, da heißt es pflücken und pflücken und wieder pflücken. Nur achte man darauf, daß das Abarnten der Bäume und Sträucher möglichst bei trockenem Wetter geschieht, die Früchte werden dadurch schmackhafter und auch haltbarer. Im allgemeinen achte man genau auf den Zeitpunkt der Reife, beim Frühobst aber pflücke man ruhig ein paar Tage vorher, da die meisten Obstsorten noch vorzüglich nachreifen. Wer einen Blumengarten sein eigen nennt, der sät jetzt im August am besten Stiefmütterchen, Bergfämeinnicht u. a. Auch ist es jetzt an der Zeit, die Zwiebelblumen herauszunehmen, und die Samereien zu sammeln. Im Gemüsegarten gibt es im Erntemonat tüchtig zu tun.

Da sind die Raupen, die jetzt stark überhand nehmen, fleißig vom Kohl abzulefen, die leeren Mistbeete sind mit Blumenkohl zu besäen. Das abgeräumte Erbsen- und Bohnenland ist frisch umzugraben und mit Rüben und Winterfalsat zu bepflanzen. Da heißt es ordentlich Hand anzulegen, wenn alles gedeihen und einen frischen und appetitlichen Anstrich haben soll. Besonders aber ist eine regelmäßige, trockene Augustwitterung erwünscht, denn sie gibt dem letzten Wachstum der Pflanzen und der Reife der Früchte den gedeihlichsten Abschluß. Die Fülle der Gartenfrüchte aber, die der August uns zu bringen pflegt, macht diesen Monat, und den ihm nachfolgenden September, mit zu den schönsten des Jahres, denn:

Was gesät der Schweiß,
Was gehest mit Fleiß,
Trägt Lohn und Preis.

Jetzt zur astronomischen Seite unseres Monats. Hiernach ist der August derjenige Monat, in dem die Sonne in das Zeichen der Jungfrau tritt. Der Mond fällt mit der Vollendung seiner Phasen auf die folgenden Tage: Vollmond 8. August, 9 Uhr 45 Minuten vormittags; letztes Viertel 16. August, 6 Uhr 22 Minuten vormittags; Neumond 22. August, 8 Uhr 51 Minuten abends; erstes Viertel 29. August, 9 Uhr 34 Minuten abends. Von den Planeten bleibt nur der Merkur unsichtbar. Venus verschwindet Mitte des Monats in der Abenddämmerung. Mars geht bereits abends gegen 9 Uhr unter. Jupiter ist fast die ganze Nacht über zu sehen. Saturn läßt sich um Mitternacht leicht am südlichen Sternhimmel auffinden. Uranus schließlich pflegt immer bereits vor Mitternacht unterzugehen.

Und nun zu den Kalenderheiligen des Monats und zu den Prophezeiungen, die sich in Form von Wetterregeln an ihren Namenstag knüpfen:

Wie das Wetter am Hhyboldt,
So es mehrere Tage geschieht

St. Lorenzen sind zwei Reime gewidmet:

Ist's hell am St. Laurentiusstag,
Viel Früchte man sich versprechen mag.

Der andere Spruch lautet:

Schlechten Wein giebt's hener,
Wenn St. Lorenz ohne Feuer.

St. Bartholomäus sagt:

Wie Bartholomäus sich hält,
So ist der ganze Herbst bestellt.

Von einem anderen Heiligen heißt es:

Hitze an St. Dominicus,
Ein strenger Winter kommen muß.

Und von Mariä Himmelfahrt schließlich geht folgende Wetterprophezeiung aus:

Mariä Himmelfahrt Sonnenschein,
Bringt uns viel und guten Wein.

Da wir den Gartenbau bereits an anderer Stelle behandelt haben, wenden wir uns nun zu dem Gartenbau im großen, zur Feldarbeit und Landwirtschaft. Da ist denn der August der Monat, in dem man am besten Rüben und Raps ausät, indem man die Stoppelfelder umpflügt, in dem man die Schweine zu mästen und die Gänse zu pflücken beginnt. Auch für den Winzer hat der Erntemonat eine hohe Bedeutung, wie wir ja schon aus den verschiedenen Bauernregeln gesehen haben. Um die Sache abzurunden, sei hier noch ein auf die Trauben bezüglicher Wetterreim angebracht:

Je dicker der Regen im August,
Je dünner wird der Mist.

Auch der Zucker darf im August nicht ausruhen. Noch immer empfehlen sich neue Untersätze. Auch hat man jetzt am meisten auf entstehende Ränbereien und weißelose Wälder zu achten. Die Stöcke sind sorgsam zu reinigen und der überflüssige Honig zu entfernen.

Für den Angler ist der August geradezu ein Idealmonat. Er darf fast allen Fischen nachstellen und braucht nur zu beachten, daß Lachs und Aal in diesem Monat ihre Laich-

zeit haben. Auch für den Jagdfreund beginnt jetzt wieder allmählich die goldene Zeit. Die Hühnerjagd wird eröffnet, die Hasenjagd steht vor der Tür und die Zeit der fetten Rehbocke liegt auch nicht mehr in allzu weiter Ferne.

So zieht der August seine Bahnen: im Anfange noch ein echter und rechter Sommermonat, am Ende bereits stark herbstlich angehaucht. Der Spätsommer kommt langsam zu seinem Recht. Noch ein letztes Anleuchten, Blühen und Düften in der Natur. . . dann rüstet sich Mutter Erde wieder zum Sterben. Schon läßt sich sogar, wie dies ein alter Bauernspruch beweist, ein Ausblick auf den Winter machen:

August Anfang heiß,
Winter lang und weiß.

Auf Patronille.

Manöverhumoreske von E. v. Gosch.

Leutnant v. Bruchhard von den schwarzen Dragonern wütete. Warum in aller Welt sollte denn gerade er immer Patronille reiten — anstrengend und verantwortungsvoll — na — und langweilig. Und nun — Fühlung mit dem Feinde nehmen! Erstlich sehr schwierig und dann mußte man dabei Geduld haben, wenn die Kerls sich so wenig blühen lassen, wie heute.

Bruchhard hatte durch seinen Feldstecher zwar hier und da auf den umgebenden Höhen etwas gesehen, was wohl nichts anders sein konnte, als Patronillen und Bedetten. Aber direkt mit jemandem zusammengestoßen war er noch nicht. O, wie sollte es dem aber auch gehen! Fünf Uhr morgens, ein ziemlich scharfer Wind und wenig im Magen. Und oft schon hatte Bruchhard der Cognakflasche zugesprochen. Auf irgend eine Art muß der Mensch sich doch erwärmen.

Da — pst — pst — fff — fff — töff — töff.

Bruchhard's Branner schaut. Natürlich wieder so ein verwißtes Auto! Aber schon stoppt es ab und die Dame, die ganz allein darin sitzt ohne Chauffeur und ohne jegliche Begleitung, läßt die Maske fallen und ruft mit silberhellem Lachen:

„Hi, siehmal, Bruchhard — das ist ja ein reizendes Zusammentreffen!“

„Nanu“, rief er betroffen, „nanu, Baroness, was verschafft mir denn so früh die Ehre? Fünf Uhr früh, à la bonne heure — das ist schneidig! Aber eigentlich muß man sich ja wohl vor Ihnen in Acht nehmen, Baroness, denn Wächtersbach liegt schon im feindlichen Gebiet.“

„Ah“, lachte die Dame übermütig, „Sie vermuten wohl gar einen Spion in mir, Bruchhard, danke verbindlichst für die gute Meinung.“

„O — nein — nein, Baroness, verstehen mich absichtlich falsch — wund're mich nur, daß Sie schon so früh auf sind.“

„Das wundert Sie — na, das ist man aber doch nicht anders gewohnt von uns Bauern.“

„Von uns, na ja — Baroness sind gut gelaunt heute — aber nun verzeihen Baroness — wir müssen weiter.“

„Aber wie ungalant, Bruchhard, mich hier stehen zu lassen. Können Sie mir nicht zehn Minuten schenken?“

„Ah — wenn es nach mir ginge, hundert! Gnädigste wissen das. Aber der Dienst! Und dann befinden wir uns in sehr durchschnittenem Gelände — kaum zwanzig Meter weit kann man sehen. Noch dazu exponierte Stellung.“

„Na, warten Sie! Gewiß hofft doch Ihre Division den Feind zu werfen.“

„Aber versteht sich.“

„Na, warten Sie, wenn Sie dann nach Wächtersbach ins Quartier kommen, so ist Ihnen meine allerhöchste Anagnade gewiß.“

„Ja, Sie sehen mir ja die Pistole auf die Brust, Gnädigste. — Sie — da! Gefreiter, reiten Sie langsam vor — recht vorsichtig —

und schicken Sie Meldung, sobald irgend was ist.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Die Patronille ritt langsam vor, ganz vorsichtig, und war in wenigen Augenblicken verschwunden. Der Leutnant aber stieg vom Pferde und stellte sich, dieses am Zügel haltend, rechts von dem Töff-töff.

„Nun Gnädigste, begann jetzt Bruchhard, es ist doch eine Ewigkeit, seitdem ich Sie zum letzten Male gesehen habe.“

„Schmeichler — eine Ewigkeit also bin ich schon alt? Ja, vor einer Ewigkeit hatte ich die Ehre Sie kennen zu lernen.“

„Ah — Baroness — meine natürlich Ewigkeit für meine Sehnsucht.“

„Stürzen Sie sich nicht in Unkosten, Herr Leutnant. Ich bin sicher, Sie haben in der Zwischenzeit überhaupt nicht mehr an mich gedacht — solche Reden sind feil wie Brombeeren.“

„Aber meinen Sie wirklich nicht, daß er wunderschön war, der Winter am herzoglichen Hofe.“

„Gewiß — es sind die schönsten Erinnerungen meines Lebens, die Herzogin ist ja eine zu liebenswürdige Dame.“

„Aber, Gnädigste, und ich habe Sie dort kennen gelernt,“ — sagte der Leutnant lyrisch. „Und viele andere“ — septe sie trocken hinzu.

„Aber —“

„Er vollendete nicht, denn es fiel in diesem Augenblick ein Schuß und Stimmengewir — jedoch undeutlich, drang herüber. Ueber die Züge der Dame glitt ein verhaltenes Lächeln.“

„Gnädigste“, sagte Bruchhard, „geht ruht der Dienst wirklich und zwar recht deutlich.“

„Er wollte aufs Pferd springen, allein sie reichte ihm die Rechte mit einem holdseligen Lächeln, daß er nicht umhin konnte, diese an die Lippen zu ziehen und einen Kuß darauf zu drücken.“

„Adieu, Herr v. Bruchhard, auf Wiedersehen!“

„Herr Leutnant, Herr Leutnant!“ schrie da einer aus Reibekräften, „wir sind überumpelt, gefangen.“

Und schnaufend kam es nun den Hügel herum, voran ein Dragoner und hinter ihm drei rote Mänen und ein blutjunger Vizewachtmeister. Dem sah man's an, es war kein gewöhnlicher Kommiss-Unteroffizier, wenn ihn sein Rock auch nicht von diesen unterschied.

„Runter vom Pferde der Kerl!“ rief der Wachtmeister, „wenn er nicht gutwillig mitgeht, so braucht Gewalt. Belieben der Herr Leutnant nun ebenfalls mir zu folgen, der Herr Leutnant sind mein Gefangenener.“

„Nanu, Wachtmeister“, herrschte der Leutnant, „sind Sie des Teufels? Ich werde zurückreiten und niemand wird mich daran hindern.“

„Doch, Herr Leutnant, ich werde das tun. Und wenn der Herr Leutnant nicht mitkommen mögen, so nehme ich des Herrn Leutnants Pferd mit. Wem es gehört, wird sich ja dann schon ausweisen. Der Herr Leutnant sind auf Patronillenritt gefangen worden und da —“

„Na, na“, rief da die Dame, „machen Sie's nur gnädig, Graf Günsburg!“

„Dienst ist Dienst, Baroness! Also, Herr Leutnant —“

Kan hatte inzwischen den Dragoner vom Pferd geholt und zwei Mänen führten sein Pferd weg, während er selber zu Fuß nebenher trotten mußte.

„Aeh —“ machte nun Bruchhard, „die Herrschaften kennen sich und — ah, wie war der Name?“

„Graf Günsberg, Vizewachtmeister der Reserve.“

„Aeh — dann — dann allerdings — lassen Sie den Mänen da abreiten — ich reite ohne weiteres mit Ihnen. Weiß ja — können nicht anders. Adieu, Gnädigste — sehen Sie, so geht das Kriegsglück mit uns um.“

Sie ritten von dannen. Bruchhard ist noch lange mit seiner Gefangenennahme genzt wor-

den, aber macht gute Miene zum bösen Spiel. Namentlich aber, wenn er bei seinem Freunde Graf Günsburg auf Besuch ist, wird diese Geschichte immer wenigstens einmal erzählt. Und dann lachen nicht nur der Graf und seine junge Frau herzlich darüber — nein — auch Bruchhard lacht aus vollem Halse mit.

„Und wissen Sie auch,“ sagt sie jetzt, „daß die damalige Geschichte nicht so ganz eine Laune des Kriegsglückes war? Ich habe ein bißchen corrigir in fortune gespielt. Kurz vorher, ehe ich Sie mit meinem Auto traf, hatte ich die Patronille diesen schlechten Menschen, der damals bei uns im Quartier lag, verlassen. Und ich habe Sie festgehalten, bis die Mänen heran waren.“

„Ah, äußerst liebenswürdig — also doch etwas Spion? —“

„Ja — aber nicht aus Interesse für Freund oder Feind.“

„Ah, also Spion seiner Exzellenz General Amor!“

Und man lachte aufs neue.

Max und Moriz.

Eine Pferdegeschichte von Wilh. Rodewald

Lieber Freund! Deine Mitteilung von deiner Ankunft in Marienhagen zur Sommerfrische hat mich sehr gefreut! Unserer Vereinbarung gemäß, werde ich mit meinem Wagen (samofer Bread, ganz neu!) Euch am Dienstag zu einer Sprichfahrt nach Göttingen abholen. Bitte aber früh aufzusteigen, damit wir den ganzen Tag zur Verfügung haben. Empfiehl mich, bitte, Deiner Gattin! Auf Wiedersehen!

Neringen, den 12. Juli.

Euer Albert Kuckuk.“

Die Ansichtskarte der ehemaligen „Reisenzstadt“ Neringen (es befindet sich dort tatsächlich eine alte fürstliche Burganlage), welche die obigen Zeilen enthielt, rief in der wohlklingenden Eintönigkeit unserer Sommerfrische, die wir bisher außer mit Essen und Trinken mit Spazierenbummeln, Himbeersuchen und gelegentlichem nicht allzu anstrengendem Bergkryseln ausgefüllt hatten, gewisse Wirkungen hervor.

Mein Freund Albert Kuckuk war nämlich von Beruf Kaufmann, ein richtiger „Ellenreiter“, der jahrelang in einem der größten Geschäfte der Provinzialhauptstadt tätig gewesen, bislang unverheiratet war, und sich auf sein Heimatstädtchen Neringen zurückgezogen hatte, um dort in aller Bescheidenheit das Leben eines Landkaufmanns in Modewaren pp. zu genießen.

Als wir in der Hauptstadt vor einem halben Jahre Abschied nahmen und er erfuhr, daß wir ganz in der Nähe seiner Heimat unsere Sommerfrische aufzuschlagen gedächten, proponierte er damals schon allerhand Ideen, wie wir uns dort gemeinsam amüsieren wollten. Vorsichtshalber hatte ich ihm erst in der dritten Woche geschrieben, daß wir da seien, weil ich seinen Opfermut kannte und ihn nicht unnötig seinen Geschäften entziehen wollte.

Wenige Tage nachher traf seine Antwort ein, die wie gesagt, in unserer Familie sehr verschiedenartige Wirkungen hervorrief. Zwar freuten wir uns darauf, den alten lieben Freund wiederzusehen, aber meine Frau septe begründete Zweifel in seine Eigenschaften als Rosselenter und meinte: „Wenn das nur keine Unglücksfahrt wird!“ Ehrlich gestanden, hielt ich ihre Befürchtungen nicht für unbegründet, ließ das aber nicht erkennen.

Unsere Kinder, voran unser Junge, schwärmten natürlich die Tage bis zu Alberts Ankunft von der in Aussicht stehenden Fahrt. Mein Junge, der sich in der Sommerfrische meist im Stalle unseres Gastgebers, eines größeren Dekonomen, und mit dessen Pferden auf dem Felde aufgehalten hatte, rechnete fest darauf, daß „Onkel Kuckuk“ ihn kutschieren lassen werde und renommierte, wie das Sextaner gerne tun, mit seinen hippologischen Kenntnissen.

So wurde meines lieben Freundes Albert Ankunft von uns allen mit Spannung erwartet.

Zweimal warteten wir aber zu großer Erleichterung meiner Frau vergebens. Am Dienstag erhielten wir eine Karte, die den Besuch auf Donnerstag verschob und am Donnerstag telegraphierte Albert, daß er erst am Samstag, dann aber ganz bestimmt, kommen werde.

Meine Frau fing bereits an, ironisch zu werden und meines Jungen Gesicht wurde von Tag zu Tag länger.

Am Samstag hatten wir auch bereits auf unsern Besuch verzichtet, als um 2 Uhr Nachmittags ein Peitschenknallen vor der Tür mich aus dem Mittagschlaf schreckte.

„Nichtig! Da hielt ein Brest vor der Tür unseres Hauses, ein fester Schimmel davor und auf dem Boche sah unser Albert Auckuck, mit einer funkelnagelneuen Peitsche bewaffnet.“

Es währte nicht lange, so hielten unsere Kinder, die unten spielten, den Wagen besetzt, und als die Begrüßung vorüber war, half es nichts mehr, wir mußten uns zu einer Spazierfahrt rüsten.

Während meine Frau die Kinder anzog, sprach ich unten im Fremdenstübchen meinem Freunde Albert die gebührende Bewunderung über sein schönes Geßpann aus.

„Ja, weißt Du,“ erwiderte er ohne Stolz, „dies ist nicht mein einziges Geßpann. Ich habe, da mein Bruder bei mir wohnt und auch oft über Land fährt, noch einen leichten Jagdwagen zu Hause und auch einen Braunen dazu. Famoses Pferd, mein Max da draußen, was?“

Ich stimmte ahnungslos zu, denn der Schimmel sah wirklich gut aus.

„Mein Moritz ist aber noch besser,“ erklärte mir Albert. „Wenn ich das nächste Mal komme, sollst Du auch ihn kennen lernen!“

„Also Max und Moritz heißen Deine Gänle?“ erwiderte ich belustigt ob dieser Namensgebung. „Na, hoffentlich gleichen sie nicht den bösen Buben?“

„Wo denkst Du hin!“ gab er, fast pikirt, zurück. „Ich sage Dir, der Max hat eine Ausdauer, wie selten ein Pferd und dabei ein flotter Gänger, dem nichts zuviel wird. Na, Ihr werdet sehen!“

Und während wir einen Schoppen „Dunkles“ tranken, erzählte er mir noch weiter von den Tugenden seiner Pferde und ich wunderte mich im Stillen, wie der Mensch, der so augenscheinlich für das Land geschaffen war, sich so lange Jahre in der Stadt hinter dem Ladentisch herumgedrückt hatte.

Bald darauf stand meine ganze Familie gerüstet draußen am Wagen.

Ungeduldig scharrte der Schimmel mit den Füßen, während Albert das Geschirr in Ordnung brachte.

Unser Junge mußte selbstverständlich den Vorkitz neben Freund Albert bekommen, oder vielmehr, er hatte ihn schon eingenommen und sich auch bereits in den Besitz der Peitsche gesetzt.

Ich half meiner Frau und den beiden Mädchen beim Einsteigen, Albert schwang sich in denselben Moment auf den Boche und gerade wollte auch ich mich mit Grazie in den Wagen schwingen, als der gute Max sich in Trab setzte und, mich zurücklassend, davonzog.

„Vrr! Max! Vrrrr!“ rief Albert und zog die Leine fest an, aber Max war durchaus nicht gesonnen, schon so bald wieder stehen zu bleiben und mir blieb nichts übrig, als die erste Viertelstunde im Staube der Landstraße hinter meinen Angehörigen herzutreiben, bis es Max endlich gefiel, einen Augenblick so langsam zu gehen, daß ich einsteigen konnte.

Alles lachte natürlich und ich mußte meine stille Wut noch hinunterschlucken, denn als ich wegen Maxens guter Eigenschaften einen Zweifel äußern wollte, meinte Albert: „Ja, siehst Du, das ist Klasse in dem Pferde. Stillstehen tut er nicht gern, aber sonst ist es eine Perle von einem Gaul! Ho — hopp!“

Wir fuhren just in die am Eisenbahndamm entlang führende Chauffee und in demselben Moment kam der Frankfurt-Hamburger D-Zug uns entgegengebraust. Unser Max senkte den Kopf und fort ging es in einem Galopp, daß uns Hören und Sehen verging. Unwillkürlich fahnten meine Frau und ich nach den neben uns sitzenden beiden Mädchen, und wenn es uns auch gelang, unsere Töchter festzuhalten, so flog doch der Hut unserer Jüngsten in den Chauffeegraben.

Nach einem kleinen Kilometer-Galopp beruhigte sich Maxen soweit, daß unser Junge absteigen konnte um den Hut wieder zu holen.

„Ach! das hat nichts auf sich!“ wendete Albert sich zu uns, als er hörte, daß meine Frau von „Absteigen und lieber zu Fuß gehen“ redete. „Aber bei all' seinen vorzüglichen Eigenschaften hat Max den Fehler, daß er nicht gut Eisenbahnzüge leiden kann. Geht aber diesen Kassepferden so!“ tröstete er uns. „Sehen Sie!“ wandte er sich wieder zu meiner Frau, „jetzt geht er im gemütlichen Trab!“

Wirklich schien der brave Max sich jetzt netter zeigen zu wollen und trabte auf der sonnigen Chauffee ganz gemütlich dahin.

„Jetzt könnte ich ihn ohne Zügel laufen lassen,“ sagte Albert. „Kommt, Hermann, nimm einmal die Zügel, ich möchte mir jetzt eine Zigarre anstecken!“

Unser Junge hatte schon lange auf diesen Augenblick gewartet. Er nahm aber nicht nur die Zügel, sondern auch die Peitsche und ließ sie über Maxens Rücken laufen.

Im nächsten Augenblicke dröhnte unser Wagen von einem Schläge wieder, der uns alle durcheinander warf. Die Kinder schrieken laut auf, meine Frau wurde blaß und Albert riß, indem er die Zigarre fortwarf, unserm Hermann die Zügel aus der Hand.

„Junge, um Gotteswillen nicht die Peitsche gebrauchen, das kann Max nicht leiden!“ rief er aus und wischte sich mit der Hand den beim Anzündeten der Zigarre verbrannten Schnurrbart zurecht. „Das macht er immer so,“ fügte er, als der Gaul sich beruhigt hatte, hinzu. „Wenn er die Peitsche bekommt, schlägt er hinten aus.“

Ich muß gestehen, daß Maxens Tugenden in meinen Augen zu verdunkeln begannen und wenn ich auch meine Frau und die Kinder beruhigte, so wurde mir doch nicht mehr so ganz wohl während der Fahrt.

Albert ließ aber auf sein Pferd nichts kommen und eine Weile ging es auch wirklich wieder gut.

Kurz vor Göttingen bekamen wir Gesellschaft. Ein anderes Geschirr fuhr von Weende aus hinter uns her und im schlanken Trabe waren wir bald dicht vor den Toren Göttingens angelangt. Von einer sanften Anhöhe fällt die Weender Chauffee hier ab und Max strebte trotz der angezogenen Bremse kräftig vorwärts, um mit einem Male wie angewurzelt stehen zu bleiben. Der uns folgende Wagen konnte natürlich nicht so schnell halten und im nächsten Augenblicke hatten wir den Kopf des uns folgenden Pferdes im Sitzkasten unseres Wagens zwischen den Knien.

Neuer Schrecken! Schimpfen auf beiden Seiten. An den Wagen war glücklicherweise nichts lädiert, aber der Braune des anderen Geschirrs hatte sich an der eisernen Lehne unseres Wagens eine Kopfwunde zugezogen und mit seinem Rüsterschaum das Kleid meiner Aeltesten übel zugerichtet.

Und der Grund? Max besaß neben seinen anderen Eigentümlichkeiten die kleine Eigenheit, manchmal auf dem Fleck stehen zu bleiben. Wenn uns der andere Wagen nicht so unmittelbar gefolgt wäre, dann hätte dabei ja auch nichts passieren können. Jedenfalls war Alberts Ansicht nach Max an dem Zusammenstoß unschuldig.

Ich wagte nicht zu widersprechen, denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich auch noch unsern Rutscher durch abfällige Bemerkungen gereizt hätte. Aber ich gelobte mir und den Meinigen, obwohl ich sonst nicht

verschwenkerisch bin, eine Extra-Bulle, wenn wir mit heiler Haut wieder in Marienhagen anlangen würden.

So kamen wir nach Göttingen hinein. Albert ließ seinen edlen Bucephalus langsam gehen. Das war aber auch nötig.

In Göttingen hat man nämlich, wie in vielen anderen Städten, Kanalisation und mitten im Straßenpflaster befinden sich die eisernen Deckel der Luftschachte.

Vor diesen Deckeln hatte nun unser sonst so furchtloser Max eine unüberwindliche Abneigung und war nicht zu bewegen, über einen derselben hinwegzuschreiten. Was ihn dazu bewog, war selbst Albert unerklärlich. Aber wer vermag die seelischen Geheimnisse eines Kassepferdes zu ergründen?

Albert hielt es jedenfalls für geraten, der Aversion seines Max gegen Kanaldeckel Rechnung zu tragen und so fuhren wir im reinen Zickzack durch Göttingen.

Selbstredend hatten die auf den Straßen promenierenden Rufenöhne die schwankende Linie unserer Fahrtrichtung bald bemerkt und wir bekamen allerlei anzügliche Zurufe zu hören, wie „Häuser her!“ und dergleichen. Auch mit einigen Markt-Weibern, die ihre Gemüsekarren am Fahrdamme stehen hatten, bekamen wir unangenehme Kontroversen.

Das Beste aber sollte noch kommen.

Meine Frau war in der Weenderstraße abgestiegen, um für den Kaffee, den wir auf dem Rhons einnehmen wollten, Gebäck zu kaufen. Einen Augenblick hatte Max sich zum Stillstehen bewegen lassen, war dann aber gemütlich weitergetrabt.

Wir bogen in eine Querstraße ein, Albert sprang vom Boche und hielt Max am Kopfe fest, ihn durch gute Worte und Zucker zum Stillstehen bewegend, damit meine Frau wieder ihren Platz einnehmen könnte.

Wir hielten dicht am Trottoir der schmalen Straße. Als das Einsteigen glücklich vor sich gegangen war, schwang auch Albert sich mit kühnem Sprung auf seinen Sitz — — und in der nächsten Sekunde sah unser lieber Max oder stand vielmehr ebenfalls mit kühnem Sprunge — im Schaufenster einer Pianofortehandlung! —

Was weiter folgte, brauche ich nicht zu schildern. Mit dem Eigentümer der zerbrochenen Fensterscheibe wurde Albert eher fertig, als mit uns, die wir herzensfroh waren, nicht auch in Trümmern gegangen zu sein.

Albert hat es vieler Ueberredungskünste bedurft, uns zu bewegen, auf dem Heimwege uns noch einmal dem „Schinder“, wie ihn unser, in stalttechnischen Ausdrücken erfahrener Junge nannte, anzuvertrauen. Aber zu Alberts und Maxens Ehrenrettung muß ich doch konstatieren, daß uns auf dem Heimwege nichts mehr begegnete.

Zwei Tage später besuchte uns Albert mit Moritz, dem Braunen. Wir haben aber darauf verzichtet, die Tugenden dieses edlen Tieres aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, sehr zum Leidwesen meines Freundes Albert, der behauptete, daß es zehn Meilen in der Runde kein Pferd gebe, das seinem Moritz das Wasser reichen könnte.

Worträtsel.

Ein! Welch' ein vielgewandter Mann,
Bellebt im ganzen Ort.
Sticht euch der Bart und schmerzt der Zahn,
So hilft er Euch sofort.
Er läßt auch, wenn ihr es erlaubt,
Euch zu sich selbst — doch ohne Haupt.
Wer's ist, besagt das erste Wort.
Das zweit' ist ein Metall.
Das Ganze aber führt uns fort
Zur heißen Zeit zumal.

Zogogrph.

Mit u im bergischen Revier;
Mit a vergiebt es Blut;
Mit i ist's einfach, ohne Bier;
Mit o ist's niemals gut.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Wiedergabe der einzelnen Artikel verboten.)

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 9-14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.“ „Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Ränder, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze.“ — „Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sündener gnädig.“ — „Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

Papsttum und Kirche.

2.

Unser Vertrauen, lieber Leser, daß wir schon in der heutigen Nummer unserer Freude Ausdruck geben würden über die bereits erfolgte Papstwahl, — dieses Vertrauen ist nicht getäuscht worden. Dem Herrn sei inniger Dank dafür! Möge Er nun auch den neuen Steuermann des Schiffleins Petri mit dem ganzen Reichtum Seiner Gaben und Gnaden ausrüsten!

Im Namen und Auftrage Jehovas hatte Moses im Alten Bunde ein erbliches Priestertum geschaffen und dasselbe an den Stamm Levi gebunden. Freilich nicht alle Mitglieder dieses Stammes hatten gleichen Anteil an der Leitung und Besorgung des religiösen Dienstes: aus der Familie Aarons wurden die eigentlichen Priester und speziell der Hohepriester genommen. — Der göttliche Stifter der Kirche des Neuen Bundes wollte für diese ein erbliches Familien-Priestertum nicht; speziell das Hohepriestertum des Neuen Bundes sollte frei, aus Beruf und freier Wahl hervorgehen.

Ein geistreicher Bischof unserer Tage hat gesagt, der Herr habe in der Verfassung, die Er Seiner Kirche gegeben, die monarchische und die aristokratische Form mit der demokratischen wunderbar verschmolzen. Es ist in der Tat so; indes vielen unserer Leser werden diese Ausdrücke nicht ganz geläufig bzw. verständlich sein.

Unter der monarchischen Regierungsform ist die Herrschaft eines Einzelnen zu verstehen. Die aristokratische Form ist die Herrschaft weniger Ausgewählter aus dem Volke, die durch den Adel des Geistes, den Adel der Abstammung, durch Tugendglanz oder andere Gaben hervortragen.

Endlich die demokratische Form ist die Herrschaft Aller durch Alle: sie setzt einen solchen Grad von geistiger Höhe und Bildung, von Rechtmäßigkeit und Erfahrung voraus, daß alle das Staatsruder führen können. Freilich, das wäre das höchste und ehrenvollste Ideal, wenn es überhaupt möglich wäre! — Jeder Erfahrene weiß aber auch, daß in den einzelnen Staaten diese drei Regierungsformen selten im strengen Sinne des Wortes verwirklicht sind: fast immer sind sie gemischt und gemildert, so daß neben der monarchischen die aristokratische, und mit beiden mehr oder weniger die demokratische verbunden ist. Von den Regierungsformen gilt dasselbe, wie von den Farben in der Malerei: alle sind gut, aber jede an ihrem Platze, zu ihrer Zeit und richtig angebracht. Wer immer und überall dieselbe Farbe anwenden wollte, und wäre es auch die schönste und zarteste, würde die Gesetze der Schönheit, des guten Geschmacks, verletzen; es bedarf eben der Verschiedenheit und des Wechsels der Farben, aber mit feiner, kunstgerechter Unterscheidung.

Die monarchische Regierungsform nun — so schreibt jener, bereits erwähnte französische Bischof, — ist göttlich; sie ist der Organismus des Himmels; die aristokratische Form ist schön, aber schon menschlicher; endlich die demokratische ist ganz menschlich. — Fürwahr, lieber Leser, es liegt Wahrheit in dieser Dreiteilung: man braucht sie aber nicht zu streng zu nehmen.

Welche von diesen drei Formen wird nun die von Christus gewählte sein? Das Altertum hielt dafür, daß ein Gesetzgeber den Gipfel der Vollendung erreicht haben würde, wenn es ihm durch göttliche Inspiration gelänge, die drei sozialen Formen in eine zu verschmelzen. Und so hat der göttliche Stifter der Kirche es in der Tat gehalten:

Kirchenkalender.

- Sonntag, 9. August.** Zehnter Sonntag nach Pfingsten. Romanus, Martyrer † 258. Evangelium Lukas 18, 9-14. Epistel: 1. Korinther 12, 2-11. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation der Mütter vom guten Räte, Abends 6 Uhr Andacht mit Predigt. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Pilgerfahrt nach Kevelaer. Morgens 1/6 Uhr erste hl. Messe für die Pilger. Rückkehr an demselben Tage Abends.
- Montag, 10. August.** Laurentius, Martyrer † 258.
- Dienstag, 11. August.** Sijanna, Martyrin † 286.
- Mittwoch, 12. August.** Alara, Ordensstifterin † 1253. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 13. August.** Hippolytus, Martyrer † 253. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 14. August.** Eusebius, Priester und Martyrer † 290. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Sonntag, 15. August.** Joachim, Vater der Allerheiligsten Jungfrau Maria. Gebotener Fasttag, einmaliger Fleischgenuss ist gestattet.

zunächst nimmt Er die monarchische, göttliche, himmlische Form und flüht ihr dann die beiden menschlichen, die aristokratische und demokratische, bei; dann verschmilzt Er alle drei, mäht die eine durch die andere und verbindet sie so kunstvoll und in einem so vollendeten Verhältnisse, daß jede von ihnen dabei ihre eigenen Mängel und Lücken verliert und dafür ganz eigenartige Schönheiten annimmt.

Betrachten wir das kurz im einzelnen.

So lange der Sohn Gottes in der von Ihm persönlich angenommenen Menschennatur auf Erden weilte, ist Er selbstredend der einzige Herr der Kirche. Aber wie wird Seine Kirche regiert, nachdem Er Seine Menschheit den Blicken der Kirche entzogen hat? Er muß einen Stellvertreter haben, und Er setzte Selbst diesen ein in der Person des Simon Petrus, des ersten Papstes. Soweit bleibt also die Regierungsform der Kirche monarchisch. — Allein sofort fügt der Herr die aristokratische Form an in der Berufung der übrigen Apostel, der ersten Bischöfe. Diese beiden Regierungsformen sind also göttlichen Ursprunges und darum für alle Zeiten unabänderlich festgelegt. Aber die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, brauchen Helfer, um ihr Wirken auf die einzelnen Menschen überzuleiten, das Wort des Oberhauptes zu verkünden und den göttlichen Lebenshauch der Gnade zu ihnen zu bringen, und so schafft Christus in den Priestern (den Nachfolgern der 72 Jünger) die Mitarbeiter der Bischöfe, wie die Bischöfe die Mitarbeiter des Papstes sind: es ist gleichsam eine ungeheure Pyramide, die in Jesus Christus ausläuft.

Nach der Anordnung des Herrn sollten Sein Stellvertreter und dessen Mitarbeiter auf dem Wege der Wahl berufen werden. Der Herr begnügte sich, die Wahl freizugeben, und überließ es der Kirche, nach besonderen Umständen von Zeit und Ort die geeigneten Änderungen in dem Wahlverfahren zu bestimmen.

Es liegt auf der Hand, daß die Uebermittlung der Gewalt durch freie Wahl schon an sich großen Gefahren unterliegt; diese wachsen aber ungemein, wenn die Wahl noch dazu — wenn auch nur teilweise — in den Händen des Volkes ruht; und dies geschah in der Kirche lange. Es ist ja wahr: Klerus und Volk bestimmten nur die Personen und übertrugen ihnen nicht die Macht; aber die Gefahren waren gleichwohl immer groß und zahlreich: Tatsachen aus der Geschichte der Kirche beweisen es. Hier sehen wir aber, wie die Demokratie das monarchische und aristokratische Regiment einschränkt.

Aber auch bei der seit vielen Jahrhunderten üblichen Papstwahl durch die Kardinäle kommt die „demokratische“ Seite zu ihrem Rechte: Der letzte Sohn des Volkes kann zum Altare emporsteigen, nicht nur auf der priesterlichen Stufe, sondern auch im Kollegium der Bischöfe (und Kardinäle) Platz finden, — ja, er kann bis zum Stuhl Petri emporsteigen und die Leitung der gesamten Kirche in die Hände bekommen. Wie Viele sah man im Laufe der Jahrhunderte aus der Werkstätte, von den Schollen des Feldes, kurz, von den untersten Volksklassen zum Priestertum, zum Episkopat, zum Kardinalat bis zum obersten Pontifikat gelangen! Und ist nicht die Wahl Pius X. ein derabzugesetztes Beispiel für das Gesagte?

S.

Aufs Rathaus.

Von A. Liebert.

Der erste Ferienmorgen — strahlender Sonnenschein überall, ein lieblicher, blauer Himmel — welche Sonne! Das waren die Gedanken, mit denen Fräulein Linde, die gestrenge Leiterin des Pensionats „Villa Linde“, die Fenster ihres geräumigen Wohnzimmers öffnete, um sich an den herrlichen er-

sten Ferienmorgen so recht nach Herzenslust ergötzen zu können. Heute war sie ja mit ihren zwei Schwestern, die sich ebenfalls im Pensionat betätigten, allein, denn gestern waren sie ausgeflogen, die lustigen, manchmal recht wilden Pensionatsvögel und jetzt herrschte eine wohlthuende Stille in den Räumen. „Aber, Elise, beeile dich doch“, drang plötzlich eine Stimme ins Zimmer. „Wir haben noch so viel zu packen und nach Tisch geht unser Zug!“

„Ja, ja, ich komme sofort“, antwortete die in ihrer Betrachtung Gestörte und verließ, nachdem sie zwischen die Fenster sorgsam Hölzchen gelegt hatte, die das Zuschlagen derselben vermeiden sollten, ihr Zimmer, um sich draußen auf dem Korridor an dem geschäftigen Treiben ihrer beiden Schwestern zu beteiligen.

„Nimmst Du die rote Bluse mit, Elise?“ unterbrach die jüngere Schwester das Schweigen.

„Ach nein, die ist mir zu auffällig. Wir als Pensionatsdamen müssen uns doch einfach kleiden. Aber, Johanna, vergiß nicht unsere hellblauen Kleider einzupacken. Du weißt schon, die weißgestreiften,“ mahnte Elise und legte dann Stück für Stück der selbstverfertigten Wäsche in den Koffer.

„Und den französischen Roman, sowie einige andere Bücher wollen wir nicht liegen lassen“, erinnerte Johanna, die mit dem erwähnten Kleid eben aus einem Zimmer kam, in welchem das Dienstmädchen eifrig beim Lüften war, Staub zu wischen und an den Fenstern die schützenden Läden zu schließen.

„Die Adressen für die Ansichtskarten habt ihr Ihr doch notiert? Daß wir sie nur nicht vergessen! Geheimrats Elise hat mich ganz besonders, ihr recht schöne zu senden. Sie wird sich auch revanchieren, und aus den Ditzelbädern besitzen wir noch keine!“ meinte Elise. Und während so die drei Schwestern eifrig an der Arbeit waren, klingelte es.

„Paula — Paula — aber hören Sie denn nicht?“ riefen bestürzt alle drei Schwestern. „Es hat doch eben geklingelt!“

„Jawoll, gnädige Freileins, ich kiese gleich nach“, erwiderte Paula, das Dienstmädchen, und eilte zur Korridortüre, die sie mit der ihr eigenen Fixigkeit öffnete.

Draußen stand ein uniformierter Beamter, der, einen Zettel in den Händen haltend, fragend sich an das erschrockene Dienstmädchen — denn in ein Pensionat kommt so ein Mann höchst selten — wandte: „Sie verzeihn. Wohnt nicht hier ein gewisses Freilein Lin — Linde oder — ich habe Se nämlich meine Besuche vergessen — Linde.“

„Gewiß, da sind Se an der richtige Quelle“, antwortete resolut Paula, durch die Freundlichkeit des Beamten ermutigt.

„Da hawn se wohl die Biete und gem mal den Freilein hier den Zettel. Sagen se'r awer, se soll nich erschrecken, 's wäre weiter gar nicht. Habje.“

Drinnen war man gespannt, umso mehr, als Paula so lange draußen verweilte. Als sie nunmehr mit dem Zettel zurückkam, bestürmte man sie mit allerlei Fragen. „Det is nich so schlimm, Freileins. Bloß so'n Wisch hat det Männeken jebracht un jesagt hat er, Se sollten sich man nich erschrecken“, beschwichtigte das dienstfertige Mädchen die erregten Schwestern, und damit gab sie den Zettel hin.

Elise brach ihn auf, und während Paula wieder ins Zimmer ging, las sie laut vor: „Fräulein Linde, Pensionat Linde“, hier. Sie werden höflich gebeten, baldmöglichst auf dem hiesigen Rathaus Zimmer Nr. 17 sich einzufinden zu wollen. Sachbetreff: Befragung. Der Rat der Stadt.“

„Na das ist schön! Jetzt kurz vor der Abreise auch noch auf das Rathaus!“ rief unwillig Johanna.

„Aber was mag das nur sein?“ meinte überlegend Elise. „Ich kann mir nichts den-

ken. Sind denn unsere Pensionäre alle angemeldet. Johanna, das besorgst Du doch?“

„Gewiß. Ich habe kein Fräulein vergessen.“ „Unser Gartenfest wird's doch nicht sein —“, meinte die jüngere Schwester. „Man nimmts hier mit dem Vereinsgesetz sehr genau. Schließlich hat man unser Gartenfest als öffentliche Versammlung betrachtet, und solche Versammlungen müssen doch angemeldet werden.“

„Oder“, wußte plötzlich Johanna zu bemerken, „ist vom Haus etwas Ruß auf dem Trottoir gefallen. Wir wollen gleich mal nachsehen“, — und dabei eilten alle drei hinaus und musterten Trottoir und Haus aufs genaueste.

„Ja, richtig“, rief plötzlich Elise, „hier liegt ein Stückchen Ruß. Nun müssen wir gewiß das ganze Haus neu putzen lassen, und gerade jetzt in den Ferien. Nein und dann noch dazu deswegen aufs Rathaus. Johanna bitte gehe Du!“

„Ach nein, Elise! Ich bin noch nie auf dem Rathaus gewesen, und dann steht ja auch auf dem Scheine Dein Name!“ erwiderte Johanna. Nachdem sich die drei Schwestern beinahe gestritten hätten, ging Elise doch zaghaft zum Rathaus, das nicht weit von der Villa lag.

Furchtsam suchte sie Zimmer Nr. 17. Endlich — also hier. Sie mußte sich erst ein Herz fassen, ehe sie leise anklopfte. „Herein!“ Klang's drinnen, und als Fräulein Linde in das Amtszimmer trat, begrüßte sie freundlich ein älterer Herr, dem sie ihr Anliegen vortrug.

„Aber, Fräulein Linde, so eilig war die Sache denn doch nicht. Es handelt sich nämlich um folgenden Fall —“ absichtlich machte er diese Vorrede, da er sah, wie Fräulein Linde gespannt seinen Worten lauschte: „Sie haben doch ein Dienstmädchen, und für dieses sind noch — 120 Mark Krankheitsbeiträge zu zahlen. Das ist alles!“

Fräulein Linde atmete erleichtert auf, griff nach dem Portemonnaie, und während sich der Beamte seines gelungenen Scherzes freute, zahlte Elise den schuldigen Betrag, um dann schnellstens zu verschwinden.

* * *

Die Ferienreise ging glücklich von statten und später sollen die drei Damen vom Pensionat noch viel über die „Rathausangst“ gelacht haben.

Auch ein Besuch bei Goethe.

Humoreske von Adolf Hölzerl.

Madame Puske sitzt in ihrem hübsch und niedlich eingerichteten Wohnzimmer und liest das „Berliner Intelligenzblatt“.

Sie ist eine runde, kleine Bierzigein. Um ihren vollen Hals windet sich eine Korallenkette und die dicken Ohrläppchen schmücken lange, tropfenartige Ohrgehänge von hellem durchsichtigem Bernstein. Ihr Gatte war Schlächter und hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie bequem leben konnte. Ihr Junge besuchte das alte graue Gymnasium zu Berlin, war aber im Lernen etwas zurückgeblieben, weshalb sie sich entschloß, ihm Nachhilfestunden erteilen zu lassen.

Frau Puske ist mit ihrer täglichen Lektüre noch nicht zu Ende, als es an ihre Türe klopf. Herr Julius Kraushaar tritt ein und verneigt sich vor der fugelrunden Schlächterin tiefer als gebräuchlich. Er ist ein hübscher junger Mann von heiläufig 18 Jahren, dem Geist und Bildung aus den Augen leuchten. Sein Aeußeres trägt in einer Hinsicht gewissermaßen seinen Namen. Er hat kohlschwarze Haare, die mutwillig sein hübsches Gesicht umrahmen, ist groß und schlank gewachsen und verbindet mit einnehmenden Allüren ein

Selbstbewußtsein, das nicht ganz frei von Stolz ist, wie man dies häufig bei begabten jungen Männern findet. Leider ist er sehr arm und auf Stundengebuhung angewiesen, daher auch das tiefe Kompliment vor der Frau Puske.

„Sie sind also der neue Lehrer, der mir vom Professor Heinz empfohlen wurde?“ sprach nach den ersten einleitenden Worten die Fleischerstau und musterte dabei Kraushaar von oben bis unten mit kritischem Blick.

„Jawohl, Frau Puske“, antwortete der junge Mann, „der bin ich. Mein Name ist Kraushaar.“

„Nun, was wollen Sie denn vor die Stunde haben?“

„Fünf Silberroschen, Madame.“

„Was? Fünf Silberroschen? Das ist viel.“ „Es ist der übliche Preis, der in Berlin für Privatstunden bezahlt wird.“

„Nu, da leg ich lieber noch einen Silberroschen drauf, dann bekomme ich einen mit Augenkläsern.“

„Frau Puske“, erwiderte Kraushaar, nur mit Mühe das Lachen unterdrückend, „wenn es sich nur darum handelt, so werden wir sicher handelseins.“ Mit diesen Worten zog er ein Leder-Futteral aus der Tasche und nahm ihr eine silberne Brille und setzte sie auf seine Nase. „So, Madame“, sprach er dazu lachend, „jetzt haben Sie einen Instruktor mit Augengläsern und mit silbernen noch dazu. Ich bitte demnach um sechs Silberroschen für die Stunde und gleichzeitig um Angabe der Zeit und der Tage, an denen ich die Stunden erteilen soll.“

Frau Puske erklärte sich damit einverstanden. Es gefiel ihr ausnehmend gut, daß der junge Mann die klägliche Augengläserfrage so gut und prompt gelöst habe, denn es schien ihr etwas ganz Neues zu sein, daß man Brillen auch mit sich in der Tasche herumtragen könne und offenbar lebte sie in dem Bann, gelehrte Leute kämen gleich mit Brillen auf der Nase zur Welt.

Die erste Stunde, die sich um die lateinische Sprache drehte, ließ Frau Puske kalt; auch die zweite und dritte, die dem Rechnen und der Geographie gewidmet waren, dagegen interessierte sie sich für die vierte Stunde, in der die deutsche Sprache mit klassischen Muster-Beispielen behandelt wurde, außerordentlich. Und als ihr Sohn anfing zu lesen: „Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“, sah Frau Puske eine neue Welt vor sich erstehen. Sie hielt den Atem an und lauschte den Worten wie einem Evangelium, und nicht minder lauschte sie den erklärenden Bemerkungen Kraushaar's, die dieser beifügte und einspocht. Als das Gedicht durchgenommen war, fragte sie den Hauslehrer, wer denn das „schoene Gedicht“ verfaßt hätte.

Dieser gab zerstreut zur Antwort — „Goethe.“

Kaum war den Lippen Kraushaar's dieses Wort entgangen, als er natürlich sofort den Irrtum erkannte. Was sollte er tun? Sich verbessern? Unmöglich. Er hätte sich damit eine Blöße gegeben, die ganz seltsam gedeutet werden konnte. Daß Kraushaar wußte, wer der Dichter sei, darüber besteht nicht der allerleiseste Zweifel. Er war in Gedanken oder hatte sich versprochen, er war im Geiste vielleicht beim Präparieren eines Goethischen Gedichtes für eine andere Lektionsstunde.

Aber das Wörtchen war einmal heraus, unwiderrbringlich gesprochen und er konnte es nicht mehr zurücknehmen, wenn er anders seiner Gelehrsamkeit und Würde als Hauslehrer nicht einen argen Stoß versehen wollte. Er ließ sie daher in dem Glauben. Die Frau Puske hatte kein schlechtes Gedächtnis, und es ereignete sich in den deutschen Stunden später noch öfter, daß sie zu Kraushaar sagte: „Nehmen Sie doch wieder einmal mit Frißchen das schoene Gedicht von Goethe durch. Sie wissen schon:

„Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,
Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint.“

* * *

Aus der Madame Puske ist ein vollendetes Schöngeld geworden. Nicht allein an den Goethischen, auch an den Schiller'schen Gedichten fand sie großes Gefallen.

Eines Tages rüßte sie mit dem Wunsche heraus, sämtliche Gedichte Goethes und Schillers zu besitzen und kennen zu lernen. Sie handigte daher Herrn Kraushaar zwei Taler ein und bat ihn, ihr für dieses Geld die beiden Bände zu besorgen.

Herr Kraushaar sah unlenkbar in der Patsche. Was sollte er tun? Jetzt noch nach so langer Zeit seinen Fehler und seinen Irrtum einzusehen, das ging schlechterdings nicht mehr. Er sann daher auf ein anderes Auskunftsmittel und es dauerte gar nicht lange, so hatte er es gefunden. Er kaufte die beiden Bände in dem gleichen Format der sogenannten Stuttgarter Klassiker-Ausgaben und ging damit zur Buchbinderei. Dort ließ er die Titel aus den Büchern herausschneiden und vertauschte sie gegenseitig, so daß die Gedichte Schiller's das Titelblatt der Goethischen Gedichte und die Goethe's jene der Schiller'schen erhielten. Ueber Nacht beschwerte und presste er die Bände noch tüchtig mit einem schweren bleiernen Tabakstasten und schritt dann des anderen Tages wohlgemut nach der Wohnung der Madame Puske, wo er sie ihr feierlich übergab.

Diese tat sehr erfreut und das erste war, sogleich den „Spaziergang“ ihres Lieblingsdichters Goethe aufzuschlagen, den sie auch richtig auf Seite 95 fand und dessen erste Strophen sie auch gleich in der dazu gehörigen Stellung und nötigen Emphase herlas.

Frau Puske fühlte sich in ihrer neuen Sphäre glücklich. Sie lernte eine Menge Goethischer und Schiller'scher Gedichte mit vieler Mühe und großem Fleiße auswendig und prüfte mit ihren Titaten bei den Nachbarinnen in so auffallender Weise herum, daß diesen angst und bange wurde. Besonders zu Goethe fühlte sie sich hingezogen, aber auch vor Schiller hatte sie große Hochachtung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß in ihr der Gedanke aufstieg, die beiden Dichters-Heroen von Angesicht zu schauen und persönlich kennen zu lernen.

Mit Schiller war dieses allerdings nicht mehr möglich, denn er ruhte bereits in dem kühlen Schoße der Erde. Aber Goethe, den sie wegen seines „Spazierganges“ so sehr verehrte, Seine Erzellenz der Weimarsche Minister und große Dichter, lebte noch.

Da Madame Puske Geld genug besaß, um sich auch einmal etwas anderes anzusehen als die Herrlichkeit Berlins, so entschloß sie sich, Weimar aufzusuchen und dem Dichtersfürsten ihre Aufwartung zu machen.

* * *

Vor Frau Puske liegt die leuchtende Pracht der Frühlingswelt. Rosige Blüten, Licht und Duftwehen; mit grünem Wipfel dunkelt verschleiert der Wald und im Busche erkönt das süße Lied der Nachtigall.

Trotzdem Frau Puske reich war, so warf sie doch nichts zum Fenster hinaus; sie war wie alle vernünftigen Leute sparsam. Gewiß wäre ein eigener Reisewagen bequemer und vorteilhafter für sie gewesen, aber sie zog den billigeren Postwagen vor. Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. Anßer einem Reisekleid nahm sie noch ihr schwarzes, schwer seidenes Hochzeitskleid mit, um möglichst würdig vor dem großen Mann zu erscheinen.

Heute sitzt sie in der schwerfälligen Postkutsche, den Band der Goethischen Gedichte in der Hand. Wenn sie ein galanter Reisegesährte fragte, was sie da für ein interessantes Buch lese, dann warf sie sich in die Brust

und erwiderte stolz und mit Hochgefühl: „Das sind die schoenen Gedichte von dem großen Dichter Goethe. Zu dem fahre ich jetzt und besuche ihn.“

Sie freute sich dann gewaltig, wenn sie ein bewundernder Blick ihres Nachbarn streifte.

Die Reise ging gut von Statten und am vierten Tage kam sie in Weimar an. Es dämmerte bereits. Sie begab sich in das nächstgelegene Gasthaus „zur goldenen Sonne“ und zog noch an demselben Abend bei dem Gastwirte Erkundigungen ein, wie sie wohl am besten Gelegenheit finden würde, den Dichter zu sehen und wenn möglich zu sprechen.

Der Gastwirt schien aber ein Skeptiker zu sein. Bei aller Freundlichkeit seines Wesens, mit der er sich bereit erklärte, der Frau Puske in ihrem Vorhaben behilflich zu sein, glaubte er ihr doch nicht verhehlen zu dürfen, daß die Sache durchaus nicht so einfach sei, als sie wohl denken mochte.

„Nun“, meinte Frau Puske und sah dabei bedeutungsvoll auf ihre dicken roten Hände, die mit Ringen und Edelstein förmlich inkrustiert waren. „Goethe ist ein großer Dichter, aber eigentlich doch noch ein Mensch.“

„Wohl, wohl, Madame“, versetzte der Wirt, „aber ein außerordentlicher Mensch und bei solchen ist es schwer . . . Doch, wir wollen das beste hoffen.“

Am anderen Tage versüßte sich Frau Puske nach dem Hause Sr. Erzellenz, wurde aber nicht vorgelassen. Mißmutig begab sie sich wieder in ihr Gasthaus zurück. Dort aber hatte unterdessen der Wirt seinen Gästen erzählt, daß eine Frau aus Berlin bei ihm abgestiegen sei, die eigens nach Weimar gekommen sei, Goethe zu sprechen, und unter diesen befand sich ein Weimarer Bürger, dem die Hausordnung Sr. Erzellenz genau bekannt war. Als daher Madame Puske in das Zimmer trat und sich der Gastwirt bei ihr erkundigte, antwortete sie kurz: „Ne, abgewiesen.“

Jetzt näherte sich ihr der bereits erwähnte Gast und sprach sie folgendermaßen an: „Madame, bei Goethe kommen Sie so leicht nicht vor. Da können Sie noch hundertmal hingehen. Folgen Sie meinen Rat; schleichen Sie sich in das Haus und gehen Sie dann die Haupttreppe hinauf, sobald ein Wagen vor der Tür hält, was Nachmittags um halb 4 Uhr regelmäßig der Fall ist. Auf dem oberen Absatz werden Sie links eine Doppel-Statue sehen, dahinter verstecken Sie sich und warten, bis Goethe aus der Tür tritt, auf deren Schwelle das Wort: „Salve“ steht. Er liebt dergleichen Huldigungen und Sie werden ganz gewiß freundlich aufgenommen.“

Frau Puske befolgt pünktlich die ihr von dem freundlichen Gaste gegebenen Anweisungen und steht am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde hinter der Statue. Mit pochendem Herzen wartet sie auf die Ankunft des Dichters.

Da geht die Tür auf und Goethe erscheint in seiner vollen imponierenden Größe, den Hut in der rechten Hand, mit der er gleichzeitig noch den Wipfel seines linken Mantelknopfes hält. An seinem blendend weißen Halsstuch schimmert ein großer Amethyst und sein volles Haar umgibt in wellenartigen Linien seine klassische Stirn.

Wie Frau Puske des Dichters ansichtig wird, tritt sie sogleich aus ihren Versteck hervor und redet ihn mit den Worten an: „Bin ich endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?“

Berwundert sieht sich Goethe um und fragt: „Kennen Sie mich, Madame?“

„Fort, wer sollte Ihnen nicht kennen? Fest jemandert in der Erde, steht die Form aus Lehm gebrannt!“

Goethe lacht und erwidert: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen. Adieu, Madame!“ Damit ging er an ihr vorüber.

Die aesthetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, als sie dem fremden, freundlichen Herrn im Gasthause ihren Besuch erzählte und von ihm hören mußte, wie schmählich sie sich blamiert habe. Sie schwor hoch und teuer, Rache zu nehmen an dem schwarzen Kraushaar und dessen noch schwärzerer Seele und verließ in höchster Eile das deutsche Utzen.

Die Stroh männer.

Militärische Humoreske von Egon v. Breitbach.

Major von Strobach schimpfte. Das war sonst nicht seine Art, denn er war mehr für das Gemüthliche. Aber diesmal tat er es doch. Es war auch zu dumm, daß der Brigadefeldkommandeur General von Tresky jetzt gerade den Einfall kriegte, sein Bataillon sehen zu wollen. Grettstadt liegt so wundervoll gemütlich und ein höherer Vorgesetzter verläßt sich selten dahin. Und Major von Strobach überließ die Geschäfte des Bataillons seinem Adjutanten und die Ausbildung der Truppen dem ältesten der vier Hauptleute, der dafür wieder seine Kompagnie seinem Oberleutnant überlassen mußte.

Nun half es nichts, nun mußte „gebimt“ werden — und dazu waren nur noch zwei Tage übrig. Und was mußte da noch alles gemacht werden, denn General von Tresky wollte zwei Tage bleiben. Am ersten Tage wollte er das Bataillon im Exerzieren und im Felddienst besichtigen und am nächsten Vormittag im Turnen, Bajonettieren, Instruktion usw. Das war einfach unerhört und „kam nicht vor“, jetzt, da man vor dem Manöver stand und Kompagnie- und Bataillons-Vorstellung doch längst hinter sich hatte.

Beim Exerzieren schimpfte Major v. Strobach wie ein Wülsel: Hauptleute, Leutnants, Unteroffiziere und Gemeine — alle waren sie in gleicher Mitschuld. Beim Felddienst wettekte er und beim Turnen — na, da holerte er, wie — na — wie eben ein Major, den man aus seiner schönsten Ruhe gewaltsam aufgerüttelt hat.

Aber am Tollsten ging's beim Bajonettieren. In der neunten Kompagnie, der ersten des Bataillons, zwar schien sich's gut anzulassen, denn da waren einige Paar ganz vorzügliche Fechter dabei — vier Paar, die sich sehen lassen konnten, in allen übrigen Kompagnieen jedoch kaum je ein Paar.

Aber man muß sich zu helfen wissen und so tat der Major v. Strobach etwas, was er sonst noch nie getan hatte: er inszenierte einen regelrechten Besichtigungs-schwindel. Drei Paare der neunten verteilten sich, sobald die Besichtigung der ersten Kompagnie beendet war, in die zehnte und nachher auch noch in die elfte und zwölfte. Es wurden genau diejenigen Leute bezeichnet, die mit den guten Fechtern ihre Stellung wechseln sollten und dann wurde es geübt und der lange Sommertag neigte sich seinem Ende zu. Am nächsten Tage ging es gleichfalls so.

Am nächsten Tage kam der General. Einfach und spartanisch, wie man ihn kannte, stieg er auf dem Bahnhof direkt zu Pferde — er hatte sich vorher jeden Empfang verboten — und der Oberst, der sehr für Feierlichkeiten und äußeres Gepränge war, machte die „Hohe“ mit sauerjüßer Miene mit. Natürlich hatte er mitgemußt und das war ihm nicht angenehm gewesen. Denn er konnte Strobach nicht leiden und hätte ihm am liebsten etwas am Zeuge gestickt. Allein in Gegenwart des Generals würde sich das vielleicht doch schlecht machen. Da, vielleicht würde man ihm unter vier Augen seine Meinung nicht zu verhehlen brauchen.

Aber, weiß der Kukuck, das klappete ja alles ganz großartig! Schon die Meldung! Strobach sah elegant zu Pferde und sprengte elegant heran. Wie oft und mit welcher Beharrlichkeit Strobach das allerdings geübt

hatte, das konnte der Herr Oberst nicht wissen.

Beim Exerzieren fand selbst das Auge des strengen Herrn Generals nichts auszufehen. Hauptmann Pfeiffer, der ja sonst immer das Bataillon exerzierte, hatte ein strenges Kommando und ahndete jede Nachlässigkeit ohne weiteres mit Nachexerzieren. Aber das konnte der Herr Oberst ebenfalls nicht wissen, denn bei der Kompagnievorstellung hatte das Bataillon schlecht, bei der Bataillonsvorstellung nur leidlich abgesehen.

Das an das Exerzieren sich anschließende Gefecht hatte ebenfalls den Beifall des Herrn Obersten. Man hatte es ja auch zweimal durchgeprobt und der Adjutant hatte dem Herrn Major so lange Vortrag darüber gehalten, bis der Herr Major jedes Wort auswendig wußte.

Dem entsprechend war der Herr General dann auch ganz gegen seine Gewohnheit außerordentlich liebenswürdig und schloß seine Kritik mit den Worten:

„Ich bitte Sie, Herr Major, den Leuten heute Nachmittag freizugeben. Und wie haben Sie das Programm sonst entworfen?“

„Zu Befehl, Herr General — ich habe nach der gemeinsamen Mittagstafel an ein Konzert im Garten des Stadtparkes gedacht.“

„Vortrefflich, Herr Major — werde natürlich da sein! Und nun, habe ich einen Bärenhunger — ich bitte die Herrn sich ja keinen Zwang anzuerlegen. Kommen Sie wie Sie gehen und sehen — lassen Sie sich ein wenig abbürsten und dann essen wir. Die Felduniform ist doch immer das schönste Ehrenkleid des Soldaten.“

Der Tag endete in sehr animierter Stimmung, die nur bei dem armen Strobach dadurch bedenklich beeinträchtigt wurde, daß er stündlich schauspielern mußte. Ihm war nämlich nicht ganz wohl zu Mute, wenn er an seine Stroh männer dachte, die morgen in allen Kompagnieen fechten sollten. „Wenn das etwa herankam! —“

Aber das Grübeln half nicht — und als er endlich nach Hause ging, da war auch er ziemlich animiert.

Am andern Morgen standen „die Truppen“ Punkt 5 Uhr auf dem Kasernenhofe, diesmal aber im Drillanzug, Mühe und Schweißschüden, denn es war ja Turnen, Bajonettieren und Instruktion angelegt, kleiner Dienst. Und die Herren Offiziere waren im Leberrock und Mühe. Es wurde zunächst eine gute halbe Stunde instruiert, jede Kompagnie nicht ganz 10 Minuten. Die Fragen und Antworten flogen nur so herüber und hinüber und sogar wenn der Herr General in den Gang der Probelektion selber eingriff, brüllten die Kerls laut und vernehmlich, wie es ihnen vom Hauptmann Pfeiffer sorglich eingetrichtert war. Der hohe Vorgesetzte nickte befriedigt und besonders dann, wenn die Antworten, wie meistens, richtig waren.

Es kam das Turnen und die Leute schwitzen bereits wie die Bären. Denn bei jeder der vierundzwanzig Abteilungen — jede Kompagnie sechs, hielt sich der General auch ungefähr fünf Minuten auf und so war es fast acht Uhr geworden, als das gefürchtete Bajonettieren herankam. Die Kontrafechter hielten sich famos, namentlich die am rechten Flügel der ersten Abteilung der ersten Kompagnie. Dann kamen noch drei Paare, sie zeichneten sich besonders aus und das Uebrige konnte ebenfalls angehen.

Bei der zehnten Kompagnie war's das selbe, bei der elften und zwölften das Gleiche.

Der Schrecken war vorüber, der General versammelte das Duzend Offiziere um sich und kritisierte die Sache in sehr liebenswürdiger Weise. Mit seinem Lächeln flucht er dann ein:

„Und merkwürdig — in jeder Kompagnie waren es vier Paare, die ganz besonders vorzüglich fechten.“

Major v. Strobach wünschte, daß ihn die Erde verschlänge, aber er sagte sich und, die Hand am Helm sagte er forsch:

„Zu Befehl, Herr General, ist mir auch aufgefallen.“

Nach der Vorstellung fand ein Frühstück statt, bei dem der General ebenfalls sehr liebenswürdig war.

„Lieber Strabach,“ sagte er plötzlich zu dem neben ihm sitzenden Major — „müssen demnächst einen neuen Eric ernennen — der, den Sie beim Bajonettieren angewandt, ist zu alt.“

„Herr General?“

„Ist zu alt — kenne ihn, hab ihn immer als Hauptmann angewandt — unter dem Drahtgestell des Fechtzuges kann man die Kerle ja doch nicht erkennen — aber ich habe den einen an einer Narbe der rechten Halsseite erkannt. Nun — sehen Sie doch nicht so verbagelt aus. Das ist kein Staatsverbrechen. Deshalb kann ich Ihnen doch zum Stern im Voraus gratulieren!“

Arithmogryph.

1 4 2 1	Eine Ober.
2 4 1 5 1	Eine Göttin.
3 4 7 7 8	Ein Körperteil.
4 2 8 1 9	Bezeichnung für Vorbild.
1 9 7 8 5	Ein Gebirge.
5 6 3 5 8	Eine germanische Schicksalsgöttin.
6 2 6 9	Ein bekanntes Zahreinigungs-mittel.
7 8 5 2 8 9	An Uhren befindlich.
8 4 2 8 3	Ein deutscher Fluß.
9 8 7 3 1	Eine pestartige Krankheit.

Die Anfangsbuchstaben ergeben eine Stadt in der Türkei.

Viersilbige Charade.

Das erste Paar zieht blinkend
Durch's schöne Bayernland.
Das andre Paar beschrieben
Hat oft schon Deine Hand.
Das Ganze scheint wie Botenschaft
Aus einer höhern Welt.
Und nach dem ersten Paare
Siehst Du's am Himmelszelt.

Kreuzrätsel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagrechten und senkrechten Reihengleichlautend werden:

c c c	1. eine preussische Provinz,
e e e f f h h h	2. einen männlichen Vornamen, 3. ein Gebirge in der preussischen Rheinprovinz.
h h i i i i i i	
k k l n n n r r	
r r s	
s s s	
u u u	

Anagramm.

Levi, Rain, Lese, Manen, Amme, Rehl, Haut, Ton, Rinde, Leim, Bajel, Rain, Regen, Seide, Made, Reife, Gans, Mahl, Selma, Gras, Streich, Tonne, Traube, Ebro, Roda.

Aus jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden derart, daß die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Wortspiel.

Vase — Ober — Sem — Elan
Trieb — Obren.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben der Name eines Flusses zu bilden. Werden diese neuen Wörter so geordnet, daß sie aber in anderer Reihenfolge Flüsse bezeichnen in: 1. Spanien, 2. Sibirien, 3. Oesterreich, 4. Italien, 5. Deutschland, 6. Frankreich, so ergeben die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang den Namen eines Flusses in Deutschland.

Kapselrätsel.

Trunkucht, Banner, Vormundschaft, Madtvoll, Wahrhaftig, Gereiztheit, Bekunden.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelnen Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern verdeckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Bader, Eisen — Badereisen.
Logogryph: Schlucht, Schlachz, Schlacht, Schlecht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23-37. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Geseklehrer trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was mach ich thun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Geseze? Wie liest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; thu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Del und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und thue desgleichen!“



Kirchenkalender.

- Sonntag, 23. August.** Zwölfter Sonntag nach Pfingsten. Zachäus, Bischof von Jerusalem. Evange. Luk. 10, 23-37. Epistel: 2 Korinther 3, 4-9.
 - St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
 - St. Lambertus: Feier des 13 stündigen Gebetes. Morgens 1/6 Uhr Aussegnung des allerheiligsten Sacramentes. 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/3 Uhr feierl. Vesper. 1/8 Uhr Komplet und Te Deum zum Schluß.
 - St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr beginnen Exercitien und Vorträge für Dienstmädchen, zu denen nebst den Mitgliedern der Kongregation auch andere Dienstmögen eingeladen sind. An den folgenden Tagen Morgens 5 Uhr hl. Messe, darnach Vortrag, dann zweite heilige Messe. Nachmittags 5 Uhr Vortrag. Schluß Sonntag, 30. August.
- Montag, 24. August.** Bartholomäus, Apostel.
 - St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Pilgermesse für die Kevelaer Pilger, 5 1/4 Uhr Auszug der Prozession nach Kevelaer.
- Dienstag, 25. August.** Ludwig, König † 1270.
- Mittwoch, 26. August.** Samuel, Prophet. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Dankfestmesse mit sakramentalischem Segen zum Schluß für die Kevelaer Pilger.
- Donnerstag, 27. August.** Gebhard, Bischof † 996.
- Freitag, 28. August.** Augustinus, Bischof und Kirchenlehrer † 430.
- Sonntag, 29. August.** Johannes Enthauptung.
 - St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zum Schluß.

Papsttum und Kirche.

4.

Als um die Mitte Juli der nun in Gott ruhende Leo XIII. bereits mit dem Tode rang, schrieb der bekannte protestantische Pastor Raumann, der wahrlich kein Freund der katholischen Kirche ist, über die Bedeutung des Papsttums unter der Aufschrift „die waffenlose Macht“ u. a. Folgendes: „Langsam sinkt er (Leo XIII.) in den Tod hinein, ein Mann von fast unverzehrbarer Lebenskraft. Der Papst stirbt; das Papsttum selbst aber ist eine absolut sichere Einrichtung geworden, sicherer als das Amt des Kalifen (des Sultans) in Konstantinopel, sicherer als der (italienische) Königsthron an der Tiber, sicherer als das Kaiserthum in Deutschland. Das Papsttum gründet sich wie jede menschliche Herrschaft auf Glauben und Leistung, es ist aber bei ihm offener als bei anderen Herrschaften, daß seine Grundlage im Glauben liegt. Bei anderen Herrschaften wird das Wesen des zu aller Herrschaft nötigen Glaubens durch die Macht- und Strafmittel verdeckt, die den Glauben ausbreiten sollen. Daß nämlich auch diese Machtmittel — die Heere, die Beamtenschaften und Rechte — nicht aufrecht erhalten werden können, ohne daß ein Kern von Menschen da ist, der an die Notwendigkeit, Nützlichkeit oder Heiligkeit der von ihnen gestützten Macht glaubt, wird gewöhnlich nicht beachtet. Ein Herrscher, an dessen Recht, Größe und Aufgabe niemand

glaubt, wird eben durch diesen Mangel an Glauben zum bloßen Privatmann oder zum Schlingling einer anderen geglaubten Macht. Das Papsttum aber hat den eigentümlichen Vorzug, das Wesen der Macht rein destilliert zu zeigen, da es waffenlose Macht geworden ist. Die waffenlose Macht ist nicht zu verwechseln mit dem, was man gelegentlich eine „geistige Macht“ nennt, denn unter geistigen Mächten versteht man periodisch auftretende Einzelgedanken, wie etwa das Nationalitätsprinzip, das demokratisch-parlamentarische Prinzip oder die Idee des reinen Individualismus. Solche Ideen haben keine eigene Organisation, sondern setzen sich in vorhandene Organisationen zerstörend oder weiterbauend hinein. Der Katholizismus aber ist nicht eine einzelne Idee oder etwas ähnliches. Er ist ein geistiger Gesamtzustand, voll von tausend Vorstellungen, Lehren, Vorschriften, Gewohnheiten. Gerade die Bedrüßnisse der stärksten Romgegner beweisen, wie groß die waffenlose Macht ist. Auch Kaiser Wilhelm II. war in Rom und stellte seine Söhne dem Greise vor, in dem sich der Katholizismus konzentriert. Man kann aber nicht sagen, daß er sie dem Einzelwesen Leo XIII. vorgestellt hat, er zeigte sie dem Haupt der waffenlosen Macht. Eins kann man in Rom: Menschen dirigieren! Es ist ein Mysterium, wie es die wenigen geistigen Kapazitäten des heiligen Stuhles fertig bringen, so ungeheure Organisationen ohne größere Reibungen zu leiten. Ohne diese geradezu unerhörte Erb-

weisheit der Menschenbehandlung müßte es alle halbe Jahrzehnte einmal innerhalb des Katholizismus lichterloh brennen. Das ist die Leistung, die der päpstliche Stuhl als Gegengabe für den die Herrschaft herstellenden Glauben den Katholiken aller Erdteile bietet."

So der protestantische Pastor Raumann in der „Zeit“, — fürwahr ein wertvolles Geständnis! Der Verfasser steht außerhalb der Kirche und versteht daher auch das „Mysterium“ der „waffenlosen Macht“ nicht, die sicherer ist als das Kaisertum in Deutschland. Er meint, die alte „unerhörte Erleuchtung“ Roms sei es, die für das „Mysterium“ die Erklärung liefere. Wir Katholiken, lieber Leser, wissen die Sache besser zu deuten: es ist der göttliche Ursprung des Papsttums, es ist die Verheißung unseres Herrn: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18). Wäre das Papsttum eine bloß menschliche Einrichtung, so würde es auch, wie alle rein menschlichen Schöpfungen allmählich in sich zerfallen und untergehen. Nun besteht es aber ununterbrochen in stets sich erneuernder Kraft von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, während die mächtigsten weltlichen Reiche altern und untergehen — und es besteht heute noch in voller, ja, in erhöhter Kraft und Wirksamkeit.

Man hat nun auch gesagt, der Primat (Vorrang) des Bischofs von Rom über die Gesamtkirche leite sich davon her, daß Rom das große politische Zentrum der damals bekannten Welt gewesen ist. Die heidnische Welt habe dem in Rom residierenden Kaiser — die christliche Welt dem Nachfolger Petri gehorcht, weil er eben auch in Rom residierte; so müsse man die universale Machtstellung des Bischofs von Rom als einen Reflex der obersten Gewalt des römischen Kaisers betrachten. Die Größe Roms im Altertum, sein Ruhm als politische und militärische Macht, habe unmerklich den geistigen Vorrang des Bischofs von Rom geschaffen.

Allein das ist offensichtlich eine Schöpfung ausschweifender Phantasie und keineswegs die Feststellung eines Tatbestandes. Den Primat (Vorrang) Petri und seiner Nachfolger finden wir als von Christus eingesetzt in den Evangelien, finden wir von den Vätern und Bischöfen der Gesamtkirche, sowie von den Konzilien als ausdrückliche Institution des göttlichen Gründers der Kirche anerkannt — nicht aber als Reflex der Macht ihres Freundes, Verfolgers und oftmals Henkers: des römischen Kaisers! Ja, geradezu lächerlich ist die Annahme, die ganze, über den Erdbreis verbreitete Kirche sei durch so viele Jahrhunderte derart getäuscht worden, daß sie eine göttliche Einrichtung mit einem Schattenbild der alten kaiserlichen Gewalt, wenn ich so sagen darf, verwechselt habe! Und das in der ersten Zeit ihres Bestehens! Und diese seltsame, unbegriffliche „Nachahmung“ sollte Niemanden aufgefallen sein außer gewissen überklugen Leuten unserer Tage?

Freilich, der Apostelfürst Petrus wählte die damalige Welthauptstadt Rom, um dort seinen Sitz und damit das Zentrum der Gesamtregierung der Kirche aufzurichten — gerade weil Rom die Hauptstadt des römischen Weltreiches und ihm von da aus die Regierung der Kirche bedeutend erleichtert war. Schon die hl. Väter weisen darauf hin, und es ist für Jeden leicht zu begreifen. Der Apostelfürst brachte das vom göttlichen Stifter der Kirche empfangene Vorrecht des Primates mit nach Rom und überließerte es dann seinem Nachfolger — nicht aber entlehnte er es von den römischen Cäsaren oder äßte es ihnen nach, denn die göttliche Verfassung der Kirche hat in ihrer monarchischen Form nichts zu schaffen mit dem Despotismus des römischen Kaiserreichs. Der Bischof von Rom aber — der Papst — als Nachfolger Petri, ist, wie die Geschichte es über allen Zweifel erhebt, immer als Glaubenslehrer und Richter, über den hinaus es keine Berufung mehr gab, als

Mittelpunkt der Einheit von der gesamten Kirche verehrt worden, dem Alle — Hirten und Gläubige — Ehrfurcht und Gehorsam darzubringen, daß, wer sich von ihm trennt, damit aufhört zum Schaffstall Jesu Christi zu gehören.

Was die bunten Flaggen sagen.

(Ueber Flaggen-signale.)

An der Lloydhalle zu Bremerhaven liegt der Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm II.“ zur Abfahrt nach New-York bereit. Zischend und fauchend entströmt der weiße Dampf den Ventilrohren an den mächtigen vier Schornsteinen, knarrend und ächzend bewegen sich die Ladebäume, an denen der Rest der Ladung, wie das Passagiergepäck übergenommen wird, Kommandorufe erschallen hier und dort, und in das alles mischen sich die lustigen Klänge der Stewardskapelle vom Oberdeck her, die mit einem flotten Marsch den eben einlaufenden Zug mit den Kajütspassagieren begrüßt. Gleich darauf sehen wir dieselben auch schon an Bord kommen, dienst-eifrig eilen linke Stewards herbei, nehmen den Ankömmlingen das Handgepäck ab und führen sie zu ihren Kabinen, während gleichzeitig das große Gepäck im Raum verstaunt wird.

Mittlerweile haben Kapitän und Offiziere ihre Plätze auf der Brücke, der Back u. s. w. eingenommen, der Verbindungsteg zwischen Schiff und Land wird weggeholt, ein langer Pfiff der mächtigen Dampfpeise des Schiffes, dann heißt es: „Los die Dien“: die Trossen, mit denen das Schiff noch an den Bollern befestigt war, werden losgeworfen, der Maschinentelegraph schlägt an, und langsam bewegt sich der Koloz zum Vorhafen hinaus auf die Rheide. Hier stoppt „Kaiser Wilhelm II.“ einen Augenblick, ein Schlepper bringt den Hosenlofen an Land, der Schnelldampfer gibt nochmals ein dreimaliges dröhnendes Pfeifensignal, dann gleitet er majestätisch abwärts.

Wie klein erscheint neben ihm die auf Rheide liegende Dampfjacht eines bekannten amerikanischen Milliardärs, die auf der Rückfahrt von der Kieler Woche Bremerhaven angelassen hat und noch auf Rheide liegt. Jetzt passiert „Kaiser Wilhelm II.“ die Jacht, und während er zum Gruß die Heckflagge nippt, geht an ihrem Kreuzmast ein langer, senkrecht rot-weiß-rot-weiß-rot getellter Wimpel hoch, dem gleich darauf an der Flaggleine ein Wimpel und zwei Flaggen folgen.

„Das ist Sie nämlich ä Signal“, meint gemächlich ein biederer Sachse, der es sich nicht hat nehmen lassen, seinem Jungen, der heute hinauszieht nach „drüben“, das Geleit zu geben.

„Schauns, hab i mi a denkt“, erwidert sein behäbiger Nachbar, dessen Wiege nicht weit vom Münchener Hofbräuhaus gestanden haben muß, „aber was solls bedeuten?“

Ich nehme das Fernglas zur Hand und sehe, daß das Signal D T L lautet, es bedeutet: ich wünsche Ihnen glückliche Reise, was ich den beiden erkläre, die sich höflich bedanken, mich aber doch mit einem gewissen Seitenblick ansehen, als wollten sie sagen: Woher kann der denn das wissen?

Als „Kaiser Wilhelm“ am Horizont verschwunden ist und das Getümmel sich zu legen beginnt, treffe ich den dicken Bayern in der Lloydhalle wieder.

Treuherzig streckt er mir die Hand hin. „I hab Ihna vorhin nit recht glaubt, da von wegen dem Signal, aber da hab i no an andern g'fragt, so anen in Uniform, der hat mir selbe g'sagt wie Sie. Aber nu seins so guat, sagens mir, wieso Sie das gesehen haben.“

Oern findet sein Wunsch Erfüllung.

„Von den bunten Fähnchen, die Sie da sehen, gibt es im ganzen 26, und zwar bedeutet jedes für sich einen Buchstaben des Alphabets.“

„So, nu versteh i, nacha zieht man halt auf, was man braucht.“

„Halt stopp! So einfach ist die Sache denn doch nicht. Gewiß kann man so verfahren, wie Sie meinen, aber das wäre zu umständlich und zu zeitraubend. Die Flaggen und Wimpel sind nämlich günstigstenfalls nur auf etwa 4 Seemeilen (7,5 km.) sichtbar, sodaß ein Schnelldampfer wie „Kaiser Wilhelm II.“, „Kronprinz Wilhelm“ und „Kaiser Wilhelm der Große“ nur etwa zehn Minuten in Signalweite eines Punktes am Lande bleibt, während sich beim Begegnen zweier solcher Windhunde des Ozeans diese Zeit gar noch auf die Hälfte vermindert. Man hat deshalb den einzelnen Flaggen, Wimpeln usw., sowie den Zusammenstellungen derselben die Bedeutung ganzer Wörter oder Sätze gegeben, und es dadurch möglich gemacht, daß sich Schiffe aller Nationen durch diese Flaggen miteinander verständigen können, ohne daß sie gegenseitig ihre Landessprache kennen.“

„Na, erlaubn S' mal“, der Bayer ließ vor Erstaunen das halbgefüllte Glas, das er gerade an die Lippen setzen wollte, wieder sinken.

„Ich will es Ihnen gleich deutlicher machen. Sehen Sie dort den Dampfer auskommen, der an der Spitze des vordersten Raftes eine weiße Flagge mit blauem Viereck führt? Das ist die Flagge S, und sie bedeutet in allen Sprachen: Ich wünsche einen Lotfen. Dagegen sagt die blaue Flagge mit weißem Viereck, die den Buchstaben P bezeichnet und den Beinamen „Der blaue Peter“ führt, allen Schiffsahrtskundigen: Dieses Schiff geht noch heute in See, wer noch etwas an Bord zu tun hat, mag es schleunigst erledigen. Die gelbe Flagge Q erfreut sich gerade keiner besonderen Beliebtheit, denn sie sagt: Dies Schiff ist quarantänepflichtig, sendet den Quarantänearzt an Bord! Der rote Stander B warnt: Kommt mir nicht zu nahe, ich habe Pulver (oder andere feuergefährliche Ladung) an Bord.“

„Meiner Seel, fein austüftelt is 's.“

„Alle Signale sind in alphabetischer Reihenfolge zusammengefaßt in einem internationalen Signalbuch, das bei allen seefahrenden Nationen in Gebrauch ist und die Bedeutung der einzelnen Signale je in der Sprache des betreffenden Landes wiedergibt und es auf diese Weise, wie gesagt, ermöglicht, daß sich Schiffe aller Nationen untereinander verständigen können. Hinter dem Signal D > R findet der Deutsche z. B. in seinem Signalbuch die Bedeutung: Besatzung gerettet und dem entsprechend der Engländer crew saved, der Franzose equipage sauvé, usw.“

„Und wie viel Signale kann man mit den Flaggen machen? Denn man muß doch a ganz große Menge davon brauchen?“

„Im ganzen 374 428.“

Nun war's alle, der gute Bayer begann laut zu lachen, offenbar meinte er, die starke Hitze habe bei mir Folgen gehabt.

„Ich werde es Ihnen gleich beweisen. Die 26 Flaggen geben zunächst allein 26 Signale, dann kann man zu jeder Flagge eine andere hinzufügen, also 26 > 26, das sind 650, im ganzen also schon 676, weitere 15 600 Signale erhalten wir, wenn wir drei Flaggen verwenden (26 > 26 > 24), und wenn wir gar vier Flaggen auf einmal aufziehen, so gibt das noch 26 > 26 > 24 > 23 oder 358 800 fernere Signale. Nimmt man dann noch den rot-weiß-roten Wimpel, der bedeutet, daß nach dem internationalen Signalbuch signalisiert werden soll und gleichzeitig als Antwortwimpel dient, und setzt man ihn unter oder über einer bezw. zwei Flaggen, so erhält man noch wieder 1352 Signale, und damit ist die von mir angegebene Zahl 374 428 erreicht.“

Eifrig hatte der Dicke auf der Tischplatte nachgerechnet. „Wirklich, es stimmt, aber dacht hätt' s' nit. Werden denn die Signale da alle braucht?“

„Nein, bei weitem nicht. Namentlich die Signale mit vier Flaggen sind möglichst eingeschränkt. Je weniger Flaggen verwendet werden, um so geringer ist die Möglichkeit, daß Fehler beim Anknoten und Ablesen vorkommen. Als Signale mit vier Flaggen finden wir demnach nur die geographischen Signale und die Schiffs-Unterscheidungs-Signale. Jedes Schiff hat nämlich, um Verwechslungen mit Fahrzeugen gleichen Namens vorzubeugen, für sich allein vier Unterscheidungsbuchstaben, an denen es ohne weiteres erkennbar ist, sofern man die Rationalität des Schiffes kennt. Zeigt z. B. ein Dover passierendes Schiff die deutsche Nationalflagge und die Flaggen Q F W R, so wird der betreffende Leuchtturmwächter im Schiffsregister nachschlagen und dann telegraphisch die Meldung weitergeben, daß das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte“ passiert ist. International ist hierbei der Grundsatz durchgeführt, daß die Unterscheidungssignale der Kriegsschiffe sämtlich mit G beginnen.“

Im übrigen waltet das Prinzip ob, daß Signale dringender Art, wie Gesuche um Aufmerksamkeit, Anzeige von Gefahr und Aufforderung zur Hilfe mit einer, höchstens zwei Flaggen gemacht werden und daß alle eigentlichen Notsignale mit der Flagge N beginnen (N A = ich bin auf Grund, habe sofortige Hilfe nötig). Durch weitere Zusammenstellung ist es möglich, alle Mitteilungen, die der Seemann braucht, wie Angaben der Breite und Länge, Thermometer- und Barometerstand, Kompaßsignale, solche für die verschiedenen Geldsorten, Maße und Gewichte, allgemeine Mitteilung, sowie geographische Namen weiter zu geben.“

„Und wer hat denn dös alles zusammengestellt?“

„In der Kriegsmarine hat man ein solches Signalsystem schon lange, für die Handels-Schiffahrt hat zuerst Kapitän Marryat, von dem Sie gewiß schon den einen oder anderen Seeroman gelesen haben, im Jahre 1840 ein Signalsystem ausgearbeitet, das in seinen Grundzügen noch heute gilt. Er verwandte dabei die Flaggen der englischen Kriegsmarine, gab ihnen aber eine veränderte Bedeutung.“

„A braver Mann is gewesen, und der Seemann kann ihn nur sehr dankbar sein für sei Arbeit, aber Ihnen dank i a recht schön, daß Sie mir so erklärt haben was d' bunten Fegeln da alles erzählen können.“

Verloste keinen Bettler.

Es war im Monat September. Ein junger Mann stand vor dem Gitter eines Gartens und blickte schon nach der Veranda der Villa gegenüber. Seine defekten Kleider und Stiefel waren mit dem Staub der Landstraße bedeckt und trugen die äußerste, vollkommene Armut zur Schau. Drüben auf der Veranda saß eine schöne junge Dame in einem Cremelleide. An ihrer Seite spielte ein etwa vierjähriger Knabe, an dem jede Bewegung das vornehme Kind verrieth. Eine große Dogge an der Kette streckte ihre mächtigen Glieder im Sande. Der Mann am Gitter zögerte, öffnete mit einem plötzlichen Entschlusse die Pforte und trat ein. „Gnädige Frau,“ begann er.

„Nein, nein,“ schüttelte die Dame den Kopf. „Gehen Sie auf der Stelle!“

„Sie hält mich für einen Hansirer,“ dachte der Fremde und fuhr dann laut fort: „Gnädige Frau, ich wollte Sie nur um die Güte bitten, mir ein Stück Brot zu schenken. Ich bin so hungrig. Ich will nach L., mir Arbeit suchen, aber ich habe keinen Kappen. Es wäre so gütig von Ihnen, mir Etwas zu geben.“

Die Dame erhob sich. „Gehen Sie,“ befahl sie unwillig. „Wir dulden hier keine Bagabunden. Dieser Hund ist gefährlich. Nähern Sie sich auch nur einen Schritt, so löse ich seine Kette und Sie sind verloren. Fort!“

Hatte dieses engelschöne, junge Geschöpf kein Herz? Die Dogge knurrte und strebte sich zu befreien, bereit, auf den Fremden einzudringen. Die Dame eilte zu dem Hunde und legte die Hand auf dessen Kette. „Ich gebe Ihnen zwei Minuten Zeit,“ rief sie mit klangvoll süßer Stimme, „wir machen mit Euch kurzen Prozeß.“

Der Mann antwortete nicht. Er kehrte um und schritt durch die Pforte. Sein Herz zog sich in wildem Schmerz zusammen. „Möget Ihr der Hilfe bedürfen, wie ich heute, und wie ich vergebens darum ansehe,“ schrie es in ihm. Er warf sich auf die Erde und verbarg das Gesicht in beide Hände. „Ein Bagabund,“ murmelte er. Gott weiß, ich sprach die Wahrheit, und sie nannte mich einen Bagabunden!“

Der Wind blies dem hungrigen Manne aus der Küche des Hauses den appetitlichen Duft von Kaffee und Kuchen zu. Eine Schale dieses Trankes und ein Stück Brot hätten ihm neue Kräfte verliehen. Er hatte nie im Leben gebettelt und schwor, es nie wieder zu tun, sollte er auch auf der offenen Landstraße verhungern. Sein Handwerk, in dem er fleißig gearbeitet, hatte ihm einträglichen Lohn gebracht, aber so bescheiden er gelebt, waren ihm keine Ersparnisse geblieben. Er hatte seinen Verdienst zum bequemen Haushalt seiner alten Eltern verwendet, und als diese starben, waren es sein Bruder und dessen Kinder, die seine volle Hilfe in Anspruch nahmen. Es kamen arge Zeiten.

Die Fabrik, worin er gearbeitet, wurde aufgelöst, und er fand nirgends Beschäftigung. Er gerieth in Not. Da endlich vernahm er, daß er in E. Arbeit finden könne, und in seiner Armut jäherte er die Reise dahin zu Fuß aus. Als er sie angetreten, war seine Kleidung in gutem Zustande; nun war sie zerrissen und mit Schmutz und Staub bedeckt, die geringe Baarschaft aufgezehrt. Er schlug sein Nachtlager in Scheunen und auf freiem Felde auf und vermochte es nicht das Mitleid der Menschen anzurufen. Hier, wo der Hunger an seinen Kräften zu zehren begann, überwand er endlich sein Schamgefühl und bettete. Aber die zarte Frau mit der weichen Stimme hatte ihn hinausgestoßen, ihm den Bissen verweigert, ihn einen Bagabunden genannt. O, wie dieser Vorgang ihm in die Seele brannte!

Die Dame hatte sich inzwischen in das Haus zurückgezogen. Das Gewissen ließ ihr keine Ruhe. „Wenn es ein Hilfsbedürftiger gewesen ist, habe ich mich recht schwer an ihm vergangen,“ dachte sie.

Trotz aller Argumente versuchte Frau Cranz das Bewußtsein des Unrechts nicht aus ihrer Seele. Jedoch trat das kleine Intermezzo im Garten bald in den Hintergrund. Um die junge Frau war es hell und behaglich, der heimgekehrte Knecht schirrte das Pferd, die reizende kleine Frau bestieg mit dem Kinde den Wagen und lenkte ihn selbst nach der Eisenbahnstation, ihrem erwarteten Gatten entgegen. Welch' einen schönen Anblick bot sie in dem von einem feurigen Hengste gezogenen Wagen, das liebe Knäblein an ihrer Seite. Sogar ihre Nachbarin konnte ihre Anerkennung nicht verjagen und lächelte ihr einen vergnügten Gruß zu.

Aber noch ein anderes Augenpaar verfolgte das Bild. Es war dasjenige des armen Mannes, der Brot geheißt und einen Stein erhalten hatte. Er schritt den Weg zur Eisenbahnstation dahin. Der Hunger hatte ihn geschwächt aber er streckte nicht wieder die Hand aus, vielmehr wiederholte er seinen Schwur, als der elegante Wagen an ihm vorbeivollte und der dicke Staub vor ihm auf-

wirbelte. Der kleine Junge bemerkte ihn. „Mama, da geht der Bettler von vorhin,“ rief er, auf ihn deutend, seiner Mutter zu.

Der Himmelstein lag auf einem Berge und von der Eisenbahnstation weit entfernt. Der Weg bietet eine durch seine malerische Schönheiten ausgezeichnete Aussicht dar. Sie liegt dort, wo der Fahrweg einen schmalen Einschnitt passiert und damit das zwischen wildromantischen Felsblöcken und Waldungen verstreut sich dahinschlängelnde Geleise kreuzt. Die hohen Wände und Bäume entziehen den nahenden Zug den Blicken des Fahrenden oder Fußgängers, bis er die Lichtung erreicht. Daher gilt hier sorgsame Vorsicht.

Frau Cranz ließ sie so ziemlich walten. Sie fuhr so langsam den Berg herab, daß der Mann, den sie einen Bagabunden gescholten sie überholte. An den Einschnitt gelangt, glaubte er, in der Entfernung einen Eisenbahnzug zu unterscheiden, und ließ sich mit dem Vorhaben, ihn an sich vorbeibrausen zu sehen, auf einen Meilenstein nieder. Indem er wartete schweiften seine Blicke nach dem Wagen, der sich langsam aber sicher näherte. In diesem Augenblick erscholl ein Pfiff — der Warnungsruß der Lokomotive, wie er oft zur Verhütung von Gefahren durch jene Berge geklungen. Dieses Mal aber sollte er zum Verderben werden.

Von dem unerwarteten schrillen Ton, der sich in lautem Echo durch die Felsen brach, erschreckt, schaute das Pferd, bäumte sich hoch auf und jagte unaufhaltiam dem gefahrdrohenden Eisenbahnbaume zu. In diesem Tempo mußte es sammt dem Gefährte auf dem Geleise mit der heranbrausenden Lokomotive zusammenstoßen, von ihr erfasst und niedergegeschmettert werden. Der Mann auf dem Meilenstein sah es. Er sah die junge Frau in dem Wagen, ihr Kind fest an sich pressend, sich mit aller Kraft an die Rücklehne klammern. Sie war von Entsetzen gelähmt und unfähig, sich zu helfen. Ja das war dasselbe Wesen, das ihn vor kaum einer Stunde von seiner Schwelle gestoßen und ihn einen Bagabunden genannt.

„Möget Ihr der Hilfe bedürfen und vergebens darum stehen!“ war sein Fluch auf das Haupt der Mitleidlosen gefallen, und nun stand die furchtbare Erfüllung des Fluches so nahe vor seinen Augen.

Aber sonderbar, in dem Augenblicke, da seinem Rachegefühl Befriedigung werden sollte, entfloß der Dämon aus seiner Brust, und das Gefühl der Menschlichkeit nahm ohne Bedenken davon Besitz. Er sprang auf, stürzte sich auf das entseesselte Pferd und fiel ihm mit Anspannung aller Kräfte in die Zügel. Von dem Hindernis überrascht, hielt es, sich aufbäumend, einen Augenblick still, und diesen benützte er.

„Aussteigen! Sofort!“ schrie er den beiden Insassen zu. „Rasch, meine Kräfte erlahmen.“

Frau Cranz gehorchte. Mechanisch sprang sie auf den Boden, der unter ihren Füßen schwankte. Ein Schwindel erfaßte sie und hinfallend fühlte sie den warmen Druck der Kinderhand in der ihren. Wo war der Wagen mit dem Pferde? Wo ihr Lebensretter, den sie mit reichen Händen lohnen wollte? Jener Brave, den sie so schüde abgewiesen, da ihn hungerte, und der sich so edel an ihr gerächt, wo war er nur geblieben?

Der Eisenbahnpfiff war verklungen, die Waggons standen in der Station, die Passagiere waren ihnen entstiegen; unter ihnen befand sich auch Herr Cranz und begrüßte mit inniger Zärtlichkeit seine Gattin.

„Bist Du auch wirklich nicht verletzt, meine liebe Frau?“ fragte er sie ängstlich. „O, welch ein Wunder.“

Aber sie antwortete kaum; ihr Blick schweifte suchend durch die Dunkelheit nach dem in Lumpen gehüllten, mit Schmutz und Staub bedeckten Manne, um seine Verzeihung zu erbitten und die große Schuld ihres Lebens,

soweit es in ihren Kräften lag, an ihm zu tügeln. Das spärende Auge haftete an einer Gruppe, aus der sich zwei Männer lösten, die, eine Last tragend, herantamen.

„Das Pferd riß ihn unter die Maschine, er ist todt!“ hörte sie Einen sagen.

Die Kameelpostmarke.

Humorste von Ferdinand Hork.

Er war der beste Beckmesser: das stand bombenfest für die Einwohner von N. seit der ersten Meistersinger-Aufführung: bis dahin war er ein ziemlich unbekannter Bass-Buffo gewesen; von jenem Tage an erhob er sich über das gewöhnliche Niveau hoch empor; er wurde „unser Beckmesser“ mit starker Betonung des persönlichen Fürworts.

Er — doch ich habe ganz vergessen, „unseren Beckmesser“ unter seinem bürgerlichen Namen vorzustellen; also: er hieß Richard Keller, wog zirka 170 Pfund bei Mittelgröße, trug konstant einen braunen Anzug von geradezu kunstwidrigem Schnitt, hatte schlecht geschneidertes Haar und ein paar große Schellfisch-Augen. Er war wegen seiner Gutmütigkeit beliebt beim ganzen Bühnenvölkchen und bei den — Philatelisten; er sammelte nämlich leidenschaftlich Briefmarken; sonst hatte Keller wirklich nichts Besonderes an sich; im Exterieur war er geradezu das Gegenteil eines Künstlers; sein Ruhm beruhte wie gesagt auf seinem Beckmesser. War es eine spezielle Beanlagung für diese eigenartige Figur des Bayreuther Meisters, dessen Borne Keller mit einem gewissen Stolz trug oder war es eine besondere Hingabe, ein Versenken in die Rolle, welche dem Bass-Buffo den seltenen Erfolg eintrug? Wir haben uns oft die Köpfe darüber zerbrochen, bis uns eines Tages — wie man so sagt — der Staar gestochen wurde. Ein blutjunger Anfänger mit ein paar hohen Tönen war vom Direktor als Walthers Stolz für ein dreimaliges Gastspiel gewonnen worden; bis zum zweiten Gastspiel kam er allerdings nicht; denn so vernichtend hatte die Kritik wohl selten über einen Sänger geschrieben, als über diesen Walthers. Es war mir, als auch in unserem Blatte eine sehr abfällige Kritik über diesen Wimen erschien, nicht gerade angenehm, meinen gewohnten Platz beim Fröhlichschoppen im Stadttheaterkeller-Restaurant einzunehmen; denn daß der junge Mensch auch anwesend und sehr indigniert sein würde, war mir im Voraus klar; aber andererseits erwog ich, daß mich die Sache eigentlich nichts anging; denn ich hatte die Kritik nicht geschrieben, wenn auch für die betreffende Nummer verantwortlich gezeichnet.

Was ich ahnte trat auch ein; der durchgefallene Walthers Stolz schimpfte nicht schlecht auf die Presse im allgemeinen und auf unser Blatt im Besondern. Schon wurde mir die Sache ungemütlich und ich dachte daran, vor der gewohnten Zeit meinen Fröhlichschoppen abzubrechen, als die Diskussion durch einen plötzlichen Seitensprung des gekränkten Sängers von mir abgelenkt wurde; dieser machte nämlich die Bemerkung, es sei unerhört, wie borniert das Publikum sei, eine solch minderwertige Leistung, wie die des Bass-Buffo Keller als Beckmesser mit solch frenetischem Beifall auszuzeichnen.

Anfangs war Alles starr; unser Beckmesser sollte minderwertig sein?! Nein, das war unerhört! Und nun fiel alles über den frechen Grünshnabel her. Aber dieser verteidigte seine Ansicht mit solchem Wortschwall und mit einer solchen Reihe bezeichnender Argumente, daß man ihm unwillkürlich doch zuhörte, und das Manche so ganz langsam — unversehrt und ihm im Geheimen beistimmten. Der durchgefallene Walthers führte nämlich aus, das Publikum verhimmele zu drei Vierteln Wagner nur deshalb, weil dies

jetzt eben vornehm und zum guten Tone gehörend sei; komme nun eine humoristische Szene, so atmeten diese musikalischen Plebejer auf, lachten aus vollem Halse über ein paar komische Bewegungen, die ihnen der Salon-humorist eines Varietes nicht bieten dürfte und aus diesem Grunde gefiele jeder Beckmesser und das Publikum jeder Provinzstadt rühme sich, den besten Beckmesser zu haben. Mehrere Sänger widersprachen zwar lebhaft, aber bei den braven Stammtisch-Spießern saß doch der Pfeil. Und in den nächsten Tagen brachten sie die neue Auffassung dem armen Richard Keller so allmählich bei.

Keller war völlig niedergedonnert; das sagten ihm seine besten Freunde, das plapperten sie dem Grünshnabel nach, der doch einen solch eklatanten Beweis seiner Unfähigkeit gegeben hatte: es war zum Heulen!

Und Keller, der ein sehr sensibler Mensch war, wäre unversehrt zum Heulen gekommen, wenn ich nicht zu einem Gewaltmittel gegriffen hätte.

„Trösten Sie sich“, — sagte ich zu ihm, „Sie sind und bleiben doch unser allgemein hochgeschätzter Beckmesser; den soll Ihnen mal jemand nachspielen.“

„Nebrigens“ — so fuhr ich mit etwas gedämpfter Stimme fort meinen Trampf anspielend — „ich kann Ihnen wahrscheinlich eine Kameelpostmarke besorgen.“

„Mensch!“ jagte Keller — weiter nichts; aber in diesem einen Worte lag eine solche Fülle des Ausdrucks, daß die Feder die Nuancen der Gefühle garnicht zu beschreiben vermag.

Ich habe schon erwähnt, daß Keller ein großer Philatelist vor dem Herrn war; nun hatte er in unserem Blatte gelesen, daß in Nord-Afrika Kameelposten eingeführt seien und daß sogar eine Regierung — welche, wußte ich selbst nicht mehr — Reitkameelposten eingeführt habe. Das Wort — es ist so lang, daß es einen Schatten wirft, wie Mark Twain sagt — hatte es Keller angetan; er mußte eine solche Marke haben, koste es was es wolle. Er hatte mich schon oft gebeten ihm durch unser Blatt den Gegenstand seiner Wünsche zu besorgen. Ich beteuerte die Unmöglichkeit; es half aber nichts; ich hielt ihm vor, die Geschichte von der Reitkameelpostmarke sei nichts weiter als eine Zeitungsente, selbst das glaubte er mir nicht, obgleich er von mehreren Briefmarkenhandlungen auf seine Anfrage die Mitteilung erhielt, daß ihres Wissens solche Marken nicht existierten.

Wie es kam, daß ich in jener unglücklichen Fröhlichschoppenstunde Keller die Marke in Aussicht stellte, weiß ich bis heute noch nicht; ich habe nur noch das Gefühl, daß ich ihn damals trösteten wollte, ob der Unbill, die ihm dem „besten Beckmesser“ widerfahren war. Ihn zu trösten war mir damals glänzend geglückt; denn Keller fand nach meinem Versprechen, ihm die Marke zu besorgen, sofort seine gute Laune wieder.

Wie aber sollte ich nun an diese verfluchte Briefmarke kommen, deren Existenz nicht einmal nochweislich war.

Um den Nachfragen auszuweichen ging ich ein paar Tage lang nicht zum Fröhlichschoppen. Was ich befürchtete, trat ein: Keller suchte mich auf meiner Redaktion auf. Zuerst war er überaus höflich; dann aber, als ich allerlei Ausflüchte suchte, wurde er aufgeregter und zuletzt sogar grob. Da legte sich einer meiner älteren Kollegen ins Mittel, indem er mir ironisch lächelnd zurief: „Aber, warum wollen Sie denn unserem Beckmesser den kleinen Gefallen nicht tun? Ich denke, daß wir in fünf Tagen einen Brief unseres Spezialkorrespondenten mit einer solchen Marke erhalten.“

Keller dankte gerührt; kaum hatte er die Türe von außen zugemacht, als ich auf meinen Kollegen losfuhr:

„Wie wollen Sie denn eine Marke be-

schaffen, die höchst wahrscheinlich gar nicht existiert?“

„Nicht existiert? Dann machen wir eine!“ sagte mein Kollege ganz gemächlich.

Und wir machten eine . . .

Auf der Geschäftsempfehlung einer Kameeldeckenfabrik fanden wir die Abbildung einer Schutzmarke, die ein Kameel zeigte; das Format glich dem einer englischen Briefmarke. Die Färbung wurde mit einem Perforier-Apparat nach einigen mißglückten Versuchen nordöstlich hergestellt, dann die Marke in Kaffeesatz gelegt, wodurch sie eine mattbraune Färbung erhielt und schließlich auf der Rückseite etwas gummiert, auf ein Stück Papier aufgeklebt und nach einiger Zeit wieder sorgfältig abgelöst.

Schön war unsere Marke nicht; aber trotzdem waren wir stolz auf unser Fabrikat; die Stempelung, die unser Maschinenmeister besorgt hatte, erregte einige Bedenken; schlimmer noch war das Wort „Trade — mark“ also Handels- oder Schutzmarke, welches unter dem Kameel prangte; aber Keller hatte ja doch keine Ahnung von der englischen Sprache.

Die Ueberreichung der Kameelpostmarke gestaltete sich an unserem Fröhlichschoppen zu einer Staatsaktion; vorsichtshalber hatten wir nur wenige Stammtisch-Brüder in den frommen Betrug eingeweiht. Keller schwamm sechs Tage lang in Bonne; aber nur sechs; denn am nächsten Samstag war er Abends nach der Vorstellung ins Philatelistenkränzchen gegangen und was dann folgte, kann man sich denken. Er schimpfte am anderen Tage auf der Bühne, beim Fröhlichschoppen — der Kollege und ich waren ahnungsvoll weggeblieben — beim Mittagessen: kurz und gut überall auf „diese Preßmenschen“. Selbstverständlich wurde dadurch der Scherz, den wir uns erlaubt hatten, in der ganzen Stadt bekannt und Keller hieß bald nur noch die „Kameelmarke“. Er behielt diesen Spitznamen auch bis zu seinem Abschied von unserer Bühne, als er das Glück hatte an eine kleinere Hofbühne berufen zu werden, nachdem er dort mit Erfolg gastiert hatte, selbstverständlich als — Beckmesser.

Einer der vielen Kränze, die ihm zum Abschied auf die Bühne gereicht wurden, trug auf den Schleifen die Inschrift: „Unserer lieben Kameelmarke — der Stammtisch im Stadttheaterkeller.“

Zweifelhafte Charade.

Fügt man ans Ende der ersten Silbe das richtige Zeichen,
So wird ein römischer Gott mit jenem Worte benannt.
Freundlich gesinnt ist die zweite den blühenden Kindern der Wiesen;
Doch auch am Himmel der Kunst strahlt sie in herrlichem Glanz,
Württemberg's zahlreiche Städte begrüßen als Schmeißer das Ganze,
Das, wie wohl jedem bekannt, uns einen Dichter geschenkt.

Zahlenrätsel

1, 2, 3, 4 und 5 erstreckt,
Mit langsamem Pflanzenwuchs bedeckt
Sich weit in manchem Land.
Als heilig gilt 2, 3 und 4,
Und jeden Menschen meiden wir,
Bei dem's Verachtung fand.

Als deutscher Strom voll stolzer Pracht
Gilt 5 mit 6 und 7, 8
Zum Meer von Ort zu Ort.
Im Walde lebt 10, 11 und 1;
Dort reißt die Kraft des Sonnenscheins
Als Frucht das ganze Wort.

Ankündigungen aus voriger Nummer.

Telegraphenrätsel: Biesel, Jli, Langwedoc, Huzä, Gmout, Laube, Kommsen, Helios, Achat, Urkunde, Firdusi, Falan. Wilhelm Hauff — Lichtenstein.

Pyramide: A, Ar, Are, Erna, Arana, Lanera, Lateran.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 17, 11-19. „In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn ansässige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeiget euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, lobte er Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und danke ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

Papsttum und Kirche

5.

Wenn es wahr wäre, was die Gegner unserer katholischen Kirche gern behaupten, daß die Päpste ihre Macht, mit der keine andere Welt Herrschaft sich entfernt vergleichen läßt, im Laufe der Jahrhunderte sich selbst geschaffen hätten; wenn es wahr wäre, daß das Papsttum und sein unvergleichlicher Einfluß auf so viele Millionen von Christen seinen Ursprung nicht etwa göttlicher Anordnung, sondern vielmehr einer herrschsüchtigen, ränkevollen und verschmitzten Politik der römischen Bischöfe verdanke — so müßte man uns doch einmal begreiflich machen, wie denn die göttliche Vorsehung sich gerade des Papsttums, als eines hervorragenden Werkzeugs, in ihrer Hand, bedienen konnte, um die christliche Religion zu bewahren und auszubreiten.

Ich sage: Um die christliche Religion zu bewahren; denn im Verlaufe so vieler Jahrhunderte wurde nicht eine einzige Irrlehre — ich rede hier von solchen, denen selbst die gläubigen Protestanten diesen Namen geben müssen — verurteilt, unterdrückt und ausgerottet, außer durch die Päpste und ihre Beschlüsse: die Arianer, Macedonianer, Eutychianer, Nestorianer, Pelagianer und viele andere wurden von den Päpsten mit dem Banne belegt, und dadurch allein wurde die Lehre der Kirche rein und der christliche Glaube unverfälscht erhalten. Einzig unter dem Namen der Päpste und ihrer Autorität wurden Konzilien berufen und Dekrete erlassen, um die Sitten der Gläubigen zu verbessern und mit der Lehre Jesu in Einklang zu erhalten.

Wir sagten ferner, daß die göttliche Vorsehung sich gerade des Papsttums als ihres Werkzeugs bedient habe, um die christliche Religion zu verbreiten; denn alle Teile der Erde, die seit den Tagen der Apostel belehrt worden sind, verdanken diese Wohltat dem apostolischen Stuhle: Schottland, Irland,

England, Deutschland, Dänemark, Ungarn, Polen — sie alle wurden zwischen dem fünften und zehnten Jahrhundert durch Missionare belehrt, die ihre Sendung von Rom aus erhielten. Ja, wo ist heute ein Land unter der Sonne, wo der Statthalter Jesu Christi nicht eine bedeutende Anzahl von Untergebenen zählt?

Wenn es aber feststeht, daß die göttliche Vorsehung sich gerade des Papsttums als ihres eigentlichen Werkzeugs bedient hat und noch bedient, um den christlichen Glauben zu bewahren und auszubreiten, wenn ferner die Päpste sich dessen rühmen und es als Beweis dafür anführen, daß das Papsttum der Fels sei, auf den die Kirche Jesu gegründet worden — würde der, welcher die oben angeführten Behauptungen über das Papsttum für richtig hält, nicht auch zugeben müssen, daß die göttliche Vorsehung ein System der Unwahrheit und Täuschung durch so viele Jahrhunderte bis zum Neuesten unterstützt habe?

Freilich, die Gegner unserer Kirche sind da sofort wieder mit einer Ausrede bei der Hand, und sie ist nicht so ganz schlecht erdacht. Sie meinen: Gott, der Herr, wisse in Seiner Allmacht und Weisheit Gutes auch aus Bösen hervorzu bringen, und es liege schließlich wenig daran, ob das Evangelium auch aus Parteigeist gepredigt werde — wenn es nur gepredigt werde. Man beruft sich dabei sogar auf einen Ausspruch des Völkerapostels Paulus, der in seinem Sendschreiben an die Philipper also sagt: „Einige verkündeten Christus aus Streitsucht, nicht aus reiner Absicht, indem sie meine Bande zu beschweren gedenken. Was liegt daran? Wenn nur auf alle Weise Christus verkündigt wird“ (Phil. 1, 17. f.). Was ist darauf zu sagen? Zweifellos sind solche Mittel, lieber Leser, ganz außerordentlicher Art, nimmermehr aber der gewöhnliche, von der göttlichen Vorsehung geleitete Lauf der Dinge. Ich kann mir wohl denken, wie der Herr einen Senna-

Kirchenkalender.

Sonntag, 30. August. Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. Noia von Lima, Jungfrau † 1617. Evangelium Lukas 17, 11-19. Epistel: Galater 3, 16-27. St. Anna-Stift: Letzter Tag der heiligen Exerzitien. 1/8 Uhr erste hl. Messe mit kurzer Ansprache und Generalkommunion, 6 1/2 Uhr zweite hl. Messe. Nachm. 5 Uhr Schlußbetrachtung, Erneuerung der Taufgelübde, Ertteilung des päpstlichen Segens, feierlicher Schluß der hl. Exerzitien.

Montag, 31. August. Paulinus, Bischof † 431.

Dienstag, 1. September. Regidius, Abt † 700.

St. Lambertus: Von heute an beginnt die erste hl. Messe um 6 Uhr.

Mittwoch, 2. September. Stephan, König von Ungarn † 1038. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.

Donnerstag, 3. September. Remaclus, Bischof.

Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 4. September. Nojalia, Jungfrau † 1160.

Jda, Wittve † 790. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe.

Abends 7 Uhr Herz-Jesu Andacht mit Predigt.

St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu Andacht.

Samstag, 5. September. Victorin, Bischof und Märtyrer † 99.

St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segens-Messe.

Herib oder Rabuchodonosor schießt, um sein Volk durch Züchtigungen zu befehlen und zu bessern; aber ich kann mir, ohne seine Güte zu schmähren, nicht vorstellen, daß er ihm solche Regenten für gewöhnlich gebe und ihnen fortwährend, und zwar Jahrhunderte lang, den Schutz seines Erbes und seiner Verheißung anvertraut habe. Ich kann mir weiter einen Balaa vorstellen, der kam, um zu fluchen, und dann gezwungen wurde, wider seinen Willen Segnungen auf das Volk Gottes zu bringen und das Aufgehen eines Sternes aus Jakob zu weissagen; aber ich kann, ohne Gottes Heiligkeit zu beschimpfen, nicht zugeben, daß die Propheten von Samuel bis Malachias eine Reihe von eben so vielen „Balaa“ gewesen seien, die er gezwungen habe, gegen ihren Willen eine Nation zu unterweisen, die sie an Gottlosigkeit übertroffen hätten. Auch kann der hl. Apostel Paulus, als er den Philippverbrief schrieb, sich nicht vorgestellt haben, daß alle Apostel und Lehrer des Evangeliums Jahrhunderte lang die Lehren desselben bloß „durch den Geist des Streites“ verkünden würden — obwohl das ein ganz ähullicher Fall wäre. Kurz, man verwickelt sich nur in Schwierigkeiten, wenn man annimmt, daß der Primat (der Vorrang) des Bischofs von Rom im Widerspruch mit den Anordnungen Gottes im Christentum existiert habe und noch jetzt existiere.

Sobald man aber annimmt, lieber Leser, das Papsttum sei in Petrus vom Herrn Selbst eingesetzt worden, so ist Alles übereinstimmend und wunderbar und schön. In jedem Jahrhundert treffen wir die Erfüllung des göttlichen Wortes: „Du bist Petrus (der Fels) und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben: Alles, was du auf Erden lösen wirst, das soll auch im Himmel gelöst sein“ (Matth. 16, 18. f.). In jedem Jahrhundert sehen wir, wie dieser „Fels“ das Ungeheim so vieler Stürme aushält, wie er die Sterblichkeit gleichsam abschüttelt, die allen menschlichen Stiftungen anhaftet — und heute wieder sehen wir, lieber Leser, wie dieser „Fels“ unerschüttert dasitzt zum Staunen von Freund und Feind. Das Papsttum unserer katholischen Kirche ist eine Einrichtung, die in ihrer erhabenen Größe durchaus Gottes würdig ist.

Budenzauber.

Ein akademisches Nachtstückchen von Gustav Hochstetter.

Verehrter Leser, ich will Ihnen — oder, weil Sie so ein netter Kerl sind: Profit Smollis! — also: ich will dir, mein Lieber, ein Geschichtchen erzählen. Ein Geschichtchen aus meiner Heidelberger Studentenzeit.

Ich wohnte damals in einem Gasthaus, das jenseits des Neckars an der Chaussee liegt, die nach Heidelberg führt. Die beiden schmalen Fenster meiner Stuben ließen einen prächtigen Blick auf das Schloß, auf den Fluß und auf die Stadt.

Unser biederer Wirt sorgte aufs Beste für alle die jungen Studenten, die in diesem Semester hier ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Nur Studenten. Vom Parterre an, das man in Heidelberg den ersten Stock nennt, bis zur dritten Etage hinauf, die im Neckartal „vierten Stock“ heißt.

An jenem Abend, von dem ich erzählen will, hatte sich ein halbes Duzend von den Hausbewohnern nach dem Abendbrot im gemeinsamen Speisezimmer, das eigentlich richtiger gemeinsames Trinkzimmer heißen hätte, niedergelassen, um mit vereinten Kräften einer nicht zu knapp bemessenen Erdbeerbowle zu Leibe zu gehen. Und da es Samstag war, und man morgen Vormittag selbst beim besten Willen kein Kolleg versäumen konnte... Undertal Stunden nach Mitternacht.

S.

Die große Vorleserrinne ist leer. Ganz leer. Nur eine einsame bloße Erdbeere klebt da, wo die Terrine am tiefsten ist.

Die sechs Studenten stehen im Korridor. „Gute Nacht, Gut, angenehme Ruhe!“ — „Schlafen Sie wohl, Hamlet!“ — „Wünsche lauft zu pennen, Herr Nordfeld!“

„Kinder, halt! Ich habe eine Idee! Bittermann ist noch nicht zu Hause. Wie wäre es, wenn wir dem alten Nachtschwärmer sein Heim ein bißchen schmücken? so nen kleinen, angenehmen Budenzauber arrangierten?“

Eine halbe Stunde später schlummert jeder von den sechs Studenten still und friedlich in seiner Klappe. Aber, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat, dafür legt Bittermanns „Bude“ ein seltsames Zeugnis ab.

Unter Bittermanns Bett-Luch ruhen im Verborgenen zwei Duzend leere Katalo-Büchsen.

Die Kopskissen wurden in eine leere Reisetasche gezwängt; die liegt nun — mit dem eiserne Schlüssel nach oben — an der Stelle, wo eigentlich die Kopskissen hingehören.

Um das Bett herum ist eine Mauer von leeren Zigarettensitzen errichtet.

Und um diese Mauer stehen, gleichsam als Schutz, sechs blecherne Efschirme.

Gegen drei Uhr nachts kam Bittermann an. Das Haus, das sonst nur eine Haustüre hatte, besaß plötzlich deren drei. Es war keine leichte Aufgabe, unter diesen zahlreichen Portalen beim ungewissen Schein des Mondes gerade dasjenige herauszufinden, wozu der Hauschlüssel paßte. Aber es gelang schließlich doch, und froh, nun glücklich sämtliche Straßen des Heimwegs hinter sich zu haben, tritt der müde Musensohn in sein Zimmer — er wohnt Parterre, das ist für alle Fälle besser — und läßt Hut und Stock zu Boden fallen. Jetzt nur sich ausstrecken lassen... auszulehen kann man sich ja morgen früh beim Aufstehen... Wo sind denn diese dämlichen Streichhölzer? ... Natürlich wieder nicht zu finden... Na, denn einfach so hinein ins...

„Was ist denn das?“ rief Bittermann plötzlich laut aus — von zwei Uhr Nachts ab pfliegte er zu klopeln — „Was ist denn das?“ Und er wachte mit der Hand durch die Luft, als ob er so das verblühende Bild des improvisierten Balles wegweisen könnte, der zwischen ihm und seiner Ruhestätte auftauchte.

Aber der Ball blieb. Bittermann wachte noch einmal. Aber der Ball blieb noch immer. „Na, mir auch recht!“ sagte sich Bittermann. „Schließlich muß ich mich ja nicht zu Bett legen. Vielleicht ist das ein Wink von oben, daß ich... daß ich...“ er dachte nach... „Daß ich noch 'ne kleine Bierreise machen soll!“

Ein Mann, ein Wort. Der Sohn der Muse tritt auf den Korridor und klopft an die Türe seines Zimmers. „Vogler! Vogler! kommen Sie rans! Wir wollen noch ein Glas Bier trinken gehen!“

„Ich verbitte mir diesen Skandal,“ ruft der Nachbar schlaftrunken zurück, „ich verklage Sie wegen nächtlicher Ruhestörung. Es ist vier Uhr. Legen Sie sich in Ihre Falle!“

„Vogler! Sie sind ein ganz erbärmlicher Kneifer!“ lacht da Bittermann. „Ich werde Ihnen meinen Sektundanten schicken. Auf trumme Säbel müssen Sie mir antreten!“

Eine Etage höher, gerade über Voglers Zimmer, wohnte Laver Molitor, ein Philologe, der Bittermanns bester Freund war und den Spignamen „Hamlet“ führte. — Kannst du dir denken, lieber Leser, warum Molitor ausgerechnet auf den Namen „Hamlet“ umgetauft war? Kannst du dir das denken? Nein! Weißt du, eigentlich sollte ich dir den Grund nicht verraten, denn es ist nicht sehr ästhetisch; aber ich will nicht so sein und will dir wenigstens zart andeuten, daß der melancholische Dänenprinz auch an einer sehr launen-

haften Verdauung gelitten haben soll... Da nun Bittermann mit der Einladung zur Bierreise bei seinem Zimmernachbar Vogler so wenig Gegenliebe gefunden hatte, beschloß er seinen Intimus Laver Molitor zur Teilnahme an diesem Unternehmen zu ermuntern. Er kramte die Treppe empor, die zu Hamlet-Molitors Zimmer führte; anfangs wollten die müden Füße nicht recht, aber schließlich, nachdem er erst richtig in Bewegung geraten war, ging er so frei und leicht, daß er im Handumdrehen statt in der ersten — in der zweiten Etage gelandet war, während er selbst in dem Wahn lebte, erst eine Treppe erklimmen zu haben.

„Hamlet! Hamlet!“ rief er, und klopfte mit beiden Fäusten an die Türe, die zum Zimmer eines ganz Anderen führte. „Steht auf, Hamlet, wir wollen eine Bierreise machen!“

„Über, altes Haus“, tönte es von drinnen, „hier wohnt ja Hamlet nicht! Du hast dich in der Etage geirrt!“

„Ach so!“ schnarrte Bittermann und fühlte sich plötzlich erleuchtet. „Etage geirrt? Werden wir gleich haben!... Und damit stieg er — noch eine Etage höher.“

Ein erster, würdevoller Kandidat der Theologie hauste da oben in der dritten Etage in dem Zimmer, an dessen Türe Bittermann jetzt ungestüm anpochte.

„Das ist aber stark“, rief Bittermann entrüstet, als der Kandidat der Theologie voll milden Wohlwollens ihn ins Zimmer hatte eintreten lassen, „Sie sind ja gar nicht Hamlet!“

Der Kandidat, der hier einen hübschen Anknüpfungspunkt für Nächstenliebe erkannte, führte trotz seiner mangelhaften Verwandlung den Ruhestörer hinab nach der ersten Etage vor Hamlets Stubentür. „So!“ sagte er zu Bittermann, „Hier müssen Sie anklopfen, wenn Sie zu Ihrem Freunde wollen!“ Dann stieg der Hilfsbereite wieder zum eigenen Gelage empor.

Und Bittermann klopfte. Er klopfte so laut und so lange, bis das ganze Haus wach wurde, bis von rechts und links, von oben herunter und von unten herauf Rufe ertönten, die mit Schmeicheleien und Segenswünschen wenig Ähnlichkeit hatten.

Nur Hamlet selber schien nicht wach werden zu wollen.

Als Bittermann, des langen Wartens müde, auf Hamlets Klinke drückte, fand er die Türe offen, und drinnen im Zimmer stand eine hell-leuchtende Lampe auf dem Tisch... Aber wo war Hamlet? Das Bett war leer. Die Kissen zwar zerwühlt, aber das Bett öde und verlassen... Bittermann stürzte auf die einsame Lagerstatt des Freundes zu und griff instinktiv unter die Bettdecke — da drunten fühlte sich's noch ganz warm an, aber da war niemand... Jetzt setzte sich Bittermann auf das verlassene Bett und heulte. Heulte in durchdringenden Fissetönen und Quietschlauten, daß es jammer- und mitleiderregend durch das ganze Haus tönte, daß es laut saulte bis in den entlegensten Winkel des Hauses. Und in diesem entlegensten Winkel des Hauses saß der, um den er jammerte, sah Hamlet still und friedlich, weil er — nun, weil er eben Hamlet hieß... „Hilfe! Hilfe!“ tönte Bittermanns Stimme jetzt herüber. „Hamlet ist tot! Sein Bett ist noch warm, aber er liegt nicht mehr drin! Er ist tot! Tot! Wer hat ihn umgebracht?“

Am den laut klagenden Freund zu trösten, wäre Hamlet so gerne herüber geeilt, gewiß, sehr gerne — aber was nicht geht, das geht eben nicht... Indessen war auch der biedere Wirt des Hauses wach geworden. Er tat seinen warmen Schlafrock um, führte den jammern- den Bittermann aus Hamlets Zimmer und redete eindringlich, bis der Betrübte sich be-

reit erklärte, die eigene Lagerstatt aufzusuchen. Nachdem Bittermann nicht ganz mühelos sein Zimmer erreicht hatte, gab es drinnen einen furchtbaren Lärm, als ob hunderttausend Ofenschirme und eine Million leerer Cigarrenstücken durcheinander geworfen würden — dann noch ein leises Schieben und Surren — dann ward's still — —

Ein Viertelstündchen später trat Hamlet, der nun wieder mobil war, mit seiner Lampe in des Freundes Stube, um nach dem rechten zu sehen: „Na, Bittermann, wie schaut's?“ Bittermann gab einen unwirlichen Brunnlaut zur Antwort und hob dabei den Kopf nur wenig von dem eisernen Bügel des kissen-ersehenden Handkoffers. „Laß mich zufrieden!“ brummte Bittermann dann, indem er mit einer wohligen Ruckbewegung seinen Körper über die unterm Bett-Tuch platzierten Kasao-Büchsen hob, „ich bin froh, daß ich endlich in meinem mollenen Bettchen lieg!“

Sin Trunk Wasser.

Humoristische Wanderverszige von Werner Bing.

Uff — die Hitze! Und dabei noch Patrouille laufen! Was dachte denn der Leutnant als er den Einjährigen Kopperberg ausschickte, die rechte Flanke der ziemlich am Flügel der Brigade liegenden dritten Kompagnie zu decken! Unstimmige Idee — Meldungen schicken so oft wie möglich! Was sollte er melden? Vom Feinde nichts bemerkt!

Auf gut deutsch: Man hatte ihn mal wieder auf einen verlorenen Posten gestellt — er war das Karaköl der Kompagnie, der Einjährige Kopperberg. Kaufmann war er, mit so einem macht man wenig Umstände, man schleift ihn am 1. April aus dem Offiziers-Unterricht aus und macht ihn am 1. Juli aus burer Nachsicht zum Befreiten, in der Hoffnung, daß er sich nachträglich noch der hohen Auszeichnung würdig zeige.

Was es denn da nun ein Wunder, wenn er „dickfellig“ wurde, wenn er vom Dienste nichts mehr wissen wollte — wenn er sich drückte, wo er konnte — wenn er den Spruch beherrschte: Druck ist die Seele vom Dienste!

Ein Einjährig-Befreiter und drei Mann — das war die Patrouille. Sie bewegte sich ziemlich in einer Reihe in einer Front von 2 Meter Breite längs eines Feldweges — fünfzig Meter Abstand zwischen je zwei Leuten. Der Einjährige als Patrouillenführer tippelte natürlich auf dem Feldwege — mochten sich doch die anderen auf dem Sturzacker amüsieren — er hatte dazu keine Lust.

Da kam ein Meeischlag, an dem vorne ein Strohwiß steckte und dieser Strohwiß sagte deutlich: „Darf nicht betreten werden.“

„Aha — hier also wurde gearbeitet! Na da konnte man ja wohl — richtig dort wurde auch ein weißes Kopfstuch sichtbar — eine Magd, die mit schneiden beschäftigt war!“

Kopperberg winkte den ihm zur Rechten schreitenden Mann, einen im zweiten Jahre dienenden Soldaten, auf Hörweite heran und befahl ihm die Führung der Patrouille zu übernehmen und ihm die Meldung zu schicken oder, wenn noch in Sehweite, ihm zu winken, falls sich irgend etwas zeigte, oder die Luft nicht rein war. Er selber ging nun ein paar Schritte vorwärts und blieb dann stehen.

„Guten Morgen Fräulein“, rief er zu dem Mädchen hinüber, „na so fleißig am frühen Morgen?“

Das Kopfstuch drehte sich herum, ein hübsches Inallrotes, achtzehnjähriges Gesicht kam zum Vorschein.

„Huhu, Herr Soldat“, kam es mit etwas gurgelndem Lachen zurück und die Holde fuhr sich mit dem Handrücken unter der Nase entlang. „Früh anfangen müssen wir, wenn wir fertig werden wollen — das müßt Ihr ja auch!“

„Das will ich meinen, Fräulein“, gab er zurück, „und dabei kriegt man einen furchter-

lichen Durst. Sagen Sie mal, was haben Sie denn da in dem Steinkrug, der da aus dem Korbe herausguckt?“

„Na, was wird das sein?“ fragte sie wieder mit ihrem gurgelndem Lachen, „was wird es sein? Wasser ist es! Frisches klares Brunnenwasser!“

„Frisches Wasser?“ rief er erfreut, „wissen Sie was, Fräulein, ich bin sonst nur für Wasser auswendig — inwendig — brrr! Aber bei der Hitze —! Darf ich mal trinken?“

„Nun freilich dürfen Sie trinken — aber — nichts für ungut — ich habe kein Glas — Sie müssen eben aus dem Krug trinken.“

Er lachte hell auf. „Und umsonst sollen Sie mir den Trunk auch nicht geben. Hier in meiner Feldflasche ist Rotwein — und Sie können für den Trunk Wasser einen ordentlichen Schluck Wein bekommen.“

Lachend hatte er die Feldflasche vom Brotbeutelring und reichte ihr dieselbe hin. Sie griff, ebenfalls lachend mit der Linken danach und reichte ihm mit der rechten Hand den Krug. Beide setzten die so ungleichartigen Gefäße an und bogen die Köpfe nach hinten.

Da erschienen auf dem Hügel, hundert Meter von den Beiden in der Richtung nach dem Feinde zu ein Mann der Patrouille und winkte — winkte mit hoch erhobenem Arme einmal, zweimal, — dreimal. Dann gab er seine Bemühungen auf und setzte sich im Laufschrift den Hügel hinab. Hätte er Schüssel gekannt, so würde er vermutlich zitiert haben:

„Lach' wer bei schöner Schütterin steht, Dem mag man lange winken.“

Und die beiden waren auch so vertieft in Krug und Flasche, daß sie nichts hörten und sahen. Und da erschienen über dem Horizonte am Gipfel des Hügels auch schon zwei Soldatenmägen, dann die dazu gehörigen Gesichter, dann zwei Pferdeshöpfe, und endlich die ganzen Figuren zweier herrlichen Stabsoffiziere in Ueberröck und Mäze und weißen Binden am linken Oberarm. Und noch fast ehe man diese Beobachtungen machen konnte, waren die beiden fast an die vergnügten Zecher heran. Kopperberg war eben dabei, den Dank für den Labetrunk mündlich abzutatten. Eigentlich hatte er das garnicht nötig, denn er hatte den Trunk Wasser ja mit Wein aufgewogen. Aber die frischen Lippen des hübschen Kindes hatten ihn zu dem unpraktischen Geschäftsgebahren verleitet.

„Jäh führen die Köpfe der beiden auseinander, denn sie hörten jetzt in unmittelbarer Nähe Hufgetrappel.“

„Einjähriger!“ rief nun eine schreckliche Kommandostimme, „was machen Sie da?“

Kopperberg wurde es elnigermassen schwummerig; er trat an das Pferd des einen Stabs-offiziers heran, in dem er zu seinem Schrecken den Oberstleutnant seines Regiments erkannte, der am heutigen Tage als Schiedsrichter fungieren sollte. Der andere Herr, ein Major von einem anderen Regiment, war ihm unbekannt. Mit lauter Stimme und den hohen Vorgesetzten mit weitauferffenen Augen ansehend meldete er: „Patrouille der 3. Kompagnie des Regiments Prinz Eugen zur rechten Seitendeckung der Brigade.“

Der Oberstleutnant war baff ob solcher Dreistigkeit, er bezwang aber seinen Aerger und fragte scharf:

„Wo sind denn die Leute Ihrer Patrouille?“

„Vorangeschickt, Herr Oberstleutnant, während ich mich hier erkundigt habe, ob vom Feinde nichts bemerkt worden sei.“

„Nun, und was haben Sie erfahren?“

„Es ist vom Feinde nichts bemerkt worden, Herr Oberstleutnant.“

„Und was haben Sie dann noch gemacht?“

„Ich bat um einen Trunk Wasser, Herr Oberstleutnant und —!“

„So, und haben dann wohl den Trunk ordentlich bezahlt he?“

„Zu Befehl Herr Oberstleutnant, weil der Soldat ohne Consens keine Schulden machen soll.“

„Nun gut“, sagte der Oberstleutnant, indem ein satanisches Lächeln seine Lippen umspielte, „nehmen Sie Ihre Leute, gehen sie zu Ihrer Kompagnie zurück, melden Sie sich bei Ihrem Herrn Hauptmann — melden Sie, was Sie nicht gesehen haben und alles — wohlverstanden — alles — was Sie gesehen und getan haben und bestellen Sie ihm einen Gruß von mir. Ich werde mich erkundigen, ob Sie es ausgerichtet haben. Danke schön!“

Als der Einjährig-Befreite Kopperberg nach dem Wandver im Kasten saß, hat er während der drei beschaulichen Tage oft genug darüber nachgedacht, daß ein Trunk Wasser keineswegs immer gratis verabfolgt wird.

Unsere Brockenfahrt.

Reisehumoreske von Otto Grund.

Zu ihrem Geburtstage im Frühjahr hatte ich meiner Frau versprochen, wieder einmal mit ihr den Gipfel des Brockens zu besuchen. An den „Blocksberg“, den Vater des Harzes, zu dem in jeder letzten Aprilnacht bekanntlich die Hegernschar auf Besenstielen hinaufreitet, knüpften sich für uns liebe Erinnerungen, die nun wieder aufgefrischt werden sollten.

Die Frauen merken sich sehr genau alle Versprechen, die ihnen gegeben werden; diejenigen, welche sie geben, vergessen sie nicht selten weit schneller.

Als die schönen Spätsommertage kamen, erinnerte mich meine Frau also an die versprochene Brockenfahrt und schlug als Reisetag gleichzeitig den nächsten Mittwoch vor. Wir wohnten in einer Stadt in der Nähe des Harzes und konnten bei klarem Wetter vom Fenster aus sogar den Brocken sehen. Die Reise war also in einem Tage zu machen.

Außer der Kunst, die Versprechungen anderer Menschen sicher zu behalten, besitzen manche Frauen noch eine andere: das möglichst schnelle Ausplaudern der schönsten Geheimnisse. Und so kam es denn, daß unsere lieben Verwandten, Onkel und Tante Wittenmann, schon am Montag von der geplanten Reise unterrichtet waren. Ich merkte das erst am Dienstag Abend, als ein Zettel im Briefkasten lag, an dem Onkel und Tante anzeigten, daß sie sich unserer Brockenreise geru anschließen und zur rechten Zeit am Mittwoch früh in unserer Wohnung eintreffen würden. Sofort strenges Verhör, Geständnis, Reue und dann Beratung, wie der Gefahr zu begegnen sei. Denn trotz aller schuldigen Liebe für Onkel und Tante wollten wir diesen Ausflug doch ganz für uns machen.

Der Feldzugsplan war bald entworfen. Der Zettel wanderte wieder in den Briefkasten, als hätten wir ihn noch garnicht gelesen. Am Morgen wollten wir einfach durchbrennen und einen noch früheren Zug, wie zuerst geplant, benutzen. Abends wurde noch alles zurecht gelegt und ich versenkte einen halben Hundert in meine Brieftasche, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Einiges Silbergeld kam ins Portomonnaie.

Der Mittwoch-Morgen brach an, das Wetter war herrlich und der gute Vater Brocken winkte klar und verheißend herüber. „Warte“ rief ich mit fröhlicher Zuversicht, „bald sind wir bei dir!“

Natürlich war es wie immer, wenn man früh fort will, die höchste Zeit. Im schnellsten Tempo wurde alles notwendige in die Reisetasche verpackt, und meine Frau fügte noch eine tüchtige Portion Schwären hinzu, obschon ich das für unnötig erklärte. „Für alle Fälle“, gab sie zur Antwort und ich gab mich zufrieden, da die dringendste Eile geboten war.

Wir erreichten den Bahnhof noch rechtzeitig und freuten uns, als der Zug in die vom Morgenglanz überglühene Ebene hinausfuhr, wie Kinder über einen gelungenen Streich.

Es war diesmal eine Brockenfahrt im Sinne des Wortes geplant, denn da wir den

Berg schon wiederholt bestiegen hatten, sollte jetzt die seit einigen Jahren bestehende Dampf-
bahn, die in vielen Windungen bis zum
Gipfel fährt, benutzt werden. Weil das
wesentlich schneller wie eine Fußtour ging,
brauchten wir erst kurz vor Mittag von
Bernigerode abzudampfen und hatten bis
dahin noch einige Stunden für das schöne
Städtchen zu Füßen des Harzriesen selbst
übrig.

Bald pilgerten wir in der Umgebung von
Bernigerode auf einsamen Pfaden durch
„Busch und Baum“. Ein wundervoller Mor-
gen war's. Die Täler „dampften“ noch und
umzogen die Berge mit leichten Nebelschleiern.
Aber schnell zerrissen die Sonnenstrahlen das
Schleierweil, die zahlreichen Gipfel des hier
vielsackigen Harzgebirges zeichneten sich mit
scharfen Linien am Firmament, an allen
Windungen gab's köstliche Ausblicke in die
Landschaft mit wechselnden Bildern, nur das
reizende Schloß der Bernigeroder Fürstelinie
schwebte beständig als Krone über dem
Ganzen.

Gegen Mittag kehrten wir nach dem Städt-
chen zurück. Ein kleinerer Angriff auf die
Proviandtasche war schon erfolgreich ausge-
führt, jetzt sollte nun vor der Auffahrt zum
Brocken im Ratskeller gespeist werden.
Der Marktplatz im Bernigerode mit seinem
frei stehenden altertümlichen Rathhaus ist ein
entzückendes Kleinstädtchen. Und wohl ruht
man im kühlen Keller von den Strapazen
des Berges aus.

Wir tafelten aus Freude über die erfolg-
reiche Flucht vor Wettmanns und den bisher
so schön verlaufenen Ausflug etwas reichlich.
Verschiedene Silberlinge mußten springen,
aber was tat's — der halbe Hundert war
ja da.

Das heißt, er war, wie ich bald darauf
mit Schrecken feststellte, nicht da! Der Betrag
für die Fahrkarten stellte sich über Erwarten
hoch, so daß das Silbergeld nicht mehr zu-
reichen wollte; der halbe Hundert aber und
überhaupt die Brieftasche war nicht da. Ich
besann mich jetzt auch ganz genau, in welchem
Hoch sie steckte; jedenfalls war's nicht der, den
ich an hatte.

Nun war, wie man so sagt, guter Rat
teuer. Ich fand zwar in der „Goldtasche“
des Portemonnaies noch einiges Geld und
alles zusammen langte für die Fahrkarten,
aber es blieben uns dann nur noch 60 Pfg.
Für eine Bergnützungstour auf den Brocken
etwas wenig, wozu noch das unangenehme
Gefühl des leeren Portemonnaies kam.

„Sollen wir's wagen?“ fragte ich die teure
Gattin zaghaft. Ohne Bedenken hieß es:
„Ja gewiß!“

Ich konnte mir's denken; sie war immer
etwas waghalsig. Und ein waghalsiges Un-
ternehmen schien mir diese Fahrt.

Trotzdem nahmen wir mit der Miene von
Leuten, die über unbefchränkte Geldmittel
verfügen, unter den übrigen Brockenfahrern
Platz. Die Würde mußte erhalten bleiben.
Innerlich stand ich eine Heidenangst aus,
als ob alle Leute mich mit Königenaugen
durchschauten.

Nach und nach verschwand aber das drük-
kende Gefühl. Als die Eisenbahn das Tal
verließ und langsam aufwärts stieg, gab's
eine Fülle von andern Dingen zu betrachten.
Die Wagen hatten von beiden Seiten durch-
sichtige Glaswände, die eine unbefchränkte
Aussicht erlaubten. Es war wie in einem
großen Panorama; da die Bahn sich wie eine
Schlange den Berg hinauf oder vielmehr um
ihn herum wand, wechselten die Bilder fort-
während und das Auge kam aus dem Staunen
nicht heraus. Eine Fülle herausschauender Na-
turschönheit. Bald Häuser und Kirchen tief
unten, bald sonnenbeglänzte Wiesen am Ber-
geshang, tiefe Schluchten voll Einsamkeit,
bald der herrliche unberührte Hochwald des
Harzes — es war unvorstelllich schön! Weiter
oben der spärlicher werdende Wald, die immer

mächtigeren Felsblöcke. Und dann der freie
Gipfel mit dem Ausblick in endlose Fernen.
Hier oben sind wir frei, hier sind wir
groß! Wer denkt da noch, daß er nur 60
Pfenninge in der Tasche hat! —

Doch halt! Jetzt heißt es leider doch wieder
daran denken. Meine Frau bekommt auf
Reisen häufig Durst; auch diesmal, wo er
am wenigsten erwünscht war, stellte er sich
ein.

Auf dem Brocken ist alles sehr teuer, um-
sonst gibt's nicht einmal Wasser. Am billig-
sten glaubten wir noch mit Bier fortzukommen.

Beim Betreten des Gastzimmers stellte sich
wieder mit Hochdruck das niederdrückende Ge-
fühl des leeren Geldbeutels ein. Ich glaubte
immer, jeder Blick, der mich traf, mache sich
lustig über meine Armut. Aber mit Mut,
rief ich mir zu, alles geht vorüber.

Drei Kellner — es waren im Augenblick
nicht viel Gäste da — rückt schon Stühle
für uns zurecht. Mit so stolzem Gesicht, wie
es in der Eile zur Berichtigung stand, ließen
wir uns nieder und ich bestellte: „Zwei Glas
Bier.“

Dann blieben wir einige Augenblicke allein,
da in der Nähe niemand saß. Zufällig fiel
mein Blick auf eine Preistafel, auf der u. a.
stand: Ein großes Glas Bier 25 Pfg., ein
kleines 15 Pfg. Ein Stoßseufzer entrang sich
meiner Brust: Der Himmel gebe, daß der
Kellner zwei kleine bringe!

Aber nein, er brachte große. Ich wagte
die Bemerkung: „Eigentlich hätte ich kleine
gewünscht.“ Und was antwortete der Kellner?
„O, diese sind ja auch nicht sehr groß!“

Sie kosten aber mehr, Unglücks mensch! rief
ich in Gedanken, was der Kellner allerdings
nicht hören konnte.

Also 50 Pfg. auf einen Ruck! Das Kapital
schmolz auf 10 Pfg. zusammen. Unständiger-
weise mußte ich davon noch ein Trinkgeld ab-
rechnen, natürlich nicht 9 sondern mindestens
10 Pfg., so daß am Ende nicht mal mehr ein
Lumpiger Groschen übrig blieb. Und dabei
saßen die übrigen Gäste bei Kaffee, Kuchen
und noch schöneren Dingen. — Ach Onkel
Wettmann, wärst du jetzt mit deinem großen
Portemonnaie bei uns.

Meine Frau nahm die Sache von der
heiteren Seite und machte Abteilungsstriche
an den Gläsern, wie weit jedesmal zu trinken
sei, damit der Stoff nicht zu früh ausgehe.
Endlich ging er aber doch aus. Wenigstens
war der Durst vorläufig gestillt und wir
flüchteten in's Freie.

Gar zu gern hätten wir auch den Ausichts-
turm bestiegen; weil aber keiner von uns
beiden wußte, ob das mit Geldkosten ver-
knüpft sei, war es ein heikles Unternehmen.
Schließlich kam folgender Plan zustande:
„Sie“ sollte zuerst hinaufsteigen und im Falle
einer Geldforderung sagen, daß sie ihren Be-
gleiter, der noch zurück sei, holen wolle.
Dann hätten wir Zeit, schleunigst zu ver-
schwinden. Glückte der Aufstieg aber, dann
sollte sie rufen.

Und sie rief. Meine Bangigkeit schwand,
schnell stieg ich die noch fehlenden Stufen
hinauf. Aber oben wäre ich beinahe wieder
abgestürzt, denn ein Mann an der Tür sagte
geschäftsmäßig: „Dreißig Pfenning!“

Ich stottere sonst nicht, aber meine Frage:
„Wie?“ kam, wie mir meine Frau nachher
erzählte, sehr unsicher heraus.

Nun wies der Mann auf ein kleines Fern-
rohr in seiner Hand und sagte vermittelnd:
„Na, dann geben Sie 25 Pfenning!“

Gott sei dank! Nur das Fernrohr! Stolz
wie nie ging ich an dem Manne vorbei mit
den Worten: „O ich danke, ich sehe so vor-
züglich!“

Lange genossen wir die zufällig —
meist ist Vater Brocken nämlich benebelt —
äußerst klare Aussicht nach allen Seiten.
Dann ging's wieder hinab. Mit 9 Pfenning
und einer Briefmarke kann man das Brocken-
hotel nicht mehr betreten. Wir spazierten
also seitwärts, kreuz und quer durch Fels-

blöcke und Gräser. In einer kleinen Mulde
mit schönem Ausblick über Täler und Berge
wurde dann die Vorratstasche attackiert.
Wie ries ich nun die hauseifrige Fürsorge!
Wir schmauseten ganz vortreflich, an keiner
Tafel konnte eine fröhlichere Laune herrschen.
Die billige Reise gab reichlich Stoff. Leider
keinen Stoff zum trinken. Das war der
einzige Schatten.

Die Zeit war schließlich soweit vorgeschritten,
daß wir gerade noch den letzten Zug nach
abwärts erwischen konnten, wenn meine Uhr
richtig ging. Jedoch meine Uhr, die sonst
nie falsch geht, betrog uns um volle fünf
Minuten. Als wir eben aufbrachen, ertönte
schon auf der entgegengesetzten Seite des
Berggipfels das Abfahrtsignal, und ehe wir
hinüberkamen, war der Zug verschwunden.

Retze Bescherung! Jetzt schien der Ernst
des Lebens zu beginnen. Angesichts dieses
Niesenpechs blieben auch der tapfren Gattin
die Späße in der Kehle stecken. Mit
9 Pfenning zu zwei Personen auf dem
Brocken übernachten! Jeder Kenner wird zu-
geben, daß die nächtliche Gemeinschaft mit
einigen verirrteten Hexen tröstlicher erscheint
als dieses Bewußtsein. Denn die Logierpreise
dort oben sind nicht niedrig.

Wir machten uns in dumpfer Gleichgültig-
keit langsam mit dem Gedanken vertraut,
ein Hexenquartier in den Felsenlöchern zu
beziehen. Kamen da nicht schon zwei her-
angeekelt, uns einzuladen? Jetzt riesen sie uns.
Ja, welch Blendwerk! Onkel und Tante Wet-
tmann verhezt?! — Nein, der Zauber weicht;
sie sind es selbst, leiblich, aus Fleisch und
Blut. Sie fragen, aber wir können nicht
Rede stehen; nur eins bewegt uns: riesengroße
Freude!

Später erst, als wir bei kalter Bowle und
gutem Abendessen — Onkel hatte auch im
Portemonnaie noch Stoff — beisammen saßen,
hellte sich alles auf. Wettmanns hatten auch
den Zug veräumt. Als sie uns am Morgen
in der Wohnung nicht mehr fanden und den
„ungelesenen“ Zettel im Briefkasten sahen,
gingen sie zunächst wieder nach Hause.
Mittags aber beisammen sie sich und fuhren
uns nach, natürlich zum Brocken hinauf einen
Zug später. Als sie oben waren, freisten wir
schon zwischen den Felsblöcken umher. Nur
das gemeinsame Zugveräumnis führte uns
zusammen.

Lange noch blieben wir sitzen und am
nächsten Morgen erst entließ uns Vater
Brocken in's Tal. — Wir werden diesen Be-
such nicht so bald vergessen.

Abstrichrätsel.

Gurt — Steg — Wand — Rebe — Kloben —
Tznan — Flechsen — Elba — Obst.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben
zu streichen; die stehen bleibende Hälfte muß aus
nebenstehenden Buchstaben bestehen. Diese Gruppen
im Zusammenhang gelesen ergeben einen Sinn-
spruch.

Füllrätsel.

C. s, A. h, A. t, L. b, O. s, P. l, A. e,
V. d, E. u, L. d, F. e, J. n.

An Stelle der Punkte sind passende Buchstaben
zu setzen, sodaß Wörter entstehen, die in anderer
Reihenfolge nachstehende Bedeutung haben: Neben-
fluß der Donau, bekannter Badeort, Wild, Teil
des Baumes, Märchengestalt, Teil des Gesichts,
Gesundheitsmittel, Ausdruck der Anerkennung,
geographische Bezeichnung, Tochter des Zeus,
römische Göttin, Vogelgattung. Sind die richtigen
Wörter gefunden, so bezeichnen die eingefügten
Buchstaben ein aus der Bibel bekanntes Land.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweifelbige Charade: Mars, Bach — Mar-
bach.

Zahlenrätsel: Heidelberg.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ — „Darum sage ich Euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ — „Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie?“ — „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusehen?“ — „Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Dien geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ — „Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürftet.“ — „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles ausgegeben werden.“

Papsttum und Kirche.

6.

Es wird nicht ganz unzumutbar sein, lieber Leser, einigen weiteren Einwürfen zu begegnen, die Bornurteil oder Unwissenheit immer wieder gegen die göttliche Einsetzung des Papsttums vorzubringen pflegen. Was ist z. B. nicht über die Verbrechen und Ungerechtigkeiten einzelner Päpste im Laufe der Jahrhunderte geschrieben worden! Man behauptet ferner, die Päpste seien lange Zeit hindurch ein ganz weltlich gesinntes Geschlecht von Menschen gewesen, die nur nach irdischer Macht gestrebt und getrachtet hätten, den Monarchen die Krone vom Haupte zu reißen; die getrachtet hätten, nicht nur auf geistigem, sondern auch auf politischem Gebiete die Herren der Welt zu werden.

Allein, lieber Leser, wenn Jemand das Alles für wahr hielte, was nach dieser Richtung einzelnen Päpsten vorgeworfen wird: würde er darum schon berechtigt sein, die Worte Christi: „Du bist Petrus etc.“ in einem anderen Sinne zu deuten, als unsere Kirche sie von den Tagen der Apostel an gedeutet hat? Würde er — von seinem (subjektiven) Standpunkte aus — deshalb das Recht haben, die Einsetzung des Papsttums durch den göttlichen Stifter der Kirche zu leugnen? Schlagen wir die hl. Schriften des Alten Bundes auf, so finden wir, daß viele Inhaber der hohepriesterlichen Würde von Heli bis auf den unglückseligen Kaiphas ihren Stand vermindert haben, ohne daß die Heiligkeit des hohepriesterlichen Amtes dadurch wäre vermindert oder die göttliche Einsetzung desselben ernstlich wäre angefochten worden; auch haben weder der Heiland noch St. Paulus gelehrt, daß den Hohepriestern eine entsprechende Ehrung und

Achtungsbezeugung zu versagen sei, obgleich sowohl der Heiland als auch Sein großer Apostel wahrlich Personen gegenüberstanden, die „persönlich“ keine Achtung verdienten, vielmehr ihres hohen Amtes ganz unwürdig waren.

Ja, unter den vom Herrn Selber ausgewählten und berufenen Aposteln war bekanntlich Einer, der so sehr sich verirrte, daß er seinen Herrn und Meister an Dessen grimmigste Feinde verriet, — damit aber wohl die abscheulichste Tat vollbrachte, die die Sonne jemals gesehen: trotzdem wird kein vernünftiger Mensch behaupten wollen, daß dadurch der Charakter des Apostelamtes irgendwie geschädigt worden sei. Auf ähnliche Weise, verhält es sich auch, lieber Leser, mit jenen Päpsten, die ihrer hohen Würde und der Kirche Gottes persönlich nicht zur Ehre gereichten. Noch mehr: wenn man jene Päpste, die ihr Amt unwürdig verwaltet haben, zusammenzählte, so würde man im Verhältnisse zu jenen, deren Tugenden dem Christentum Ehre machten, nicht so viele herausbringen, als der eine Judas im Verhältnisse zu der Zahl der übrigen Apostel gewesen. Wenn also die Würde der Apostel durch diesen Umstand nicht geschwächt und ihre Vollmacht nicht gemindert wurde, so dürfen wir wohl fragen, ob denn das Papsttum nach den Vergehen einzelner Päpste dürfte beurteilt werden? Gerade über diesen Punkt fristet eine ganze Menge von immer und immer wieder vorgebrachten Fehlschlüssen und Mißverständnissen ihr unberechtigtes Dasein. Zunächst ist es ganz gewöhnlich, daß man den besonderen, persönlichen Charakter des Papstes und sein öffentliches, amtliches Auftreten (wenn ich so sagen darf) mit einander ver-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. September.** Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. Magnus Schutzensfest. Evangelium Matthäus VI, 24-33. Epistel: V, 16-24.
- St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion der Elementarschulkinder.
- Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder der Schulen an der Acker- und Lindenstraße.
- Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Monatliche hl. Kommunion der Kinder in der 1/8 Uhr hl. Messe.
- Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Vortrag für den III. Orden des hl. Dominikus.
- Montag, 7. September.** Regina. ● Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Feier des ewigen Gebetes. Aussetzung des hochw. Gutes um 6 Uhr und hl. Messe, 7 Uhr hl. Messe, 8 Uhr hl. Messe und 9 Uhr feierl. Hochamt. Abends 8 Uhr feierl. Komplet.
- Dienstag, 8. September.** Mariä Geburt. ● Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Morgens 5 Uhr hl. Messe, Te Deum und Schlußgebet.
- Mittwoch, 9. September.** Gorgon.
- Donnerstag, 10. September.** Pulcheria, Nicolaus v. Tolentino.
- Freitag, 11. September.** Protus. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. ● St. Martinus: Ewiges Gebet. hl. Messen um 6, 1/8, 1/9, 1/10 Uhr feierl. Hochamt und 11 Uhr hl. Messe.
- Sonntag, 12. September.** Vinand. ● St. Martinus: Morgens 5 Uhr Hochamt mit Te Deum und Schlußgebet.

mennt, obwohl zwischen beiden notwendig ein Unterschied gemacht werden muß. Indem nämlich der Heiland dem hl. Petrus und dessen Nachfolgern eine so hohe Gewalt verlieh, gab Er ihnen ein Mittel sowohl zu großem Uebel als auch zum größten Guten, unter persönlicher Verantwortlichkeit. — Er ließ sie im Besitze ihres eigenen freien Willens, und zwar in der gefährlichsten Stellung, die ein Mensch nur immer einnehmen kann. Das setzt also die Möglichkeit voraus, daß eine gewisse Anzahl derselben ihres Standes unwürdig war; und daß dieses tatsächlich der Fall gewesen, leugnen wir Katholiken nicht. Allein in einer ganzen Reihe von Fällen haben wir hier mehr Verunglimpfung und wahrheitswidrige Darstellung zu verzeichnen, als in irgend einem anderen Teile der Geschichte. In Betreff der Päpste der ersten Jahrhunderte wird kein Mensch in Abrede stellen, daß sie Alle dessen würdig waren, was sie erhielten: eines Platzes im Heiligenkalender! Ebenso haben nicht nur katholische, sondern auch protestantische Schriftsteller mit Recht behauptet, daß es seit der sog. Reformation des 16. Jahrhunderts nichts so Musterhaftes und eines so hohen Standes Würdigeres habe geben können, als die Tugend und Sitteneinheit aller derer, die auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben wurden.

Die gelachten Vorwürfe beschränken sich also auf die Jahrhunderte des „finstern“ Mittelalters. Hier ist aber wohl zu beachten, daß die, welche sich herausnehmen, über diese Periode der Geschichte ein Urteil zu fällen, in der Regel mit dem Geiste dieser Zeitperiode gar nicht vertraut sind: sie verdammen das Verhalten und die Amtsführung der Päpste jener Zeitperiode, weil sie von ganz falschen Gesichtspunkten ausgehen, weil sie unsere jetzigen Zeitverhältnisse und Anschauungen als Maßstab gebrauchen zur Beurteilung der mittelalterlichen Verhältnisse und der damals herrschenden Anschauungen. Daß in solches Verfahren zu ganz irrigen und ungerechten Schlüsfolgerungen führen muß, liegt auf der Hand. Es gereicht gerade unserer Zeit zum unergänglichen Ruhme, daß sie hervorragende Männer hervorgebracht hat, die mit der Fackel der Wahrheit in dieses Chaos von Vorurteilen und Irrtümern hineingeleuchtet haben.

Die beste Verteidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins — so schrieb im Jahre 1823 der berühmte protestantische Gelehrte H. v. D. Daß die Kirche die Wahrheit in der Geschichtsforschung nicht zu fürchten hat, beweist u. a. die hochherzige Eröffnung der päpstlichen Geheim-Archive durch den hochsel. Papst Leo XIII., dessen großer Vorgänger gleichen Namens, der hl. Leo I. (461), sich bereits dahin ausgesprochen hatte, daß die Würde des hl. Petrus durch einen unwürdigen Erben nicht Schaden leiden könne.

Mariä Geburt.

Kulturgehichtliche Skizze von G. Langfeldt.
Das Fest Mariä Geburt, 8. September, welches zum Unterschied von Mariä Himmelfahrt, dem „großen Frauentag“, der „kleine Frauentag“ genannt wird, gehörte schon Ende des 7. Jahrhunderts zu den Tagen, an denen feierliche Prozessionen angestellt zu werden pflegen. Der heilige Bonifatius führte es in Mainz ein, und seit dem 10. Jahrhundert wurde es in ganz Deutschland auch außer der Kirche als großes Fest begangen. Jetzt wird es nur noch in den katholischen Ländern gefeiert, wo es namentlich in Süddeutschland, Oesterreich und Belgien zu zahlreichen Wallfahrten Anlaß gibt.

Zu den verehrtesten Marienbildern, welche vorzugsweise an diesem Tage besucht werden, gehört das von Maria-Zell in Steiermark. Dieser Gnadenort verdankt seine Entstehung einem Priester des Stiftes St. Lambrecht, welcher, 1157 in jene Gegend geschickt, eine aus Linden-

holz geschnitzte Bildsäule der Mutter Gottes mit sich nahm und in seiner aus Brettern gezimmerten Hütte auf einem Baumstumpf aufstellte. Seine Frömmigkeit zog bald Gläubige aus nah und fern herbei, die das Bild in der „Zelle“ um Trost und Hilfe anflehten. Der Ruf des neuen Wallfahrtsortes vermehrte sich durch die Wallfahrt des Markgrafen Heinrich I. und seiner Gemahlin, welche beide schwer krank darniederlagen, im Traume aufgefordert wurden, Maria in Zell anzurufen, und sogleich genesen waren, als sie es taten. Aus Dankbarkeit ließ der Markgraf um 1200 eine steinerne Kapelle errichten, die noch jetzt in der später von Ludwig I. erbauten Kirche vorhanden ist. Im Jahre 1346 verlieh Clemens VI. allen Wallfahrern 100tägigen Ablass, der von den späteren Päpsten noch mehr ausgedehnt wurde. Ebenso mehrten sich die Privilegien und Schenkungen der weltlichen Fürsten. Im 7. Jubeljahrhundert der Ankunft des Marienbildes in Maria-Zell (1856) wurde der Ort von nicht weniger als 400 000 Pilgern besucht. Selbst aus Preßburg war eine große Prozession mit dem Primas von Ungarn an der Spitze eingetroffen. Gewöhnlich rechnet man durchschnittlich 175 Prozessionen im Jahre oder gegen 200 000 Wallfahrer. Kein Wallfahrer verläßt es, vor seinem Weggange die 1711 erbaute Kapelle zum heil. Brunnen zu besuchen, um von dem Wasser zu trinken, das sich zu beiden Seiten des Altars in Marmorbecken ergießt, und kranke Körperteile, besonders die Augen, damit zu waschen.

In Wien ziehen am Tage Mariä Geburt, an dem Wien von den Türken befreit worden ist, sämtliche Holzschreiber mit einer alten Türkensahne nach Klosterneuburg, wo ein feierliches Hochamt abgehalten wird, und dann begeben sie sich auf die sogen. Sobiesky-Wiesen, wo Halt gemacht und gesungen, getanzt, gegessen und getrunken wird, worauf man vergnügt den Heimweg antritt. Der Ursprung dieser Sitte reicht aus der Zeit der Belagerung von 1683 her, wo der edle Verteidiger der Stadt, Graf Rüdiger von Starbemberg, der Junfer der Holzschreiber für die von ihnen bewiesene Tapferkeit besondere Privilegien verlieh. Als nämlich die Not der Belagerten aufs Höchste gestiegen war, führten Passauer Schiffer, von Linz aus, der Stadt auf 19 Schiffen Lebensmittel zu, konnten aber nicht nach Wien hineingelangen, da die Türken bei Rudsdorf die Donau mit einer großen Kette abgesperrt hatten. Da wagten sich in der Nacht 50 mutige Holzschreiber hinaus und hoben die Kette so, daß die Schiffe weiterfahren konnten und glücklich nach Wien gelangten.

Ein anderes Dankfest für die Befreiung von einer Belagerung wurde ehemals an demselben Tage in der holsteinischen Stadt Jzehoe gefeiert, wo, der Volksüberlieferung nach, die „schwarze Margarete“ (dänische Königin), um das Wasser in die Stadt zu treiben und diese so zur Uebergabe zu zwingen, einen Wall und eine Brücke quer durch die Stör legen wollte, aber, weil durch das unerwartet hohe Steigen der Flut an Mariä Geburt beide Werke vernichtet wurden, unverrichteter Sache abziehen mußte, während man, wie die Legende berichtet, die Mutter Gottes über der Stadt schweben sah.

Die Tage von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt, vom 15. August bis 15. September, werden in Süddeutschland und Tirol die „Dreißigen“ oder „Frauendreißigt“ genannt und diese Zeit gilt für einflussreich. Während der Dreißigen verlieren die giftigen Pflanzen und Tiere alles Gift oder einen großen Teil desselben, das „Anblasen“ und „Anpfeifen“, das nach einem tiefgewurzten Glauben Menschen und Vieh verwirrt, schläfrig und krank machen kann, tut keinen Schaden; ein dreifach-

her Segen aber ruht während dieser Zeit auf allen Gewächsen der Erde, welche dem Menschen nützlich sind, und alle Hausmittel, Kräuter und Blumen, die man zu Tee oder Medizin nötig hat, bringen, in dieser Zeit gesammelt, dreifach bessere Wirkung hervor als gewöhnlich. Daher ist die Kräuterweihe, welche anderwärts an Mariä Himmelfahrt stattfindet, infolgedessen an vielen Orten auf Mariä Geburt verlegt worden. Ein in Tirol vielgebrauchtes Heilmittel ist der Wiberthon, ein Moos, das nach der Ansicht des Tirolers erst dann die rechte Kraft erhält, wenn es in der „Dreißigen-Zeit“ gepflückt wird. In Baiern wird bei fieberhaften Krankheiten ein Bündel von Liebfrauenstroh an das Kopfende des Bettes gehängt.

Der September im Volksmund.

Von Elmar Kernan.

„An Mariä Geburt — zogen die Schwalben fort.“ Das war im August und nun hat der September bereits an die Tür geklopft. Mit ihm aber nimmt die Ernte ihren Fortgang, in gewisser Weise erreicht sie in ihm sogar ihren Höhepunkt, namentlich was den Obstgarten anbetrifft. Aber herblich wird es bereits stark im September. Die Abende werden lang und kühl. Tag und Nacht hält sich die Waage. Spätsommer läßt seine Spinnfäden durch die Lüfte flattern. Eine gewisse Beständigkeit ist in die Witterung gekommen, die, wenn man von den immer heftiger werdenden Windstößen um die Tag- und Nachtgleiche herum absieht, recht angenehm geworden ist, denn die Zeit der großen Hitze ist vorbei und die der großen Kälte noch nicht gekommen. Langsam entblättert sich der Wald. Weiß und braun rajchelt Blatt um Blatt zur Erde nieder. Die letzten Vögel haben ihre Reise zum Süden angetreten. Es wird still in der Welt. Das sind die eigenartig schönen Tage des Septembermonats, der nunmehr gekommen ist.

Herbstmond haben unsere Vorfahren den römischen September, den siebenten Monat im altrömischen Jahre, genannt. Im heutigen Kalender ist er der neunte Monat, und zwar einer von den Monaten mit dreißig Tagen. Er ist in klimatischer Hinsicht nicht Sommer nicht Winter, seine Temperatur zeichnet sich durch verhältnismäßig große Beständigkeit aus und ist außerordentlich angenehm und dem ganzen menschlichen Organismus wohlthuend. Was die mittlere Temperatur des Septembers für Städte unserer Breiten anbetrifft, so liegen folgende Zahlen vor: Hamburg 13,8°; Berlin 14,9°; München 12,9°; Karlsruhe 14,8°; Stuttgart 15°; Prag 15,2°; Wien 15,8°, und Basel 15°. Man kann also im Allgemeinen von einer mitteleuropäischen Durchschnittstemperatur von 14,7° sprechen, eine Temperatur, die bei einigermaßen vorhandener Windstille als eine recht angenehme zu bezeichnen ist.

Septemberdonner prophezeit

Vielen Schnee zur Weihnachtszeit.

Im Allgemeinen haben wir im September immer Gewitter zu verzeichnen: es sind die letzten Gewitter des schließenden Sommers. Ob diese Gewitter aber wirklich so großen Einfluß auf die Schneebildung zur Weihnachtszeit haben, ist wissenschaftlich noch nicht bewiesen. Wie sich heuer der September gestalten wird, darüber berichtet der hundertjährige Kalender: Vom 1. bis zum 9. unfreundlich, vom 10. bis zum 14. schön, ungewiß bis zum 20., vom 21. bis 25. Regen, alsdann schön bis zum Ende des Monats. Fast ganz und gar schließt sich Habenicht dieser Wetterprognose an. Falls aber hält das erste Drittel und die zweite Hälfte des Monats für verregnet, so daß wir nach ihm also nur etwa für die Zeit vom 11. bis 15. auf leidliches Wetter zu hoffen hätten.

Astronomisch betrachtet ist der September der Monat der Tag- und Nachtgleiche. Kalendarijch nimmt am 22. September der

Herbst seinen Anfang, d. h. die Tage werden nach diesem Datum kürzer als die Nächte. Aber auch eine totale Sonnenfinsternis bringt uns dieser Monat. Sie fällt auf den 21. September, beginnt früh 3 Uhr 28 Minuten und endet 6 Uhr 27 Minuten. Sie wird sichtbar im südlichen Afrika, an der Südküste Australiens, in den südlichen Polargegenden und im südlichen Teile des indischen Ozeans sein. Was die Konjunktur der Sonne anbelangt, so tritt unsere Lichtspenderin in diesem Monat in das Zeichen der Waage. Von den Planeten bleiben Merkur und Venus unsichtbar. Mars ist Abends etwa dreiviertel Stunden lang sichtbar. Jupiter ist gegen Mitternacht am südlichen Sternhimmel aufzufinden, Saturn ebendasselbst, jedoch in den frühen Abendstunden und Uranus geht bereits um 10 Uhr Abends unter. Die einzelnen Phasen des Mondes gestalten sich schliesslich folgendermaßen: Vollmond 7. September, letztes Viertel 14. September und erstes Viertel 28. September.

Ebenso interessant wie die Naturerscheinungen ist auch vieles Andere. So sind denn auch die Bauernregeln und Wetterprüfungen für den September recht charakteristisch; sie verdienen es, daß eine Anzahl davon hier Platz finde:

Donnert es oft im September,
Sieht's viel Schnee im Dezember.

Der Landmann darf auch jetzt die Hände nicht in den Schoß legen, denn es kann eher Schnee geben, als man für gewöhnlich annimmt:

Späte dich, daß die Felder leer,
Es' du's glaubst, kommt der Winter einher.

Jedoch meistens hat der September absolut keinen winterlichen Charakter. Späte Blumen erhöhen seine Lieblichkeit und neben Reseden und Astern finden sich hin und wieder auch noch Rosen:

Spät noch Rosen im Garten,
Läßt der Winter warten.

Für unsere Laubbäume ist der September der Monat der Früchte:

Viel Buchennüsse und Eichel,
Dann wird der Winter schneicheln.

Im Allgemeinen aber „herbstelt“ es nun doch. Die Hundstage mit ihrer Hitze sind vorüber, frischer geht der Wind und die Abendkühle macht sich bemerkbarer, als in den vorhergehenden Monaten:

Was der August nicht löst,
Wird der September nicht braten.

Der Bauer sieht es gern, wenn der September nicht der Monat mit den klaren, stillen Tagen ist. Er zieht den Regen vor:

Ven Septembereggen
Für Saaten und Aeben
Ist dem Bauer gelegen.

Wie in jedem Monat haben auch im September die Kalenderheiligen ein Wörtchen mitzusprechen:

Auf Lambert hell und klar
Bringt ein trocken Frühjahr.

Von dem großen Lohn-, Zahl- und Kündigungstag des Landmannes heißt es:

Wenn Matthäus weint statt lacht,
Er aus dem Wein oft Eßig macht.

Der Regidientag hat eine meteorologische Bedeutung für den Verlauf des ganzen Septembermonats:

It's am Regidientage schön,
Dann wird auch gut der Herbst bestehn.

Schließlich heißt es noch vom Tage des heiligen Michael, daß er eventuell einen milden Winter bringen könne:

Regnet's am Michaelstag,
So folgt ein milder Winter nach.

Diese Bauernregeln sind dem Landmann für seine Arbeiten oft gute Fingerzeige und eine große Hilfe. Ihm bringt der September eine ganze Menge Arbeit.

Ein Herbst der warm und klar,
Ist gut für's nächste Jahr.

Diese Bauernregel dürfte für den Landmann etwa das beste Septembereleitwort sein. Doch nicht nur dem Landmann bringt der

Herbstmond schöne Dinge. Auch für den Jäger hat er mancherlei übrig:

Je rauher der Hase,
Je bald'er erkriert die Nase.

So sagt ein altes Waldmannswort. Da heißt es nur, darauf Acht geben, daß gerade in diesen Monat die Hirschbrunst fällt. Für den Angler sind im Herbstmond durch Geese geschütt: Lachs und Aal. Ihre Laichzeit fällt nämlich in den September.

So steht der September vor uns selbst das Bild einer reifen Frucht, rotwangig und gültig, segenspendend, ein stiller Abglanz des scheidenden Sommers. Noch einmal vergoldet die Sonne mit ihrem warmen Glanz die Welt. Schon rascheln im ersten welken Laube die Herbststürme, bald werden die langen Nächte die ersten Nachtreise aushauchen. Noch ein paar Wochen, wenn die Ähren vom Baum und die Trauben vom Geländer eingeerntet, dann zieht mit dem letzten Vogel auch der letzte Sommerstrahl aus der Welt. Herbstregen wird die ersten Flocken ankünden und der Herbststurm in den Lüften wird dem sterbenden Sommer einen brausenden Totenchoral aufspielen. Deshalb nehme Jeder noch die letzte Sonne und die letzte Wärme, die uns der September bringt, mit. Niemand versäume es, diese stillen, klaren Spätsommertage bis zur Reife auszukosten: sie machen die Seele still und wunschlos und geben dem Herzen eine heitere Zufriedenheit. Das ist die hohe und erhebende Schönheit des Herbstmonats.

Geruchssinn und Wohlgerüche.

Von Kurt von Walsfeld.

Die Pflege des Geruchssinnes und der Gebrauch von Wohlgerüchen stehen heutzutage auf einem niederen Standpunkte. Es gibt sehr viele Menschen, denen es ganz einerlei ist, ob sie gut riechen können oder nicht. Das ist eine große Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, die nur zu tadeln ist, denn man sollte den Geruchssinn schon aus dem Grunde durch Übung stärken, weil er den Menschen vor Schaden bewahrt, indem man oft riechen kann, ob ein Nahrungsmittel, sei es Speise oder Trank, verdorben ist oder nicht.

Wer schlecht riecht, der schmeckt auch schlecht, denn Geruchs- und Geschmackssinn hängen unzertrennlich zusammen; man nennt sie die chemischen Sinne, weil man durch sie gewisse chemische Eigenschaften der Körper ermittelt. Wie ähnlich sich Geruchs- und Geschmackssinn sind, geht daraus hervor, daß wir gewisse Empfindungen bald dem einen, bald dem anderen dieser beiden Sinnesorgane zuschreiben, und daß solche Empfindungen in Wirklichkeit Mischempfindungen durch die Erregung beider Organe sind. Beide Sinne verlangen, daß die Schleimhaut, in welcher sich die Endorgane der betreffenden Sinnesnerven verbreiten, feucht ist, und daß das zur Empfindung zu bringende eine gasförmige oder tropfbar flüssige Form hat. Geruchs- wie Geschmackseindrücke werden durch die erregten Geruchs- und Geschmacksnervenfasern zu den Zentralorganen im Gehirn geleitet und erwecken so im Bewußtsein die Vorstellung einer Geruchs- und Geschmacksempfindung. Der Riechapparat zerfällt in zwei Abteilungen, in die äußere Nase und in die Nasenhöhle, auch innere Nase genannt. Die äußere Nase dient zum Ein- und Austritt der Luft, zum Schutz des eigentlichen Geruchsorgans, den Riehzellen in der Nasenhöhle. Diese ist aber nicht bloß für den Geruchssinn da, sie hat auch Einfluss auf die Modulation der Stimme und der Sprache. Wer also für seinen Geruchssinn Sorge trägt, verbessert auch seinen Stimmapparat.

In die Nasenhöhle gelangen die Nerven vom Gehirn aus durch die Löcher im Dache der Nasenhöhle. Diese Nerven füllen aber die Nasenhöhle so vollständig aus, daß nicht etwa, wie viele Menschen glauben, Schnupftabak, Blütenstaub oder gar kleine Tiere aus Blumen, an die man riecht, in den Schädel,

in das Gehirn schlüpfen und dort Unheil anrichten können. Daß der Sitz des Geruchssinnes oben in der Nasenhöhle ist, geht schon daraus hervor, daß wir, um einen Geruch besser zu genießen, die Luft bei geschlossenem Munde durch die Nase kräftig einziehen, dagegen nur mit dem Munde atmen, wenn schlechte Gerüche in der Luft sind.

Das Riechbare sind in der Luft aufs Feinste verteilte und abgelöste Teile riechbarer Körper, lange Zeit glaubte man nämlich, daß der riechbare Teil der Körper ein ganz besonderer Stoff sei, den man Aroma nannte. Heute weiß man, das Aroma nur feinste verteilte Bestandteile des riechenden Körpers sind. So verliert der Kampfer, der Moschus durch das Riechen an Gewicht. Das gilt nicht nur von einfachen, sondern auch von zusammengefügten Körpern, von mechanisch gemengten, vorausgesetzt, daß jeder zur Mischung verwandte Körper einen Geruch hat.

Künstliche Gerüche kannte man schon im grauen Altertum, ja die Vorzeit war der Neuzeit in diesem Punkte weit über. Schon die alten Ägypter kannten den Moschus und Ambra, das Castoreum und Zibetum und machten fleißig Gebrauch davon. Das Lieblingsparfüm der alten Ägypter aber wurde aus dem Janna-Strauch gewonnen, aus der Blüte. Wir kennen nur noch die Wurzel die unter dem Namen Alkana-Wurzel bekannt ist und zum Rotfärben benutzt wird.

Von den Ägyptern lernten die Griechen und Römer den Gebrauch und die Herstellung der Wohlgerüche. Das alte Rom hatte eine ganze Anzahl von Parfümerie-Läden. Das Salben der Haut, das wir garnicht kennen, war bei den Römern an der Tagesordnung. Die orientalischen Völker kennen es auch heute noch, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie im Altertum. So erzählt die Bibel, daß die schöne Esther sechs Monate lang mit Ambra und Myrrhen parfümeriert wurde, bevor man sie zum König brachte. Weihrauch und Myrrhen sind tägliche Gebrauchsgegenstände bei den Orientalen. Das heiße Klima macht die Hautausdünstung, besonders bei reichlicher Nahrung, leicht übelriechend.

Dieselbe Erfahrung machten die Römer in der äppigen Kaiserzeit. So wurde das Parfümieren des Körpers, der Wohnung, der Badestuben zur Gewohnheit, ja, schließlich zu einer Manie. Das Parfüm sollte die schlechte Luft verbessern. Von dieser falschen Ansicht sind wir zurückgekommen. Kein Parfüm, es mag heißen wie es will, verbessert die Luft, es überläßt höchstens die schlechte Luft. Wirkliche Luftverbesserer sind Sonnenschein und steter Luftwechsel.

Die Manie zu Wohlgerüchen dauerte in Italien bis ins siebzehnte Jahrhundert. In Frankreich sollen oft jährlich viele Millionen Francs für Parfümerien ausgegeben worden sein, so daß man den Hof zur Versailles nur noch „la cour parfumée“ nannte.

Vom siebzehnten Jahrhundert ab tritt der Gebrauch von künstlichen Wohlgerüchen immer mehr zurück, um der Empfänglichkeit für natürliche Wohlgerüche Platz zu machen. Die abgestumpften Geruchsnerven gewinnen mit der Zeit wieder ihre natürliche Kraft und Fähigkeit und reagieren auf den leisesten Anreiz. So ist es zum Glück im Allgemeinen bis heute geblieben, denn die Sinnespflege ist gerade in unserer nervösen Zeit von höchster Wichtigkeit.

Durch unsere fünf Sinne zieht Gesundheit und Geist in unseren Körper ein. Wer also seine Sinne pflegt, der stärkt seine Gesundheit und sorgt für seinen Geist, weil die Sinne die Zubringer der geistigen Nahrung zum Gehirn sind, wo diese Nahrung dann durch Vorstellungen, Urteile und Schlüsse verarbeitet wird.

Die Sinnesfähigkeiten können aber nur dann richtig vor sich gehen, wenn passende Sinnesindrücke auf gesunde Sinnesorgane einwirken und durch die Sinnesnerven or-

deutlich zum normalen Gehirn hingeleitet werden.

Der Hauptgrundsatz einer naturgemäßen Pflege der Sinnesorgane ist derselbe bei allen anderen Organen, und zwar zweckmäßiger Gebrauch, richtige Übung, angemessene Ernährung und sorgfältige Abhaltung aller schädlichen Einflüsse. Wie aber wird da oft leichtfertig gehandelt. Es ist wahrlich für Viele Zeit, ernstlich Recht zu machen.

Der Mann mit dem Wolfsbrief.

Von J. v. d. Düna.

Seit einigen Woche schon herrschte eine Hundswärme im mittleren Russland, das ich, um Land und Leute kennen zu lernen, bereistete; eine solche Wärme ist dort selten.

Ich reiste nicht allein; mein guter Freund Davidoff begleitete mich und war mein lebenswürdiger Cicerone. Er war Russe, ich ein Deutscher. Wir hatten uns vor Jahren bereits in Deutschland kennen gelernt, daß er f. Z. in der nämlichen Absicht besucht hatte, wie ich jetzt sein Vaterland.

Ich lebte als Journalist in Petersburg. Dort hatte ich ihn aufgesucht; er sorgte zuerst dafür, daß ich die Residenzstadt an der Newa bei Tag und Nacht und Sonnenschein und Nebel gehörig kennen lernte, und nun besaßen wir uns auf der Tour ins Innere des Landes.

Wir hatten mit der Bahn die Stadt Z. erreicht, über der man nachsagt, daß sie in mancher Beziehung Petersburg den Rang ablaufe, einige Tage unserer Gegenwart huldvollst gewidmet und waren dann mit einem gemieteten Fuhrwerk, das aus einem zweirädrigen, klapprigen Wagen, drei teils lahmen, teils feurig gewesenen Säulen und einem in einen Kutscherpelz gehüllten Schafe — pardon, einem in einen Schafspelz gehüllten Kutscher bestand, auf die Dörfer gefahren.

Ja, die Dörfer Russlands muß man kennen gelernt haben, sonst kennt man dieses Land überhaupt nicht.

Wir redeten dem Kutscher gut zu, er bemühte sich, in der russischen Peitschenprache seinen Pferden unsere Wünsche, möglichst schnell vorwärts zu kommen, mitzuteilen, und, nachdem dieser Kontakt glücklich hergestellt war, ging es so leidlich die holprige Landstraße entlang, auf der wir nach sechs Stunden Weges gegen Abend in dem Walddorfe B. eintrafen.

Unterwegs hatten wir Gelegenheit gehabt, die chemische Zusammensetzung der russischen Landatmosphäre zu studieren. Sauerstoff und Stickstoff enthält sie ja auch wohl; doch ist der Stickstoff, der sich in Form von Staub unserer Lungen und vor allem unserer Kleidungsstücke mitgeteilt hatte, dort in bedeutend größerer Quantität und in wesentlich gemeinerer Qualität vorhanden, als in unseren deutschen Breitengraden.

Als wir aus dem Wagen sprangen, der vor dem einzigen Gasthause des Dörfchens gehalten hatte, war es unser Erstes, uns gegenseitig abzustauben. Bürsten hatten wir Gott sei dank mit, aber die armen Borstendinger sind damals so malträtiert worden, wie wohl noch nie in unserm deutschen Vaterlande eine normale Bürste mag mitgenommen worden sein. Ihre Haare flogen nur so, sie kündigten uns ihre Freundschaft auf immer.

Hatten wir unterwegs den Schafspelz unseres Koffelenters auch unserer Betrachtung dahingehend unterzogen, wie ein Mensch im Sommer bei fast zwanzig Reaumurgraden eine solche Schafslast auf seinem Kadaver herum schleppen könne, so wurde uns jetzt mit einmal des Kätfels Lösung: der Kerl zog den bestäubten Pelz aus und zeigte sich unseren Blicken als vollständig bakterienfreies Individuum. Den Pelz aber reinigte er auf höchst einfache Weise; er schlug ihn, am Aufhänger festhaltend, mit voller Wucht an das Tor der Budise ein, zwei, dreimal, und damit war der Reinigungsprozeß beendet.

Es war schon ziemlich dunkel, als wir in das Waldhotel eintraten.

Nur ein Zimmer war für die Gäste reserviert; im ganzen hatte das primitive Holzhäuschen 4 Zimmer, zwei unten, zwei oben. Das zweite untere Zimmer — das Gastzimmer lag auch zu ebener Erde — war das Wohnzimmer der Besitzerin des Wirtshauses; oben logierten Gäste, wenn welche da waren, nun, und waren keine da, dann hausten die sechs Kinder der Frau darin, als ob es ihre Spielzimmer wären.

Die Ueberzeugung wurde uns, als wir das eine der oberen Zimmer in Augenschein nahmen, nachdem wir den Preis dafür mit 2 Rubeln für eine Nacht vereinbart hatten. Und vis-a-vis im anderen Zimmer, wurde unser Kutscher untergebracht für einen Rubel.

Der Kerl war müde und ging bald schlafen.

Wir aber, die wir doch auf einer Studienreise begriffen waren, wir gingen noch nicht schlafen. Nachdem wir ausgekundschaftet hatten, daß der Keller der Wirtin-Witwe noch etwa zwanzig Flaschen Bier und auch noch ein Häfchen Schnaps an Getränken, sowie Brot, Butter, Käse und Quas — der verehrliche Leser muß schon selbst in einem russischen Kochbuch nachsehen, was das für Zeug ist, sein Rezept hier mitzuteilen, wäre zu unständig! — an weiteren leiblichen Genüssen in seinen kühlen Mauern barg, da begaben wir uns in das Gastzimmer, ließen uns gehörig aufstacheln und gaben der Wirtin die reelle Absicht kund, die ganze Nacht aufzubleiben; erst gegen Morgen wollten wir uns dem Morpheus anempfehlen, dann nach einer mehrstündigen Siesta das Dorf ansehen und hierauf weiter reisen. . . wieder auf die Dörfer.

Wider Erwarten acceptierte die alte, redelustige Dame unseren Vorschlag und versprach uns, Gesellschaft zu leisten.

Damit fing sie auch gleich an, als sie uns das Abendmahl vortrefflich munden sah. Sie setzte sich uns gegenüber an den alten, zerstückten Eichentisch und qualnte eine selbst fabrizierte Papprosse, daß es eine Lust war. Dabei sprach sie vom Wetter, vom hl. Laurentius, der es in diesem Jahre mit der Ernte offenbar gut meine, vom zweiten Töchterchen des Jaren, vom Schweineschlachten, das erst gestern stattgefunden und wofür sie würdige Beweise noch in der hinteren Kammer habe und von . . . hier dämpfte sie ihre schrille Stimme um ein Bedeutendes! — von dem Manne mit dem Wolfsbriefe, der dort hüten in der Ecke sitze und schlafe.

Hier stutten wir unwillkürlich; denn bis zu diesem Augenblicke hatten wir in der Tat nicht bemerkt, daß noch jemand, außer uns dreien, im Gastzimmer war. Richtig, in der einen Ecke des spärlich erleuchteten Stübchens saß noch eine vierte Person, die allerdings zusammengekauert war, auf die Tischplatte das Haupt gelegt hatte und, dem lauten Atmen nach zu urteilen, den Schlaf eines Gerechten schlief.

„Was für ein Mann ist das?“ fragte ich neugierig.

„Ein Mann mit dem Wolfsbriefe!“ antwortete eifrig die Madame Wirtin, die bereits entdeckt hatte, daß ich ein neugieriger Ausländer war; denn, welche Mühe ich mir auch gab, mein russischer Jargon klang doch etwas unnatürlich.

„Kennst Du das echt russische Ding eines Wolfsbriefes noch nicht?“ wandte sich mein Freund an mich.

„Habe in meinem Leben noch nie etwas davon gehört!“ konnte ich ihm nur versichern.

Wir hatten etwas laut gesprochen, in jener Ecke rührte sich's mit einem Male. Ein Mann war's mit auffallend intelligenten Zügen, aber höchst defekter Kleidung. In seinem gebräunten Antlitze lag offensichtlich ein Zug von Lebensüberdruß; aus seinen Augen wieder blitzte ein unheimlicher Feuer, das Fronie, Mut, Trotz und Haß zu paaren schien.

Mein Freund nahm das Wort, wandte sich direkt an jenen Fremden und sagte: „Mein

Herr, wollen Sie unser Gast sein heute Abend?“

„Sehr gern, wenn es die Herren gestatten,“ antwortete jener höflich und war auch bald an unsere Tisch.

„So, mein Herr“, begann mein Freund wieder, „erst stärken Sie sich am Essen und Trinken, so lange es Ihnen nur schmeckt, und dann haben Sie wohl die Güte, uns Neugierigen etwas von Ihrem schrecklichen Wolfsbriefe zu erzählen!“

„Sind die Herren Polizeibeamten?“ rief der Fremde erschrocken und ließ im Augenblick die Gabel fallen, die er bereits zum Munde geführt hatte.

„Um Gottes Willen, nein, harmlose Journalisten, der hier aus Deutschland, ich aus Petersburg“, führte mein Freund das Gespräch weiter, „wir sind auf einer wissenschaftlichen Vergnügungsreise und hörten von unserer heutigen Frau Wirtin vor einigen Minuten erst von Ihrem fürchterlichen Schicksal. Nur das menschliche Mitleid mit Ihnen ließ uns die Bitte vortragen, daß Sie uns erzählen möchten. Aber nun erst stärken Sie sich, Sie werden es nötig haben!“

Der Mann weinte, als er uns jetzt ansah, dann aß er und dann erzählte er: „Ich bin Doktor der Philologie. In Kiew hatte ich Stellung am Gymnasium. Da entstand in den oberen Klassen unserer Anstalt eine Revolte. Man war mit dem Zwange nicht zufrieden, der von oben herab ausgeübt wurde dahingehend, daß es sämtlichen Schülern der höheren Klassen verboten ward, abends zusammen zu kommen in ihren Quartieren und über politische Dinge zu reden. Ich partiierte mit den jungen Studierenden, ich spornte sie an, für Geistesfreiheit zu kämpfen. Es kam zum Tumult, Kosaken mußten einschreiten, doch nein, man ließ sie einschreiten. Sechs Schüler wurden getötet durch ihre Schüsse, die andern gefangen genommen; ich auch. Sie belagerten den Laufpaß vom Gymnasium, ich, ich bekam den achtjährigen Wolfsbrief. Ich will meine acht Jahre hinwandern durch das Vaterland und auf Rache sinnen, auf Rache gegen die, welche die Geistesfreiheit beschränken und mein Lebensglück vernichtet haben.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Gaststübentür, ein Polizist erschien und meldete dem, der soeben gesprochen hatte und plötzlich verstummt war, daß die sechs Stunden Faust abgelaufen seien und er sich bereit machen müsse, unter seiner, des Beamten, Bedeckung über die Dorfgrenze abgeschoben zu werden.

„Guten Abend, meine Herren, Gott mit Ihnen in Russland!“ sagte der Unglückliche tonlos und war bald mit dem Beamten verschwunden.

„Der Arme“, stöhnte mein Freund und wandte sich zu mir. „Er hat den achtjährigen Wolfsbrief. Acht Jahre muß er ruhelos das Land durchwandern, sich zur Polizei begeben und dort melden, wenn er in ein Dorf oder eine Stadt einkehren will, darf nirgends länger als sechs Stunden verweilen, dann wird er durch einen Beamten der Polizei wieder über die Ortsgrenze transportiert. Ist er vermögend, so mag es am Ende noch einigermaßen erträglich sein, dieses Los eines modernen russischen Juden. Wer aber nichts hat, der muß betteln, wie ein Lump, und wäre er ein Gelehrter! Nun weißt Du, Freund, was es heißt, ein Mann mit einem Wolfsbriefe zu sein. Danket Gott, daß Ihr in Deutschland diese „Kultureinrichtung“ nicht habt!“

Ich sagte nichts, ich trank nur, trank immer wieder; Davidoff lachte.

Zeitiger, als beabsichtigt, gingen wir schlafen; ich aber träumte von ihm, dem bedauerenswerten Unglücklichen, und werde ihn in meinem ganzen Leben nicht vergessen, den Mann mit dem Wolfsbriefe!

Ankündigungen aus voriger Nummer.

Abstrakt: Gute Ware lobt sich selbst.
Falsch: Ems, Reh, Ast, Lob, Dns, Pol, Ate, Bad, Emu, Lid, See, Jm. Mesopotamien.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-38. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadthor kam, siehe da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Papsttum und Kirche.

7.

Gott hatte es dem Patriarchen Abraham (1. Mos. 12) und u. a. wieder dem Könige David (Psalm 131) geoffenbart, daß aus ihrem Stamme der Messias, der Erlöser, solle geboren werden. Der König David lebte ein Jahrtausend, Abraham sogar zwei Jahrtausende vor Christi Geburt: wie viel ist während dieser langen Zeitperiode in der Welt vergangen! Aber die göttliche Offenbarung von der Ankunft des Messias ist nicht vergangen, vielmehr erfüllte sich schon im voraus das Wort des Sohnes Gottes: „Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24, 35). Was Gott einmal gesprochen, bleibt ewig wahr. Zum Beweise dafür, wie herrlich die göttliche Offenbarung von der Geburt des Messias in Erfüllung gegangen, zählt der hl. Matthäus im heutigen Festtags-evangelium alle Geschlechter auf, die von Abraham bis zu David, von David bis zum hl. Joseph, dem Bräutigam der Mutter Jesu, auf einander folgen. *)

Jesus, der Sohn Gottes, aber sprach zu Seinem ersten Statthalter, dem hl. Petrus, das Wort: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18). Seit dieses göttliche Wort bei Cäsarea-Philippi einst gesprochen wurde, sind auch fast zwei Jahrtausende dahingegangen, und wie herr-

lich hat es sich bewährt! Auch hier haben wir von Petrus bis auf Pius X. ein ununterbrochenes „Stammregister.“ — wir wissen, lieber Leser, wie alle die Päpste mit Namen geheissen, was sie für die Kirche Gottes getan, wann und wie sie gestorben sind; der Stammbaum aber wird sich fortsetzen bis zum Ende der Tage.

Im Stammbaume Jesu sind auch Sünder, ja, große Sünder verzeichnet; und wie der Herr dieses zugelassen hat — so hat Er es auch in Seiner Weisheit zugelassen, daß nicht alle Namen aus dem Stammbaume der Päpste fleckenlos geblieben sind. Freilich, wie schon bemerkt, begegnen wir in keinem anderen Teile der Geschichte so vielen Entstellungen und Verunglimpfungen, wie gerade in der Papstgeschichte. Wenn aber von den Päpsten des „finstern“ Mittelalters die Rede ist und von ihrem Durste nach Erweiterung ihrer Macht, so kommt immer Gregor VII. (1073—1085) am schlechtesten weg, obwohl unsere Kirche ihn als Heiligen verehrt. Mit besonderem Hasse wird dieser große Papst von den Feinden der Kirche verfolgt, weil er es war, vor dem der deutsche König Heinrich IV. sich zu Canossa **) „erniedrigte.“

**) Bekanntlich sprach Bismarck am 14. Mai 1872 im deutschen Reichstag das geflügelte Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig!“ Dieses Wort veranlaßte die Errichtung der sog. Canossa-Säule auf dem Burgberge bei Harzburg. Es ist ein 19 Meter hoher, steinerner Obelisk, der das Bronze-Medaillonbild Bismarcks trägt mit der Aufschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht. 14. Mai 1872.“ — Drollig ist, daß das teils an dem Metall des Medaillons, teils aus dem Mörtele herabrieselnde und somit gefährliche resp. oxydierte Regenwasser regelmäßig einen Strich durch die Aufschrift zieht, der von Zeit zu Zeit abgewaschen werden muß, um nicht den Spott des Beschauers zu provozieren! Dieser fatale „Strich“ auf der Canossa-Säule aber ist „typisch“ geworden für das Schicksal jener stolzen Worte des eisernen Kanzlers.

*) Den Grund dafür, daß der Evangelist den Stammbaum des hl. Joseph uns vorführt, haben wir früher schon kennen gelernt: es war jüdische Sitte, nur den Stammbaum des Mannes zu führen; weil aber nur innerhalb des betr. „Hauses und Geschlechtes“ geheiratet werden durfte, beweist der obige Stammbaum auch, daß Maria aus dem „Hause und Geschlechte Davids“ war.

Kirchenkalender.

Sonntag, 13. September. Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten. Maria Geburt. Maternus, Bischof † 128. Evangelium Lukas 7, 11-16. Epistel: Galater 5, 25-28 und 6, 1-10. Festtags-Evangelium Matthäus 1, 1-16. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation der Mutter vom guten Räte. Nachmittags 6 Uhr Andacht mit Predigt und sakramentalem Segen. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. ● Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion der Kinder der der Schule an der Flurstraße. ● Karmeliten-Klosterkirche: Es wird das Fest Maria Geburt gefeiert. 6 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. ● Ursulinen-Klosterkirche: Ewiges Gebet. 6 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr Hochamt. Nachmittags von 3-4 Uhr Betstunde für den Marien-Verein, 7 Uhr Komplet. ● Kapelle zu Stoffeln: Morgens 7 1/2 Uhr hl. Messe.

Montag, 14. September. Kreuzerhöhung. Notburga, Jungfrau † 1313. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist Predigt, darnach Fest-Andacht und Verehrung der Reliquie des hl. Kreuzes. Während der Octav ist Nachmittags 4 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: 1/8 Uhr hl. Messe. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Es kann nicht meine Aufgabe sein, lieber Leser, dieses Ereignis, seine Veranlassung und seinen Verlauf eingehend zu schildern, — ich will darüber nur einem sicher unerbächtigen Gewährsmann das Wort geben, nämlich dem vor einigen Jahren gestorbenen, namhaften protestantischen Geschichtsschreiber Gregorovius. In seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ (IV. B., S. 197) spricht er sich über den großen Papst folgendermaßen aus: „In der Geschichte des Papsttums werden ewig zwei Sterne glänzen und die geistige Größe der Päpste dartun: Leo, vor welchem der furchtbare Bürger Attila zurückweicht, und Gregor, vor dem Heinrich IV. im Kaiserhemde kniete. . . . Ein Napoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als blutiger Barbar. . . . Gregors Erscheinung ist ein wirkliches Phänomen des Mittelalters; sie zu betrachten wird alle Zeit reizen, und die Geschichte der christlichen Welt würde eines ihrer seltensten Blätter verlieren, wenn dieser urkräftige Charakter, der Handwerkerjohn in der Tiara, darin fehlte.“

Demselben vielgeschmähten Papste rühmt Johannes v. Müller nach: „er habe den Mut eines Helden, die Klugheit eines Senators und den Eifer eines Propheten bejessen“ (Reisen der Päpste, 1793, S. 32 ff.). — Wir sehen, lieber Leser, daß die Urteile der Geschichtsforscher von Gregor als von einem großen, einem gewaltigen Manne sprechen: einem solchen aber kann Kleinliche und einseitige Verleumdungssucht von seiner Größe nichts rauben.

Mit Genugtuung sei hier noch festgestellt, daß es gerade protestantische Geschichtsforscher waren, welche die Ehrenrettung des vielgeschmähten Papstes unternahmen: Vor allem Strömer in seinem großartigen, sieben Bände umfassenden Werke „Papst Gregor VII.“ und schon früher Voigt in seiner Biographie „Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, aus den Quellen dargestellt.“ (Weimar, 1815). Der letztere Gelehrte aber betont ausdrücklich, er habe keine Verteidigung Gregors schreiben wollen (S. 685), aber der Macht der Tatsachen sich beugend, kommt er zu einem Ergebnisse seiner Forschungen, das dem Papste zur Ehre gereicht. Wenn der Geschichtsschreiber (sagt Voigt) sich über Kleinliche Vorurteile und nationale Gefühle erhebe und den Charakter dieses Papstes von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachte, so müsse er ihn als einen Mann von aufrichtiger Gesinnung, von der vollendetsten Uneigennützigkeit und dem reinsten Eifer erklären, — für einen Mann, der in jeder Lage gerade so gehandelt habe, wie es seine Stellung erheische, und der nur solche Mittel angewendet habe, die zu gebrauchen er auch ermächtigt war.

Alles, was Gregor gegen Heinrich IV. unternahm, geschah nur, um die Eingriffe abzuwehren, die Heinrich zum Verderben der Kirche, in die Regierung derselben, sich gestattete; von päpstlichen „Uebergreifen“ auf das staatliche Gebiet findet sich nirgends eine Spur. Wiederholt wurde der Papst von den deutschen Fürsten aufgefordert, auch in die weltlichen Streitigkeiten mit einzugreifen, — beständig wies der Papst dieses Ansinnen zurück. Er starb in Salerno (in Unteritalien), und seine letzten Worte hat die Geschichte aufbewahrt: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.“

Welch' dreiste Stirn gehört dazu, trotz der Ehrenrettung dieses großen Papstes und einer ganzen Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger durch protestantische Gelehrte — Johannes v. Müller, Leo, Voigt, Strömer, Ranke, Gregorovius, Gibbon u. A. — doch immer wieder die alten Lügen gerade über die bedeutendsten Päpste zu verbreiten! „Sie werden alles Böse wider euch reden,“ hat der göttliche Stifter der Kirche seinen

Aposteln und deren Nachfolgern prophezeit. Dieses Wort hat sich vor allem bei den Nachfolgern Petri, den Päpsten, bewahrt, und zwar vom Anfange der Kirche an bis auf unsere Tage.

S.

Sommerfäden.

Stimmungsbild von A. Winterfeld.

Wenn in den sonnigen Tagen von etwa Mitte August ab bis in den September hinein lange, weiße Spinnensäden die Luft durchziehen oder sich schleierartig auf die schon festwerdende Pflanzendecke sowie auf die gelben Stoppelfelder niederlassen, dann ist der Spätsommer, vielfach auch — freilich wenig galant — Altwelberommer genannt, gekommen, den man auch hier und da mit „Mädchenommer“, „Flugommer“ oder „fliegenden Sommer“ bezeichnet. Freilich ist er nur kurz, und dieser Umstand hat vielleicht zur Bildung des wenig schönen Vulgarnamens Altwelberommer verholfen. Auch mag die Auffassung, die sich noch hier und da im Volke geltend macht, wohl ihre Berechtigung haben, daß diese Bezeichnung im Hinblick auf die spinnenden Frauen und Mädchen auf dem Lande, die jetzt nach der Ernte vor den Häusern im Sonnenschein ihre Spindeln drehen, entstanden sei. Wenigstens antwortete man früher witzbegierigen Kindern: die weißen langen Fäden des Spätsommers seien der Mutter beim Spinnen vor der Tür weggeflogen. Daß die Befragten selber sehr wenig oder garnichts über den Ursprung der „Sommerfäden“ wußten, hatte diese Antwort wohl nicht veranlaßt. Die an und für sich ebenso einfache wie natürliche Erscheinung des „Nachsommers“ hat denn auch der Volksmund sinnig und vielseitig in seine Anschauungen zu verflechten gewußt.

Der Landmann heißt die weißen Sommerfäden „Säefäden“, womit er andeutet, daß die Zeit des Säens nahe gekommen sei. Recht sinnig hat sich Ahlands Muse mit unsern Sommerfäden beschäftigt in den Versen:

„Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht' und leicht' Gespinnst der Feen,
Und knüpft von mir zu „Ihr“ ein Band.“

Ich nehm' es für ein günstig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht,
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duff gewebt, von Luft zerhaucht!“

Gar anmutig ist die Legende, daß die wunderbaren Fäden dem Schleier der Muttergottes angehört haben, der ihr bei ihrer Aufnahme in den Himmel entfallen sei. Bezeichnungen wie „Mariengarn“, „Marienfäden“ weisen deutlich darauf hin, daß das Volk den „Frauensommer“ mit der hl. Maria, der Mutter des Herrn, in Verbindung brachte; aus dem Französischen übersetzt heißen sie „Fäden der hl. Jungfrau“, bei den Engländern „Gotteschleier“. Mehr realistisch ist die legendarische Erklärung, die man ihnen in nördlichen Ländern gibt. In Schweden z. B. sagt man, daß die Sommerfäden Fangnetze für die Zwerge seien, die dem tiefen Berges schacht entsteigen. Auch das bekannte uralte Märchen von der Frau Holle erinnert an die weißen, lichten Gespinnste des Spätsommers. Sie soll dieselben aus ihrem Schleier verlieren, wenn sie in dunkler Herbstnacht mit ihrer Begleitung durch die Lüfte fliehet. Dieses und noch vieles andere erzählen sich die Leute von dem „fliegenden Sommer“, den wir uns jetzt aber noch etwas vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachten wollen.

Viele kleine, überaus fleißige Spinnen sind es, die das lustige Gewebe fabrizieren, lediglich zu dem Zwecke, sich auf demselben weit über Feld und Flur, oft viele Meilen weit, nach ihrer Lebensweise günstigeren Gegenden

tragen zu lassen, namentlich dorthin, wo sie bequem und geschützt die Unbilden des heran nahenden Winters abwarten können. Zunächst aber wollen die kleinen Spinnen noch nicht ins Winterquartier; sie wollen noch, so lange es irgend die Bitterung erlaubt und Mutter Natur ihnen den Tisch deckt, ihrem Gewerbe nachgehen und Insekten fangen, die meist noch kleiner sind als sie selbst, oder aber noch in der ersten Entwicklung stehen, sie also in der Brut gleichsam schon vertilgen und dadurch sich nützlich machen. Es sind also kleine Raubtiere, wie alle Spinnen, und hier in den feinen Geweben haben wir speziell einige ihrer besten, gefräßigsten Sorten vor uns, die also schon in so zarter Jugend auf Raub und Mord sinnen; im Frühjahr dann, wenn sie den Winter überstanden und sich mehr entwickelt haben, lernen wir sie näher kennen als Wolfsspinnne, Krabbspinnne (Thomisus), Luchs-spinnne (Lycosa), Kreuzspinnne (Epeira), Weber-spinnne (Theridium). Gehen wir ihnen ein wenig nach, zuerst: woher kommen sie?

An einem geschützten Plage, wo auch allerhand kleine Insekten sich aufhalten, die den jungen Spinnen zur ersten Nahrung dienen sollen, legt die Spinnenmutter ihre Eier in ein wohlbelegtes, von ihr selbst gewebtes Beutelchen. Den jungen Tierchen aber, die hier schon die erste Häutung abgewartet haben, wird später die Herbstluft zu kalt; sie streben danach, sich ein warmes und trockenes Winterquartier aufzusuchen. Aber wie? Nun, wir haben schon weiter oben gesehen, wie die Natur sie fürsorglich ausgerüstet hat mit der Fähigkeit und Fertigkeit, sich ein Luftschiff anfertigen zu können, das sie weilenweit trägt. Sie steigen zu diesem Behuf im Sonnenschein auf einen hohen Standort, meist auf einen Baum, stellen sich auf den Kopf und lassen aus den am Hinterleibe befindlichen Spinnwarzen Büscheln von Spinnfäden hervorschießen, worauf sie dieselben bestreuen und mit denselben in der Luft sich entführen lassen. Das oft dichte Gewebe entsteht aus der Menge der Tiere und den zahlreichen, sich rasch miteinander eng verbindenden Fäden. Die lustige Fahrt geschieht aber nur im Sonnenschein; bei kühler Bitterung und bedecktem Himmel liegt das Fahrzeug auf der Erde. Die Sommerfäden sind nämlich gute Wärmeleiter, die durch die Sonnenstrahlen schneller erwärmt werden, als die sie umgebende Luft. Als Wärmeleiter selbst aber erwärmen sie bald auch den Luftstreifen, der sie umgibt, und indem dieser dann in dem erwärmten Zustande in die Höhe steigt, nimmt er auch den Sommerfaden mit. Durch die allgemeine Verärderung der Lufttemperatur und das dadurch veranlaßte Steigen, Fallen und Verschieben der Luftschichten geschieht das sogenannte „Ziehen“ der Sommerfäden.

In Rußland glaubt man, daß die Spinnen auf diesen Fäden mit den wilden Gänsen davonziehen. Wenn die Sommerfäden fliegen, haben wir auch auf schönes Wetter zu rechnen, — alle Spinnen sind bekanntlich gute Wetterpropheten.

Zum Schluß möge noch eine sich auf die Sommerfäden beziehende sinnige Legende mitgeteilt sein: „Im fernen Osten lebte ein Geschwisterpaar, das sich herzlich liebte. Da ging der Kriegsruf durchs Land, der alle junge Männer zu den Waffen rief, mit ihnen den Bruder. Der Schwester Kummer war groß. Nach innigem Gebet zu Gott, er möge ihren Bruder vor Gefahr behüten, schlief sie ermattet und in Thränen gebadet, ein. Ihr träumte, sie habe ein Hemd gesponnen, in das gekleidet ihr Bruder in den Kampf gezogen und ohne Wunde daraus zurückgekehrt sei, weil das Hemd den, der es trug, unverwundbar machte. Die Schwester erblickte in dem Traum ein himmlisches Zeichen und spannte und wusch für ihren Bruder solches Hemd. Inzwischen aber lehrte sich ihr Herz in Liebe einem Jüngling zu, dem sie das für den Bru-

der bestimmt gewesene Hemd schenkte. Der also bevorzugte Geliebte verspottete den Lehteren, und bald sind zwischen den beiden ein Zweikampf statt. Während aber des Bruders Schweit an dem Gewand des Gegners machtlos abglitt, erhielt er selbst schwere Wunden, an denen er bald darauf starb. Die treulose Schwester aber büßt seitdem ihre Schuld dadurch, daß sie sich gar emsig am Spinnrad abmüht, ein neues Hemd zu weben, aber immer wieder fährt ein heftiger Sturmwind daher und entführt die Fäden weit übers Feld, — das sind dann die Sommerfäden!

Es ist leicht erklärlich, daß ein solcher Vorgang in der Natur die erfinderische Sage zu oft recht seltsamen Deutungen veranlaßt, — zahlreich sind diese auch für unsere weissen, jarten Sommerfäden, doch am sinnigsten ist ihre Deutung in den „Mariensagen“ von Bowitzsch, — Fäden vom Schleier der Muttergottes.

Sin Jubiläum.

Skizze von Wilhelm Müller-Weilburg.

Die Ferstrentheit mancher Professoren und Gelehrten ist genügend bekannt. Auch im Alltagsleben beherrscht ihre geliebte Wissenschaft ihren Geist vollständig, nur diese allein erregt ihr Interesse, sodaß der Blick der Herren für alle möglichen Kleinigkeiten der Welt um sie her nach und nach stumpf wird und sie dadurch öfters in Situationen geraten, in denen sie ihren Nebenmenschen als höchst komische Käuze erscheinen.

Wenn ein solcher Professor im stärksten Regenwetter gedankenverunken mit einem kramphast gerade aufgerecten Spazierstock über die Straße geht, indes er glaubt, er trüge einen Regenschirm, oder zu einer festlichen Feier, während der er eine Ansprache oder eine Abhandlung zu halten hat, im Ueberzieher erscheint und erst im letzten Augenblick merkt, daß er Weite und Frack darunter vergessen, und die weiße Binde oder ein Ordensband sich direkt um den bloßen Hals gelegt hat, da leider der Hemdträger gleichfalls daheim auf dem Schreibtisch liegen geblieben ist, so fällt das kaum mehr auf.

Daß eine etwas zersätere Leuchte einer „alma mater“ seine Hansammer und die Straße, in der er wohnte, vergessen hatte und an seine Frau einen Brief mit richtiger Adresse schrieb des Inhalts: sie möge ihn freundlichst aus der Universität abholen lassen, da er momentan nicht wisse, wo er eigentlich wohne, als er von einem Fremden nach seiner Person gefragt wurde, sich ein paar Mal mit der Linken über die Stirn fuhr und dann verlegen antwortete: Professor S.? — ich glaube, das bin ich selbst, ist auch schon dagewesen.

An dieser Gelehrtenkrankheit, die ja im Allgemeinen sehr harmloser Natur ist und den meist lebenswürdigen Männern der Wissenschaft weiter keine Nachteile bringt, litt ein sonst geistig hervorragender Herr, der zugleich ein gemütvoller Mensch war, der Professor Döbling in der kleinen mitteldeutschen Universitätsstadt Marburg in hohem Grade und sie spielte ihm an einem Ehrentage, dem Tage seines fünfundzwanzigjährigen Doktor-Jubiläums einen etwas unangenehmen Streich.

Es war im Juni, dem Rosenmonat, kurz nach den Pfingst-Ferien. Professor Döbling hatte sich während der beiden Ruhewochen vorher ganz in eine Abhandlung vertieft, die demnächst erscheinen sollte, und die seine Zeit und Aufmerksamkeit derart in Anspruch nahm, daß er wahrscheinlich der vierthundertjährigen Wiederkehr des denkwürdigen Ereignisses seiner einstigen Promotion sich nicht bewußt worden wäre, wenn nicht die Hinweise seiner Kollegen ihn an die bevorstehende Festlichkeit gemahnt hätten.

Und der Tag kam, ein herrlicher Vor-

fommertag mit Sonnengold und Himmelbläue, mit Rosendüften und Zinkengeschmetter in den Stadtgärten, ein Tag, wie geschaffen, einem alternden Junggesellen, ein solcher war Professor Dr. Döbling, noch einmal das verunkene Glück der Jugend, alle Träume und das Hoffen und Sehnen aus alter Zeit, der Sturm- und Drangperiode der Vergangenheit, vor die Seele zu zaubern.

Schon am frühen Morgen rückte die Kavalle des in dem Städtchen garnisonierenden Jägerbataillons vor seiner Wohnung an und brachte ihm ein Ständchen. Dann meldeten sich die Kollegen mit ihren Familien, die Studenten, sowie Freunde und mancherlei Spenden, sichtbare Zeichen des Wohlwollens und der Hochachtung, häuften sich immer mehr in dem Heim des Jubilars auf. Von fast allen Hochschulen Deutschlands trafen Glückwünsche und Telegramme ein. Die Feier der Aula der Universität nahm einen äußerst würdigen Verlauf, bei der dem Professor durch den Landrat des Kreises und durch den Rektor ihm von mehreren Fürsten verliehene hohe Auszeichnungen und Ehrungen überreicht wurden. Nachmittags 2 Uhr sollte dann im Hotel „Rheinischer Hof“ die Festtafel stattfinden.

Die bereits lange vorher hierfür aufgelegte Liste wies eine Menge eintragener Namen, eine Masse Teilnehmer auf.

Professor Döbling, der die verfloßene Nacht hindurch an seiner Broschüre gearbeitet hatte, und dessen bescheidenem, jedem auffälligen Hervortreten abholden Wesen Huldigungen beziehungsweise Ehrenbezeugungen dieser Art nicht recht zusagten, kam gegen 12 Uhr etwas abgesehen und müde nach Hause und beschloß während der beiden ihm vorerst freibleibenden Stunden zu seiner Erholung noch einen Spaziergang auf den Schloßberg zu machen.

An eine Fortsetzung seines Manuskripts war heute ja doch so wie so nicht zu denken. Und er tat es.

Droben auf dem Schloßberg herrschte die schwüle Stille und die Einsamkeit der Sommermittagszeiten. Nur in dem gelben Blau der mächtigen Kronen der Linden summten zahllose Bienen.

Drunten lag der Fluß und die Berglehne herauf die altertümliche Stadt ganz in Mainz und Blau. Ueber den schimmernden Dächern flimmerte die Luft wie vibrierender Staub.

Um den Turm der Elisabethkirche schossen etliche große Mauerfalken, deren Rufe kurz, abgebrochen, manchmal in die Ruhe und den Frieden auf der Höhe hallten.

Professor Döbling hatte sich auf einer Bank im Schatten der Baumriesen niedergelassen. Nach den Aufregungen der Frühe hörte die tiefe Einsamkeit hier oben ihren berückenden Zauber auf ihn aus. Er versank in wohlige Träumereien. Vergessen war sein Doktorjubiläum. Er sah sich wieder als Kind in der glühenden Mittagsstunde in dem Wiesengrunde vor seinem Heimatdorfe mit seiner Mutter hinter einem Heuhaufen kauern, aus dem die Blindschleiche hervorglitt und zwischen dessen Halmen die große braune Spinneraupe sich ringelte. Hoch im Blau über dem Grunde schwebte eine Weihe.

Das war seines Lebens Sonntagszeit gewesen, eine Kindheit am Herzen der Natur unter der sorgenden Obhut der Mutterliebe. Da schien ihm der Himmel offen zu stehen.

Döbling fielen die Augen zu. Er schlief ein, die Seele voll süßer Bilder aus längst verschwundenen Tagen.

Als um zwei Uhr eine zahlreiche Gesellschaft sich um die Tafel in den festlich geschmückten Räumen des Hotels „Zum Rheinischen Hof“ versammelt hatte — fast die ganze Männerwelt der kleinen Universitätsstadt, die auf Bildung, Stellung und Vermögen Anspruch erhob, war zugegen, fehlte der Jubilar.

Bunächst ging ein Erstaunen durch die Reihen der Anwesenden und man wartete eine Weile.

Dann wurden Deputationen, bestehend aus jüngeren Privatdozenten und Studenten entsandt, die den Professor Doktor Friedrich Wilhelm Döbling unter allen Umständen zur Stelle bringen sollten, da ein Jubiläum ohne Jubilar doch etwas komisch wirken müßte.

Aber der Professor, dem zu Ehren das Festmahl veranstaltet worden war, war absolut nicht aufzufinden. Jede Mühe und Anstrengung, seiner habhaft zu werden, blieb vergeblich.

Er war spurlos verschwunden.

Doch die anfängliche Unruhe legte sich bald, da zur Besorgung um die Person des Gefeierten durchaus kein Grund vorhanden war.

Und als der Rektor in einer kurzen launigen Ansprache erklärte: „Gewiß hat sich Döbling mit einem seiner lieben Manuskripte in die Einsamkeit geflüchtet und über seiner Abhandlung die Welt und das Jubiläum vergessen“, ließ man sich fröhlich an der Festtafel nieder und begann dem trefflichen Mahle und den ausgezeichneten Getränken die ihrer würdigen Beachtung zu schenken.

Gerade die Abwesenheit Döblings erhöhte rasch die Stimmung, gab zu etlichen treffenden humoristischen Ausfällen Veranlassung, die sehr zur Erheiterung beitrugen und lebhaften Beifall ernteten.

Aber der träumende Jubilar da droben auf der einsamen Höhe des Schloßberges auf der Ruhebank am Stamm der uralten Linde hatte seine gelehrte Abhandlung vollständig vergessen. Er blätterte in einem anderen Buche, in der heiligen Schrift der Unschuld, in dem goldenen Märchenschatz der Kindheit und Jugend, und feierte ein Jubiläum, dem auf Erden kein zweites gleichkommt, das keines erreicht, und dessen nur die ohne Bitterkeit, Reue und Schmerz erfreuen können, die sich Sturm und Drang der Jahre, in der Rohheit des Tagetrohs, im Staube des Lebensweges ein reines Herz bewahrt haben.

Die „Direktorin“.

Eine Erzählung aus dem Russischen von N. Afanassjew.

Galja Schewtschenko zählte siebzehn Jahre, als sie mit den übrigen Mädchen des Dorfes zum ersten Mal auf die Zuckerrüben-Plantagen ging. Die alte Barwara hatte allerdings die Tochter nicht besonders gern ziehen lassen. Auf diesen Plantagen muß ein junges Mädchen, und dazu noch ein so schönes, die Ohren spitzen. Da gibts eine Menge Kavalere: Aufseher, Rechnungsbeamte usw. Aber da Galja nicht allein ging, sondern mit ihren Nachbarinnen, die schon wiederholt auf den Plantagen gearbeitet hatten, so vertraute Barwara sie ihrem Schutze an. Uuter Scherz und Gesang machte sich die Mädchenschaar auf den Weg. Jede träumte davon, wieviel sie sich verdienen, und was sie sich Alles schaffen werde. Denn das Geld, das bei den „Rüben“ erarbeitet wird, gehört ganz dem Mädchen; keine Mutter wird es sich aneignen.

Wenn das Mädchen den Sommer über auf der Plantage gearbeitet hat, so hat es sich die Aussteuer zusammengespart. Es ist keine leichte Arbeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit gekrümmtem Rücken Rüben zu jäten, aber sie wird gut bezahlt.

Unter den Arbeiterinnen auf der Solowjansker Fabrik gibt es viele hübsche gesunde Mädchengesichter, aber die schönste ist doch Galja. Ihre Wangen glänzen, und die Schnur von Wangen, welche den gebräunten Nacken schmückt, lirt und singt bei jeder ihrer Bewegungen. Alle haben Wohlgefallen an Galja, an ihrer Grazie,

ihrem schlanken Wuchs. Und wenn sie singt, so lauschen alle unwillkürlich. Welch eine starke, wohlklingende Stimme sie besaß! Und sie sang am liebsten immer. In ihrer Seele war es so froh, nicht Sorge, nicht Leid, nicht ein Bölkchen lastete auf dieser Seele.

Dies Mädchen hat uns Gott gesandt! sagten die Fabrikbeamten, aber sich an sie heranzumachen wagte keiner. Gätte sich jemand ein überflüssiges Wort erlaubt, alle übrigen wären wie ein Mann für das „Singvögeln“ eingetreten.

Die Jäterinnen arbeiteten bis zur Mittagsstunde, wo sie sich auf dem Felde ihre Gröhe kochten. Eine jede hatte von Hause Hirse und Fett und einen Löffel mitgebracht. Eine andere Speise kannte Galja nicht; sie war nicht verwöhnt. In Hause gab es nicht einmal jeden Tag Gröhe. Wenn man sich hungrig gearbeitet hat, schmeckt auch trockenes Brot wie ein Honigkuchen.

Die Nacht brachten alle auf der Fabrik, in der Kaserne zu. Aber nicht sogleich nach dem Abendessen begab sich das Mädchen zum Ruhe. Bisweilen sangen die Mädchen bis Mitternacht oder veranstalteten unter sich ein Lätzchen. Galja war immer dafür zu haben. Im Singen war sie schon Meisterin; aber das Tanzen machte ihr keine nach; ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Und die Fabrikbeamten standen oft bis zur späten Nacht auf dem Hof und schauten den tanzenden und singenden schwarzäugigen Jäterin Galja zu.

Seit einiger Zeit begannen die Fabrikleute unter sich geheimnisvoll zu zischeln.

Das kann nicht sein! sagten die einen.

Aber habt Ihr es nicht bemerkt? Er läßt kein Auge von ihr, besonders, wenn sie tanzt.

Dummheiten! Der Direktor wird seine Aufmerksamkeit einer einfachen Jäterin zuwenden!

Aber es war so. Peter Bewälowitsch Maidanowski, ein vierzigjähriger Hagestolz, der schon 10 Jahre Direktor der Fabrik war, hatte seine Aufmerksamkeit auf Galja gerichtet. Gott weiß, woran er dachte, wenn er sie stundenlang verstohlen beobachtete, aber sein Gesicht blickte ernst; irgend ein Gedanke reisste in ihm.

Einmal rief er sie heran und befragte sie, wer ihre Mutter sei, wie es zu Hause gehe, ob sie hier mit ihrem Tagelohn zufrieden sei. Galja antwortete verständig und unbefangen.

Sie ist nicht dumm, dachte Maidanowski — und wie viel Frische und Ursprünglichkeit in ihr ist!

Noch kein Weib hatte auf ihn einen solchen Eindruck gemacht wie Galja. Er träumte sogar von ihr. Bis jetzt hatte er gelebt wie ein Anachoret. Als er mit dem Studium fertig war, begann die Arbeit, und nun war er vierzig Jahre alt und stand allein. Aber was hatte damit das Singvögeln zu schaffen? Entschieden nichts, suchte er sich zu überzeugen, aber seine Augen ließen nicht von ihr.

Ich wollte mit dir reden, sagte er einmal zu ihr.

Ich höre, Herr.

Sage, hast du nicht Freier?

Galja mußte lachen. Nein, Niemand hatte noch um sie gefreit.

Du betrügst mich nicht? Aber wenn jetzt jemand um dich freien wollte?

Galja konnte nichts antworten. Wenn ihr noch jemand gefallen hätte . . . aber so!

Die Seele des Direktors fand keinen Frieden. Bald schalt er sich einen Dummkopf, bald fragte er sich, was ist denn Dummes dabei? Sie ist mir ungleich! Um! aber sie hat einen so hellen Kopf, und man braucht sich nur ein wenig mit ihr zu beschäftigen. Wichtiger ist das Andere: Die Ungleichheit der Jahre. Aber ich bin noch nicht alt. Und

wenn ich noch in der Gesellschaft, in der Residenz lebte, so könnte mein Schritt als gewagt erscheinen, aber hier im Dorf, auf der Fabrik!

Aber wenn sie „nein“ sagt — die Jäterin dem Direktor!?

Man wird über ihn lachen.

So schwankte Maidanowski. Aber nicht mehr als ein Monat verging, so war er wieder das allgemeine Gesprächstema der Fabrik.

Wo denkt ihr hin! Der sie heiraten! sagten die meisten.

Jedoch es geschah, was man nicht erwartet hatte. Der Direktor ging zu Fuß zur Mutter Galjas und saß bei ihr in der Hütte gegen zwei Stunden. Worüber dort alle drei geredet, denn auch Galja wohnte dem Gespräch bei, ist unbekannt, aber für den Frühling wurde die Hochzeit angefest.

Unsere Galja wird Zucker-Direktorin! jubelten Galjas Spielgenossinnen.

Und wirklich wurde Singvögeln Galja — Direktorin.

Wie sie jetzt die Nase hochtragen wird! sagten die bekümmerten Mamas.

Sie irrten sich. Galja trug die Nase nicht hoch. In der ersten Zeit erfaßte sie sogar ein Schwindel vor der Höhe, auf der sie sich so unerwartet sah, aber ihr natürlicher Verstand verhalf ihr zu einer schnellen Beherrschung der neuen Lage.

Man hatte von ihr die verschiedensten lächerlichen Schnitzer erwartet, aber man wartete vergebens.

In der ersten Zeit machte die Direktorin nirgends Besuche.

Sie lernt das Abc! spöttelten die gebildeten Damen.

Ja, Galja lernte das Abc, aber nicht nur das Abc; mit erstaunlicher Leichtigkeit erwarb sie sich auch Kenntnisse in der Grammatik, der Geographie und Geschichte. Weit schwerer fiel ihr die Dressur für die Gesellschaft, wie zu gehen, zu stehen, sich umzuwenden. Bisweilen konnte sie darüber sogar weinen. Auch an das „herrschaftliche“ Essen gewöhnte sie sich schwer und lief oft nach der Küche, um dort verstohlen sauren Kohl und Schwarzbrot mit Speck zu essen. Bisweilen wäre es ihr ganz bang gewesen, wenn sie nicht ihr Mann so geliebt hätte. Sie war ihm sein herrlichster Schatz, für den ihm nichts zu kostspielig war. Ihre Schränke waren voll von den modernsten Kleidern. Auch ein kleinrussisches Kostüm hatte er für sie anfertigen lassen, und in diesem allein fühlte sie sich frei.

Endlich entschied ihr Mann, daß man sie jetzt den Leuten zeigen könne.

Der schwere erste Besuch!

Wie man sie mit Blicken spiegte! Mit welchem Entzücken man auf die Mängel ihrer Aussprache achtete. Galja hörte, wie eine junge, bleiche Dame einer andern deklamierte:

Rund und rot ist ihr Gesicht
Wie des dummen Mondes Licht.

Und beide lachten, wenn sie sie auch in Wirklichkeit um ihre Gesundheit, ihr blühendes Gesicht und ihre üppigen Form beneideten.

Aber o weh! Mit der Zeit begann ihre Gesundheit zu leiden; der Uebergang von einem tätigen Leben voller Arbeit zu beständigem Nichtstun wirkte auf sie verderblich. Sie wurde blaß, magerte ab, und sie, die früher nie krank gewesen war, schluckte Medizin.

Bisweilen überfiel sie eine unerklärliche Vagheit; sie konnte dann sitzen, den Blick auf einen Punkt geheftet.

Fehlt dir etwas? fragte ihr Gatte.

O nein, sie war zufrieden mit Allem; sie konnte ihrem Wohltäter nur danken, der sie

zur Dame gemacht, ihrer Mutter ein stattdliches Anwesen eingerichtet hatte.

Nach und nach begann Galja ernsthaft zu kränkeln. Man schickte sie nach dem Ausland ins Bad, aber dort hielt sie es nicht aus und bettelte sich heim.

Schön war sie auch jetzt, nur daß ihre Schönheit von ganz anderer Art war: das Antlitz bleich, in den tiefen Augen ein Weh, das sie selbst nicht begreifen, nicht in Worte fassen konnte.

Sie hatte so Vieles, so viel Gutes, nur Eines nicht: Heiterkeit der Seele. Bisweilen ist ihr, als ob Alles in ihr zerbrochen ist und Todesmattigkeit sie festhält.

Die Jahre vergehen; die Vergangenheit erscheint Galja wie ein Traum.

Und Frühling ist es. Galja sitzt am Fenster und lauscht; immer lauter tönt das Singen. Die Jäterinnen schreiten aufs Feld zu den Rüben, fröhlich, zufrieden . . . und die Direktorin lauscht wie gebannt dem bekannten Liede — einst hatte sie es selbst gesungen — und die Tränen feuchteten ihre traurigen Augen.

Worträtsel.

Ich bin ein Monstrum, wunderbar,
Und seltsam anzublicken,
Hab' keinen Kopf und auch kein Bein,
Zwei Arme, einen Rücken.

Zwei Flügel hinten, vorn ein Paar,
Doch nicht, damit zu fliegen,
Denn wisse, meistens vfliege ich
Zu hängen oder liegen —

Nur wenn man meine Dienste wünscht,
Dann soll ich immer sitzen.
Verfolgt ob meiner Mißgestalt
Mit Spott und Hohn und Wigen,

Werd' ich doch immer gern gesehn
Bei hohen Festlichkeiten.
Ich bin dabei, wenn zum Altar,
Glücksel'ge Brautleute schreiten.

Ich bin zur Stelle wenn im Tanz,
Sich munt're Paare drehen;
Wo feierliche Rede klingt,
Kannst Du gar oft mich sehen.

Ob vornehm zwar, verweil ich doch
Im Bürgerhaus auch gerne,
Nur eine Stätte meide ich:
Die Hallen der Kaserne.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Deutscher Schriftsteller.
- 2 4 1 2 3 Deutsches Gebirge.
- 3 2 4 9 Pflanzengattung.
- 4 1 1 3 7 9 6 Deutscher Dramatiker.
- 5 2 9 4 2 9 Sinsprüche.
- 6 7 9 Jisraelitischer Stamm.
- 7 6 2 3 8 2 4 6 Weiblicher Vorname.
- 8 7 9 9 2 3 2 Werke von Gerhard Hauptmann.
- 9 4 5 2 9 Sagenhafte Wesen.

Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Dienstag, 15. September. Kikomedes, Märtyrer + 90.

Mittwoch, 16. September. Kornelius, Papst und Märtyrer + 252. Quatember.

Donnerstag, 17. September. Lambert, Bischof und Märtyrer + 708. ● Dominikaner-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des hochwürdigen Gutes, 6, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/3 Uhr Vesper, von 7-8 Uhr feierliche Andacht und Komplet, 8-9 Uhr Vespertunde für den III. Orden. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Freitag, 18. September. Richardis, Jungfrau. Quatember. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 5 Uhr feierliches Hochamt mit Lebeum und sakramentalem Segen als Schluß des ewigen Gebetes.

Samstag, 19. September. Januarius, Bischof und Märtyrer + 305. Quatember.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1-11. „In jener Zeit als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wasserfüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da sagte er ihm an, heile ihn und ließ ihn gehen. Und er rebete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Bornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesem Platz! und du alsdann mit Schande untenansitzen müßtest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Papsttum und Kirche.

8.

Es ist der Herr des Sabbats, lieber Leser, der im heutigen Evangelium vor uns erscheint; es ist derselbe allmächtige Gott, der die Kirche gestiftet hat. Wer sehen will, kann das Göttliche dieser Stiftung und speziell des Papsttums nicht verkennen — oder aber er steht vor einem unlöslichen Rätsel. Der Katholik erkennt in dem Papsttum ein Werk der vorzorgenden Weisheit des Welterlöfers — der vorurteilslose Nichtkatholik bewundert das Papsttum als Meisterwerk menschlicher Weisheit, als die großartigste politische Institution, als ein Rätsel der Vergangenheit und der Gegenwart.

Geben wir heute noch einmal einem Protestanten das Wort, und zwar einem Manne, dessen Name in der Gelehrtenwelt den besten Klang hat; ich meine den als Geschichtsschreiber und Kritiker bekannten Lord Macaulay († 1859). Dieser schrieb im Jahre 1840 also: „Es gibt auf dieser Erde kein Werk und hat niemals eines gegeben, welches ein eingehendes Studium so sehr verdient, wie die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die zwei großen Zeitalter der Civilisation, das Altertum und die neue Zeit. Es gibt keine andere Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführt, wo der Rauch der Opfer aus dem Pantheon *) aufstieg und wo Giraffen und Tiger im Amphitheater umherprangen. Die stolzeiten

Königshäuser sind im Vergleich zu der langen Reihe der römischen Päpste nur von gestern her. Diese Reihe können wir in ununterbrochener Folge von dem Papste (Pius VII.) der Napoleon im neunzehnten Jahrhunderte krönte bis zu demjenigen zurückverfolgen, der Pipin im achten Jahrhundert krönte (Stephan III.), und die erhabene apostolische Dynastie erstreckt sich noch weit über die Dynastie Pipins hinaus, bis sie in das Zwielicht fabelhafter Zeitrechnung sich verliert. Die Republik von Venedig, die in Bezug auf das Alter ihres Ursprunges zunächst nach dem Papsttum kommt **) war im Vergleich zu ihm modern. Die Republik von Venedig besteht nicht mehr, und das Papsttum besteht. Und es besteht das Papsttum nicht im Zustande des Verfalles und als Ruine, sondern voll Leben und Kraft, während alle anderen Reiche, die mit ihm von gleichem Alter waren, längst in Staub zerfallen sind. Die katholische Kirche sendet noch immer bis zu den Grenzen der Erde ihre Sendboten aus, ebenso eifrig wie jene, die einst mit Augustinus an der Küste der Grafschaft Kent landeten, **) und sie tritt noch immer feindlichen Königen mit derselben Macht entgegen, mit der Leo I. dem Attila entgegentrat. Die Zahl ihrer Angehörigen ist größer als in irgend einer früheren Zeit; ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie für das in der alten Verlorene entschädigt. Ihre Obmacht erstreckt sich über das weite Ländergebiet, das vom Missouri und dem Cap Horn begrenzt

*) Das Pantheon war im alten heidnischen Rom der Tempel, der allen Göttern geweiht war; der Wunderbau steht heute noch, und ist als christlicher Tempel allen Heiligen Gottes geweiht.

*) Die Gründung der Republik Venedig erfolgte im 5. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung.

**) Gemeint sind die Glaubensboten, die Papst Gregor I. (590-604) nach England entsandte.

Kirchenkalender.

Sonntag, 20. September. Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten. Mariä Namensfest. Eustachius, Martyrer † 120. Evangelium Lukas 14, 1-11. Epistel: Epheser 3, 13-21. ● St. Lambertus: Fest unseres Pfarrpatrons des hl. Lambertus. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, Nachmittags 1/2, 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierl. Komplet und Te Deum. Während der Oktav ist Nachmittags 5 Uhr feierl. Andacht zu Ehren des hl. Lambertus. ● St. Martinus: Nachmittags 1/2, 3 Uhr Firmunterricht, 4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jünglings-Kongregation, um 6 Uhr Schluß der Oktav mit feierl. Komplet, Predigt und Te Deum. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Ewiges Gebet.

Montag, 21. September. Matthäus, Apostel und Evangelist. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 5 Uhr feierl. Hochamt mit Te Deum als Schluß des ewigen Gebetes. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerh. Sakramentes und hl. Messe, 7 1/2 Uhr Schulpflicht, 8 Uhr hl. Messe, 9 Uhr Hochamt dann allgemeine Betstunden. 12 Uhr Betstunde zum Troste der armen Seelen, 2 Uhr die Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul, 4-6 Uhr allgemeine Betstunde, 6 Uhr Komplet, 8-9 Uhr der Kirchenchor der Dersendorfer Pfarre. 10 Uhr wird die Kirche geschlossen bis Morgens 4 Uhr, 5 Uhr Hochamt und Schluß.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

wird und welches noch vor Ablauf eines Jahrhunderts eine ebenso große Bevölkerung haben wird, wie Europa. Ihre Angehörigen zählen wenigstens bis zu hundertundfünfzig Millionen, während alle übrigen Secten zusammengenommen keine hundertundzwanzig ausmachen. Wir sehen keinerlei Anzeichen, daß das Ende ihrer langen Herrschaft nahe sei. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Gemeinschaften, die heutzutage existieren, und wir möchten nicht behaupten, daß sie nicht auch bestimmt sei, ihr Ende zu sehen. Wahrlich, diese Kirche ist das Meisterstück menschlicher (!) Weisheit *) . . . Im vorigen (18.) Jahrhundert war das Papsttum so erniedrigt, daß im Jahre 1799 selbst scharfsichtige Beobachter menschlicher Dinge geglaubt haben, endlich sei die letzte Stunde der römischen Kirche gekommen. Doch das Ende kam noch nicht . . . Ehe noch die Leichenfeier für Pius VI. geendet war, war auch schon eine große Reaktion (Umschwung) eingetreten, und seit vierzig Jahren ist sie fortwährend im Zunehmen begriffen. Die Tage der Anarchie (Gesichtslosigkeit) waren vorüber. Eine neue Ordnung der Dinge ging aus dem Chaos hervor, neue Dynastien, neue Gesetze, neue Reichstitel — und mitten in all diesem feierte die alte Religion ihre Wiedergeburt. — Die Araber haben eingebracht, daß die große Pyramide von Gizeh von vorjüdischen Königen gebaut sei und allein von allen menschlichen Werken die Wucht der Himmeln getragen habe. Das ist das Schicksal des Papsttums: Es war unter der großen Ueberschwemmung (der französischen Revolution) begraben worden; aber seine tiefsten Grundlagen waren unerschütterlich geblieben, und als die Flut abgelassen, erschien es allein unter den Trümmern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die Holländische Republik war dahin, der große Rat von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin — aber die unveränderliche römische Kirche war wieder da!

Wohlgemerkt, lieber Leser, so schrieb im Jahre 1840 ein hochangehender protestantischer Geschichtsschreiber und Kritiker. Was würde er erst von der Kirche und vom Papsttum gesagt haben, wenn er die Tage Leo XIII. geschaut hätte! Und wie würde er gestaunt haben, wenn er mit uns Zeuge gewesen wäre von dem unerhörten Eindrucke, den der Tod dieses großen Papstes und die Wahl und Thronbesteigung seines Amtsnachfolgers in der ganzen Welt hervorrief!

Das Papsttum stirbt nicht und altert nicht; denn was von Gottes Odem durchhaucht ist, das hat ewige Jugendkraft. Das Papsttum stirbt nicht; es kann verdammt und beraubt werden, es kann Taube des Glanzes und Tage der Erniedrigung schauen, doch den Tag seines Unterganges schaut es nicht: Zwei Worte bleiben ewig wahr und in der ganzen katholischen Welt ewig unveränderlich, das Wort Petri: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ — und das Wort des Herrn: „Auf diesen Felsen (Petrus) will Ich Meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“

Von der deutschen Hochsee-Fischerflotte.

Die deutsche Hochseefischerei ist andauernd in erfreulichem Aufschwunge begriffen und, wie die Erfahrung zeigt, auch noch bedeutender Ausdehnung fähig. Die Erkenntnis von dem hohen Wert des Seefisches als Volksernährungsmittel dringt in immer weitere Kreise und dementsprechend steigt der Bedarf an frischem Fische von Jahr zu Jahr. Die Klagen, daß an den deutschen Märkten häufig die Zufuhr von See weit geringer ist als die Nachfrage,

*) Der Leser wolle hier immer festhalten, daß ein Protestant das schreibt.

sind auch in den Berichten über das letzte Jahr enthalten, trotzdem die Fischdampferflotte neuerdings vermehrt ist und in allernächster Zeit noch eine weitere Vermehrung durch Neubauten erfahren wird. Die Schiffswerft von G. Seebeck u. S. in Bremerhaven hat z. B. noch eine große Anzahl hauptsächlich für die deutsche Dampffischerei-Gesellschaft in Nordenham bestimmter Hochseefischdampfer im Bau, die im Laufe des Jahres fertiggestellt werden dürften.

Nach einer in den Mitteilungen des deutschen Seefischerei-Vereins veröffentlichten Statistik lagen am 1. Januar d. J. dem Fischfang in der Nordsee außerhalb der Küstengewässer im ganzen 529 deutsche Fahrzeuge mit einem Brutto-Raumgehalt von 109 868 cbm ob. Diese führten zusammen eine Besatzung von 4019 Mann. Von diesen Fahrzeugen waren 135 Dampfer mit 60 638 cbm Raumgehalt und 1484 Mann Besatzung. Beheimatet waren im Königreich Preußen 284 Fahrzeuge, darunter 65 Dampfer mit zusammen 55 442 cbm Raumgehalt und 3222 Mann Besatzung. Von den preussischen Städten steht als Heimathafen Emden mit 67 Fahrzeugen (darunter 1 Dampfer) an der Spitze, dann folgt Seeheim mit 51 Fahrzeugen (darunter 43 Dampfer mit 19 043 cbm Raumgehalt), Blankenese mit 47 Seglern und 2 Dampfern, Nordenham mit 24 Seglern, Glückstadt mit 14 Seglern, Altona mit 11 Dampfern und 1 Segler, Cranz a. d. E. mit 9 Seglern und 3 Dampfern, Norddeich mit 10 Seglern. Die übrigen Fahrzeuge verteilen sich auf folgende Orte: Neuharlingerfel (9), Amrum, Finkenwärder, Borkum und Wilhelmshaven (je 5), Bülsum, Spiekeroog, Terborg (je 2), Wahlenberg, Bellworm, Altenwerder, Baltrum, Vensersiel, Friedrichschleuse, Leer (je 1). Von diesen Schiffen fischen 136 mit Grundschleppnetzen, 91 mit Treibnetzen, 46 mit Grundangeln, 10 mit Grundschleppnetzen und Grundangeln, 1 mit Stehnetz und Kalkfischen.

Im Großherzogtum Oldenburg waren am 1. Januar d. J. 26 in Brake, Elsfleth und Wangeroog beheimatete Segler mit 4112 cbm Raumgehalt und 241 Mann Besatzung vorhanden, im Gebiet der Freien Hansestadt Bremen 85 Fahrzeuge mit 32 567 cbm Brutto-Raumgehalt und 977 Mann Besatzung, davon 59 Dampfer mit 26 951 cbm Raumgehalt und 622 Mann Besatzung. In Bremen waren 31 Dampfer, in Bremerhaven 27 Dampfer und 2 Segler und in Begeack 24 Segler und 1 Dampfer beheimatet. 58 Dampfer fischen mit Grundschleppnetzen, 24 Segler mit Grundschleppnetzen und Treibnetzen, 2 Segler mit Treibnetzen und 1 Dampfer mit Treibnetz und Grundangeln.

Auf das Gebiet der Freien und Hansestadt Hamburg entfallen 134 Fahrzeuge mit 17 744 cbm Raumgehalt und 479 Mann Besatzung. Die hamburgische Fischerflotte besteht zum weitaus größten Teil aus Seglern, die sämtlich, 123 an der Zahl, mit 13 088 cbm Raumgehalt und 367 Mann Besatzung in Finkenwärder beheimatet sind. In Hamburg-Stadt sind 10 Dampfer, in Cuxhaven 1 Dampfer beheimatet, die sich ausnahmslos der Grundschleppnetzfischerei bedienen, ebenso wie 65 ihrer Kollegen unter Segel. 58 Segler fischen mit Grundschleppnetz und Stehnetz.

Die Größe der Fischdampfer hat in den letzten Jahren mehr und mehr zugenommen. Veranlassung dazu bot in erster Linie die immer weitere Ausdehnung der Fangreisen nach den nördlichen Meeresküsten, speziell nach Island, für welche die ersten verhältnismäßig kleinen Fahrzeuge, deren Länge über 30—33 Meter kaum hinausging, nicht genügten. Die Kohlenbunker waren zu klein, um ein genügend großes Quantum Kohlen für die etwa 15—18tägigen Reisen aufzunehmen, und auch die Fischräume zu Unterbringung der Fänge reichten oftmals nicht aus. Hinzu kam ferner, daß diese Dampfer wenig gegen Sturzseen und die Einflüsse der Witterung geschützt waren. Die Deutsche

Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham war die erste, welche auf Abänderung dieser Mißstände bedacht war. Sie ließ zunächst probeweise einige ihrer älteren Dampfer verlängern und entsprechende Änderungen daran vornehmen. Die vergrößerten Dampfer bewährten sich, und nun jögerte die Gesellschaft nicht, zur Konstruktion eines neuen größeren, den gemachten Erfahrungen Rechnung tragenden Fischdampferstyps zu schreiten. Von diesen Dampfern hat sie in den letzten Jahren eine große Anzahl in Fahrt gestellt. Sie sind sämtlich auf der Seebeck'schen Werft in Bremerhaven entstanden, wo, wie schon oben bemerkt, sich noch eine Reihe dieser Fahrzeuge im Bau befindet. Dem Vorgehen der „Nordsee“-Gesellschaft folgten bald andere Rhedereien an der Unterweiser, indem sie mit den Werften von Seebeck und Tecklenborg in Bremerhaven bezw. Seeheim neue Neubauten von etwa 40 Meter Länge und darüber kontrahierten. Neuerdings ist dies Maß sogar noch überschritten worden. Vor wenigen Tagen lief ein Fischdampfer vom Stapel, der an Größe und Einrichtung seines Gleichen bisher nicht hat. Die Länge des Schiffes ist auf 140 Fuß gesteigert bei einer Breite von 23 Fuß 8 Zoll und einer Tiefe von 13 Fuß 4 Zoll. Die Maschine soll 350 Pferdestärken indizieren. In Bezug auf die Einrichtung dieses Schiffes, das den Namen „Nordstern“ trägt, ist zu bemerken, daß es hinten ein Quarterdeck mit Kajüteeinrichtungen und vorn eine Vack mit den Logis für die Mannschaft erhält. Im übrigen ist selbstverständlich den Erfahrungen, die man neuerdings im Fischdampferbau gemacht hat, in jeder Weise Rechnung getragen.

Vierfüßige Nestbauer.

Von Dr. Kurt v. Salfeld.

Die Vögel sind die prädestinierten Nestbauer, und wenn man vom Nestbauern spricht, denkt man stets nur an die Vögel. Doch gibt es im Tierreich auch vierfüßige Nestbauer, die genau in der Vögel Art ihr Nest bauen. Da ist vor allen anderen das gewöhnliche Eichhörnchen zu nennen, *sciurus vulgaris*. Wandelt man jetzt, wo die welken Blätter von den Bäumen fallen, durch Wald oder Park, so erblicken wir hoch oben in den Bäumen oft kugelförmige Nester, die der Unkundige für Vogelnester hält, während es in Wirklichkeit die bekannten Eichhornbälle sind, kunstvoll vom Eichhörnchen aus dünnen Reisern und Moos und Laub zusammengefügt. Das Eichhörnchen hat die Illären eines großen Herrn, es ist empfindlich gegen Wind und Kälte, liebt große Vorräte und besitzt mehrere Wohnstätten zu gleicher Zeit. Deshalb ist das Nest mit einem kegelförmigen Dach versehen, das nur an einer Seite, gewöhnlich gegen Morgen, ein Eingangslöcher hat. Solche Nester besitzt ein Eichhörnchenpaar meist drei bis vier, bald in jenem, bald in diesem residierend und Vorräte an Futter anhäufend. Bei starken Gewittern, Stürmen und heftigem Regenwetter wird das gerade bewohnte Nest zeitweise ganz geschlossen und das empfindliche Ehepaar kommt erst wieder bei ruhigem Wetter zum Vorschein. Das Nest liegt gewöhnlich fest am Stamm und ist so leicht zu erreichen, und können die jungen Eichhörnchen so bequem ausgenommen werden. Stört man die Eichhornmutter nur im Nest, ohne es auszunehmen, so trägt sie die Nachkommenschaft unbemerkt und still nach einem andern Neste fort, nach Pagenart, die Jungen im Munde. Das geschieht stets, wenn der Baum, der das Nest trägt, von einem Menschen betreten wird, gleichgiltig ob derselbe den Eichhornball berührt oder nicht.

Verdient dieser Nestball schon unsere Bewunderung, so muß man noch mehr staunen über das Nest der großen Haselmaus, das sie höchst kunstgerecht 1—2 Meter über der Erde, in dichten, schattigen Hecken, auch in hohlen Bäumen und Mauerritzen hinsetzt. Es ist ein regelrechtes Gewebe aus Gras, Moos und

Tierhaaren. Es ist ebenfalls rund wie das des Eichhörnchens, mit dem diese Mäuseart auch große Ähnlichkeit hat. Die große Hasel- oder Eichelmaus ist es allein, welche solch ein Nest sich baut, die kleine Haselmaus und die gemeine Haselmaus, letztere bekannt unter dem Namen Siebenichläfer, bauen keine Nester, sie machen sich nur ein Lager aus allen möglichen Stoffen. Im Vergleich zu der großen Haselmaus sind sie sehr faul, so daß sie am liebsten Vogelnester und Staarenkistchen zum Aufenthalt wählen, in denen man sie tagsüber oft schlafend findet, da sie nur nachts auf Nahrung und Raub ausgehen.

Ein Nest wie ein Käsestück aussehend in Größe und Gestalt baut sich die Zwergmaus, eines der kleinsten Säugetiere, nur 5 Zentimeter lang, mit Schwanz 7. Das tierliche Nestchen ist innen aus Wehren der Rohrhalme gebaut und äußerlich mit geschichteten Blättern fest umwickelt, als gehörte es einem Rohrsänger an. Es hat die Farbe des Rohres, hängt einen Meter hoch über der Erde an einem Schilfstengel und ist durch seine Farbe nicht leicht zu entdecken.

Damit sind die Nestbauer unter den Säugetieren erschöpft. Alle diese Nestbauer gehören zu den Nagetieren.

Nestbauer befinden sich aber auch bei den Insekten und selbst bei einer Fischart.

Die bekanntesten Nestbauer unter den Insekten sind die Wespen. Die in Gesellschaft lebenden Wespen bauen Nester aus einem papierähnlichen Stoffe, den sie aus zerkaumtem Holze verfertigen. Sie sind oft so kunstvoll gearbeitet, daß sie an die berühmten Nester der Webervögel erinnern. Man findet diese Nester sowohl draußen an Blättern und Ästen der Pflanzen, als auch in dunklen Dachräumen der menschlichen Wohnungen. Da der Stich der Wespen sehr gefährlich werden kann, sieben davon sogar ein Pferd töten können, so sind die Wespenester nach Möglichkeit zu vernichten, was am besten durch Schwefelung oder durch begießen mit siedendem Wasser geschieht.

Auch die Hummeln sind Nestbauer, die an Geschicklichkeit den Wespen nicht viel nachstehen. Sie bauen ihre Nester in Steinhäfen, alten Mauern oder unter Moos und schützen dieselben gegen Regen durch eine dachartig gewölbte, wachsartige Decke. Die Nester sind wie bei den Wespen rund oder kegelförmig, mit einem Ausgange, an dem sie gewöhnlich eine Wache hinstellen, um den Schwarzhorn den Eingang zu verwehren. Zu solchen Schwarzhorn gehören beispielsweise die Ameisenbienen, die es lieben, ihre Eier in Hummelnester zu legen und sich dann nicht weiter darum bekümmern. Sie bevorzugen das Nest der Gras- oder Mooshummel, die ihr Nest, wie der Name schon andeutet, fast ausnahmslos unter Gras und Moos anlegt.

Unter den Fischen ist unser „gemeiner Stachel“ der vollendetste Nestbauer, er ist berühmt wegen seiner Kunstfertigkeit, die man in größeren Aquarien leicht beobachten kann.

Das kunstvolle Nest baut das Männchen aus Würzeln, Algen und Grasschalchen, die er durch seinen Schleim verfilzt, indem er mit dem Unterleibe die Stoffe drückt, schiebt und festklebt. Das kleine, eiförmige Nest hat zwei Öffnungen, so daß es wie ein aufgeblasenes Ei aussieht. Ist das Nest fertig, kommt das Weibchen, manchmal auch mehrere, mit Gewalt vom Männchen herbeigeholt, und legen ihre Eier in das Nest, die dann vom Männchen befruchtet und sorgsam behütet werden, bis die Jungen ausgeschlüpfen. Ist dieses geschehen, so bekümmert sich der Vater nicht weiter um dieselben, im Gegenteil, er verfolgt sie oft, wenn die Jungen nicht machen, daß sie fort kommen. Bis zu jenem Zeitpunkte aber, wo sie ausgeschlüpfen, ist das Männchen der wachsamste Vater, sehr eifersüchtig und freilich, so daß sich die Männchen oft tot beißen und stechen, bei welchem heißen Kampfe sie beständig

die Farbe wechseln, so beim Born rot oder blau, bei Angst und Furcht beinahe weiß aussehend.

Ein weniger geschickter Nestbauer ist der Kaulkopf, *cottus gobio*, der auch bei uns in Bächen und Quellwassern vorkommt und 10—12 Zentimeter lang wird. Als Nest sucht er einen ausgehöhlten und überdeckten Stein aus, in dem er einige Grasshalme mittels seines Schleimes festklebt. In dieses primitive Nest legt er dann hakenweise seine Eier und klebt zur Vorsorge auch diese an die Grundlage seines Nestes fest. Das Männchen bewacht wie der Stachel mit Mut und Ausdauer die kleinen weißen Eierchen, bis sie ausgeschlüpfen.

Erkältung oder Verkühlung.

Von Dr. med. Ebinger.

Was ist wohl häufiger als Erkältung und Schnupfen? Man nimmt diese kleinen Leiden in der Regel sehr leicht. Es ist aber nicht gut, sie zu leicht zu nehmen, weil sie auch schlimmere Leiden nach sich ziehen können. Erkältung oder Verkühlung ist eine Störung der Hauttätigkeit, hervorgerufen durch Kälte. Wie ist das möglich? Und warum sind Erkältungen so häufig? Die menschliche Haut hat die wichtige Aufgabe, die Innwärme des Körpers auf dem normalen und gesunden Standpunkt von 36—38 Grad Celsius zu erhalten. Kann sie das nicht, so treten die größten Störungen und Krankheiten auf. Kann die Haut nicht genug Wärme abgeben, so erfolgt Hitzschlag, gibt sie zu viel ab, dann erfolgt Erkältung, Schnupfen, Husten bis Ungeuentzündung. Am leichtesten und gefährlichsten tritt Erkältung auf, wenn große Kälte auf sehr warme oder gar schwitzende Haut einwirkt und wenn diese Einwirkung plötzlich geschieht.

Die Haut kann große Kälte eher vertragen wie große Hitze. Bei der Kälte ziehen sich nämlich die Poren der Haut zusammen und zwar um so mehr, je größer die Kälte ist. Kommt die Kälte also nicht zu schroff und nicht zu stark, so hat die Haut Zeit genug, ihre schützenden Verengungen vorzunehmen. Je enger die Gefäße sind, desto weniger Blut ist in ihnen und desto weniger Blut kann also auch abgeführt werden, bei weiten Gefäßen der Haut ist die Sache umgekehrt. Hat also die erhitzte und erweiterte Haut nicht Zeit genug, sich zu verengen, zusammenzuziehen oder ist sie durch Ermüdung oder Krankheit zu schwach dazu, so tritt unbedingt Erkältung ein. Eine einfache Erkältung ist nicht schlimm, sie kann schon nach wenigen Stunden wieder schwinden. Sie äußert sich in der Regel dadurch, daß eine leichte Entzündung der Schleimhäute der Atmungsorgane eintritt. Durch diese Entzündung sind die Schleimhäute geschwollen, lockerer, also leicht empfänglicher für Krankheitserreger, die man Bazillen nennt.

Nun ist aber der Schnupfen nach den neuesten Forschungen eine ansteckende Krankheit, die also durch Bazillen verbreitet wird. Die Gefahr liegt daher nahe, daß die geröteten und erweiterten Schleimhäute den Schnupfenbazillus aufnehmen. So entsteht auf der einfachen Erkältung der Schnupfen. Aus dem Schnupfen kann sehr leicht ein Luftröhren- oder Bronchialkatarrh entstehen. Also Vorsicht auch bei der einfachsten und leichtesten Verkühlung.

Wir Recht scheuen die meisten Menschen die Zugluft, aber sie ist lange nicht an jeder Erkältung schuld. Diese kann auch ohne Zugluft zustande kommen, kaum merklich oft, und zwar durch die leichte Kleidung bei Tage und durch zu dünne Bedeckung während des Schlafes.

Auch dauernder Aufenthalt in feuchten Wohnungen zieht Erkältung und andere schlimmere Leiden nach sich.

Große Vorsicht muß man stets anwenden beim Schwitzen. Der Schweiß an sich schadet nichts, wenn seine Verdunstung nur nicht zu

schnell erfolgt. Bei der Verdunstung wird nämlich dem Körper sehr schnell eine große Wärmemenge entzogen. Geschieht dieses zu schnell, so kommt eine Erkältung zustande. Ein guter Schutz gegen diese allzu schnelle Verdunstung ist die Wolle, wenn sie direkt auf der Haut getragen wird. Die Wolle saugt die Feuchtigkeit schnell und leicht in sich auf, so daß die Haut bald wieder trocknet, während die Wolle die Feuchtigkeit nur langsam wieder abgibt. Die Leinwand ist weit weniger hygroskopisch, und deshalb bleibt die Haut unter ihr länger feucht. Der Schweiß verdunstet bei Leinwandbekleidung direkt auf der Haut. Feuchte leinene Kleider erzeugen ein peinliches Gefühl der Kälte, während die wollenen in der Regel eine angenehme, gleichmäßige Temperatur verursachen. Jeder, welcher leicht in Schweiß gerät, tut daher gut, ein wollenes Hemd zu tragen, aber direkt auf der Haut. Diese Bemerkung ist durchaus nicht überflüssig. Es giebt viele Menschen, die glauben, es wäre genügend, wenn sie über dem leinenen Hemd eine wollenen Jacke tragen. Das hilft gar nichts. Das mühen sich besonders diejenigen Personen merken, die durch das Tragen einer wollenen Jacke ihren Rheumatismus los werden wollen.

Wie schützt man sich am besten gegen die so häufige Erkältung? Nicht der nötigen Vorsicht ist die Abhärtung das beste Mittel. Die Wissenschaft versteht unter Abhärtung das naturgemäße Verfahren, die menschliche Haut für Temperaturunterschiede weniger empfänglich zu machen, und so den Körper gegen den Einfluß gesundheitschädlicher Strömungen zu stählen.

Die Widerstandsfähigkeit des Körpers wird gehoben durch kalte Bäder, gute Ernährung und viel Bewegung in der freien Luft. Das sind die drei wichtigsten Faktoren.

Bei den kalten Bädern übertriebe man nicht, man gewöhne den Körper allmählich daran. Hier führt langsam gehen am schnellsten zum Ziel. Man steige nur langsam vom warmen Bad bis zu einem solchen von 17 bis 18 Grad R. Kälter braucht ein Bad nicht zu sein. Bäder von 12 Grad können eher schaden als nützen.

Zu jeder Abhärtung gehört unbedingt Bewegung in freier Luft, denn ohne diese ist keine Stärkung, keine Abhärtung denkbar. Jedes Luftbad ist abhärtend. Je mehr sich der Mensch der freien Luft entzieht, desto schwächer und verweichlichter wird er.

Auf dem Rieg.

Von der Wandzeitung von Ernst Karab.

Es war die höchste Zeit, daß die Mannschaften in die Quartiere kamen. Schwerfällig schleppte sich die Kompagnie auf der staubigen Landstraße vorwärts, die Tabakpfeifen waren längst erloschen, der fröhe Gesang war verstummt, eine graue Schicht, gebildet aus Staub und Schweiß bedeckte die Gesichter der Soldaten.

Erst als die Türme der nahen Stadt in Sicht kamen, schlossen die Sektionen dichter auf und die Tritte wurden wieder gleichmäßiger: die frohe Hoffnung, bald unter Dach und Fach zu kommen und den schweren „Affen“ los zu werden, belebte die Leute aufs Neue. Der Hauptmann ließ die Tamboure einschlagen, jeder nahm die letzten Kräfte zusammen und unter Trommel- und Pfeifenklang rückte die Kompagnie auf den Marktplatz, wo die Quartiermacher schon bereit standen.

Als der Hauptmann die Meldungen derselben entgegengenommen hatte, rief er: „Leutnant Geißler, Sie müssen mit Ihrem Ruge noch hinaus auf den Rieg. Die Stadt ist schon mit Militär derart vollgestopft, daß auch der dilettante Delonomie-Handwerker keinen Platz mehr findet.“

Auf den Rieg . . . ! Der Leutnant war derart erschrocken, daß sein „Zu Befehl, Herr Hauptmann“ etwas verspätet zum Vorschein kam und die Leute seines Ruges schnitten



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 22, 34—46. „In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn dein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und Niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Papsttum und Kirche.

9.

Nachdem der Herr die Frage der Pharisäer beantwortet, stellt Er auch eine Frage an sie: „Was haltet ihr von Christus (vom Messias)? Wessen Sohn ist Er?“ — Sie hatten gefragt, um zu versuchen, — der Herr fragt, um zu belehren. Daß der Messias in die Welt kommen sollte, war den Juden bekannt; daß Jesus von Nazareth dieser verheißene Messias sei, hätten sie aus der Erfüllung aller messianischen Weissagungen, hätten sie aus den Wundertaten Jesu erkennen müssen.

Die Pharisäer antworteten nun dem Herrn: Der Messias sei der Sohn Davids! — Hatten sie nicht recht, lieber Leser? Ja und Nein! Wäre die Rede nur von der Menschheit Jesu gewesen, so hätten die Pharisäer ganz recht geantwortet, denn der menschlichen Natur nach war Jesus Christus wirklich ein Sohn Davids: Maria, aus der Er dem Fleische nach geboren war, kamte ja, wie wir jüngst an ihrem Geburtsfeste wieder hörten, aus dem königlichen Hause Davids.

Der Messias aber sollte auch wahrer Gott sein. Jesus Selbst weist heute darauf hin mit der Frage: „Wie nennt Ihn (den Messias) David aber im Geiste seinen Herrn, da er (David) spricht: Es sprach der Herr (Jehova) zu meinem Herrn (dem Messias): Setze dich zu meiner Rechten, bis Ich deine Feinde hinlege als Schemel vor deine Füße? — Wenn Ihn (den Messias) David nun seinen Herrn nennt, wie ist Er denn dein Sohn?“ — Jesus weist hier auf den Anfang des 109. Psalmes hin, den auch die Juden auf den Messias bezogen. David aber nennt dort im prophetischen Geiste den Messias seinen Herrn, der zur Rechten Gottes sitzen, mithin eine gleich göttliche Gewalt haben würde: dieser „Sohn Davids“ ist also mehr als David, mehr als alle Engel und Menschen; zu keinem der höchsten Engel hat

Gott jemals das Wort gesprochen: „Setze dich zu meiner Rechten!“ (Hebr.)

Charakteristisch ist das, was der Evangelist noch hinzufügt: „Niemand konnte Ihm (dem Heilande) auch nur ein Wort darauf erwidern, und Niemand wagte von diesem Tage an, Ihn noch etwas zu fragen.“ — Sie hatten Augen, lieber Leser, und sahen nicht, hatten Ohren und hörten nicht! Dasselbe, gilt in unsern Tagen von so vielen, die außerhalb der Kirche Jesu stehen. Die ungläubigen Juden standen vor den göttlichen Lehren und Thaten Jesu wie vor einem unlöslichen Rätsel — genau so stehen die, welche an die göttliche Stiftung unserer Kirche und speziell des Papsttums nicht glauben, vor einer Einrichtung, die sie bewundern, aber nicht begreifen können. Um ihr Gewissen zu beruhigen, haben zur Zeit Jesu viele Juden zu Entstellungen der Lehre unseres Herrn und zu falschen Anklagen gegen die Heiligkeit Seines Lebens gegriffen, — durfte Seine Kirche Besseres erwarten? Und hatte der Herr es den Jüngern nicht vorausgesagt?

„Selig seid ihr (hatte Er gesagt,) wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um Meinetwillen: freut euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel.“ (Matthäus 5)

Ueber die Entstehung der katholischen Kirche seitens protestantischer Gegner sprach der bedeutende protestantische Geschichtsschreiber Heinrich Leo sich im Jahre 1852 also aus: „Mein (protestantischer) Gegner spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in der die Autorität (das Ansehen) des Papstes mehr gilt als die Autorität Christi, während ich nur eine (katholische Kirche) kenne, in welcher die Autorität des Papstes allein die Bestimmung hat, dem Lichte Christi zu dienen. Er spricht ferner von einer römisch-katholischen Kirche, in der man vor Bildern hinkt, statt vor dem einzigen Arzt, während



Kirchenkalender.

- Sonntag, 27. September.** Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten. Cosmas und Damianus, Martyrer † 303. Evangelium Matthäus 22, 35—46. Epistel: Epheser 4, 1—6. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation. Mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Im Oktober an allen Wochentagen Abends 7,8 Uhr Rosenkranz-Andacht. ● Ursulin-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 28. September.** Wenzeslaus, Herzog in Böhmen † 938.
- Dienstag, 29. September.** Michael, Erzengel.
- Mittwoch, 30. September.** Hieronymus, Kirchenlehrer † 420. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 1. Oktober.** Remigius, Erzbischof † 533. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt. Im Monat Oktober ist jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht, Sonntags um 6 Uhr. ● Franziskaner-Klosterkirche: Während des Monats Oktober ist an den Wochentagen jeden Abend um 7,8 Uhr Rosenkranz-Andacht mit sakramentalem Segen. An den Sonntagen ist dieselbe Nachmittags nach der Predigt um 4 Uhr. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).

ich nur eine Kanne, in der an allen Heiligen nur das Kreuz Christi verehrt wird, das sie in Mut und Geduld getragen haben, zu der Christen Heil und der Kirche Christi Verherrlichung. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in der man lieber durch menschliche Bußmittel der Sünden los sein wolle, als in wahrhaftiger Herzensbuße durch das Blut Christi; während ich nur eine Kanne, die zwar menschliche Buße als Zeugnis wahrhaftiger Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich ohne guten Willen und Glauben geleistet wird, als das Geringste helfend ansieht. . . . Wenn sich mein Gegner vorzustellen scheint, die römische Kirche wolle vom Evangelium nichts wissen, so tritt er sich ganz entschieden; im Gegenteil ist sie überzeugt, mit dem Evangelium im vollkündigsten Einklange zu sein, freilich nicht überall mit dem, was die evangelische Theologie im Evangelium liest. . . . die römische Kirche, welche ich habe kennen lernen, ist also eine ganz andere als die, welche mein Gegner meint."

So der Geschichtsschreiber Heinrich Leo. Geben wir zum Schluß noch einem namhaften protestantischen Schriftsteller das Wort; ich meine den Fürsten Bülker-Muskau († 1871) der in seinen „Tagebüchern“ (IX. B. S. 117) sich, wie folgt, äußert: „Der Katholizismus steht (im Gegensatz zum Protestantismus) noch immer da als ein lebenskräftiger Baum, mit geistigen Früchten für jede Regung des Gemütes, ein praktisches Ganze, das, durch den fortschreitenden Zeitgeist geläutert, durchaus immer geeigneter geworden ist, echte Freiheit und Humanität zu befördern, Verwirrung, Anarchie und das verderbliche Regiment ungezügelter Leidenschaften niederzuhalten. — Kein Mensch ist ohne Religion, aber die Völker bedürfen auch der Kirche, einer Autorität in der Religion, die ihnen eine feste, unwandelbare Richtung gibt. . . . Ueberall ist in der katholischen Kirche das Menschliche berücksichtigt, der Schwäche mit Milde und Vergebung aufhelfend, die Stärke mit noch gewaltigerer Hand leitend, und in wahrhaft liberalerem Sinne Kirche und Staat gänzlich scheidend, das spirituelle und das materielle Reich, und dadurch beide am wirksamsten schützend und erhaltend. Was hat uns dagegen der abtrünnige Protestantismus geboten, dessen Elemente der Zweifel, Kritik, Unglaube und zuletzt Auflösung aller Gemeindeglieder sind?“ —

Doch genug dieser Zeugnisse aus protestantischem Munde, die zweifellos in unseren Tagen, lieber Leser, doppelt tröstlich und erfreulich klingen, da namentlich der „Evangelische Bund“ sich nicht genug tun kann, die Kirche Jesu und das von Ihm eingesetzte Papsttum zu schmähern und zu lästern.

„Du bist der Fels,“ — sagte der Herr zu Petrus — „und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen,“ bauen für alle Zeiten! Wie dieser Fels ewig sein sollte, so mußte auch der Fels ewig sein: ewig fest durch die Kraft dessen, der mit seiner göttlichen Macht in der Kirche und in ihrem Felsenfundament sichtbar gegenwärtig bleibt bis zum Ende der Tage. Dank dem göttlichen Baumeister, der den Wunderbau unserer hl. Kirche geschaffen, diesen zum Himmel ragenden, weltumspannenden Dom der Gottesgemeinde, dem Er als einigendes Fundament den Felsenmann Petrus gegeben! Wer aus uns, lieber Leser, sollte sich dieses herrlichen Baues unserer Kirche, ihrer wunderbaren Einheit und Einigkeit, ihres wunderbaren harmonischen Gefüges nicht freuen! Das konnte nicht Menschenweisheit erkennen und finden, nicht der Zufall oder der Zeiten Gunst zusammenfügen, — das konnte nur Gottes Geist schaffen!

Ludwig Richter,
der Maler des deutschen Hauses.
Zum 100jährigen Geburtstage (28. September).
Von Paul Pasig.

Wer kennt sie nicht, jene traulichen anheimelnden Kindergezeichneten, aus denen Naivität, Unschuld und Zufriedenheit lacht, jene treu-biedern Gestalten von jung und alt, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie sich nirgends wohler fühlen als daheim innerhalb ihrer trauten vier Wände? Modern freilich in dem heute beliebten Sinne, was nicht viel anders ist als Karrikatur, sind diese Bilder samt und sonders nicht, ja, ein in der Welle gefärbter „Moderner“ wird sie vielleicht „altväterlich“ nennen, nicht allein der Trachten wegen, sondern auch im Hinblick auf ihre ganze Auffassung. Denn diese entspricht ganz und gar der Zeit ihrer Entstehung d. h. in der Hauptsache der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und damals war noch nichts zu spüren von der nervösen Hast und Unruhe, die das Gepräge der modernen Zeit der Elektrizität sind, sondern das Leben wickelte sich in ruhigem bedächtigem Fortschreiten ab, und in immerer Sammlung und stiller Beschaulichkeit fand die Menschheit — und das zu ihrem Heile — mehr Ruhe als heute. Das ist's, was den unsagbaren, geheimen Zauber der Bilder Ludwig Richters — denn dieser ist's, von dem wir reden — ausmacht, ein Gebiet, auf dem der geniale Maler unbestritten Meister war. Wie er dazu gelangte, das lehrt recht anschaulich ein Blick auf seinen Lebens- und Werdegang.

Adrian Ludwig Richter war ein Dresdener Kind, er wurde am 28. September 1803 im schönen Elbflorenz geboren. War eine solche Naturumgebung, wie sie des allmächtigen Schöpfers Hand gerade hier am reizenden Elbstrom hingezaubert hatte, im hohen Grade geeignet, des Kindes ererbten Schönheitssinn anzuregen, so wirkte der erste Unterricht, den der Vater Karl August Richter, ein vortrefflicher Kupferstecher, der in seinen Zeichnungen eine hervorragende Begabung für landschaftliche Darstellung zeigte, ihm erteilte, außerordentlich auf ihn ein, und so war es zunächst bestimmt, daß auch Ludwig in des Vaters Fußtapfen treten und Kupferstecher werden sollte. Aber bald zeigte es sich, daß seine künstlerische Begabung nach Selbständigkeit rang. Von besonderem Einfluß waren die Radierungen Chodowieckis, des Künstlers der klassischen Periode, auf Richters Auffassung. Im Jahre 1820 unternahm er als Zeichner und Begleiter des Fürsten Karischkin eine Reise durch Frankreich, die seinen Gesichtskreis erweiterte und ihm zugleich willkommenen Gelegenheit bot, sich in rascher Auffassung und Wiedergabe der empfangenen Eindrücke zu üben. Im Sommer 1821 nach Dresden zurückgekehrt, vermochte er dem dortigen Kunstleben, das noch ganz im engen Banne des Herkommens gefesselt lag, keinen Geschmack abzugewinnen. Seine Sehnsucht trug ihn in das ewig schöne Land der Kunst, das sonnige Italien. Aber wie sollte er die Mittel herbeischaffen, dies Sehnen zu stillen? Da war es der bekannte Kunsthändler und Künstlerfreund Arnold in Dresden, der ihm in hochherziger Weise jährlich 400 Taler für seine Studien zu freier Verfügung stellte, und frohen Mutes eilte Richter nach Süd'n. Nun finden wir den jungen Künstler drei Jahre, 1823 bis 1826, in Rom, wo er herzliche Aufnahme im Kreise der deutschen Künstler fand, die sich dort seit Jahren um Cornelius und Overbeck geschart hatten. Sein eigentlicher Meister in der Landschaft wurde Joseph Anton Koch, von entscheidendem Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung aber wurde Jul. Schnorr von Carolsfeld, der große Meister der historischen Kunst. In Verbindung mit diesen u. a. hervorragenden Künstlern gelangte Richter zu der Erkenntnis seiner eigenen künstlerischen Lebensaufgabe, in deren Erfüllung er später unsterbliche Vorbeeren ernten sollte. Der Historien-

malerei entsagte er und blieb der Landschaft treu. Aber nicht eine bloße Wiedergabe oder Nachahmung des landschaftlichen Bildes stellte er sich zur Lebensaufgabe, sondern er trachtete danach, sie zu befeelen und so zu einem wesentlichen Bestandteile des frischen Lebens zu machen. Darum verschmolz er sie mit innig-poetischen Darstellungen und lieblichen Szenen aus dem Menschenleben und schuf so eine neue Gattung der Malerei. Wir sehen nun nicht mehr das tote, wenn auch großartige oder wohllich-reizvolle Landschaftsbild vor uns, sondern die Landschaft bildet nun gewissermaßen das Relief, den Hintergrund jener lieblichen Szenen, wodurch die Natur Leben empfängt, jene Darstellungen aber sich harmonisch mit der Natur zu einem überaus wohlthuenden Gesamtbilde vermählen. Nachdem Richter im Jahre 1824 durch eine Landschaft vom bayrischen Watzmann Anerkennung erworben, schuf er zahlreiche Delgemälde, deren Stoffe dem italienischen Natur- und Menschenleben entnommen waren. Im Jahre 1826 kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Kunst erst den rechten Nährboden finden konnte. Denn Richter fühlte und dachte durch und durch deutsch, und darum konnten deutsche Landschaften und deutsche Sitte nur seine Künstlerseele befriedigen. Zunächst fand er Anstellung an der Zeichenschule zu Meißen, später an der Akademie in Dresden, wo er in größtem Segen und mit anerkanntem Erfolge bis zum Jahre 1876 als Professor der Landschaftsmalerei wirkte. Im Jahre 1827 hatte er auch ein treues Weib heimgeführt, die harmonische Ergänzung seines eigenen Ichs, die ihm ein Familienleben schuf, das in seinen Bildern so überaus wohlthuend wiederstrahlt. Im Jahre 1876 trat er mit einem ihm vom deutschen Kaiser gewährten jährlichen Ehrensold in den Ruhestand, den er, gefeiert von den Jüngern und Meistern echter Kunst und hochgeschätzt als edler Mensch von jung und alt, vornehm und gering, acht Jahre lang in stiller, friedevoller Weise genoß, bis der Todesengel ihn am 19. Juni 1884 in das Land des ewigen Friedens abrief. In dem romantischen Villenort Dresden, Döschwitz, in dem der Künstler 30 Jahre gelebt, bildet sein bescheidenes Heim noch heute eine Wallfahrtsstätte Ungezählter, und hier erhebt sich auch sein Denkmal mitten in einer landschaftlichen Umgebung, wie sie der geniale Meister so unübertrefflich zu befeelen verstand.

Mit dieser seiner eigenen Kunst trat Richter zuerst in dem „Landprediger von Walfeld“ und später in den „Deutschen Volksbüchern“ an die Öffentlichkeit. Unter der Fülle seiner Zeichnungen, die zugleich den deutschen Holzschnitt wesentlich fördern halfen, und die sich wohl auf 3000 belaufen mögen, seien erwähnt „Erbauliches und Besauliches“, „Das Vaterunser“, „Der Sonntag“, „Gieb uns unser täglich Brot“, „Fürs Haus“, „Neuer Strauß fürs Haus“, „Goethe-Album, Illustrationen zu Horn's Schriften (11 Bändchen der „Spinnstube“), „Meris' Volkskalender, Jeremias Gotthelf's Schriften, Musäus' Volksmärchen“, „Groth's „Quackborn“, Schillers „Lied von der Glocke“ u. s. w. In seinen selbständigen Bilderwerken vereint, wie Steinfeld so treffend sagt, Richters Kunst alles, „was Gott ihm an Poesie und Schönheitssinn, inniger Brömmigkeit, tiefem Gefühl für das Unnutzige in der Natur und im Menschen, an launigem Humor und frischer Heiterkeit ins Herz gelegt hatte, um im Bilde unser deutsches Haus- und Familienleben zu schildern, zu verklären und auf seine hohe, sittliche Würde hinzuweisen.“

Aber Ludwig Richter vermochte das auch nur, weil dem großen Künstler der edle Mensch zur Seite stand, dieser jenen gewissermaßen erst inspirierte und zum Schaffen anleitete. Er gehörte zu den Männern, deren Werke ihr innerstes Wesen so getreu und herzogewinnend wieder spiegeln, daß wir sie persönlich genau zu kennen glauben, auch wenn wir nie ihre

persönliche Bekanntschaft machten. Ein Hauptgrundzug in Richters Charakter aber war seine Bescheidenheit. Schlicht, einfach und natürlich in seiner ganzen Lebensführung, blieb er ein bescheidener Mensch auch auf der sonntigen Höhe seines Ruhmes, und es mag selten Künstler gegeben haben, die bei ausgesprochenster Individualität so wenig vom Haß und Neid der künstlerischen Parteien berührt wurden wie Richter. Diese Bescheidenheit aber wurzelte wiederum in einem tief religiösen Gemüte. Wer die Richterschen Bilder aufmerksam betrachtet, der wird sich diesem wunderbaren magischen Zauber nicht entziehen können. Richters religiöses Gemüt spricht sich übrigens weniger in seinen Engeln als in seinen Menschen aus.

So war Ludwig Richter ein großer Künstler, weil er ein großer Mensch war, groß nicht im Sinne einer alles überragenden, unnahbaren und ehrfurchtgebietenden Erhabenheit, sondern einer seltenen Vollkommenheit, die Geist und Herz, künstlerisches Fühlen und Können, Natur und Leben zu volltönender Harmonie vereinte. Harmonisch berühren seine Schöpfungen, mag man sie vom künstlerischen, vom rein menschlichen, vom sittlich-religiösen Standpunkte aus betrachten, denn sein Leben und Schaffen glich einer sanft dahingleitenden Harmonie...

Die Hagebutte.

Von Th. S. Gall.

Wer im Spätsommer an den ausgeblühten Sträuchern der Heckenrose sowie einiger ihr verwandten Arten vorüber geht, nimmt wohl länglich geformte, rötlich schimmernde Früchte wahr, von denen das Astwerk geradezu überfüllt ist. Es sind dies Hagebutten, oder, wie man sie in Bayern und Oesterreich nennt, Heischpötsch, die letzte Spende, mit der die Königin der Blumen den Sterblichen bedenkt, nachdem sie ihn während des Sommers so lange mit ihrem oft so herrlichen Blütenflor und Duft, der von jenem ausgeht, erfreut hat. Allerdings sind es im Grunde nicht eigentliche, sondern nur Scheinfrüchte, da nicht etwa ihr Inhalt, der vorwiegend aus geradezu steinharten Kernen besteht, genießbar ist, sondern nur die fleischige Hülle, die jene umgibt. Und im rohen Zustande auch dieses nicht einmal, höchstens daß die Kinderwelt von ihr nascht, denn die kleinen Ledermäuler wissen sehr wohl den feinen, weinsäuerlichen Geschmack zu schätzen, der dem zarten würzigen Fleisch zu eigen. Nur müssen sie dabei überaus vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht etwa eines oder mehrere der Härchen, in die, wie in eine dicke Schicht, die Samenkerne eingebettet sind, an der Innenseite der Schale zurückbleiben. Diese Härchen wirken nämlich, mit der menschlichen Haut in Berührung gebracht, recht und schlecht nesselartig. Man kann sich also denken was für ein lästiges, widerwärtiges Juckgefühl sie erzeugen, wenn sie den kleinen Ledermäulern auf die Schleimhäute gelangen, von denen Zunge und Gaumen bedeckt sind, — oder gar noch weiter hinein in den menschlichen Organismus also in Kehle, Schlund und Magen.

Wie bereits gesagt, wachsen solche Hagebutten vorzugsweise auf den Zweigen der Heckenrose, die auch auf dem Lande vielfach Hundrose genannt wird. Neben dieser (*Rosa canina* L.) zeichnen sich noch zumal die Feldrose (*Rosa arvensis* Huds) *Rosa villosa* Wulf, *Rosa villosa* L. var. *pomifera* und *Rosa rugosa* rogeliana durch große und recht fleischhaltige Früchte aus. Auch der Geschmack der letzteren macht sich, verglichen mit demjenigen anderer Hagebuttenarten, äußerst vorteilhaft bemerkbar. Er ist womöglich noch aromatischer und weinsäuerlicher, die Früchte selber eignen sich dementsprechend besser für die Verwertung in der Küche. Das Einermien erfordert selbstverständlich etwas Ue-

bung und Vorsicht, da man sich leicht an den Dornen, ohne die es ja nach dem Sprichwort keine Rose gibt, die Finger verwunden kann. Darauf reibt man die Hagebutten mit einem Luche recht trocken, schneidet an dem oberen Ende mit einem scharfen Messer die sogenannte Blume fort und beseitigt schließlich mit einem kleinen, zu diesem Zwecke eigens aus Holz gefertigten Löffelchen die Kernfüllung. Wichtig ist vor allem bei diesem Verfahren, daß auch ja die kleinen, spitzen Härchen, deren bereits vorhin Erwähnung geschah, bis auf das allerletzte verschwinden, weil sie sonst später beim Essen demjenigen, der mit ihnen zu tun bekommt, arge Mißlichkeiten verursachen. Mit anderen Worten: die gesamte Säuberung erscheint völlig wertlos, und die Hagebutten erweisen sich geradezu als ungenießbar, wofür auf die Arbeit nicht die denkbar größte Sorgfalt verwendet wurde.

Wer die kleinen und oft recht unscheinbaren Früchte auf dem Strauchwerk wahrnimmt, ahnt mitunter kaum, einen wie köstlichen Vederbissen man aus ihnen herzustellen vermag, ja, einer wie mannigfachen Verwendung für die Küche des Menschen sie fähig sind. Marmelade aus ihnen zubereitet, hält den Vergleich mit jeder andern, selbst wenn sie aus den seltensten Fruchtarten besteht, erfolgreich aus. Zum Entzücken für den Gaumen aber wird sie, wenn man den Hagebutten recht ausgereifte, und natürlich zuvor entkernte Weinbeeren zugesellt. Aus eben diesem Grunde mischen Hausfrauen, die in die Geheimnisse der edlen Gastrosophie hinlänglich eingedrungen sind gern unter Hagebutten aus denen sie Compott herzustellen willens sind, einige Rosinen, also getrocknete Weinbeeren. Mit dem nötigen Zucker, Saft und dem Saft einer Citrone ausgestattet, geben sie eine Suppe, die sich von der aus echtem, wirklichem Nebenblut hergestellten ganz getrost in die Schranken fordern lassen darf. Hagebuttenauce, zu Rindfleisch oder Klößen verarbeitet, mundet vorzüglich. Man kocht zu diesem Zwecke die Früchte mit etwas Zimmt und Zitronenschale möglichst weich; zur Einbrenne, deren man zum Binden der Tünke bedarf, bediene man sich des Weißweins; selbst die Olympier, die doch wahrlich durch Nectar und Ambrosia weiblich verwöhnt waren, hätten sich diese Sauce ohne Widerrede gefallen lassen. Uebrigens sind sogar an der Hagebutte die Kerne, die gewiß so oft sorglos fortgeworfen werden, ganz prächtig zu verwenden. Man sammle sie also, trockne sie bei sehr mäßiger Wärme im Ofen oder auf der Herdplatte, säubere sie von den so arglistigen feinen Härchen und kochte aus ihnen einen Tee. Für vier Personen kann man etwa zwei Löffel dieser Kerne rechnen. Nachdem sie ungefähr eine Stunde lang tüchtig gekocht, hält man sie durch ein Sieb fest. Den Tee selber trinkt man mit Sahne und Zucker; er schmeckt überaus lieblich — etwa wie ein aus Vanille gewonnenes Getränk.

Zimmer wenn der Sommer zur Neige geht, bereitet Allmutter Natur dem Sterblichen mit ihrem Segen an Hagebutten eine Ernte, aus der er den größten Gewinn zu schlagen vermag. Uebrigens achtet man ihrer jedoch meistens viel zu wenig. Es gibt ganze Gegenden, in denen kein Mensch nach diesen Rosenäpfeln, wie die Hagebutten hin und wieder auch von der Landbevölkerung genannt werden, die Hand ausstreckt. Zimmer liefert wird das Rot in seinen Tönen; nach und nach wabert das Fleisch nur noch rings um die Kerne, die feinen Inhalt bilden, bis es schließlich, zermürbt und verwiltet, zu Boden fällt. Zuweilen sind die Sträucher geradezu überfüllt von den wie Email schimmernden und in allen Tönen lachenden Früchten. Dadurch gewinnt die Landwirtschaft

dann freilich ein Bild, wie es farbenprächtig und anmutiger kaum sein kann. Andererseits schwindet es auch wiederum mehr und mehr, weil die Stämme der Heckenrosen von den Gärtnern mit Vorliebe als Unterlage für edle Sorten benützt und demgemäß begehrt werden.

„Lumpchen“.

Novellette von Emma Kitzle.

„Lumpo! — Lumpo!“ Wie eine Fanfare schmetterte die Stimme der alten Lumpensammlerin durch die Höfe der dicht aneinander gerückten Häuser des Dorfes. Aus allen Türen kamen die Frauen herbeigeeilt mit alten Lappen und Läppchen, Knochen, rostigem Eisengeschirr und zerbrochenem Glas. Die alte Hanne tauschte alles; jedes kleinste Fettschen wurde von ihren knochigen, braunen Spinnfingern entgegengenommen, und mit einem grinsenden Lächeln ihres verwitterten Gesichtes, dessen Haut an vertrocknete Eichenrinde mahnte, sortierte sie die sich anhäufenden Rareitäten.

In einer Kiepe, welche neben dem Kleinen, von einem struppigen Hunde gezogenen Karren stand, befand sich ihr kleiner Kramladen. Da waren Pappschachteln mit farbigem Zwirn, der in allen Regenbogenfarben schillerte; Radelbüchlein, deren Ende eine winzige Glaskapsel bildete, eine Art Medaillon, dessen Inneres dem stummenden Auge die Muttergottes von Einsiedeln zeigte.

Dann gab es plumpe Broschen mit falsch glänzenden Steinen, bunte Heiligenbildchen in schaumvergoldeten Rähmchen, Rosenkränze; ferner Nusstischlämme, Haarpfeile, farbige Haarbänder; kleine Bleiringe für Kinder, niedliche Porzellanpüppchen, die Ideale der kleinen Dorfmadchen.

Auf dem Karren befand sich noch ein Henkeltorb, bis zum Rande angefüllt mit Kaffeetassen, deren Außenseite farbige Sprüche, in glühender Pracht prägende Landschaftchen und Blumenzweige zierten.

Das war ein Heilschen und Bieten. — Die Frauen, die keine Lumpen, keine Knochen, kein altes Eisen zu verkaufen hatten, brachten Eier, Käse, Butter herbei, um dafür den mit lästernen Augen bewundernden Tand einzutauschen. — Die alte Hanne brauchte alles, tauschte alles, kaufte alles. Eine um die andere der Frauen huschte ins Haus, wie ein heutebeladener Dieb, unter der Schürze ihre getauschten Schätze vor dem scharfen Blicke ihres Mannes bergend.

Schließlich waren die Säcke der alten Hanne bis zum Rande gefüllt, die Kiepe leer und der Henkeltorb statt der Tassen mit Lebensmitteln belastet.

Der vor dem Wagen liegende Hund wurde mit einem „Rusch Bub!“ munter gemacht, mit einem Stück derben Schwarzbrottes traktiert, dann ging's weiter und der Ruf: „Lumpo! — Lumpo!“ — scholl dumpf und langgezogen am entgegengesetzten Ende des Dorfes.

* * *

Oben im Walde, fast erdrückt unter Tannen, Fichten und Eichenwipfeln, lag die Hütte der alten Hanne. Ein haufälliges, windschiefes Häuschen, dessen Dach mit Gras, Moos und allerlei Unkraut bewachsen war. Ueber der niedrigen Türe schaukelten Bündel von Kräutern, die zum Trocknen aufgehängt waren. Auf der lehnenlosen, aus unbehaue-ten Steinen zusammengefügte Bank, lagen auf grauem Papier unzählige Sorten Samenreien ausgebreitet, an den Wänden hingen Tierfelle. Vor dem Häuschen, in dunklen Farrenkräutern fast versteckt, kauerte ein junges Mädchen und flocht Strohbander. Unter ihren schmalen, tiefgebräunten Fingern, knisterten die goldig schimmernden Hälmchen und wuchsen zu einer langen Kette; wie eine solche schon zu einem Knäuel zusammengewickelt neben ihr im Körbchen lag.

„Run hab ich es satt!“ stieß es plötzlich

her vor und schleuderte das zweite farbige Strohband zu dem Knäuel; dann sprang es auf die Füße, reckte und dehnte sich, warf den Kopf zurück, daß das tiefschwarze, wirre Haargelock wie züngelnde Schlinglein um seine runden Schultern glitt und stieß einen scharfen Pfiff aus. Aus dem nahen Stall kam ein Ziegenböckchen herbei, das tanzte in tollen Sprüngen um das Mädchen herum, und ließ ein vergnügtes Meckern hören.

„Paß' auf, du wirst jetzt schön gemacht, Muck!“ schrie das Mädchen übermütig. Mit flinken Händen wand es ein Kränzchen aus Enzianen, Waldbröschen und grünen Zweigen. Muck stand ruhig abwartend dabei, und verfolgte mit dummen Augen die Arbeit. Als diese beendigt und Muck das duftende Gewinde um den spitzen Kopf gelegt bekam, schaute er würdevoll das Mädchen an, dann machte er einen hohen Sprung zur Seite.

„Muck ist jetzt geschmückt, und soll Großmutter abholen!“ befahl sie. Laut meckern d hüpfte Muck davon.

„Lümpchen! — Lümpchen! — Wo steckst Du nur?“ scholl in hohem Diskant die Stimme der Lumpenhanne. Neigend und scheltend lud die Alte die schweren Säcke ab, schob den Karren in eine Ecke und trug den Korb in die Stube. Unter dem weitbauchigen Kessel brannte ein lustiges Feuer, auf dem Tisch, der nur noch auf drei Beinen stand, befanden sich zwei irdene Teller und zwei Zinlköfel. Lümpchen hatte den Sappentopf vor sich und schnitt von einem groben Schwarzbrot Scheiben in die Schüssel.

„Hast Du keine Ohren am Kopfe?“ schalt Hannes und gestikulirte heftig mit den Armen. „Ich rufe und rufe, und schleppe mich allein ab, derweil hockt das Mädel seelenruhig und rührt sich nicht vom Fleck.“

„Ich heiß' Asta!“ sagte sie trotzig. „Ach was“, polterte die Alte. „Lümpchen neunen sie Dich im Dorfe! Du bist das Lümpchen! Was ist das weiter? Ich bin die Lumpenhanne! Ein schöner Name! Ein ehrlicher Name! Mein Vater war der Lumpenmutter, deine Mutter die Lumpenliebe und Du bist das Lümpchen!“

„Ich leid's aber nicht!“ Das Mädchen fuhr auf und stand vor der Alten mit zornig flammanden Augen, deren Brauen zu einem schwarzen Strich zusammenliefen. — „Immer das Lümpchen! Ich bin doch christlich getauft! Asta! Nach meinem Vater Astar. — Das Lümpchen, das Zigeunerlümpchen, das Haderlümpchen“, so höhnten sie mir nach, wo ich mich blicken lasse! Zum Geipött, zum Gelächter aller! O! Daß ich niemanden habe, der mir hilft! mich rächt!“

Sie warf sich auf die Bank und barg das Gesicht in den Händen. Ein wildes, tränenloses Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Die Alte schlich sich geräuschlos hinzu. „Sei still! Dummes Ding! Hör' auf! Ich hab' sie ja doch alle am Bändel. Alle!“ kichert sie vergnügt in sich hinein. „Noch etliche Jährlein laß' mich die Lumpenhanne sein! Bis du alt genug bist! Ja, ja!“ Sie kauerte sich zu den Füßen des leise weinenden Mädchens nieder. „Ich spare! Ich sammle! — Aftachen warte!“ — flüsterete erregt die Alte. „Dann, wenn das Lümpchen ein hübsches Heiratsgut hat, kommen die Freier! Mein Kindchen wird Bäuerin werden, und geachtet und angesehen sein! Und die Lumpenhanne wird sich zur Ruhe setzen, und Kinder hüten! — Sei still! Ich spare! Ich sammle! — Heut' hab' ich zwei pfundschwere Altarskerzen gestiftet, und das Lümpchen wird in der Prozession des Pilgerzuges als Fahnenjungfer mitgehen! Das Lümpchen! — Triumphierend schrie es die Alte heraus.“

Asta richtete sich langsam auf, und ihr verweintes Gesichtchen überflog ein heller Schein. Aber nur für einen Moment, dann kamen die Brauen wieder in dunklem Strich zusammen.

„In meinen alten Kleidern, barfuß, als

Fahnenjungfer, da würden sie lachen! Ach! wie würden sie lachen!“ sagte finster das Mädchen.

„Sie werden nicht lachen! O, bewahre!“ schmunzelte die Alte, und machte sich an der Diele zu schaffen. Mit der runzeligen Hand schob sie ein Stück des vermorschten Bretterbodens beiseite, und hob eine schmale Holztruhe aus der Höhlung. Mit Augen, in denen fassungsloses Entzücken stand, schaute Asta, als der Truhendeckel aufsprang. Eine gleißend-goldene Kette mit funkelndem Kreuzchen, — ein Kranz künstlicher Bergkristallnadeln, — rauschende, schimmernde Seide — feine, blütenweiße Strümpfe, — und zierliche Schuhe barg diese Zaubertruhe!

Lümpchen hatte noch nie Schuhe aus Leder gehabt, und stolzierte nun mit kleinen, vorsichtigen Schrittlchen in diesen umher, sogar Muck mußte mit seinen dummen, sanften Ziegenaugen die Erzeugnisse eines Fußbekleidungs-künstlers bewundern.

„Großmutter, ich werde die Schönste sein!“ meinte das Lümpchen mit naivem Stolz.

„Aber gewiß, mein Lümpchen!“ erwiderte diese und wehrte lächelnd den fast überschwenglichen Liebesklängen und Dankesbezeugungen ihres Enkelkinds.

Der Herr Pfarrer hatte einen schlimmen Stand. Wie ein Platzregen ergossen sich die Vorwürfe über sein unschuldiges Haupt. Von der Lumpenhanne das Enkelkind als Fahnenjungfer! Das Lümpchen! Der Zigeunerfrohling! Das wäre ja noch schöner! Töchter des Schulzen, des Ratsschreibers, der Gemeinderäte können doch unmöglich in solcher Gesellschaft zur Prozession. Entweder der Herr Pfarrer sekte das Lümpchen ab, oder ihre Töchter blieben zu Hause! — Der alte Herr schob sein samtnes Servistüppchen ratlos von einem Ohr aufs andere. Das Lümpchen hatte sich immer tadellos gehalten, war in der Christenlehre seine beste Schülerin und schließlich galten die Kerzen der Lumpenhanne am Altare gleichviel; vor Gott gibt es keine Standesunterschiede; aber was half das alles? Er mußte sich schweren Herzens bequemen, den Weg zur Hütte im Walde anzutreten und seine peinliche Botschaft, die ihn sauer genug ankam, anzufragen. — Die Alte lauschte seinen Worten mit einem starren, undurchdringlichen Gesichtsausdruck, Asta aber brach in ein gelles Hohngelächter aus, ein Lachen, das den alten Herrn noch lange im Walde verfolgte und sein ohnehin betrübtes Herz noch schwerer machte.

Wenn alle paar Jahre einmal Insassen des Dorfes mit dem Pilgerzug nach Einsiedeln führen, war es immer ein Fest, an dem sich das ganze Dorf beteiligte.

In tauiger Morgenfrühe läuteten die Glocken, festlich gepuhete Leute eilten durch die Gassen, Fähnchen flatterten, Kerzen flimmerten, und es roch nach Weihrauch, Tannengrün, und blühendem Flieder.

Vor der Kirche formte sich die Prozession, und nahm ihren Weg unter flatternden Fahnen, Musik und Gesang dem Walde zu. Blumenstreuende Mädchen schritten voran.

Die Fahne der hl. Jungfrau trug diesmal mit triumphierendem Gesichtsausdruck, Marei, die Schulzentochter, ein robustes Mädchen, in knallblauem Percalkleid mit grünseidener Schürze, und glatt an die Schläfen geklebtem Haar!

Hinter ihr folgten die Kameradinnen, welche abwechselnd der Trägerin die Fahne abnahmen. Eine unabsehbare Schar betender Frauen und Männer schloß sich an.

Man war jetzt in der Nähe der Hütte der Lumpenhanne angelangt, und unwillkürlich flogen scheue Blicke hinüber. — Seit dem Besuch des Pfarrers war die Lumpenhanne und ihre Enkelin nicht mehr im Dorfe gesehen worden. Es hieß, das Lümpchen liege an einem schweren Fieber darnieder und der Dorfbadler sei von einem Gaisbuben in die

Hütte geholt worden. Etwas Bestimmtes vermochte jedoch niemand anzugeben, da der Bader ein verschlossener Mann war und sich ausschwiege.

Blötzlich gab es eine Stöckung in der Reihe der Mädchen, und Marei, die Schulzentochter schrie gell auf. Vor ihr stand, wie aus der Erde gewachsen, das Lümpchen. Es hatte im wirren Schwarzelock ein Bergkristallnadeln-Kränzchen, trug über dem blauen Kleide eine knisternde Seidenschürze und an den Füßen weiße Strümpfe und blankte Lederschuhe. Sein Antlitz war von schneeiger Blässe, und die Augen flackerten wie Zerlichter.

„Gib mir die Fahne!“ sagt es mit heiserer, drohender Stimme, und vor dem irren Fieblerblicke dieser großen, schwarzen Sterne, versagte Marei das Wort. Sie ließ willenlos die Fahnen aus den Händen gleiten und mit verzückttem Gesicht ergriff Asta dieselbe, und schaute zu dem Bilde der hl. Jungfrau empor, die von dem himmelblauen Atlasgrund so trostreich herniederlächelte.

Erfüllt war der brennende Wunsch aus Lümpchens Fieberträumen. Es trug die Marienfahne Lümpchen! Das verachtete Lümpchen. — Des Mädchens Brust keuchte, sein Fieberatem flog, aber krampfhaft hielten seine Hände den Fahnenstapel umspannt.

„Mutter voller Gnaden!“ flüsterte es mit versagender Stimme, dann brach es taumelnd zusammen, im Fall bedeckt von der rauschenden Fahne.

Schreiend und scheltend liefen die Leute durcheinander; aber mit wehenden Haaren, die braunen Flügel zu Stein erstarrt, bahute sich die Lumpenhanne einen Weg durch die Menge.

Der alte Pfarrer kniete neben dem sterbenden Mädchen nieder, ihr die letzte Salbung zu reichen. Noch einmal streifte Lümpchens brechender Blick die Marienfahne, dann schloßen sich seine Augen für immer. Wie ein schlafender Engel lag es auf dem Schoße der Großmutter und sein Antlitz schien zu sagen: „Ich verberge euch, betet für mich im Tode, die ihr im Leben mir so übel wolltet.“ —

Diamanträtsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Buchstaben, 2. ein russisches Gouvernement, 3. einen Singvogel, 4. eine deutsche Residenzstadt, 5. ein christliches Fest, 6. ein asiatisches Reich, 7. ein kleines Raubtier, 8. eine marokkanische Stadt, 9. einen Buchstaben. Nichtig gefunden lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten Mittelreihe.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 2. Oktober. Leodegar, Bischof und Märtyrer † 678. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensmesse mit gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft, Abends nach dem Rosenkranz ist Predigt und kurze Herz-Jesu-Andacht. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 1/2 Uhr Hochamt zu Ehren des heiligsten Herzens-Jesu. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 7 Uhr hl. Messe und gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache vom Hsten. Herzen Jesu, Nachmittags um 1/2, 6 Uhr Andacht zum Hsten. Herzen mit Predigt. • Karmeliter-Klosterkirche: Herz-Jesu-Freitag. Morgens um 8 Uhr ist Hochamt, Nachmittags um 1/2, 6 Uhr ist Predigt, nach derselben Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht.

Sonntag, 3. Oktober. Ewald, Märtyrer † 690. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sacramentalischem Segen zum Schluß.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus IX, 1-8. „In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. — Und siehe, sie brachten zu ihm einen Nichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Nichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ — „Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.“ — „Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euerm Herzen?“ — „Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit Ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Nichtbrüchigen: Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus.“ — „Und er stand auf und ging in sein Haus.“ — Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Papsttum und Kirche.

10.

Der Beginn des Rosenkranz-Monates ruft in uns, lieber Leser, wieder lebhaft das Andenken wach an den hochseligen Papst Leo XIII. Wie hat er sich um die Hebung des religiösen Lebens verdient gemacht schon allein dadurch, daß er jenes schlichte und doch so herrliche Gebet wieder zu Ehren gebracht hat! Heute sehen wir die Rosenkranzschmür in der Hand des Gebildeten wie des Mannes aus dem Volke: durch Wort und Beispiel hat der große Papst den Kindern der Kirche zum Bewußtsein gebracht, daß keine Gebetsweise sich so vortrefflich eignet für alle Lagen und Verhältnisse des Lebens, für jede Gemütsverfassung des menschlichen Herzens, wie gerade das schlichte Rosenkranzgebet, das sich zudem, so zu sagen, an jedem Orte und zu jeder Stunde verrichten läßt.

Wenn der Papst warm empfehlend vom Rosenkranzgebete sprach, war es uns Katholiken, lieber Leser, als wenn der göttliche Stifter unserer Kirche selber gesprochen hätte! So ist es überhaupt: Wenn der Papst spricht, so nehmen wir es mit derselben Ehrfurcht auf, als wenn Christus spräche! Wenn der Papst eine Wahrheit lehrt, so lehrt Christus durch ihn diese Wahrheit; setzt er einen Bischof ein, so setzt der Herr durch ihn diesen Bischof ein.

Denken wir uns die Kirche als eine Herde, dann ist Christus ihr unsichtbarer, der Papst ihr sichtbarer Hirt. Denken wir uns die Kirche als einen Dom, dann ist Christus dessen unsichtbares, der Papst das sichtbare Fundament. Es ist, als ob wir einen Bau vor Augen hätten, der auf zwei mit einander verklebten Steinen ruht; der eine liegt auf der Erde und wir sehen ihn, — der andere, der unter der Erde ruht, entzieht sich unsern Blicken. Jener kann indeß ohne diesen (unsichtbaren) nicht bestehen; wer beide trennen wollte, würde derganzem majestätischen Bauerschütterer:

Darum weiß auch die Kirche, die für göttliche Dinge ja einen schärferen Sinn hat als wir, sich nicht genug zu tun in ihren Ausdrücken, sobald sie vom Papste redet. Kein Wort scheint ihre jene geheimnisvolle Durchdringung genug wiederzugeben, die aus Christus und dem Papste ihr zugleich sichtbares und unsichtbares Oberhaupt macht. Sie überträgt auf den Papst ihre Liebe zu Christus, umgibt ihn mit der nämlichen Ehrfurcht; sie will, daß wir vor ihm niederknien, ihm den Fuß küssen, ihm mit einer Hochachtung begegnen, die übertrieben wäre, wenn sie nicht Christus zum Gegenstande hätte, der mit der Person des Papstes in unsichtbarer, innigster Weise vereinigt ist.

Hierin, lieber Leser, liegt die Größe des Papsttums, hierin liegt seine Strahlenkrone. Der Papst ist in unsern Augen so groß und ehrwürdig nicht etwa wegen des ihn umgebenden Glanzes, wegen seiner Geisteskraft, seiner Gelehrsamkeit, seiner politischen Gewandtheit, seiner persönlichen Tugenden, ja nicht einmal wegen der Dienste, die er den Seelen sowohl als der menschlichen Gesellschaft leistet. Seine Größe liegt darin, daß er der Stellvertreter Christi ist, daß er das Werkzeug ist, dessen der Heiland sich bedient, um Sein göttliches Amt unter den Menschen fortzuführen.

Wer je in Rom war und zu den Füßen des Stellvertreters Jesu Christi gekniet hat, wird mir Recht geben, wenn ich sage, es sei nicht möglich, den Eindruck entfernt richtig wiederzugeben, der sich des gläubigen Katholiken in Gegenwart des Papstes bemächtigt. Ich war noch jung, als ich meine Pilgerfahrt in die ewige Stadt ausführte. Kaum hatte der Eisenbahnzug mich in jene berühmte Ebene gebracht, in deren Mitte die ewige Stadt sich ausbreitet, als auch die Seele erfüllt war von unaussprechlicher Erwartung. Von ganz Italien hatte ich bisher nur Rom, und in

Kirchenkalender.

Sonntag, 4. Oktober. Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest. Franz von Assisi. Evangelium Matthäus 9, 1-8. Epistel Korinther 1, 4-8. ● St. Lambertus: Titularfest der Rosenkranz-Bruderschaft. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Mitglieder der Bruderschaft, 9 Uhr feierliches Hochamt, nach demselben Prozession durch die Stadt. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierl. Rosenkranz-Andacht. — Während der Oktav ist morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zum Schluß und nachmittags 5 Uhr feierl. Rosenkranz-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Oktober ist Abends 7 Uhr Rosenkranzandacht. ● Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Schüler an der Ader- und Lindenstraße. — An allen Wochentagen im Oktober, Abends 1/8 Uhr Rosenkranzandacht. ● Dreifaltigkeits-Pfarrkirche: Während des Monats Oktober ist an allen Wochentagen 7 1/2 Uhr Rosenkranzandacht in Verbindung mit der hl. Messe. ● St. Pauluskirche: Während des Monats Oktober ist an allen Wochentagen Abends 8 Uhr Rosenkranzandacht. Sonntags ist die Andacht Abends 6 Uhr. ● St. Anna-Stift: Fest des hl. Vaters Franziskus. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt und nachmittags 4 Uhr Festpredigt. ● Clarissen-Klosterkirche: 13kündiges Gebet. Morgens 5 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten, hl. Messen um 1/7 und 1/8 Uhr. Versunden wie sonst; der 3. Orden um 1/6 Uhr, 1/8 Uhr Komplet, Vitanei, Tebeum und Segen. (Fortf. siehe letzte Seite.)

Rom nur den Papst im Auge gehabt. In weiter Ferne wurde ein glänzender Punkt sichtbar: es war die große Kuppel des St. Peters-Domes; ich verlor sie nicht mehr aus den Augen. „O Rom,“ dachte ich, während unser Eisenbahnzug für meine Sehnsucht und Ungeduld viel zu langsam dahinfuhr, „o Rom, du weißt, was mich in deine Mauern führt. Wohl verachte ich nicht deine Erinnerungen aus dem Altertum, noch deine gegenwärtige Herrlichkeit. Weder Cäsar noch Cicero, noch Raphael, noch Michelangelo werden mich gleichgültig finden — aber sie sind es zunächst nicht, die ich suche. Was das katholische Herz sucht, das ist Petrus! Was es sehen will, ist der unerschütterliche Fels, auf den der Herr Seine Kirche erbaut hat! Was es sucht, ist jener erhabene apostolische Stuhl, auf dem die sanfte, milde Majestät dessen tront, zu dem der Sohn Gottes gesprochen hat: Weide Meine Lämmer, weide Meine Schafe!“ — Und kaum in der ewigen Stadt angelangt, eilten wir nach St. Peter, um, von Mührung überwältigt, am Grabe des Apostelfürsten in die Kniee zu sinken. Ich weiß nicht mehr, in welche Worte mein Gebet gekleidet war: ich weiß nur noch, daß es Worte des Glaubens, der Verehrung, der Hingabe an die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt waren. Einige Tage später hatte ich das Glück, vor Pius IX. zu knien, um seinen Segen zu empfangen, um Worte väterlicher Liebe aus seinem Munde zu hören, die mich zu Thränen rührten. Bei seinem Anblicke vergaß ich den Greis, den Hohenpriester, den Lehrer: ich sah nur den Stellvertreter Jesu Christi. Wie natürlich, daß man ihm zu Füßen sinkt, wie zu den Füßen des Herrn!

Wie leicht wird es mir, zu verstehen, daß selbst viele Nichtkatholiken in die Kniee sinken, wenn der Papst in einem festlichen Zuge von Ordensleuten, Priestern, Bischöfen, Kardinalen in den Petersdom getragen wird, während, unter dem festlichen Geläute der Glocken, der Jubelgesang erklingt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich Meine Kirche bauen!“ Hingerissen wird selbst der Ungläubige beim Anblicke dieses Triumphes der Wehrlosigkeit, wenn er Zeuge der Huldigungen ist, die einem schwachen Greise gelten, der das Recht und die Gerechtigkeit und die wahre Freiheit vertritt auf Erden, und dem eine Macht und Herrlichkeit verliehen ist, die nie einem irdischen Machthaber zu teil ward.

Ist aber die Seele durch den Glauben erleuchtet, so erscheint uns jener Greis als ein Schleier, der den Heiland verbirgt; dann gewinnen die Worte: „Du bist Petrus,“ einen (ich möchte sagen) unendlichen Sinn; der Mensch verschwindet, wir sehen mit dem Auge des Glaubens nur mehr den Heiland und werden von Gefühlen der Ehrfurcht, Liebe und Hingabe überwältigt, die ein Nichtkatholik nimmer zu begreifen vermag. Diese echt religiösen Gefühle und Stimmungen sind aber, lieber Leser, wie wohlthuender Balsam, dessen die Seele inmitten des Staubes dieser Welt so sehr bedarf!

in der Kirnmesform scheinen eine uralte, indogermanische Sitte zu sein. Das Wort Kirnmes selbst ist slavisch. Es heißt eigentlich Kermes und bedeutet soviel als Schmauserei. Doch auch die alten Römer hatten schon ihr Oktobererntefest. Es war das Fest des equi octobris, des Oktoberpferdes. An den Iden des Oktober fand nämlich ein Wettrennen zu Ehren des Gottes Mars statt. Mars, der Kriegsgott mit der Lanze, war nämlich auch der Schützer der Ackerfrucht. Mit der Lanze — erst später mit dem Pfluge — wurde der Erdboden gerät und in die Aellen das Korn der Brotfrucht hineingestreut. Das Pferd nun, das in diesem Mars-Wettrennen Sieger blieb, wurde auf dem Marsaltar auf der Appischen Straße „ob frugum eventum“ (zum Gedeihen der neuen Aussaat) geopfert. Um das mit einem Kranz von frischen Broten geschmückte Haupt des Opfertieres entspann sich gewöhnlich ein Kampf zwischen zwei der älteren Stadtquartiere. Die Sieger pflegten ihre segensbringende Beute dann an sichtbarer Stelle anzumageln. Der Schwanz des Tieres hingegen wurde in das Heiligthum der Vesta gebracht, wo aus dem herabströmenden Blut ein Räuchermittel bereitet wurde, das im kommenden Jahre in das Pallienfeuer geworfen zu werden pflegte.

Nach dem jetzigen Kalender der zehnte Monat, war der Oktober bei den Römern der achte. Er ist der eigentliche, charakteristische Herbstmonat, in dem die Sonne in das Zeichen des Skorpions tritt. Schon sind die Nächte länger als die Tage: es geht dem Winter zu. Am Anfang des Monats geht die Sonne nämlich 6 Uhr 1 Minute auf und 5 Uhr 38 Minuten unter. Der Tag währt also 11 Stunden 37 Minuten, die Nacht 12 Stunden 23 Minuten. Am 31. Oktober hingegen geht die Sonne um 6 Uhr 54 Minuten auf und um 4 Uhr 38 Minuten unter, was einer Tagesdauer von 9 Stunden 39 Minuten und einer Nachtdauer von 14 Stunden 21 Minuten entspricht. Das Licht schrumpft also im Verlauf des Oktobermonats um 2 Stunden zusammen und die Dunkelheit nimmt um 2 Stunden zu.

Die Sonne tritt im Oktober in das Zeichen des Skorpions. Von sonstigen astronomischen Ereignissen im Verlaufe des Weinmonats haben wir eine Mondfinsternis zu verzeichnen, die auf den 6. Oktober fällt. Der Anfang der Finsternis ist nachmittags 2 Uhr 40 Minuten, das Ende 6 Uhr 55 Minuten. Sichtbar wird die Erscheinung sein im westlichen Nordamerika, im großen Ozean, in Australien, Asien, im indischen Ozean und im größten Teile Afrikas und Europas. Die einzelnen Phasen des Erdtrabanten gestalten sich wie folgt: Vollmond 6. Oktober, letztes Viertel 13. Oktober, Neumond 20. Oktober, erstes Viertel 28. Oktober. Was die Planeten anbetrifft, so ist Merkur nach dem 16. Oktober etwa eine halbe Stunde lang sichtbar, Venus zwei Stunden, Mars (den ganzen Monat über) etwa eine Stunde. Jupiter ist am südlichen Sternhimmel zu suchen. Saturn geht bereits vor Mitternacht unter. Uranus schließlich bleibt während des ganzen Verlaufs des Monats unsichtbar.

Ueber die Temperatur des Oktobermonats sagt der hundertjährige Kalender: anfangs warm bis zum 7.; vom 8. bis 13. trübe; 14. und 15. schön; 17. Reif; 18. Frost; 19. bis 21. warm; vom 27. bis zum Ende trübe. Wenn es also nach dem hundertjährigen Kalender ginge, hätten wir einen verhältnismäßig schönen Oktober zu erwarten. Allein Wetterprophet Halb läßt eine frohe Hoffnung nicht aufkommen. Er verkündet raubes, nasskaltes Wetter und hebt als besonders kritische Tage den 13., 18. und 28. Oktober hervor. Auch Habenichts Prophezeihungen lassen nicht sonderlich Erfreuliches vom Weinmonat erwarten, denn auch nach diesem Prognosesteller dürfte der Oktober unfreundliches und früh winterliches Wetter namentlich in seiner zweiten Hälfte bringen. Doch man kann

vom Oktober schließlich kein Sommerwetter und keine Julijahre mehr erwarten. Die Tage der schönen Jahreszeit sind eben endgültig vorüber.

Schon die Temperaturverhältnisse des Oktober sind recht kühl. Man kann 9,4 Grad als Durchschnittstemperatur für unsere Breiten ansetzen. In den einzelnen Städten Mitteleuropas wird folgende Durchschnittstemperatur verzeichnet: Hamburg 9,1°, Berlin 9,4°, München 9,7°, Karlsruhe 9,7°, Stuttgart 10,1°, Prag 9,8°, Wien 10,4. und Basel 8,9°.

Unsere Dichter haben denn auch den Oktober als eigentlichen Herbstmonat wieder und immer wieder gefeiert. Ein paar der schönsten Stellen aus der deutschen Lyrik mögen deshalb auch hier Platz finden.

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiber durch den Nebeldunst.
Wie still es ist! kaum hör' ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Auf eines Birkenstammchens schwanker Krone
Nur ein Wanderfalk aus.
Doch schläft er nicht. Von seinem leichten Throne
Neugt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhalt'nem Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Lorf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn in's Dorf.

So singt Detlev v. Ullencron, unser größter Lyriker der Gegenwart, der erst kürzlich vom Kaiser durch Beleihung mit einer lebenslänglichen Pension ausgezeichnet wurde. Neben diesem Vertreter der „Moderne“ möge noch ein anderer zu Wort kommen: Adalbert v. Chamisso. Aus seinem prächtigen Gedicht „Im Herbst“ seien hier ein paar der markantesten Strophen zitiert:

Niedrig schleicht blaß hin die entnernte Sonne,
Herblich goldgelb färbt sich das Land, es trauert
Nings das Feld schon nacht, und die Kegel ziehen
Ueber die Stoppeln.

Sieh, der Herbst schleicht her und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach, es erstarret
das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden.

Diese beiden Proben mögen genügen, denn es ist nun an der Zeit, daran zu denken, welche Beschäftigungen dem Landmann im Monat Oktober obliegen; auch die sterbende Natur will mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt sein, wie die erwachende.

Schon der Gemüsegarten beansprucht im Oktober besondere Sorgfalt. Nur Kohlrabi und Rosenkohl dürfen noch im Freien verbleiben, alles andere muß, wenn der Monat zu Ende geht, eingeheimst werden. Die Spargelbeete, von denen nun die Stengel mit den Samenbeeren abgeschnitten sind, sind umzugraben und frisch zu düngen. Im Blumengarten pflanzt man jetzt am besten Ziersträucher und Coniferen, alle Zwiebelpflanzen sind ins freie Land einzulegen. Die abgeblühten Beete sind zu düngen und umzugraben, die Beete, die für die Frühjahr Blumen bestimmt sind, bestecke man jetzt und bedecke sie auch zugleich leicht. Die Fernansaht im Obstgarten ist jetzt, aus verschiedenen Gründen, mehr anzuraten, als im Frühjahr zc.

Und wie es im Hausgarten ist, so auch draußen auf dem Felde. Schon eine alte, bewährte Bauernregel gibt den folgenden Rat:

Auf Ursula muß das Kraut herein,
Sonst schneien Judas und Simon drein.

Roggen und Weizen muß nun der Landmann
Vor allen Dingen aussäen. Die Stoppelfelder
muß er pflügen, den Dünger für das nächste
Jahr fahren. Ist er in der glücklichen Lage,
einen Weingarten zu besitzen, so hat er jetzt
mit der Weinlese zu beginnen. Von der Vieh-
zucht schließlich heißt es:

Auf St. Gall,
Bleibt die Kuh im Stall.

Der Oktober im Volksmund.

Von Elmar Kernan.

Weinmond nannten ihn unsere Vorfahren. Unsere Dichter haben ihn besungen. Fromme Tradition hat seine Bräuche bis auf den heutigen Tag aufbewahrt. Bunt wie sein Laub, sind die Skitten, die uns erhalten geblieben, und feurig wie sein Wein, sind die Luftbarkeiten, die unser Landvolk heute noch im Verlauf dieses Monats feiert. Wer dünkte nicht an das Münchener Oktoberfest, wer dünkte nicht überhaupt der süddeutschen Kirnmesfeierlichkeiten, die sich in ihrer ursprünglichen Frische noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben? Mit der Kirnmes haben dann die Erntefeierlichkeiten ihren entgültigen Abschluß erreicht. Diese Erntefeierlichkeiten

In der Baumschule sind im Oktober die neuen Baumschläge zu rigolen, Wildlinge sind anzugraben und zum Verpflanzen zuzurichten. Schließlich sind noch — was auch für den Obstgarten zu beachten ist — Kleberlinge an den Stämmen anzulegen und die Raupenester abzunehmen.

Der Jagdliebhaber schwimmt nun in seinem Element. Dem Angler werden die Finger bereits etwas steif. Der Imker schließlich nimmt den überflüssigen Honig aus den Stöcken, verengt die Fluglöcher und verhindert eventuell vorkommende Räubereien.

So hat Jeder etwas von dem letzten „schönen“ Monat des Jahres. Der Oktober ist in der Tat der Monat, der von manchen Menschen allen übrigen Monaten des Jahres vorgezogen wird. Auch der Volksmund liebt den Oktober, eine Tatsache, von der die verschiedensten Bauernregeln und Wetterreime Kunde geben. Der enge Raum, der uns leider nur zu Gebote steht, zwingt uns, unsere Auswahl in einem recht beschränkten Maße zu treffen. Trotz dieser Beschränkung aber hoffen wir, gerade das Markanteste und Charakteristischste herausgesucht zu haben und unseren geneigten Lesern aufzählen zu können.

Ist Oktober naß und kühl,
Wildes Winter werden will.

In ähnlicher Variation gibt ein anderer Spruch die folgende Prophezeiung, die hier gleichfalls nicht fehlen soll:

Ist es im Oktober naß,
Windet's im Dezember daß.

Im Anschluß an diese beiden Wetterregeln sei auch noch eine dritte erwähnt, die in dieselbe Kerbe schlägt:

Oktober rauh
Januar flau.

Natürlich beschäftigt sich der Oktober in recht ausgedehntem Maße mit den Tieren. Die Bauernregeln, die hierher fallen, sollen weiter unten noch eingehender behandelt werden.

Halten die Krähen Convidium
Sieh dich bald nach Feuerung um.

Man sieht: die kalte Jahreszeit rückt näher und näher und macht ihre Ansprüche geltend:

Am Lukas-Tag
Sieh den Ofen nach.

Mit dem Gedanken an Ofen und Feuerzeug, zieht eine fröstelnde Empfindung in des Menschen Seele ein, die in folgendem Wetter-spruch einen Wiederklang findet:

Fällt der erste Schnee auf gefrorene Erd'
Dann gute Ernte wiederkehrt.

Doch nun wieder zurück zur Natur, zu den Tieren und Pflanzen, die der Volksmund in seinen Bauernregeln behandelt:

Ist recht rauh der Gase,
Dann frierst Du bald an der Nase.

Auch der Baum, der jetzt sein Laub abwirft, will erwähnt werden. Sein Wunsch wird in folgendem Vierzeiler erfüllt.

Hält der Baum seine Blätter lange,
Ist mir im späten Winter bange.
Ist im Herbst das Wetter hell,
Bringt es Wind im Winter schnell.

Noch einmal muß „Meister Lampe“ an-tanzen und gewissermaßen als Barometer dienen:

Trägt's Häuschen lang sein Sommerkleid,
So ist der Winter auch noch weit.

Der nunmehr folgende Vierzeiler zieht seine Schlässe in bezug auf voraussichtliche Gestaltung der Temperatur aus dem Verhalten der Feldmäuse und der Amseln, indem er sagt:

Scharren die Mäuse tief sich ein,
Wird's ein harter Winter sein.

Und viel härter noch
Dauen die Amseln hoch.

Den Schluß möge schließlich folgende Prognose des Volksmundes machen, die ihre Weisheit von den Irrlichtern der Sumpfe bezieht:

Wenn im Moor viel Irrlicht geh'n
Bleibt das Wetter lange schön.

Flanderei.

Wie sich doch die Zeiten ändern! — Wenn unsere Altvordern über eine wichtige Sache beraten wollten, dann trafen sie sich des Abends unter der großen Linde des Ortes oder bei einem Schoppen Wein in der Schenke. Jeder brachte schlecht und recht seine Meinung zum Ausdruck und wenn dann der Nachtwächter die zehnte Stunde ausrief, ging man heim, ein Jeder erfüllt von neuer Begeisterung, von neuem Mute. Wie manche erhabene Tat folgte dann den Worten, wie manches dauernde Werk für Staat und Gemeinde, Kirche und Vaterland haben auf diese schlichte Weise unsere Vorfahren zustande gebracht.

Und heute — wenn man oft die unwichtigsten Dinge zu erreichen beabsichtigt, gründet man flugs einen — Verein. Da haben sich hier drei Jünglinge zusammengesunden, die den schönen Namen „August“ tragen; in wenigen Tagen wird die Welt mit der erschütternden Tatsache beglückt, daß es in N. einen Augustverein giebt. Die „Emile“ im nächsten Ort finden es nun natürlich für unabwendbar, einen Emilverein gründen zu müssen. Von Rauch, Stat., Pfeifen- und anderen Klubs wollen wir gar nicht reden. Neulich lasen wir sogar, daß in der Stadt G. sich ein „Großvaterverein“ gebildet hat und wir saßen dabei den hochhaften Vorfah, demnächst in der Zeitung einmal die Gründung eines Vereins „ehemaliger Winkelfinder“ anzuregen. Wir haben es aber nicht getan, da wir fürchteten, daß bei der heutigen Vereinsweierei dieser Vorschlag von einem eifrigen Vereinsgründer aufgeschnappt und in die Tat umgesetzt werden könnte. Sind aber nun alle Vereine verwerflich? Durchaus nicht. Wir leben ja im Zeitalter der Organisation, der Vereinigung. Wollen wir heute etwas erreichen, sei es im wirtschaftlichen oder politischen Leben, so müssen wir uns vereinigen. Sagt doch das Sprichwort so wahr: „In der Vereinigung liegt die Stärke des Schwachen.“ Wo immer ein Verein oder eine Vereinigung besteht, in denen ideale oder praktische Ziele verfolgt werden, da sind wir gern dabei, ihnen das Wort zu reden. Wie oft aber sind die Ziele nur vermeintliche ideale oder praktische, wie oft wird gerade in unseren Tagen die Kraft, die in der Vereinigung liegt mißbraucht, um unter der Vorgabe idealer Ziele, Phantasiegebilde, zu erstreben, die großen Massen auf Bahnen zu leiten, die nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe führen! Gerade in den letzten Wochen und Tagen, die so reich waren, an Veranstaltungen großer Vereinigungen konnten wir diese Erscheinung wieder einmal ganz besonders scharf beobachten. Während man in Dresden, auf dem Parteitag derjenigen, die sich als „Vollstreiter“ ausgeben, vor neuem den Geist der Revolution, der Auflehnung gegen die bestehende Ordnung entfachte, suchte ein Redner auf den Aerzte- und Naturforscherkongreß in Kassel die Fundamente des Glaubens an Gott, an die Existenz und das Fortleben der Seele zu erschüttern. Dort raubt man dem Menschen die Achtung vor der weltlichen, hier vor der göttlichen Autorität und bietet ihm dafür dort Phantasiegebilde, die sich nie verwirklichen lassen, hier „Aufklärung“ und das Feuer des Zweifels, das alles Ideale in uns verbrennen soll und muß, um uns dann als Verzweifelte in dem Schwefeldunst der „reinen“, richtiger gesagt, tierischen „Menschlichkeit“ erstickt zu lassen.

Freilich — und das ist unser Trost — giebt es auch noch Gott Lob eine Menge Vereinigungen, aus deren Veranstaltungen wir, wie ehedem unsere Altvordern Begeisterung und neue Schaffenskraft schöpfen. Ich erinnere nur an unsere katholischen politischen und wirtschaftlichen Vereine und besonders auch an unsere Katholikenversammlungen.

Der Zug der Zeit, Vereinigungen zu bilden, hat nun auch diejenigen nicht verschont, die fern vom politischen Leben stehen, die Frauen! Namentlich am Ende des vergangenen Jahrhunderts ist eine mächtige Frauenbewegung entstanden, die freilich im Uebereifer oft über das Ziel hinausschoß und dadurch der Sache mehr schadete, als nützte. In den letzten Wochen haben mehrere Frauentage stattgefunden und gerade deshalb mag sich mancher, der bisher diese Bewegung mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelte, näher mit der Frage, ob es zweckmäßig ist, daß die Frauen in die Öffentlichkeit treten, beschäftigen haben. Die Meinungen hierüber gehen oft recht weit auseinander. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß das Arbeitsfeld der Frau in erster Linie die Häuslichkeit, die Familie ist. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß die Frau sich nur um Dinge kümmern soll, die zwischen den „vier Pfählen“ vorgehen. Nein, gerade wir Katholiken brauchen die Frauen auch im öffentlichen Leben. Da giebt es eine bescheidene Blume zu hegen und zu pflegen: Die christliche Caritas. Wie viel Gutes und Segenreiches können auf diesem Gebiete unsere Frauen erreichen, wie sehr können sie sich hier, im öffentlichen Leben betätigen! Und nicht nur die Frauen, auch die Töchter, namentlich die der besseren Stände finden hier ein Arbeitsfeld, einen Weinberg, in dem die Ernte groß, die Zahl der Arbeiter aber noch klein ist. Ueber alledem dürfen wir aber nicht vergessen, daß alle Bestrebungen und Bemühungen nur dann vom rechten Erfolg begleitet sein werden, wenn sie neben dem mit der Zeit „Vorwärtstreben“, auch das für die Ewigkeit notwendige „Aufwärtsschauen“ verbinden. Eine katholische Frau, ein katholisches Mädchen, die beides beachten, ist „modern“ im angenehmsten Sinne des Wortes und ein Mann, der eine solche „moderne Frau“ sein eigen nennt, von dem gilt der alte, wahre Spruch:

Dem ein gut Weib beschert,
Wo er im Lande sich lehrt und fährt,
Der muß sein ein selig Mann,
Der sich mit Ehren rühmen kann.

Alle Kleider.

Berliner Skizze von Gustav Hochstetter.

Ich finde, daß du, lieber Leser, von uns modernen Feuilletonisten viel zu sehr verwöhnt wirst.

Entweder —: wir brennen das mehr oder minder brillante Feuerwerk unseres Witzes auf unsere alleinige Rechnung und Gefahr vor Dir ab, oder —: wir schildern Begebenheiten aus dem Leben dritter Personen in einer Weise, die geeignet ist, dich zu unterhalten. Aber du? Du sitzt bei alledem gemächlich in deinem Lehnstuhl und tust weiter nichts, als vor deinen wohlgenügten Augen die Reihe der von uns mit Schweiß und Geist geordneten Buchstaben allgeruädigt vorüberziehen zu lassen.

Ja; das kann dir so passen!
Ich sage dir aber, daß ich's satt habe, dich so zu verwöhnen. Du sollst einmal heraus aus deinem Großvaterstuhl! Zwar, mein Lieber, du wirst so freundlich sein, dich allerhöchsteigenhändig in den folgenden Zeilen in Aktivität zu setzen. Wir kehren jetzt den Stuhl um: Ich sitze in dem Lehnstuhl und sehe gemächlich zu, wie du mir deine ergötlichen Sprünge vormachst.

Zunächst wirst du so liebenswürdig sein, dich lustwandelnd die Friedrichstraße entlang zu bewegen. Du nicht so, als ob dir das schwer fiel. Du bist Junggefelle und — wenn schon Treuen im Allgemeinen menschlich ist, so wird ein kurzes Umherirren auf der Friedrichstraße wohl auch nicht zu den unzehnhundert Dingen zählen.

An der Ecke der Mohrenstraße siehst du einen Herrn von schlichter Gewandung und bescheidenen Manieren stehen, der dir das Wort zulüftert, das die Ueberschrift dieser Zeilen bildet und das — du siehst, wie ich dich kenne! — das dich verleitet hat, dieses Feuilleton ausnahmsweise nicht zu überschlagen —: „Alte Kleider!“

Es fällt dir auf, daß die Stimme des schlicht gekleideten Mannes um zwei Grade weniger unsympathisch klingt, als diejenigen Stimmen, die dir sonst dies Wort zuzulüftern pflegen. Und da du tatsächlich zu Hause einen Sommeranzug vom vorigen Jahr und einen Gehrock-Auzug älteren Datums hängen hast, die zwecklos den Platz im Schrank wegnehmen, kehrt du nach fünfzig Schritten um und eröffnest dem Manne deiner Sympathie diese freundige Kunde.

* * *

Eine halbe Stunde später liegst du behaglich ausgestreckt auf deiner Chaiselongue und rauchst eine Postanillo. — Wie? — Eine Khyazi? — Mir auch recht! Türkei oder Rußland — mir gilt's gleichviel, da ich ja kein Mazedonier bin, sondern Berliner und nebenbei Kosmopolit.

Ein bescheidenes Klopfen.

Du springst auf, setzt dich vor deinen Schreibtisch und nimmst ein Zeitungsblatt in die Hand. Das macht sich besser.

„Herein!“

Der Mann deiner Sympathie — oder genauer gesagt: seine Nasenspitze — erscheint in der Türspalte.

„Gestatten der gnädige Herr?“

Der gnädige Herr gestatten.

Die beiden Anzüge, vermehrt um eine nicht ganz einwandfrei rot-geputzte Weste, liegen glatt übereinander auf dem Stuhl, nach dem dein Zeigefinger hindeutet. Der Mann deiner Sympathie nimmt jedes einzelne Stück, trägt es ans Fenster, da wo es am hellsten ist, und dreht und dreht. Er forscht, ob die Beinkleider am unteren Rand nicht durchgeschabt sind, er schaut zu, ob die Ellbogen nicht zu glänzen beginnen, er sieht nach, ob da, wo die Brustaufschläge einsehen, keine schadhafte Stelle zu bemerken ist. Mit umständlicher Gründlichkeit wendet er und dreht, und dreht und wendet. Bei dem Gehrock bemerkt du, daß dein Herz sich mitdreht, daß es sich dir im Leibe umwendet, wenn du mit ansehen mußt, wie dies seidengefütterte Kleidungsstück von profanen Händen gerade an seinen hellsten Stellen dem grellsten Lichte des Junitags ausgesetzt wird . . .

Jetzt beginnt der Kampf.

Der Mann deiner Sympathie will absolut nicht mit der Sprache herausrücken. Er will dir durchaus nicht eingestehen, welchen Wert er den pensionierten Hüllen Deines Jünglingsleibes beimißt. Er besteht darauf, daß du das erste Wort sprichst. Von diesem Beharren vermögen ihn keinerlei Vernunftsgründe abzubringen. Endlich beschließt du nachzugeben. Du gehst mit Dir zu Rate, welche Summe du ihm nennen willst. Du weißt genau, er wird dir dann die Hälfte bieten — aber es hilft nichts, du mußt heraus mit dem inhaltschweren Worte.

Da du — ich will dir auch einmal etwas Angenehmes sagen — ein anständiger Kerl bist, berechnest du gewissenhaft, welche Summe du in analogen Fällen erhalten hast, und nimmst dir vor, jetzt nicht mehr zu verlangen,

als du damals erhieltest. Und dann fassst Du Mut und sprichst das große Wort gelassen aus:

„Fünfzehn Mark.“

Die Wirkung ist eine furchtbare.

Der Mann deiner Sympathie scheint zunächst total zerschlagen und vernichtet, ungefähr so, als ob sich vor seinen Augen soeben der Untergang der Welt vollzogen habe und er allein auf dem Trümmerhaufen unseres Planeten übrig geblieben sei. Er ist vollständig wortlos. Erst nach und nach gewinnt er die Sprache wieder und bemüht sie dazu, dir klar zu machen, daß unter den sämtlichen zwei Millionen Einwohnern Berlins keine Seele zu finden sei, die ein derartiges Gebot annehmen könne.

Da es nicht das erste Mal ist, daß du einen abgelegten Gehrock weggibst, bleibst du verhältnismäßig kühl, worauf er dir — genau wie du es erwartet hast — acht Mark anbietet.

Du bleibst hart. Er bietet zehn — nicht ohne dich darauf aufmerksam zu machen, daß ein häufigerer Abschluß derartiger Handelsgeschäfte gleichbedeutend mit seinem kaufmännischen Ruin sei.

Du bleibst unerschütterlich. Er bietet zwölf, indem er dich dabei beschwört, dann wenigstens noch einiges abgelegte Schuhwerk und ein paar alte Hüte zuzulegen, eine Bitte, deren Erfüllung dir infolge von Requiritemangel schon technisch unmöglich wäre.

Du bleibst fest. Er bietet vierzehn und kärt dich darüber auf, wie es der reine nackte Leichtsinn von dir wäre, wenn du aus bloßer Halsstarrigkeit dies geradezu widernatürlich günstige Angebot unbenützt lassen wolltest.

Jetzt macht es dir Vergnügen, erst recht den Unerweichlichen zu spielen. Er bietet dir vierzehn Mark fünfzig und fügt hinzu, daß er dies nur deshalb tue, weil du eine ganz besonders vorteilhafte Figur hast und weil er deshalb darauf rechnen kann, die Sachen sehr bald weiter verkaufen zu können, — allerdings ohne einen Pfennig daran zu verdienen, wenn er nicht überhaupt noch Geld dabei zulegt.

Auch das zieht nicht. Im Gegenteil: durch das schrittweise Entgegenkommen sicher gemacht, erklärst du kurz und bündig:

„Nicht für vierzehn Mark und fünfundneunzig!“

Da seufzt der Mann deiner Sympathie schwer auf. Eine tiefe Wandlung vollzieht sich in seinem Innern — er gibt sich in sein Schicksal. Er ist geknickt wie eine Lilie nach dem Sturm. Er legt drei große, blaue, silberne Fünfmarkstücke auf deinen Schreibtisch. „Damit ich heute wenigstens mein Handgeld mach'!“ sagt er dabei . . .

Dann zieht er aus einer großen Rocktasche, deren Vorhandensein du nie geahnt hättest, ein riesiges schwarzes Tuch. Das breitet er auf dem Fußboden aus, legt die Kleider sauber darauf und wickelt alles zu einem Päckchen zusammen. „Fünfzehn Mark“, murmelt er dabei mit inniger Betrübniß, „dafür hab' ich einmal im Winter eine ganze Droschke voll Sachen gekauft . . .“ Dann aber heitert sich sein Gemüt wieder auf.

Er überreicht dir seine Karte und empfiehlt sich für später vorkommende Fälle.

Und, im Bestreben, dir zum Abschied eine Höflichkeit zu sagen, versichert er dir, während er schon die Türhinge in der Hand hält: „Ich komm' mit Vergnügen wieder zu Ihnen, wenn Sie mich brauchen. Ich hab' die Vente sehr gern, die gleich die richtigen Preise verlangen. Wenn Sie z. B. mehr gesagt hätten, wie fünfzehn Mark, so hätt' ich wirklich erst handeln müssen.“

Accent-Rätsel.

Marie, die junge blasse Näherin,
Schafft Tag für Tag um lärglichen Gewinn
Und gönnt sich kaum ins Freie einen Gang,
Trotzdem das Wort sie ist schon Jahrelang —
Der Arzt zum Bade rät. — Wie kann sie fort?
Sie ist ja — anders nur betont — das Wort!

Zweifelhige Charade.

Durch vieler Hände fleißig Regen,
Maschinen, Regen, Sonne auch,
Vor Allem doch durch Gottes Segen,
Ist sie in täglichem Gebrauch!
Die zweite bringt der kühle Abend,
Die schöne, heit're Sommernacht,
So köstlich frisch und herrlich labend,
Der Pflanze wird sie dargebracht!
Das Ganze eine Krankheit ist der Pflanzenwelt,
Vor allem sie dem Gärtner sehr mißfällt!

Alroftikon.

1, 2 find't in Sahara wohl,
Doch nie in der Oase.
3, 4 weist stets ein Vetter auf,
Doch niemals eine Base,
5, 6 birgt wohl das Sachsenland,
Doch nimmer Bayern, Baden,
7, 8 zeigt sich beim Ostel nur,
Doch nimmermehr beim Paten.
9, 10 kann niemals eine Fee,
Noch je ein Zwerg dir zeigen;
Doch ist es einem Recken stets
Und jedem Gecken eigen.
In Erfern, Hecken, Birken sind
Die 11 und 12 zu schauen,
Doch nie auf Blumen, nie im Wald,
Auf Beeten nicht und Auen. —
In einem ganzen Worte dann
Die Zeichen all verbunden:
Nacht's Sonntags dir als Zeitvertreib
Entschwinden schnell die Stunden.

Rätselstichon.

Allen bin ich bekannt, manch' Drama hab' ich
gedichtet.
Wendert zwei Zeichen man um, werd' ich zur
Waffe sogleich.

Auflösung aus voriger Nummer.

Diamanträffel: Pfingsten, P., Ufa, Reise,
München, Pfingsten, Persien, Itis, Jes, A.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Sonntag, 4. Oktober. Achzehnter Sonntag nach Pfingsten. Rosenkranzfest. ● Dominikaner-Klosterkirche: Von Samstag nachmittag an bis Sonntag abend können die Gläubigen nach würdigem Empfang der hl. Sakramente, so oft einen vollkommenen Ablass gewinnen, als sie die Rosenkranzkapelle besuchen und dort auf die Meinung des hl. Vaters beten. Während des Monats Oktobers ist jeden Abend nach dem Komplet Rosenkranzandacht mit sakramentalem Segen. ● Franziskaner-Klosterkirche: Fest des hl. Franziskus v. Assisi. Morgens um 5 Uhr ist Aussetzung des Allerheiligsten. Im übrigen ist die Gottesdienstordnung Vormittags wie an den gewöhnlichen Sonntagen. Der Segen mit dem Allerheiligsten wird nach dem feierl. Hochamte um 9 Uhr gesendet. Nachmittags ist um 1/3 Uhr Versammlung der Mitglieder des 3. Ordens mit kurzer Predigt und Einleitung, um 1/4 Uhr feierliche Vesper, darauf Festpredigt. ● Herz Jesu-Kloster: Morgens 7 Uhr Hochamt, Nachmittags 1/4 Uhr Predigt und Andacht. ● Karmeliten-Klosterkirche: Während des Monats Oktobers ist in dieser Kirche die Rosenkranz-Andacht Morgens um 6 Uhr. ● Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.

Montag, 5. Oktober. Placidus, Abt † 546. ● Clarissen-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr Hochamt zu Ehren der Königin des hl. Rosenkranzes.

Dienstag, 6. Oktober. Bruno, Ordensstifter † 1101.

Mittwoch, 7. Oktober. Sergius, Martyrer † 303.

Donnerstag, 8. Oktober. Brigitta, Witwe † 1373. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt, Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den christlichen Mütterverein.

Freitag, 9. Oktober. Dionysius, Bischof und Martyrer † 272.

Samstag, 10. Oktober. Gereon, Martyrer † 286



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinen Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Ahermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Oefen und das Rastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Reichhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitmahl ist zwar bereit, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen und er sah dafelbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhabst? Er aber vertumulte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Papstum und Kirche.

11.

Ein Reich ist die Kirche, denn sie umfaßt nicht, wie eine Familie oder eine bloße Gesellschaft, nur einen engen Kreis: sie umfaßt viele Millionen; sie erstreckt sich nicht etwa nur über das eine oder andere Land, sondern ihre Grenzen sind die Weltgrenzen; in der Kirche schaltet und waltet man nicht nach Willkür und Laune, sondern es sind heilige Vorschriften, es sind göttliche Gesetze, denen die Glieder dieses Reiches gehorchen.

Ein anderes Mal nennt der göttliche Heiland Seine Kirche ein Königreich: Christus Selbst ist der König, der sie segnend regiert, der unsichtbar durch Seinen sichtbaren Stellvertreter die Einheit wunderbar erhält, der durch die Apostel und deren Nachfolger Seine Heilsgaben austheilt.

Ein Himmelreich nennt der Herr im heutigen Evangelium Seine Kirche, denn für den Himmel arbeitet sie, zum Himmel führt sie. Auf den Himmel weist sie hin als auf das Ziel, dem alle ihre Bestrebungen gewidmet sind, und verheißt dort ewige Triumphe allen denen, die hier auf Erden schon wandeln ähnlich, als wie im Himmel.

„Kommt zur Hochzeit“ ruft seit Petri Tagen die Kirche im Namen Jesu den Völkern und Nationen zu. „Kommt zur Hochzeit“, hatte der Erlöser einst selber den Juden zugerufen, und wie gleichgültig, wie feindselig waren sie Ihm entgegen getreten! Ihr Hochmuth war gekrönt: will der „Zimmermannsohn“ von Nazareth weiser sein, als wir? Will er gar mehr sein, als Abraham,

Moses und die Propheten? Ihre Selbstsucht war verkehrt, denn in dem Maße, wie die Kirche Jesu sich erhob, fiel ihre eigene (jüdische) Lehre und damit ihr eigenes Ansehen beim Volke. Aus dieser Blindheit kamen sie aber nicht heraus; denn wo der Buchstabe herrscht, kann der Geist nicht siegen. Darum stießen sie die Apostel, die „Knechte“ des himmlischen Königs, aus ihren Synagogen, aus ihrer Gemeinschaft; ja, sie vermeinten ein gottgefälliges Werk zu tun, wenn Sie die Voten des Evangeliums töteten! So erfüllte sich buchstäblich das prophetische Wort des Herrn: „Es wird die Stunde kommen, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird“ (Joh. 16).

Solcher Feinde Christi und Seiner heiligen Sache hat es nicht nur unter den Juden einst in großer Zahl gegeben: es gibt ihrer auch recht Viele gerade in unsern Tagen. Duldsamkeit auf der Zunge und Haß im Herzen — Liebe im Wort und Feindschaft in der That; dabei bedienen sie sich mit Vorliebe der gefährlichen Waffen der Lüge und Verläumdung. Sie scheuen sich nicht, öffentlich die Heerde aufzurufen wider den Hirten; sie verfolgen die Kirche gerade in ihren treuesten Vertretern; sie schmähcn katholische Glaubenslehre als eine Schwachheit, die gewissenhafte Beobachtung religiöser Vorschriften als Knechtsinn, den wahren Bet- und Andachtsinn als Kopfhängerei und Schwärmerei. In Gege wart von Leuten dieser Art dürftest Du Dir, lieber Leser, wohl vieles erlauben, was gegen Recht und Sitte, was gegen Ehre und Treue verstößt; dürftest den abgezeichneten Irrthümern

Kirchenkalender

- Sonntag, 11. Oktober.** Zwanzehnter Sonntag nach Pfingsten. Bruno, Bischof von Köln † 965. Emil, Evangelium Matthäus 22, 1-4. Epistel: Ephefer 4, 23-28. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation. Nachmittags 6 Uhr Predigt, darnach Rosenkranz-Bruderschaft und feierlicher Umzug. Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Patrocinium des hl. Donatus, 1/8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr feierliches Hochamt und Festpredigt; Nachmittags 4 1/2 Uhr Komplet. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 12. Oktober.** Maximilian, Bischof und Martyrer † 234. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft.
- Dienstag, 13. Oktober.** Eilmann, Mönch † 703.
- Mittwoch, 14. Oktober.** Kallistus, Papst und Martyrer † 222.
- Donnerstag, 15. Oktober.** Theresia, Jungfrau † 1582.
- Freitag, 16. Oktober.** Gallus, Abt † 646.
- Samstag, 17. Oktober.** Hedwig, Wittve † 1243. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr heilige Messe mit sakramentalischem Segen.

huldigen, dürftest dich zu den Grundsätzen des Muhamedanismus bekennen: man wird es nicht nur dulden, sondern auch großmütig Vieles entschuldigen oder gar zu rechtfertigen suchen mit der „Gewissensfreiheit“ — aber den katholischen Glauben in Wort und Tat bekennen, den Papst als sichtbaren Stellvertreter Gottes ehren, die christlichen Grundsätze im Sinne und Geiste der Kirche Gottes verfechten ohne Menschenfurcht: nein! lieber Leser, das vermag man mit der modernen „Gewissensfreiheit“ nicht in Einklang zu bringen! Dagegen muß gekämpft werden im Offenen und im Geheimen, mit allen Waffen, mit allem Klugzeuge, das irgend zu Gebote steht. So war es und so wird es bleiben bis zum Ende der Tage, denn der Herr hat es vorausgesagt! Wer aus uns darf sich also beirren lassen, zumal da derselbe Herr auch jenes herrliche Trostwort gesprochen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden um Meinetwillen! Freut euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!“ (Matth. 5.)

In diesem Tränental wird aber auch stets eine Stimme gehört werden, die weder Irrtum noch Leidenschaften je zum Schweigen bringen können, — eine Stimme, um die Betrübten zu trösten, die Verfolgten zu ermutigen und aufzurichten, die Verfolger der Kirche zu brandmarken: die Stimme des Statthalters Jesu Christi in Rom! Wer denkt hier nicht unwillkürlich an jene berühmte Begegnung zwischen dem russischen Kaiser Nikolaus I. und dem Papste Gregor XVI. (1830—1846)? Auf der einen Seite der herrschgewaltige Kaiser, der Gebieter von halb Europa, der mit einem Stolge, welcher in Rom heute noch nicht vergessen ist, die Treppe des Vatikans hinaufstieg und in diesem seinem Stolge vergessen hatte, daß er der tyrannische Verfolger der armen Katholiken Polens war — auf der anderen Seite ein demütiger, schwacher, lebensmüder Greis! Aber was war dem stolzen Machthaber geschehen, daß er so niedergeschlagen und totentbläht die päpstlichen Gemächer wieder verließ? Er hatte, lieber Leser, zum ersten Male in seinem Leben jene Stimme vernommen, die vor allem berufen ist, der ewigen Wahrheit Zeugnis zu geben, — jene Stimme, die inmitten der Vöge und Ungerechtigkeiten berufen ist, im Namen Gottes für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit mit apostolischem Freimuth einzutreten! — Und wer erinnert sich nicht der apostolischen Stimme des hochseligen Papstes Pius IX., zumal in den 70er Jahren, als in unserem deutschen Vaterlande die Kirche und ihre Hirten so hart bedrängt waren? Stund Pius uns Katholiken in jenen Tagen etwa teilnamlos gegenüber? Gab es einen bedrängten Bischof, der von ihm nicht in der liebevollsten, in einer wahrhaft väterlichen Weise getröstet und ermutigt wurde? Seine Stimme — wir meinen sie noch jetzt zu hören — tönte durch die ganze Welt!

Heute, lieber Leser, hat die Kirche namentlich in dem schwergeprüften Frankreich die Feuerprobe zu bestehen. Stets wird der Nachfolger Petri dastehen, sie zu trösten, zu stärken, mag er den Namen Leo tragen, mag er Pius heißen — getreu dem Worte, das der göttliche Stifter einst an den ersten Papst, den hl. Petrus, gerichtet: „Du aber stärke deine Brüder!“ (Luk. 22.)

Welche Erhabenheit des apostolischen Amtes! Die rügende und strafende Autorität wird stets gemäßigt sein durch die klagende und flehende Liebe, denn es ist der Herr Selber, der durch Seinen Statthalter redet.

Halt rein den Mund — das Haus — das Herz

Halt rein den Mund
In jeder Stund;
Unnützes Wort,
Schnell ist es fort;
Zu ändern geht's,
Geschäftig stets,
Facht Zant und Streit,
Sät Gram und Reid;
Niemanden frommt's!
Dann wieder kommt's
In Dir zurück;
Mit Feindestrück!
Fällt es Dich an,
Als schlechten Mann
Macht es Dich kund.
Halt rein den Mund!

Halt rein das Haus!
Neh' tüchtig aus!
's n'rgend mehr
Ein Ort wie der!
Es macht Dich so
Kein and'rr froh
Und gibt Dir Ruch!
Nichts birgt so gut
In Rot und Schmach
Als eignes Dach.
Unnäher Gast
Macht Dir verhasst,
Was sonst Dir wert;
Von Bett und Herd
Treibt er Dich aus.
Halt rein Dein Haus!

Das Herz halt rein!
Laß nicht hinein
Was schmeichelnd naht
Auf trummem Pfad.
Unnütze Lust
In deiner Brust,
Mein von Gestalt,
Groß wird sie bald.
Und wie sie schwillt,
Dein Herz erfüllt:
Kein Platz bleibt mehr
Für Treu' und Ehr'.
Dann mit der Zeit
Wird Lust und Leid,
In bitterm Schmerz,
Halt rein Dein Herz!

Flanderei.

Das laufende Jahr hat seinen dritten Boten, den Herbst, bereits in's Land geschickt. Mit freundlichem Gesicht hat er die Reise angetreten, aber gar bald verfinsterte sich seine Miene und während er gegen Ende des verlossenen Monats noch einmal der ganzen Fülle der immer mehr und mehr absterbenden Natur mit Sonnenglanz überflutete, gebärdet er sich jetzt wie ein Raider. Mit dem Sturmwind jauchzt und reißt er die letzten dünnen Blätter von den Ästen der Bäume und wehe dem Bäumlein, das verlassen, einjam draußen auf dem Felde steht. Unbarmherzig rüttelt und schüttelt er es, und treibt mit ihm so lange sein grausames Spiel, bis er es entwurzelt oder sein Stämmchen zertrübt hat. Den Sturm läßt er dabei gar oft mit dem Regen wetteifern. In wilder Hast schlagen die Regentropfen an die Fenster Scheiben, hinter denen die Menschenkinder mit trüben Gesichtern Grillen fangen, oder über das „schlechte Wetter“ schimpfen. Bruder Herbst hat darüber aber seine größte Freude, denn er weiß, was den armen Menschenkinder eigentlich auch klar sein müßte: Sie können doch nicht's daran ändern! Für solche unabänderliche Dinge giebt es eben nur ein Universalmittel, das heißt: Geduld.

Die stürmischen Herbsttagen scheinen auch auf gewisse Leute ermutigend gewirkt zu haben. Da hat man erst neulich in Ulm auf der Tagung des evangelischen Bundes Sturm gelassen und jetzt erbrausen von Hamburg her die Wetter gegen den Fels der schon so vielen Stürmen Trost geboten hat. Die „Friedenspastoren“ rufen wieder einmal mit lauter Stimme zum Kampf gegen die katholische Kirche auf. In Ulm hat man das Papsttum als den gefährlichsten Feind Deutschlands

bezeichnet und auf der Gustav Adolfs-Versammlung in Hamburg hat man den Wunsch bescheiden Ausdruck gegeben: Der Geist, der vor acht Tagen im Ulmer Münster aufgestammt sei, möge auch dem Norden zugute kommen, wie der Gustav-Adolf-Verein zusammen mit dem Evangelischen Bund die Kampfesgedanken verbreite, mit denen der Protestantismus das Feld behaupten müsse. Dieselbe Kampfesstimmung hat auch die Delegiertenversammlung des evangelischen Arbeiterbundes, welche kürzlich in Herne stattfand, beherrscht. Dort wurde betont, daß man die Worte des evangelischen Pastors Weber in M. Gladbach: „Zwischen Rom und Wittenberg entscheidet Gott“ nicht unterschreiben könne, d. h. doch mit deutlicheren Worten, daß man den Frieden nicht will. Wie könnten auch die „hellen“ Bundesbrüder, den Haß gegen die „finsternen“ Katholiken lassen! Der Haß gegen Rom ist ja die Maner, an der sich das Schlinggewächs des evangelischen Bundes anfrankt. Wir wollen gern die „Finsternen“ sein, solange unserer „finsterner Standpunkt“ sich mit dem des wahren Christentums deckt. Und deshalb kann uns auch nicht rühren, was in der Schlussversammlung des evangelischen Bundes in Ulm gesagt wurde: „Wir haben das herrliche Münster in glänzender Beleuchtung gesehen. Der Kölner Dom ist noch finster und dunkel. Aber wenn unser Volk in diesem Sinne sich entschloße, würde auch der Kölner Dom im hellsten Lichte erstrahlen und unsere Eitel würdend erleben, daß, wie vorhin im Münster, so auch im Kölner Dom gesungen würde: Eine feste Burg ist unser Gott!“

Mögen die Protestanten diese „deutsche Marschkantate“, wie schon vor fünfzig Jahren ein Protestant das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ nannte, in ihren Kirchen singen und sich des Lichtes freuen, das der evangelische Bund ihnen anzündet; wir wehren's ihnen nicht. Mögen sie der katholischen Kirche den Fehdehandschuh von neuem zu Füßen werfen, sie wird ihn auffangen und mit den Waffen der Wahrheit den angezwungenen Kampf kämpfen. Und in diesem Kampfe müssen wir als ein tapferes Kreuzritterheer ihr treu zu Seite stehen bis der eine uns der abruft, der in Wahrheit den „Kampf zwischen Rom und Wittenberg“ entscheiden wird.

Süßnerjagd.

Saison-Flanderei von E. v. Langfeldt.
In den Schaufenstern der Wild- und Delikatessenhändler liegen jetzt wieder die graubraunen Vögel mit dem braunroten Brustfleck zu Duzenden aus — die von dem eifrigen Jagdliebhaber sehnelichst erwartete Jagd auf Rebhühner ist seit kurzem wieder geöffnet. Die Freude unserer Jäger ist eine um so größere, als für die meisten die Jagdzeit mit dem Schluss der Niederjagd auf Hasen und Hühner eine nur zu lange Unterbrechung erleidet, sind doch viele von ihnen gezwungen, Hund und Flinte bis zur Wiederöffnung der letzteren, wenn die Wiesen gemäht und die Felder abgeerntet sind, feiern zu lassen.

Wir wollen uns zunächst ganz kurz mit der Naturgeschichte unseres Wildes beschäftigen, da wir dieselbe wohl nicht als allgemein bekannt voraussetzen dürfen. Das Rebhuhn gehört zu der Familie der eigentlichen Hühner und es gibt verschiedene Arten derselben: vor allen Dingen nennen wir das nur in Mittel-Europa und einem Teile Asiens heimische, allgemein bekannte graue oder gemeine Rebhuhn (*Pardix cinerea*), welches am liebsten und am häufigsten in gut angebauten Feldern der Ebene oder des Hügellandes mit in der Nähe befindlichen Gebüsch oder Wald seinen Aufenthalt nimmt, sich von Getreide, Samen, Gras- und Kräuterstängeln, Wachholderbeeren, Gewürm und Insekten nährt und zu

den harmlosesten, unschädlichsten Tieren gehört. Es ist ein hübscher Vogel von 30-36 Centimeter Länge, dessen Federn auf dem Rücken aschgrau mit rostfarbigen Querbändern und schwarzen Zickzacklinien versehen sind, während die Flügel mit kastanienbraunen Flecken und gelben Strichen versehen, Brust und Bauch mehr grau, mit schwarzen Strichen untermischt sind. Das Männchen hat auf der Brust einen großen, hufeisenförmigen, rotbraunen Fleck, den man Schild nennt, das Weibchen hingegen nur einzelne rotbraune Flecke; die jaugen sehen mehr grau aus. Die Paarung findet im Frühjahr statt. Mitte oder Ende April bereiten die Weibchen im Getreide, in Gehäusen oder auf Wiesen ein kunitloses Nest, aus trockenen Grasshalmen und Stroh, in welches sie 10-14, oft sogar 18 Eier von graubräunlicher Farbe mit dunkleren Tupfen legen, aus denen schon nach 3 Wochen die Jungen auskriechen, um sofort nach dem Auskriechen den alten zu folgen; nach Verlauf von zwei weiteren Wochen beginnen sie schon zu flattern, erneuern mehrmals ihre Flügel und wachsen überhaupt sehr rasch, bis sie im September vollständig ausgewachsen sind und die braunen Flecke auf der Brust bekommen. Sie bleiben bis zum nächsten Frühjahr bei den Alten und bilden mit diesen ein Volk oder eine Kette, Schaar, welche sich stets dicht beisammen hält.

Was nun die Jagdmethode anbetrifft, so wollen wir zunächst bemerken, daß die Stunden von 8 bis 11 Uhr am Vormittag und nach 3 Uhr am Nachmittag die geeignetsten zur Ausübung der Hühnerjagd sind. Wenn am Morgen der Tau noch auf dem Gras ruht, dann ist dem Hunde das Auffuchen der Hühner erschwert, und in den Mittagsstunden, wenn die Sonne heiß brennt, ist es sowohl für den Jäger wie für den Hund keine Kleinigkeit, die Jagd auszuüben. Im allgemeinen wollen wir verraten, daß der Jäger die Hühner zu trockener Zeit an kühlen, zu nasser Zeit an trockenen, höher gelegenen Stellen sucht. Meistens werden die Hühner auf der Suche hinter dem Vorstehhund geschossen. Da ist es ganz zweckmäßig, wenn zwei Jäger hinter einem Hund suchen. Der rechts gehende Jäger schießt auf rechts, der links gehende auf links abstreichende Hühner. Blindlings in den Haufen hineinzuschießen, ist durchaus zu verwerfen, bringt auch in den allermeisten Fällen keine Resultate. Laufen die Hühner vor dem Hund, dann pfeift der Jäger diesen zurück und sucht ihnen in einem Bogen nahe zu kommen. Vielsach nimmt der Jäger einen größeren Knaben mit auf das Jagdrevier. Dieser bezieht einen hoch gelegenen Punkt, von welchem aus er sehen kann, wo die aufgeschuchten Hühner wieder einschlagen. Dadurch wird dem Jäger manches mühevollt Suchen erspart. Nicht alle Kugeln treffen, und nicht jedes beschossene Huhn wird getroffen. Manches Huhn kommt aber nur schwer verwundet davon. Der erfahrene Jäger weiß aber gleich, ob ein Huhn verwundet ist oder nicht. Wenn ein beschossenes Rebhuhn senkrecht in die Höhe steigt, dann ist es am Kopf verwundet und es fällt bald verendet zu Boden. Ist es tödlich angeschossen, dann kann man sehen, wie es sichtbar zusammensinkt; langsam und schwer folgt es den anderen noch eine Strecke, dann fällt es nieder und das Leben ist aus ihm entflohen. Es kommt auch vor, daß ein getroffenes Huhn schräg in die Höhe steigt, die Beine dabei hängen lassen. Es ist weidwund, d. h. ein Korn oder mehrere Körner haben seine Eingeweide verletzt; das Huhn fällt als bald tot zu Boden. Oftmals sieht man, daß das beschossene Huhn beim Davonspringen ein Bein oder beide Beine hängen und hin- und herschleudern läßt. Es ist dann an den Beinen vermindert. Es fliegt meistens weit fort, kann nicht wieder auffliegen, auch nicht laufen. Findet der Hund dasselbe nicht auf, was nicht immer leicht ist, so kommt das Huhn eiliglich um. Ist das Huhn am Flügel ver-

wundet, so fällt es schräg zur Erde nieder, läuft dann aber schnell davon. Ist es nur wenig vom Schrot gestreift, dann fliegt es mit den anderen Hühnern fort. Wer noch kein erfahrener Jäger ist, der hüte sich vor dem übereilten Schießen. Man hat wirklich in den allermeisten Fällen genügend Zeit zum Zielen. Die erste Regel ist mit offenem Auge zu schießen. Spitz von vorn auf das Huhn zu schießen, ist der schwierigste und unsicherste Schuß. Am leichtesten ist es, das Huhn im Nachschießen zu treffen. Beim Dreitschießen muß man selbstverständlich etwas vorhalten.

Das Rebhuhn hat sich die vollste Hochachtung nicht bloß der Jäger, sondern auch der Gastronomen zu erwerben gewußt. Klein und doch ausgiebig, zart und doch kräftig, saftreich und doch nicht fett, bildet das Wildpret einen Königsbissen, der sich mit Ehren neben der Baccanine und selbst der Mittelschweife sehen lassen kann. Das Rebhuhn darf sich daher auch der innigsten Teilnahme manches gekrönten Hauptes rühmen. Schon Ferdinand I. von Oesterreich wußte herauszuschmecken, ob das Tier auf der Jagd erlegt oder erst nach mehrtägiger Gefangenschaft getötet worden, und sogar Friedrich Wilhelm I. von Preußen besaß wenigstens dem Rebhuhn gegenüber soviel Takt, daß er die Heimat des Wildprets, ob Preußen, die Mark oder Cleve, fast augenblicklich am Geschmack erkannte; die preussischen galten ihm für die besten, die clevischen für die minder guten. Das Sprichwort hat die hohen Tugenden des Rebhuhns nicht übersehen. „Toujours perdrix“ (alle Tage Rebhuhn) ist zur stehenden Bezeichnung für den höchsten Grad des Wohllebens geworden, dem aber der Reiz der Abwechslung fehlt.

Wenn Frauen Prinzipien haben.

Humoreske von S. Palm.

„Kadela ist das Unweiblichste, was eine Frau in meinen Augen tun kann, Malwe.“
„Ansprüche, mein Lieber, Kleinliche noch dazu.“
„Malwe! Nun wir wollen darüber nicht streiten. Aber nicht wahr, Du wirst vernünftig sein und die Idee aufgeben?“
„Fällt mir garnicht ein — teurer Werner.“
„Und ich sage Dir, Du wirst es doch tun. Ich habe weibliche Sportarten. Ich bedanke mich ergeben für eine Braut und Gattin, der ihr Sport schließlich über Verlobten und Gatten geht.“
„Bon! So wären wir also quitt. Was reden wir da noch lange miteinander?“
„Malwe ist es möglich!? Geht dir denn die Kadellei über das Glück deines Herzens?“
Die Befragte wandte sich ab, damit der Bräutigam nicht die aufquellenden Tränen bemerke. Trögig legte sie den hübschen Krauskopf in den Nacken.
„Hier handelt es sich für mich um eine Prinzipienfrage.“
„Und die lautet?“ Klang es gereizt zurück.
„Die lautet: Ich opfere ein harmloses Vergnügen nicht der Schärfe eines Herrn Werner Jarjen.“
„Ist das dein letztes Wort?“
„Nein letztes.“
„So — — müssen wir uns trennen.“
„Gut, trennen wir uns, mein Herr.“
Schweigen. —
Er sah finster zu Boden, sie zum Fenster hinaus.
Da schob sich durch die Portiere ein Kopf, auf dem eine Studentenmütze verwegen genug saß.
Hinter einem Kneifer blitzte ein helles Augenpaar listig über das Paar hin.
„Aha, schon wieder Rückenansicht? Ist's wegen der Strampelerei? Na, dann verehrter“

Schwager, seien Sie mal wie immer der Klügere und küssen den bräutlichen Pantoffel.“

„Ich will mit dem Herrn nichts zu tun haben, hörst Du nicht, Gustav?“
„Ich höre wohl, allein mir fehlt der Glaube. Gar auf dem Siezfuß?“
Malwe Berger rührte sich nicht und auch Herr Jarjen begnügte sich damit nicht, empört davonzulaufen, vielmehr sein hübsches Schnurrbärtchen zu maltrattieren.
„Kinder, nun seid aber nicht so ungemütlich! Kommt her, Malwe, sei nicht so Mädel. Gott, wenn ihr Mädels doch nur einsehen wolltet, wie viel weiter ihr mit ein bisschen Entgegenkommen kommt!“

Die Schwester wandte sich zornrot zu ihm herum.
„O, Du Weltweiser! Werde doch erst trocken hinter den Ohren; bist noch nicht über den Fuchs hinaus.“
„Werde nicht ausfallend, teuerste Schwester. Zu dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung, sagt Goethe. Man könnte es variieren: Zu schmeicheln lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung. Denn Käzchen oder Kazen seid Ihr alle.“

Malwe trat vor den Bruder hin und stampfte mit dem Fußchen. „Billst Du mich reizen?“

„Behüte der Himmel mich davor! Denn das Schrecklichste der Schrecken, das ist...“
„Ach, laß doch Deine albernsten Zitate!“
„Erlaube Schnuckchen!“
„Ich bin nicht Dein Schnuckchen.“
„Hör mal, kleine Kragsbürtige, Du verstiehlst Dich wohl in den Personen?“

„Du hättest uns ja in Ruhe lassen können.“
„Undank ist der Welt Lohn. Ich kam, Euch zu versöhnen.“
„Das hast Du garnicht nötig. Bilde Dir nur nicht ein, daß wir uns zanken.“
„Verr, das Mädchen da fängt an, mir fürchterlich zu werden. Servus Schwager, hatten Sie die Ohren steif und nehmen Sie sich in Acht, das Käzchen hat Krallen.“

Lachend, ein Liedchen trällernd, ging er davon. Ob des Herrn Studios Ermahnungen doch nicht auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen waren?
Langsam wie in Selbstüberwindung, näherte sich Malwe dem Verlobten.
„Billst Du nun vernünftig sein, Werner?“
„Sei Du vernünftig.“
„Wenn Du damit das Aufgeben meines neuesten Sports meinst, so hast Du Dich eben verrechnet. Ich habe meine Prinzipien.“

„Ich auch.“
„So wären wir ja wieder auf demselben Standpunkt.“
„Das scheint so.“
„Mit Dir ist keine Verständigung möglich.“
„Nein, mit Dir nicht!“
„Wann hätten Frauen auch Logik!“
„Bitte klug es spitz herüber, damit imponiere Anderen. Und jetzt wären wir wohl am Ende.“
„Allerdings!“
„Adieu!“
„Adieu!“

Krachend flog die Tür hinter dem Davonstürmenden in's Schloß. Schluchzend sank Malwe auf den nächstbesten Stuhl. Wirklich, er hatte es übers Herz gebracht, so von ihr zu gehen, im Zorn — — das Ungeheuer. Aber — sie sprang jäh auf und trocknete sich energisch die Tränen — ihren Sport gab sie doch nicht auf — und wenn sich die ganze Welt auf den Kopf stellte.

„Du Feltz“, sagte Malwe's Mutter zu ihrem Gatten, „das Kind kann mich doch dauern. Der Werner hat sich diese ganze Woche noch nicht sehen lassen.“
Der Sanitätsrat brummte.
„Ja, ja, die Männer“, seufzte seine Frau anzüglich, „nicht die Kleinste, harmloseste Freude gönnen sie den Frauen. Wenn die“

Eine ein neues Kleid haben, eine Andere radeln will, so tun sie, als sei das ein Verbrechen.“

Der Herr Gemahl neigte sich tiefer über seinen ärztlichen Bericht.

„Das Kind dauert mich wirklich,“ begann die mitleidige Mutter mit Ausdauer von Neuem.

Nun aber wurde der Hausherr lebendig. „Bedauere sie bitte, soviel Du willst, darin stört Dich kein Mensch; aber bedaure sie bitte im Stillen, teuerste Berta. Du siehst, ich bin beschäftigt!“ sprach's drehte sich mit einem Knick auf seinem Stuhl herum und vertiefte sich in seine Arbeit.

Frau Berta aber seufzte: „So sind die Männer, rücksichtslose Egoisten, die nur an sich denken. Mein armes Kind!“

Man konnte nicht gerade behaupten, daß Werner Zarsen bei seinem jetzigen Zustand recht wohl zu Mut war.

War er nun eigentlich noch verlobt oder war er es nicht?

Den blanken Goldreif trug er ja noch am Finger, dennoch schwebte er immer in der Angst, irgend ein Bekannter könne ihn verwundert fragen:

„Nanu, sind Sie etwa schon wieder verlobt? Ihre Verlobung mit Fräulein Malwine Berger ist doch erst vor 8 Tagen aufgehoben worden!“

Ihm wurde bei dem bloßen Gedanken heiß und kalt.

Seine Verlobung aufgehoben, seine Malwe für ihn verloren und das alles um so ein dummes Rad.

Er hatte eine wahre Vernichtungswut gegen Alles, was Fahrrad und Radfahrersport hieß.

Eines Tages ging er über die Promenade. Da hörte er hinter sich Klingeln. Natürlich so ein gottverfl. . . Radfahrer!

Vor ihm her gingen zwei Herrn. „Parblou, die kleine Berger — macht sich fiesch auf dem Rad.“

Werner Zarsen starrte der Radlerin mit offenem Munde nach. Er hatte Malwe noch nicht zu Rad gesehen: Wahrhaftig der Geck hatte recht; sie machte sich gut; sie fuhr sicher und elegant. Wie hätte das auch anders sein können bei seiner Malwe

Aber, daß so ein Flaneur so kritisiert; den durstete; das empörte ihn, machte ihn rasen.

Niederzuschlagen hätte er den faden Tropf können.

Wieder das gehakte Glockenzeichen. Dieses mal wars ein Herr. War das nicht Heinz Krusis, Malwes Better?

Die Bestätigung erfuhr er sogleich.

„Aeh — da ist ja auch schon wieder der schöne Krusis. Den sieht man jetzt auch oft mit dem Krusichen zusammen. Na, wenn ich der Bräutigam wäre . . .“

„Kennen Sie den Glücklichen?“

„Habe nicht die Ehre. Wird auch kein besonderer Verlust sein. So'n wenig Troddel, denk ich mir.“

Dem Lauscher zuckte es in den Fingerspitzen. Zum Glück trennte ihn gerade bei einem Straßenübergang ein Fiaker von seinem Opfer. Das gab ihm die ruhige Ueberlegung wieder. Sich auf dem Absatz schwenkend, machte er kehrt. Aber in ihm — — da kochte es begerifflicher Weise. —

So also urteilte man über ihn! Eifersucht schäumte in ihm auf.

Dieser Better Heinz! Die Ungetreue! Aber noch war sie nicht frei. Noch war sie sein und ehe er sie dem Better überließ . . . da, was war das? Wieder das Glockenzeichen, wieder fuhr Malwe ohne ihn zu sehen, an ihm vorbei und ihr dicht auf den Fersen der Better. Ihm war's als müsse er ihr nun nachstürzen, sie zur Rede stellen. Doch durfte er sich auf offener Straße lächerlich machen? Nur kein Aufsehen, keinen Skandal! Ganz

in der Stille wollte er seine Pläne schmieden und ausführen. O, er wollte sie entlarven.

Wie ein Sinnloser stürmte er heim, rannte in seinem Zimmer auf und nieder, tobte, brütete Rache.

Endlich rüstete er sich zum Ausgang und suchte — — das nächste Fahrradgeschäft auf. — —

Frau Berta und ihre Tochter triumphierten. Die List war gelungen. Better Heinz war der Föder, auf den der Eifersüchtige angebißen hatte. Werner aber ahnte noch immer nicht den Zusammenhang. Er sah in Malwes Better den Zerstörer seines Glückes. Wer anders als Heinz hatte Malwe die Kadelidee eingeblasen? Nun wollte der Fant ihm auch noch die Braut abjagen — aber er, Werner, wollte doch sehen, ob dem Herrn Krusin das so ohne Weiteres gelang! All seine freie Zeit brachte er damit zu den Sport zu erlernen. Anfangs ging es schlecht; einmal aber erst vertraut mit der Maschine, begann sich seine Antipathie in Wohlgefallen zu wandeln.

Die Kadelerei war wirklich nicht so übel; allerdings für Frauen — — aber schließlich das größte Unglück war's auch nicht, wenn die Geliebte ein Bißchen Sport trieb; gesund war's am Ende auch. Wenn nur der Better nicht geweinen wäre!!

Malwe hatte wieder rote Wangen bekommen. Täglich sah sie den Geliebten; wenn sie auch tat, als bemerkte sie ihn garnicht auf der Promenade, wo er regelmäßig erschien, um sie mit Better Heinz radeln zu sehen. Dank des Better's Spürsinn wußte sie um Werners in aller Heimlichkeit betriebene Radfahrstudien. Ihr Herz jauchzte.

Endlich war der große Tag da. An der Ecke der Promenade hatte Werner mit seiner Styria Posio gefahrt; heute sollte das Paar seine Ueberraschung haben. Die würden sich freuen!

Mit einer Art grimmiger Schadenfreude malte er sich die bestürzten Mienen der erstappten Sünder aus.

„Ja, waren sie da nicht schon? Wahrhaftig! Vorne Malwe. Wie entzückend sie heute wieder aussah und ihr folgte — natürlich der unvermeidliche Better.“

„Nützig schwang sich Werner auf sein Rad und jagte dem Paare, das ihn längst bemerkt hatte und nun Seite an Seite fahrend mit einander flüsterte, nach.“

„Ich glaube nicht, daß er's war!“ hörte Werner im Heranfahren deutlich Malwe jagen.

„Du kannst meinen scharfen Augen vertrauen, teuerstes Krusichen.“

Was hatte er seine Braut teuerstes Krusichen zu beikeln?

Jetzt Malwes kicherndes Lachen. „Es wäre doch zu komisch, Heinz.“

So, also lustig machte sie sich auch noch über ihn. In seiner Erregung vergaß er fast das Treten. Das Schwanken seines Rades brachte ihn wieder zu sich.

„Liebster Heinz, wir wollen doch morgen einmal eine kleine Tour machen, nicht wahr? Man wird hier doch zu sehr gesehen.“ —

Sahen die Beiden den Verfolger denn garnicht? Liebster Heinz sagte sie und wie sie dabei flötete und den Better anlächelte! Und hier sah man sie zu sehr!

— — — er vergaß alle Beherrschung, alle Ueberlegung, vergaß seine Maschine, seine Anfängerschaft im Radeln.

Er trat so mächtig in die Pedale, daß die Maschine plötzlich nur so vorwärtschoß mitten zwischen das Paar; das bog gewandt nach rechts und nach links.

Der gute Werner wollte etwas sagen, seinem Borne Luft machen. Er gestikulirte mit der einen Hand in der Luft herum. Das schien aber sein Köhlein zu verdröhnen, denn

es bockte plötzlich sichtlich. Es schwannte erzitternd hierhin und dorthin und dann tat es einen Hopja und lag samt dem Reiter.

Nun sahen sie beide hübsch aus. Beschädigt zwar hatten sie sich beide nicht; aber wie sahen sie aus!

Doch schon erbarmten sich hilfsbereite Hände und zogen ihn samt seiner Maschine in's nächste Bierlokal.

Dort angelangt, sah sich Zarsen erst seine Retter an. Es waren — — Malwe und ihr Better, die beim Unblick seines verdühten Gesichtes in ein, nur mit Mühe bislang unterdrücktes, unwiderstehliches Gelächter ausbrachen.

Erst wollte der Gefoppte anbrauen, dann aber hielt er es doch für besser, miteinzustimmen. Seine Braut hatte ihm nämlich etwas zugeflüstert, was eine merkwürdig, beruhigende Wirkung haben mußte.

„Und wer hat denn nun eigentlich den Streich ausgeheckt?“ fragte er endlich, als er sich von den Verblendeten hatte aufklären lassen.

Da lachte Malwe übermütig.

„Du mußt wohl unterliegen, lieber Werner, denn dieses Mal waren es Bier gegen Einen. Bruder Gustav und Mama haben nämlich mit am Complot geschmiedet.“

„Da muß ich mich allerdings wohl für besiegt erklären.“

„Und Deine Antipathie gegen das Radeln?“

Da nahm er sie zärtlich in seine Arme.

„Was sollen wir armen Männer ausrichten gegen so eine Frau, die ihre Prinzipien hat?“ —

Gemeinnütziges.

— Apfelsinenmarmelade. Da die Apfelsinen oder Draugen in diesem Jahre überall billig zu sein scheinen, sei folgendes Rezept zur Verwertung derselben gegeben. Die Apfelsinen werden zunächst gut abgewischt. Oben und unten hebt man von der Schale einen ordentlichen Deckel weg und schneidet dann die Früchte in kleine Scheiben oder Schnitzel. Diese werden nun gewogen und in einer Pfanne gekocht bis zum Weichwerden der Schale, dann fügt man ebensovviel Zucker wie Früchte hinzu und läßt das Ganze noch eine Viertelstunde kochen. Die Konfitüre schmeckt etwas bitter, findet aber eben deshalb viel Anklang. Die Kerne müssen sorgfältig entfernt werden.

— Brotkuchen. 2 Tassen fein geriebenes Brot oder Zwieback, 1 Liter Milch, 125 Gramm Zucker, ein wenig Butter, das Gelbe von 4 Eiern und die abgeriebene Rinde einer Zitrone mische man gut untereinander, bringe die Masse in eine mit Butter bestrichene Kuchenform und backe sie im Ofen gut durch, doch nicht zu stark. Alsdann streicht man eine Lage Fruchtgelee darauf und zu oberst den Eierkuchen, mit etwas Zucker vermischt, und den Saft einer Zitrone, bringt den Kuchen nochmals in den Ofen und backt ihn, bis er braun ist. Es sei noch bemerkt, daß dies ein sehr aromatischer Kuchen ist.

Geographisches Pyramidenrätsel.

a	Die Buchstaben
acoo	sind so zu ordnen,
eeeee	daß die wagerechten
egghii	Reihen nennen: 1.
llmmnnoo	einen Buchstaben, 2.
orrrrrsstuv	eine Stadt Württem-

bergs, 3. einen Nebenfluß der Donau, 4. eine Stadt in Istrien, 5. eine Hafenstadt Frankreichs, 6. einen europäischen Staat. Richtig gefunden nennt die Vertikale eine Stadt Nordafrikas.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Accent-Rätsel: Blutarm. — Blutarm.
Zweifelbige Charade: Mehltau
Akrostichon: Rätselde.
Rätseldistichon: Laube — Länge.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(WACHSTUM DER KATHOLISCHEN AKTIONEN.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. „In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da ersuchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.“

Papsttum und Kirche.
12.

Die Macht Jesu, des Sohnes Gottes, ist eine unendliche Macht und darum nicht an Ort und Zeit gebunden. Sie ist nicht an den Ort gebunden, wo Jesus gerade weilt; das beweist u. a. das heutige Evangelium: „Gehe hin, dein Sohn lebt!“ — Dieses Wort heilt den in der Ferne weilenden, totkranken Sohn des Königlichen Beamten.

Die Macht Jesu ist auch nicht durch die Zeit begrenzt; das sehen wir, lieber Leser, an Seiner Kirche und speziell am Papsttum: „Die Pforten der Hölle werden dem Felsenbau nichts anhaben!“

Freilich hat der Herr dem Petrus auch vorausgesagt: „Der Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie man den Weizen siewt.“ (Luk. 22.) und welcher ausgiebiger Gebrauch ist von dieser Erlaubnis im Laufe der Jahrhunderte gemacht worden! Ich kenne nicht einen einzigen Nachfolger Petri, der nicht „gesiebt“ worden wäre.

Von Petrus bis zum Papste Melchiades, dem Zeitgenossen des Kaisers Constantin, zählen wir 32 Päpste. Alle — mit Ausnahme von zweien — sind Märtyrer; und jene zwei wurden um des Glaubens willen verbannt. Alle übrigen aber wurden enthauptet, gesteinigt, ertränkt, von wilden Tieren zerrissen! Wo ist, lieber Leser, in der ganzen Weltgeschichte eine andere Dynastie, die mit 30 Hingerichteten begonnen hätte?

Im Anfange des 4. Jahrhunderts gelangt unter dem Kaiser Constantin das Christentum zur Herrschaft. Von Constantin bis zur Regierung Karls des Großen zählen wir 62 Päpste; was mag uns die Geschichte von ihrem Lebensgang zu melden haben? Etwa nur Ehren und Triumphe? Sehen wir einmal zu: Papst Liberius († 366) wird in die Verbannung nach Verda (in Thracien) ge-

schleppt; Innocenz I. und Leo der Große (im 5. Jhd.) werden von den Westgoten und von den Vandalen bedroht. Der heilige Symmachus († 514) wird in den Straßen Roms von einer bewaffneten Rote überfallen; die ihn umgebenden Priester werden niedergemetzelt. Johannes I. erliegt (525) im Gefängnisse den ihm zugesügten Mißhandlungen. Agapitus stirbt in der Verbannung (536). Silverius wird von kaiserlichen Häschern ergriffen, seiner päpstlichen Kleider beraubt und auf eine Insel geschleppt, wo er verhungert (540). Sigisius, sein Nachfolger, wird gewaltsam vom Altare geschleppt und stirbt in der Verbannung (555). Unter Johannes III. († 573) fielen die teils heidnischen teils arianischen Longobarden in Italien ein und gründeten sich hier eine Herrschaft; durch ihre wilden Horden kamen auch die beiden folgenden Päpste Benedikt I. und Pelagius II. in schwere Bedrängnis. Und wie hat Gregor, der Große, († 604) durch den sich immer mehr vollziehenden Zusammenbruch des römischen Kaiserreichs gelitten! Doch weiter: Martin I. wird, mit Ketten beladen, in den taurischen Chersones geschleppt; Sergius I. († 701) muß sieben Jahre in der Verbannung zubringen; seinem Nachfolger Johannes VI. wäre das Rämliche widerfahren, hätte das römische Volk sich nicht erhoben und die Abgesandten des Kaisers davon gejagt. Die Päpste Constantin († 715), Gregor II. († 731) und Gregor III. († 741) schwebten, dank den von den Kaisern gegen sie angeführten Verschwörungen, in steter Lebensgefahr. Auch Papst Stephan III. († 757) wäre ohne die Hilfe Karl Martels, Pipins und Karls des Großen seinen Feinden zum Opfer gefallen. — Siehe, lieber Leser, das ist die zweite Periode des Papsttums: der päpstliche Purpurmantel ist fast beständig mit Blut getränkt; es erfüllt sich wieder jenes Wort des Herrn: „Simon, Simon, der Satan

Kirchenkalender.

- Sonntag, 18. Oktober.** Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Lucas, Evangelist † 80. Evangelium Johannes 4, 46-53. Epistel: Epheser 5, 15-21.
 - Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauenkongregation. An allen Wochentagen im Oktober Abends 7/8 Uhr Rosenkranz-Andacht. • Kar-melitesen-Klosterkirche: Feier der hl. Theresia. Morgens 7 Uhr erste hl. Messe, 7/9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, Andacht und Verehrung der Reliquie der hl. Theresia. Von diesem Tage an beginnt die erste hl. Messe 7/7 Uhr und an den Samstag die Salve-Andacht Nachmittags 4 Uhr.
- Montag, 19. Oktober.** Ferdinand, Bekenner † 1262.
 - Clarissen-Klosterkirche: Fest des hl. Petrus von Alcantara. Morgens 7/7 Uhr Hochamt mit Segen, nach demselben wird eine Reliquie des Heiligen verehrt.
- Dienstag, 20. Oktober.** Wendelin, Abt † 1015.
- Mittwoch, 21. Oktober.** Ursula, Martyrin † 450.
 - Ursulinen-Klosterkirche: Fest der hl. Ursula. Während der Oktav Nachmittags 6 Uhr Andacht. Die kirchliche Festfeier findet am folgenden Sonntag statt.
- Donnerstag, 22. Oktober.** Cordula, Martyrin † 383.
- Freitag, 23. Oktober.** Severin, Bischof † 390.
- Samstag, 24. Oktober.** Evergislus, Bischof und Martyrer. • Kar-melitesen-Klosterkirche: Nachmittags 4 Uhr Salve-Andacht.

hat verlangt, auch sieben zu dürfen, wie man den Weizen siebt!"

Doch es würde den Leser zweifelsohne ermüden, wollte ich die Drangsale und Verfolgungen der Nachfolger Petri in dieser Weise weiter aufzählen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Aber lassen wir noch das 18. und das eben abgelaufene 19. Jahrhundert für einen Augenblick ins Auge: Papst Clemens XI. und Clemens XII. sehen eine Art allgemeinen Aufruhrs gegen Gott und Seine Kirche entstehen; ihr Pontifikat war eine fortlaufende Kette von Trübsalen, in denen sie eine wahrhaft hochherzige Ausdauer und Geduld bewiesen. Der große Benedikt XIV. († 1758) war ein Zeitgenosse Voltaires, der die Kirche mit wahrhaft diabolischem Haffe in Wort und Schrift angriff und im Verein mit mehreren Gesinnungsgenossen der französischen Revolution mächtig vorarbeitete. Papst Clemens XIII. sieht die Jesuiten allenthalben vertrieben; seinem Nachfolger Clemens XIV. wird die Aufhebung des Ordens von den bourbonischen Höfen in Spanien und Frankreich durch allerlei Ränke und Intrigen erpreht; der Kummer hierüber machte den Papst schwermütig. Sein Nachfolger Pius VI. wurde das Opfer der französischen Revolution; er wurde nach Frankreich deportiert und starb in der Gefangenschaft zu Valence (1799). Sein Nachfolger Pius VII. kam bald mit dem Despoten Napoleon I. in Konflikt, der den edlen Dulder zuerst nach Savona, später nach Fontainebleau schleppen ließ, wo seine Standhaftigkeit vielfach auf die härteste Probe gestellt ward, bis das Gottesgericht über den gewaltigen Cäsar erging. Die Prüfungen Pius IX. und Leo's XIII. sind in noch zu frischer Erinnerung, als daß es eines besonderen Hinweises bedürfte.

So gestaltet sich, lieber Leser, die Geschichte der Nachfolger Petri! Fürwahr, der Satan hat sie genugsam verfolgt und gequält, nach dem Worte des göttlichen Stifters unserer Kirche: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, auch sieben zu dürfen, wie man den Weizen siebt!“

Aber was hat die alte Schlange gegen Petrus und dessen Nachfolger denn nun vermocht? Steigen wir hinab in die Katakomben, in denen die dreißig Päpste der ersten Jahrhunderte ermordet wurden: ihren Gräbern entströmt eine Duft des Lebens und der Unsterblichkeit! Es ist uns, als ob die toten Steine ein Echo gäben von jenem anderen, überaus trostvollen Worte des Herrn: „Petrus, Ich habe für dich gebetet!“ — Besuchen wir weiter die Schlösser, die Gefängnisse, in denen ein Martin I., ein Leo III., Gregor VII. schmachteten und starben, weil sie die Gerechtigkeit liebten und das Unrecht haßten, so wird uns, lieber Leser, jener nämliche Dufte des Lebens und der Unsterblichkeit umwehen, und wir vernehmen im Geiste denselben Siegesruf: „Petrus, Ich habe für dich gebetet!“ — Und sollten jene Zeiten Dir zu fern liegen, lieber Leser, so besuche im Geiste Valence, Fontainebleau, Gaeta, — oder, besser noch: knie nieder in St. Peter an der Stelle, wo man die irdischen Ueberreste des großen Leo XIII. gebettet, und jenes trostreiche Wort des Herrn wird in Deinem gläubigen katholischen Herzen wiederklingen: „Petrus, Ich habe für dich gebetet!“

S.

Ägyptische Moscheen.

Von Dr. Harald Wongs.

Die ägyptischen Moscheen gehören zu den hervorragendsten Zeugnissen arabischer Baukunst. Dies gilt ganz besonders von denen in Kairo, der Landeshauptstadt, das unter seinen etwa 400 Moscheen, sowohl was ehrwürdiges Alter als auch stilgerechte Architektur betrifft, geradezu musterhafte Bauwerke dieser Art besitzt. Neben den bereits am An-

fange der arabischen Wüste liegenden, aus dem 12. bis 18. Jahrh. stammenden Khalifen- und Mameluckengräbern sind hier besonders die altergraue, stattliche Moschee Sultan Hassan mit ihrem grandiosen Eingangsportale sowie die nicht weit davon entfernte, inmitten der hochgelegenen Citadelle sich erhebende Moschee Mehemei-Mi, nach ihrem Baumaterial auch „Mabaster-Moschee“ genannt, zu erwähnen, deren nadelartige Minarets das weithin sichtbare Wahrzeichen der Khalifenstadt bilden. Jede Moschee besteht aus zwei Haupträumen: dem nach Westen gelegenen, in der Regel von Arkaden und Nischen umgeben, rechteckigen und oben offenen Vorhofe und dem östlich sich anschließenden, eigentlichen Gotteshause. Schon ersterer gilt als heilig. Daher muß beim Betreten das durch Verührung mit der Straße verunreinigte Schuhwerk abgelegt und durch Stroh- oder Stoffpantoffeln, die am Eingange gereicht werden, ersetzt werden. Inmitten des Vorhofes befindet sich der Brunnen (Sebil), oft von hervorragender Architektur und mit einer Anzahl Hähnen versehen, aus denen das Wasser für die vorgeschriebenen, rituellen Waschungen und Reinigungen entnommen wird! Im Innern des eigentlichen Heiligthums, das meist dümmrig gehalten ist und daher keine wirklichen Fenster, sondern vergitterte Aufsichten besitzt, ist das Allerheiligste die sog. Kibla d. h. die in der östlichen Wand befindliche, nach Mekka gerichtete Gebetsnische. Außerdem bemerken wir zur Rechten die mit reichem Paneelwerk und Inkrustationen ausgeschattete Kanzel (Mimbar), ferner den Kursi, einen Sitz mit Pult für den ruhenden Prediger mit niederem Gitter, von dem der Gehilfe des Vorlesers die Worte des Korans den entfernteren Gläubigen wiederholt. Sodann die Beleuchtungsgegenstände, an den Zugankern der Arkaden und Plafonds mittelst Drahtketten aufgehängt, der große und der kleine Kronleuchter und eine Anzahl Lämpchen und Laternen für die Zwecke der während des (9.) Fastenmonats Ramadan stattfindenden nächtlichen Gottesdienste. Geschäftlich steht im weiten Raume, wodurch dessen Größe noch mehr zur Geltung kommt. Endlich sehen wir in Verbindung mit fast jeder Moschee ein Minarett emporragen, von dem herab der Gebetsrufer, Muezzin genannt, täglich fünfmal die Gläubigen zum vorgeschriebenen Gebet auffordert. Infolgedessen sind die Minarette, die meist auf quadratischer Basis ruhen und in den oberen Stagen eine achteckige oder runde Form annehmen, mit mehr oder minder kunstvollen Galerien und Balkonen versehen, auf denen der Muezzin Platz nimmt. Es macht stets, zumal in den ersten Morgen- oder späten Abendstunden, einen feierlichen Eindruck, wenn durch die Stille mit sonorer, wohlklingender Stimme der Ruf erschallt: „Allahu akbar (3 mal)! Ashadu anna la ilaha illa Allah (3 mal)! Heiya alafalafah (2 mal)! Heiya ala' Isalaf 2 (mal)! Allahu akbar (2 mal)! La ilaha illa Allah!“ d. h. Gott ist der Höchste! Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott; ich bezeuge, daß Mohamed der Gesandte Gottes ist! Kommt zum Gebet! Kommt zum Gottesdienste! Gott ist der Höchste! Es ist kein Gott außer Gott!“

Der Besuch einer Moschee ist in Kairo mit keinerlei Schwierigkeiten oder gar Unannehmlichkeiten verknüpft, und es ist Tatsache, daß unter allen Bekennern des Islam die ägyptischen Mohamedaner am duldsamsten sind. Nur während des Fastenmonats Ramadan ist es den Andersgläubigen untersagt, den zauberhaften, nächtlichen Gottesdiensten, wenn das weite Innere der Moschee in einem Lichtmeere schwimmt, die kahlen Außenmauern der Moscheen mit unzähligen, feurigen Linien und Ornamenten geschmückt sind und die Höhen der Minarette leuchtende Flammengrüße herabsenden, beizuwohnen. Im übrigen hat ja auch der eigentliche Gottesdienst der

Mohammedaner, der Freitags stattfindet, nichts Anziehendes, und das andächtige Gebet der Gläubigen, das sich in verschiedenen Ceremonien, Niederknien, Boden, Aufstehen, Verneigen u. s. w., in der Richtung nach Mekka, vollzieht, kann man an jedem Tage und zu jeder Tageszeit in der Moschee, ja, auf Straßen, öffentlichen Plätzen u. a., beobachten.

Zu denjenigen Moscheen der Khalifenstadt, die unbedingt eines Besuches wert sind, gehören vor allen die erwähnte gewaltige Moschee Sultan Hassan, die „prächtige“, das bedeutendste Denkmal byzantinisch-arabischer Baukunst, 1356—1459 erbaut, mit einem vorzüglichem, 20 M. hohen Portal von hervorragender Bedeutung: ist doch das stark ausladende Hauptgestirn in Stalaktitenbildung einzig in seiner Art. Von den beiden Minaretten ist das südliche das höchste in Kairo (86 M.) Die älteste Moschee dagegen ist die des Ibn Tulun, i. J. 879 erbaut. Sie steht auf dem „Hügel des Widder“, wo nach der Bibel Abraham statt des Sohnes einen Widder geopfert hat. Einer alten Sage nach ist sie von einem aus dem Gefängnisse entlassenen Christen dem Plane der Kaaba in Mekka aus durchgängig neuem, nicht andern Bauwerken entnommenem Materiale erbaut. Auch die mit Universität verbundene Moschee el-Nazar, „die blühende“, 973 gegründet und später vielfach erweitert und ausgeschmückt, ist schon ihrer Bestimmung wegen eines Besuches wert, wenngleich der umfangreiche Gebäudekomplex, in einem engen Stadtviertel versteckt, nur mit Mühe zu finden ist. Unter den Khalifengräbern befindet sich eine Anzahl ganz hervorragend schöner Kunstbauten. Die prächtigsten sind die Grabmoschee Kait Bey's, (1468—1496), die zierlichste und eleganteste von allen, mit Abdrücken der Fußspuren des Propheten in dunkler Schlacke, die der Erbauer u. a. Pilger aus Mekka mitbrachten, und die Grabmoschee des Sultan Bartuk, 1382—1399, das vollkommenste Denkmal der arabischen Baukunst, was den symmetrischen Grundriß, den schönen Quaderbau, die strenge Durchbildung der Pilasterstellung und die Wölbung der Einzelräume betrifft, und selbst in seinem gegenwärtigen, ruinenhaften Zustande von ergreifender Wirkung.

Kein Fremder indessen wird die Khalifenstadt verlassen, ohne der inmitten des gewaltigen Festungsbereichs der Citadelle auf hohem Felsen thronenden sog. Mabaster-Moschee, besser Moschee Mohammed — Mi, dem Hof-Gotteshause der heutigen Dynastie einen Besuch abgestattet zu haben. Ist es doch vor allem historischer Boden, auf dem wir uns hier befinden. Der sog. „Mameluckenprung“ bezeichnet jene denkwürdige Stelle am Nordwestabhänge, von der am 1. März 1811 der Mameluckenbey Amin durch einen kühnen Sprung in die grausige Tiefe dem Blutbade entrann, das Mohamed Ali über 480 Mameluckenbey's verhängte. Der nach Osten zu hinter der Moschee gelegene, etwa 90 M. tiefe sog. „Josephbrunnen“ hat zwar dem viel geglaubten Märchen der professionellen Fremdenführer zum Trost, nichts mit dem biblischen Joseph zu thun (Gefängnis!), ist aber gleichwohl von hohem geschichtlichen Interesse. Denn er stellte unspränglich eine sog. doppelte Sackgasse d. h. Wasserrad dar, einen Brunnen, der, jedenfalls uralt, vom Erbauer der Citadelle, dem gefürchteten Christenfeind Yusuf (Joseph) Salaheddin (Saladin), 1169—1193, wiederhergestellt wurde und nun dessen Namen erhielt. Mit Recht vermuten viele Forscher hier die Stätte des altägyptischen Babylon, von dessen großen Brunnen eine Notiz bei Diodor sagt, er habe Archimedes auf die Idee der Schraube geführt. In der That ist der spiralförmig in die Tiefe hinabführende Weg im sog. „Josephbrunnen“ sehr wohl zu einer solchen Kombination geeignet.

Die oben bereits erwähnte sog. „Mabaster-Moschee“, die in ihrem weißglänzenden

Gewande und ihrer zierlichen Architektur einen überaus vornehmen Eindruck macht, wurde i. J. 1824 von dem Ahnherrn des ägyptischen Herrscherhauses zu bauen begonnen und i. J. 1857 unter Saib Pascha vollendet. In ihm befindet sich auch die Grabstätte ihres Gründers Mehemet Ali. Sie ist nach dem Plane der Aja Sophia in Konstantinopel gebaut, bei deren Weihe ihr Erbauer Justinian die Worte ausrief: „Ich habe dich besiegt Salomo!“ Der Blick von der Höhe der „Alabaster-Moschee“ auf die Stadt und das dahinter liegende Fruchthland ist entzückend und überwältigend zugleich. Vor uns das gewaltige Häusermeer der Halbmillionenstadt. Die ungezählten Kuppeln und Minarets, vom Strahle des sinkenden Tagesgestirnes vergoldet, verleihen dem Bilde ein echt orientalisches Gepräge. Zur rechten rückt die nahe arabische Wüste mit ihren grauen Wellenbergen nahe an die Stadt heran. Links können wir den Silberfaden des hl. Nilstromes eine beträchtliche Strecke verfolgen, wie er, mitten in das grüne Fruchthland gebettet, dem dreiecksförmig sich erweiternden Delta zueilt. Jenseits des Stromes aber im Westen gewahren wir an der Grenzscheide von Fruchthland und der schweigenden libyschen Wüste in malerischer Gruppierung die drei großen Pyramiden von Gizeh, jene „ewigen Steine“, die stumm zur Gegenwart herübergrüßen ... Sie erzählen von vergangener Herrschergröße, und nicht ohne innerste Bewegung lauscht, wer sie schaut, ihrer wortlosen Predigt. „Völker verranschen, Namen verflingen.“ —

Humor im Sprichwort.

Eine sprachwissenschaftliche Exkursion
von R. Winterfeld.

Was ist ein Sprichwort? — Nun, jedenfalls originelle Erzeugnisse der menschlichen Sprache, inspiriert durch wichtige, geistvolle Einfälle, oft genug mitten aus dem Leben in seiner urwüchsigsten Form gegriffen. Jede Sprache hat deren mehr oder weniger aufzuweisen, — die deutsche wohl die meisten, denn hier sind sie zu einem dickbändigen Lexikon vereinigt, das noch jetzt — obwohl mehrere Jahrzehnte schon alt — die Anerkennung jedes Sprachforschers findet. Die meisten und besten Sprichwörter haben sich von Generation zu Generation im Volksmunde vererbt, und man pflegt daher das Sprichwort vielfach mit gewissem Anrecht als „Weisheit der Gasse“ zu bezeichnen, weil es gewissermaßen zur „kleinen Münze“ des täglichen Verkehrs gehört, die auch der Vermittler jederzeit bei sich trägt. Einen höheren Wert scheinen ihm die Bewohner des Orients beizulegen, da sie das Sprichwort die „Blume der Sprache“ nennen; die Spanier preisen es sogar in ihrer vielfach etwas umständlichen Sprache als „Seelenarzenei.“

Unzweifelhaft ersetzt das Sprichwort dem einfachen Manne eine ganze Bibliothek, mindestens aber zuweilen ein Komplimenterbuch, namentlich wenn die „Sprüche“ etwas „gefalzen“ sind; gewöhnlich ist das Sprichwort der Ausdruck von Urwüchsigkeit, Verbtheit, trifft aber meist das Richtige oder — wie es im Sprichwort selbst heißt — den Nagel auf den Kopf. Fast ohne es zu wissen, bedient sich deshalb jeder dieser wohlfeilen Weisheit in allen Lebenstagen, wenn auch schwerlich noch jemand dem weisen König Salomo gleichkommen dürfte, von dem die Bibel sogar (2. Buch der Könige II. 32) rühmt: „Und er redete 3000 Sprüche.“

Das Sprichwort bildet fast immer die Ablagerungsstätte für den Volkswitz, der sich meist in recht drastischer Form äußert. Freilich entstammt die Mehrzahl unserer jetzigen landläufigen Sprichwörter einer weit zurück liegenden Zeit, die andere Menschen und andere Sitten kannte; indes täte man Unrecht, sie deshalb kurzweg als Redensarten abzufertigen; ein kulturhistorisches, heutzutage ja

mit Vorliebe betontes Interesse können sie trotz alledem beanspruchen. Da sie ausnahmslos in den verschiedenen Mundarten wurzeln, so belehrt ihr Inhalt und selbst ihr Aeußeres, ihre Fassung, besser über Art und Charakter des betreffenden Volksstammes, als es gelehrte Folianten vermögen. Beispielsweise stritten sich die alten Griechen um „des Fels Schatten“, die Römer dagegen um „Ziegenwolle“; der Franzose streitet um „die Spitze einer Nadel“, der Deutsche endlich um „des Kaisers Bart“. Der schöne morgenländische Spruch: „Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid“ lautete — im Munde unserer Vorfahren zurechtgestutzt: „Mit Zeit und Geduld wird aus dem Haufstängel ein Halskragen.“

Sehen wir in unserer sprachlichen Exkursion noch etwas tiefer auf die Sache ein!

Den Kern, den Grundgedanken zahlreicher Sprichwörter finden wir nämlich bei den verschiedensten Nationen wieder, nur die Einleitung ist eine andere. Uebrigens wäre zwischen alter und neuer Sprachweisheit der Unterschied festzustellen, daß das Altertum im Sprichwort gern Moral predigte, während späterhin das Sprichwort nicht mehr eine ideale, sondern die wirkliche Welt zur Voraussetzung nimmt und sich darum auf Fingerzeige und Winke beschränkt, wie man sich klug durchschlagen könne. Oftmals entbehren schon gewisse sprichwörtlich gewordene Umschreibungen nicht eines komischen Anstriches; so z. B. wenn man von einem Gehängten sagt, er habe „des Seilers Tochter geheiratet“. Das Mittelalter war besonders reich an „Spottreimen“ auf Dertlichkeiten, Stände und Gewerke.

Stets ist das Sprichwort mit seinem oft derben Urteil bei der Hand, beugt jedoch einem Trugschlusse durch die Entschuldigung vor: „Naten ist wie Scheibenschießen.“ Von den Nürnbergern wird behauptet, daß sie „keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor“; recht tröstlich klingt auch das Sprichlein: „Gott verläßt keinen Deutschen, — hungert's ihn nicht, so dürstet's ihn doch.“ Wenn der Italiener bezüglich der Klaunderlust des schönen Geschlechts etwas ungalant sagt: „Drei Weiber geben einen Jahrmarkt“, so drückt sich der Engländer noch unhöflicher aus: „Drei Weiber und eine Gans bilden einen Markt.“ Die Franzosen sagen sehr bezeichnend von einem starken Effer: „Er hat immer sieben Ellen leere Gedärme“; selbst am Höllenfürsten üben sie ihren Witz, indem sie spotten: „Auch der Teufel war einmal schön, nämlich als er jung war.“ Nach einem holländischen Sprichwort ist eine alte Jungfer eine Schöne, welche die Linie (d. h. den Äquator) passiert hat. Bei uns Deutschen bleibt das schöne Geschlecht auch nicht ungerührt; da heißt es z. B.: „Lange Kleider — kurzer Sinn“, oder: „Lange Haare — kurzer Verstand“. Wer sich verbrießlich zeigt, dem ist eine Laus über die Leber getrocknet. In ähnlich drastischer Weise äußern sich folgende Sprichwörter: „Wem's Glück wohl will, dem kalbt auch ein Ochse“, und: „Man hält manchen für fett, der nur geschwollen ist“, — bei näherem Besehen aber wohnt ihnen doch eine tiefe Bedeutung bei; so z. B. auch in der Behauptung, daß „arme Leute ihre Hühner und reiche Leute ihre Töchter nicht lange im Hause behalten“. Ebenso auf Erfahrung begründet erscheint das Sprichwort: „Gute Freunde in der Not gehen zehn auf ein Lot, und so sie sollen behilflich sein, gehen hundert auf's Quentelein“, was also nach jetzigem Gewicht noch nicht zwei Gramm ausmacht. Nun, vielleicht hat mancher meiner verehrten Leser schon diese traurige, aber leider wahre Erfahrung gemacht. Burschikos, ausgelassen lustig klingt ein Sprichlein, bei dessen Entstehung gewiß lustige Scholaren, fahrende Schüler, Pathe gestanden haben, nämlich: „Wer lobt in praesentia (in Gegenwart) und schimpft in absentia (hintern Rücken), den hol' die pestillencia (Pest).“

Büchmann, der bekannte Verfasser der „Geflügelten Worte“, hat unzählige Sprachschmurren gesammelt, von denen viele eine oft recht drastische Wendung haben und sprachliches Gemeingut aller Bevölkerungsschichten geworden sind, z. B.: „Böse Sieben“, „Sonderliche Heilige“, der „Schatten kühler Denkungsart“, „Süßer Böbel“, oder „Nacker von Staat“; ferner: „Der Bienen muß“, „Das Karnickel hat angefangen“, „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert“, „Da geht er hin und singt nicht mehr“, „Der Starke weicht mutig einen Schritt zurück“, „Er reitet auf einem Prinzip herum“ und viele andere.

Auch die „Schwadahiüpfel“ und „G'tranzerln“ unserer süddeutschen Landsleute gewähren lohnende Ausbeute, doch würde es zu weit führen, gerade hier Proben zu geben, wenn gleich die Urwüchsigkeit recht sehr dazu verleitet. Von besonderer Verbtheit und Genüßlichkeit sind die „Sprichwörter“ und „Geflügelten Worte“ der Schlesier, namentlich auf dem Lande. Da plakt manchmal ein Wortspiel heraus, so treffend, beißend wie nur die schärfste Satire, ohne dabei aber verlegend zu sein; die Wirkung bleibt aber fast nie aus: solch' Kraftsprüchlein „flzt“ und hat obenein die „Lacher auf seiner Seite.“ Ich kann der Versuchung, wenigstens einige Proben zu geben, nicht widerstehen und glaube des Beifalls der geschätzten Leser sicher zu sein, daß ich sie im schlesischen Original-Platt anföhre, andernfalls würden sie auch viel an Komik einbüßen. Nehmen wir die Tugend der Sparsamkeit, die wohl allen schlesischen Frauen eigen ist: der Mutter ist aus der schnurrenden Kaffeemühle eine Bohne entsprungen; das Töchterchen bemerkt es und ruft: „Mutter, ruß'n Schranke, 's is ene Bunne rundergefall'n!“ Andere erklären sich von selbst, z. B.: „War da spielt in der Lutt'rie, dar kimmt vum Gelde, a weef nich, wie.“ — „Ma muß de Noase nich bei ollem derbeine hoan“, schilt die Mutter, wenn ihr Töchterlein zum Tanze gehen will; der Hausvater aber sagt gewöhnlich etwas derber: „'s war'n viel pulsche Uchja geschlacht' und ma hot nisch dervone. Ihr bleibt do, und bodermite: boischtou!“ — Einfachheit und Sparsamkeit werden charakterisiert: „Gutt'schmede macht Dattelsacke.“ — „War amool olles oaf, dervorte afu soaf“ (wer erst alles af, dann so da sah). — „'s Maul l's a fleo Loh, 's verzehrt Haus und Hof.“ — Dummheit wird besonders ausgezeichnet, z. B.: „Das l's timmer, wie sich's gehirt.“ — „Wenn de afu lang wärscht, wie de tumm bist, do könnt'st de aus der Dachrinne saufe.“ — „A sit a Himmel fer'n Duderhaaf und 's Siebengestirn fer 'ne Schißel vull Hoveklesla oan.“ — Genüßigkeit: „'s gieht immer noch amool ei de ale Tade.“ — Essen und Trinken: „Der Hunger hopst uf olla Fensterbratlan bei'm rin.“ — „War de schmährt, dar fährt.“ — „Putter und Quort macht stork; Quort alleene macht müde Beene.“ — „Wer nich kimmt zu rechter Zeit, dar muß sahn, woas iebzig bleibt.“ — „Du kannst mit a Fuhrleuta affa, wann se war'n de Rader obkloppa.“ — Höchst originell aber sind hier die „Geflügelten“ für solche Episoden im menschlichen Leben, wenn Einer etwas über den Durst getrunken hat: „A jucht Wägebrete.“ — „A hot Plopperwasser gesso.“ — „A l's besuffa“ (oder: vangeroocht, vangeriffa). Endlich denke ich noch eines recht hübschen Versleins für solche neugebackene Eheleute, die gut zu einander passen, — in welchem Sinne, wird freilich nicht gesagt: „Jeder Loatsch find't joan Troatsch“, oder: „De hoan sich eigefressa.“ Mit diesen speziell schlesischen Blümlein sei meine Auswahl „Geflügelter“ geschlossen. Welch' köstlicher Schatz von echtem Humor und echter Volkspoesie liegt doch hierin! Möge derselbe der Volkssprache wie der Literatur erhalten bleiben.

Die neue Wohnung.

Novellistische Skizze von G. v. Engen.

„Ich bitte Dich, rede nicht! Wir ziehen — wir ziehen — es bleibt dabei! Natürlich mußt Du mir immer widersprechen — ich glaube, wenn Du einmal nicht mehr widersprechen kannst, so ist es aus mit Dir!“

Und dröhnend schlug Herr Theophil Zeller auf den Tisch, rollte mit den Augen und schüttelte wild seine Mähne, wie ein Löwe, der bereit ist, sich auf den Jäger zu stürzen. Seine Frau — blaß, eingeschüchtert, sah ihm gegenüber und sah ihn mit ihren großen Augen vorwurfsvoll an.

„Aber Theophil — ich bitte Dich — ich sage ja gar nichts.“

„Da siehst Du — Du unterbrichst mich sogar —“

„Aber ich höre Dir ruhig zu —“

„Das tust Du immer — aber mit welchem Blick Du mich dabei ansiehst! Lieber wollte ich eine hogenlange Rede von Dir hören, als diesen Blick aushalten. Dieser Blick sagt natürlich, ich hielte es in keiner Wohnung aus — aber das ist eine Verleumdung! Ich bin der friedfertigste Mensch von der Welt und ich halt's in jeder Wohnung aus, wanns mir nur zusagt! Daß wir jetzt innerhalb vier Jahren die siebente Wohnung haben, das besagt gar nichts. Jetzt lächelst Du sogar spöttlich — da soll doch gleich —“

„Es fällt mir gar nicht ein zu lachen — ja nichts liegt mir fern —“

„Ja natürlich! Das Weinen ist Dir näher, weil Du Dich so furchtbar ärgern mußt über Deinen abscheulichen Mann!“ wetterte er. „Jrgend welches Verständnis für meine Bestrebungen kann ich bei Dir natürlich nicht voraussetzen! Dieses Loch hier können wir nicht behalten! Eine Familie mit eine Hebe ungrazogener Kinder über uns, unter uns der dicke Kommerzienrat, dessen Töchterlein den ganzen Tag „Das Gebet der Jungfrau“ oder die „Klosterglocken“ möglichst falsch spielt. Wand an Wand mit einem Ungeheuer von Komponisten, der ebenfalls das Wimmerholz sehr oft bearbeitet und noch überdies mit seiner fürchterlichen Stimme singt, was er zu komponieren gedenkt! Und dann das Getöse auf der Straße — du mein Gott, kann man denn da einen vernünftigen Gedanken fassen? Von meinem Roman, auf den ich große Hoffnungen gesetzt hatte, sind ganze 500 Zeilen fertig — fünfhundert Zeilen in einem Vierteljahr! Wohin soll das führen? Und wenn es mal ein bißchen ruhig ist, dann kommt das daher, daß die Hitze eine so große ist, daß alles auf der Nase liegt an Hiskolik — und da kann ich doch nicht etwa arbeiten?“

„Ich weiß — ich weiß — hast's schon oft genug gesagt —“

„Aber Du glaubst net! Du unterbrichst mich schon wieder! Und in Gedanken raiionierst Du und sagst: Ja, unsere frühere Wohnung war Dir auch nicht recht! Da hast Du immer geschimpft über die große Kälte und hast gesagt, Du könntest in solch einem Hundeloch nicht arbeiten — und deshalb ist auch dein Schwank nicht fertig geworden, auf den Du so große Hoffnung gesetzt hatte! Natürlich — so raiionierst Du in Gedanken und da soll man nicht verrückt werden, wenn man solche Vorwürfe hören muß —“

„Hören — hören,“ sagt sie nervös, „ich tu doch keinen Laut —“

„Na ja — wenn Du an Worten klaubst — ich höre deine Vorwürfe zwar nicht, aber ich sehe sie, ich lese sie in deinen Blicken — in deinen Augen — Herr Gott, ich als Dichter bin doch Menschenkenner — Seelenkundler —“

„Dann hast Du dich mal gründlich geirrt —“

„Leugne es, wenn Du kannst, daß Du mir jetzt in deinem Innern den Vorwurf gemacht hast, daß ich es draußen in der Bogenhausener Chaussee auch noch zu einsam fand. Herr Gott, sei doch nur billig und vernünftig! Kann man schaffen ohne geistige Anregung?“

Kann sich der Geist befähigen, wenn man den ganzen Tag keinen Menschen sieht?“

„So,“ sagte sie jetzt — „keine geistige Anregung? Bis jetzt hab ich geschwiegen, hab Dir nichts entgegnet — jetzt ist's aber genug! Keine geistige Anregung? Wozu hast Du mich denn geheiratet? In unseren Kreisen werden doch die Ehen aus anderen Gesichtspunkten geschlossen, als die Frau die Haushälterin des Mannes ist. Geistige Anregung! Wir haben im vornehmen Westen gewohnt, und da konntest Du nicht arbeiten, weil Du überall in den Ausstellungen und Gott weiß, wo sein mußttest, um Dich geistig anzuregen, und dann wohntest wir in jenem weniger vornehmen Viertel, das man als unser Quartier Latin bezeichnen könnte. Täglich kamen die Kollegen und andere Geistesheroen zu Dir, um Dich geistig anzuregen und so kamst Du vor aller geistiger Anregung gar nicht zum Arbeiten! Wir wohntest ein halbes Jahr in dem bescheidenen Arbeiterviertel des Nordens.“

„Ich bin ein Arbeiter wie die,“ sagtest Du stolz, „wie wird mein Geist sich entfalten und herrliche Blüten treiben unter diesen einfachen, naturfrischen Menschen!“ Nach drei Monaten konntest Du's unter „jenen rohen Plebejern nicht mehr aushalten“. Und so weiter mit Grazie bis ins Unendliche. Deine Seelenkunde hat Dich mal wieder ordentlich im Stiche gelassen, mein Freund! Ich habe vorher nicht an ein einziges Glied dieser ganzen Gedankenreihe gedacht — und nur Dein Vorwurf wegen der fehlenden, geistigen Anregung hat diese Bitterkeiten in mir angeleitet. Vorher, als Du alle dergleichen Empfindungen in meinen Augen und Klängen lesen wolltest, da dachte ich nichts weiter als: „Herr des Himmels, wo nur noch eine Wohnung finden, in der er endlich arbeiten kann?“

„Na, da haben wir's!“ brach er nun aus — „natürlich — das sind keine Vorwürfe! Also ich habe noch überhaupt nicht gearbeitet! Kann ich dafür, daß diese Idioten meine Romane und Dramen nicht abdrucken oder auführen wollen? Und dann: in unseren Kreisen werden die Ehen doch aus ganz anderen Gesichtspunkten geschlossen, als nur daß die Frau die Haushälterin des Mannes sei! Hättest es doch sagen sollen wie Du's meinst, hättest mir doch gleich vorwerfen sollen, ich hätte Dich nur um Deiner Müdigkeit willen genommen. Und natürlich — Du hast Angst um Dein Geld! Na ja — von den 80 000 Mark, die Du mitgekriegt hast, haben wir ja in den 4 Jahren unserer Ehe 30 000 Mark ausgegeben — Du lieber Gott — ein einziger Bühnenerfolg bringt mir das Doppelte, Dreifache — — Jehusache! Aber kann man den schaffen, wenn man sich nicht wohlfühlt — kann man sich denn wohlfühlen, wenn man eine Wohnung hat, in der man sich wie in der Hölle fühlt? Nie und Nimmer! Natürlich denkst Du, ich kann überhaupt nicht mehr arbeiten und wir werden eines Tages am Hungertuche nagen! Oho — so weit sind wir denn doch noch lange nicht! Aber Du — Du hast eben kein Vertrauen in meine Begabung! Du sinnst nach, wo wir eine Wohnung hernehmen sollen, in der ich einmal arbeiten werde!“

„Wollen wir diese sehr angenehme Unterhaltung nicht lieber abbrechen? Geh' hin, such' Dir eine Wohnung, dann ist die ganze Angelegenheit erledigt —“

„Ich — Wohnung suchen? Pah — was denkst Du? Ich habe alle Hände voll zu tun! Die Wohnung suchst Du — und ich will gar nichts sehen davon — gar nichts — merke Dir's! Nicht eher als am ersten Oktober.“

„Ist gut — wie Du willst,“ erwiderte sie und verließ das Zimmer. Er aber verfügte sich in sein Arbeitszimmer, um sich mit einem französischen Roman „geistig anzuregen.“

Der erste Oktober war gekommen und Herr Theophil Zeller tobte und schimpfte über die Unordnung, die allenthalben im Hause herrschte.

Mittags nach dem Essen sagte er zu seiner Frau: „So — jetzt siehst Du mich nimmermehr vor Abend — ich geh' ins Café Germania. Abends kannst Du mir eine Droschke schicken und mich holen lassen — ich hab den Trubel satt!“

Und so geschah's — die Droschke kam, aber Frau Zeller saß drin. Der Wagen fuhr lange — lange.

„Um aller Heiligen Willen — wo fährst mich denn nun hin?“ fragte er übelkannig.

„Wirst Du sehen — hast's ja nicht früher wissen wollen.“

Man stieg aus — es war dunkel und er sah nicht, wo er sich befand. Zwei Treppengänge es rauf — es kam ihm alles so bekannt vor.

Im Salon saß ein Herr, der kam ihm auch sehr bekannt vor, ja noch viel bekannter, denn — es war sein Schwiegervater —

„So — Herr Schwiegerjohn“, sagte der nach kurzer Begrüßung — „hier ist's schön — müssen's ja kennen — is ja Ihre alte Wohnung in der Bogenhausener Chaussee. Und hier bleiben's — verstehen's mir. Und in eine andere Wohnung folgt Ihnen mein Sofa mit, dann kommt's mit mir! Aber mit ihrem Geld! — Sie wissen — Ihr lebt in Gütertrennung!“

Auschnitt-Rätsel.

Rheingau, Friedland, Uebermacht, Bodensee, Zechine, Binzel, Mineral, Runderst, Seidenleib, Urendal, Veranda, Ehrgeiz, Postschalter, Leichnam, Odessa, Biered, Rachtente, Rheinwein, Angeischt, Gastein, Rechtsbewußtsein, Redewut, Fußtour.

Aus jedem der obigen Wörter sollen drei unmittelbar aufeinanderfolgende Buchstaben herausgenommen werden, so daß sich ein bekanntes Dichterwort ergibt; z. B. 1) Vollen, 2) Cromitage, 3) Entwertung, 4) Weller — eile mit Weile. Zu bemerken ist, daß eh und ek als zwei Buchstaben gezählt werden.

Vorläufer-Rätsel.

Mit einem Schlag will es erwogen sein, Mit einem Schuß heißt Geldnot es allein, Mit einem Wurf zur Befristung oft es fährt, Mit einem Tritt dem Würdigen es gebührt.

Rätsel.

Ein Feldherr ist es, düsterer Art, Ernst und Finster, streng und hart, Von spanischem Blut, aus spanischem Land. Den meines Wortes Klang genannt. Nun raube mir das Haupt geschickt Und gib, nachdem dir dies geglikt, Dem Wort ein ander Haupt dafür, Dann nennt es eine Insel dir, Wo einst der mächtigste von allen, Der hoch gestiegen, tief gefallen, Verweilte in gezwung'ner Raft, Als ihm zerbrach des Schiffes Raft.

Füllrätsel.

- 1. Raubvogel.
..... 2. weiblicher Vorname.
..... 3. Teil des Kopfes.
..... 4. Kampfplatz.
..... 5. russische Festung.

An Stelle der Punkte und Sterne sind die Buchstaben aaaaa, d, eeee, f, i, k, ll, nnn, rrr, s, t, w derart zu setzen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die beiden durch Sterne bezeichneten, senkrechten Reihen einen schmackhaften Vogel und ein Musikinstrument benennen.

Gleichklangserze.

- 1. „Ein — Mann darj nur mein — sein“, sagte die stolze Olga.
2. Hans sah die Birne seines Bruders an und sagte: „Ich — — ist kleiner.“
3. Ich sah im —, mich traf ein —, da hüßt ich seit mich ein und schlief bis —.
4. Die Zungen wollten des Lehrers — hinter den Ofen —.
5. Der — schließlich wie ein Spürhund dem — nach.

Auflösung aus voriger Nummer.

Geographisches Pyramidenrätsel: A, Alm, Regen, Rovigno, Marseille, Oesterreich, Algier.



Blätter für den

Bamilientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitsknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und setzt Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“

Papsttum und Kirche.

13.

Ein strenges Urteil ergeht in dem obigen Gleichnisse über jenen hartherzigen Knecht; aber jeder aus uns, lieber Leser, findet es durchaus gerecht und in Ansehung des Schuldigen wohlverdient. „Niemand — sagt Bourdaloue, Frankreichs größter Kanzelredner, — niemals war ein Vorwurf überzeugender, niemals eine Strafe gerechter. So wenig Einsicht und natürliches Rechtsgesühl jemand auch haben möge: Keiner ist, der nicht die ganze Stärke des Vorwurfs fühle, der nicht die Strafe in ihrer ganzen Strenge billige. Denn was konnte jener Knecht erwidern, der unbarbarisch und hart in jenem Augenblicke eine Schuld von hundert Denaren *) bezahlt haben wollte, da ihm sein Herr, von Mitleid mit ihm und seiner Not gerührt, so eben die ungeheure Summe von zehntausend Talenten geschenkt hatte? Wenn der Herr also, empört von einem solchen Betragen, die Strafe nicht mehr verschiebt, wenn er den Unglückseligen behandelt, wie dieser seinen Schuldner behandelt hatte, wenn er ihn einkerkeret in dunkle Haft — so ist das ein Urteil, dessen Billigkeit und Grund gleich überzeugend sind. Sehet, meine Zuhörer, das Vorbild, an dem wir, solange wir dabei verweilen mögen, nichts finden, was uns überraschen könnte, was nicht ganz entsprechend wäre dem Gesetze einer untadeligen Gerechtigkeit. — Aber (fährt er fort) lassen wir das Bild und erwägen wir die Anwendung, die Jesus Christus davon macht, und hier

werden wir ohne Zweifel stammeln; denn der Sohn Gottes spricht: „Also wird auch Mein himmlischer Vater euch tun, wenn ihr nicht ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“ — Welche Drohung! Und gegen wen spricht der Heiland der Welt sie aus? Gegen euch, o Christen, und gegen mich, wenn wir am Nächsten nicht dieselbe Milde üben, welche dieser barmherzige Gott so oft gegen uns geübt hat und noch täglich übt; wenn wir bei Beleidigungen, die uns widerfahren, den Eingebungen der Empfindlichkeit und Rachsucht folgen; wenn wir nicht großmütig vergeben und verzeihen wollen. — Ich gestehe: Beleidigungen vergeben, ist schwer. Alles am Menschen sträubt sich dawider; das ist's, was die christliche Religion in ihrer ganzen Erhabenheit, Größe und Vollkommenheit zeigt. Aufrichtig und von Herzen vergeben, ist eine der größten Wirkungen der Religion. Gott hat aber nicht nur das Recht, es zu fordern, sondern Er fordert's in der Tat: als Gebieter durch das Gesetz, das Er uns gegeben; als Vater durch die Güter, mit denen Er uns überhäuft; als Vorbild durch die Beispiele, die Er uns gibt; endlich als Richter durch die Verzeihung, die Er uns verheißt.“

So jener berühmte Kanzelredner, dem ich in seiner herrlichen Ausführung noch weiter folgen möchte, wenn nicht die Fortsetzung unseres abgebrochenen Themas wieder aufzunehmen wäre.

Wir sprachen zuletzt von den Leiden des Papsttums, wie jene Verheißung des Herrn durch alle Jahrhunderte sich an den Nachfolgern dessen erfüllt habe, an den das Wort gerichtet ward: „Simon, Simon, der Satan

*) etwa 70 Mark.

Kirchenkalender.

Sonntag, 25. Oktober. Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Krispinus, Martyrer † 287. Evangelium Matthäus 18, 23—35. Epistel: Epheser 6, 10—17. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierliches Hochamt, 11 Uhr Vortrag für den Marienverein, Nachmittags 6 Uhr Festpredigt zu Ehren der hl. Ursula und Gebetsstunde. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe und Kommunion der Firmlinge, 8 Uhr zweite hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Kanonische Visitation des Herrn Kardinal-Erzbischofes Dr. Antonius Fischer. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. An allen Wochentagen im Oktober, Abends 7,8 Uhr Rosenkranz-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht.
Montag, 26. Oktober. Chrysanthus und Daria, Martyrer † 257.
Dienstag, 27. Oktober. Sabina, Jungfrau und Martyrin.
Mittwoch, 28. Oktober. Simon und Juda, Apostel.
Donnerstag, 29. Oktober. Nazarius, Martyrer † 307. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
Freitag, 30. Oktober. Rothburga, Jungfrau † 1313.
Sonntag, 31. Oktober. Wolfgang, Bischof † 994. Gebotener Fasttag.

hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie man den Weizen siebt." (Luk. 22.) Trotzdem, lieber Leser, wird der Papst mit einem Namen angeredet, der gar merkwürdig oder (besser gesagt) geheimnisvoll klingt in Ansehung der unzähligen Leiden, welche die Geschichte des Papsttums aufweist bis auf unsere Tage. Man nennt den Papst: „Glücklichster Vater“ (Beatissimo Pater)! Was mag es bedeuten?

Manche glauben, wir gäben dem Papste diesen Titel nach dem Vorgange Jesu Christi, der bekanntlich zu Petrus, dem ersten Papste, sprach: „Glücklich bist du, Simon, Sohn des Jonas!“ (Matth. 16.) — Andere wieder sind der Ansicht, man nenne den Papst glücklich wegen seiner erhabenen Würde, durch die er Gott so nahe steht.

Ein geistvoller Bischof unserer Tage aber äußert, daß keine dieser beiden Erklärungen ihn befriedige. Er meint geradezu, wir nennen den Nachfolger Petri glücklich, nicht trotz seiner Leiden, sondern vielmehr wegen seiner Leiden; und der Kirchenfürst begründet diese seine Ansicht in folgender Weise: Wir nennen (sagt er) den Papst glücklich mit Rücksicht auf die Worte des göttlichen Erlebens: „Selig sind die Trauernden“ (Matth. 5). — Wir nennen ihn glücklich mit Rücksicht auf die Worte des Herrn: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen“ (ebd. 10). — Wir nennen ihn glücklich wegen jener anderen Worte Jesu, welche die eben angeführten so herrlich ergänzen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden um Meinwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!“ (ebd. 11 und 12). — Wir nennen endlich ihn glücklich wegen der Worte des hl. Petrus in dessen erstem Sendschreiben: „Freuet euch, daß ihr mit Christus leidet!“ (1. Petr. 4, 13).

Manche freilich wollen in den Leiden des Papsttums nur die Folgen der politischen Ereignisse sehen, in die es hineingezogen wurde. Allein da blickte der große Florentiner Dante doch sehr viel tiefer: „Ich sehe (schreibt er) Christus in der Person Seines Stellvertreters gefangen; ein anderes Mal sehe ich Ihn verhöhrt, mit Essig und Galle getränkt, zwischen zwei Verbrechern den Seil aufgeben. Ich sehe einen neuen Pilatus, der so grausam ist, daß ihm selbst dieses nicht genügt.“ *) — Das sind, lieber Leser, die Leiden des Papsttums; sie bilden die Fortsetzung der Leiden Dessen, der es eingesetzt hat. Und insofern dürfen wir den Papst glücklich nennen: nicht trotz seiner Leiden, sondern wegen seiner Leiden, Demütigungen, Verfolgungen, die niemals aufhören werden.

Der große Bölkerapostel Paulus lehrt uns aber in einem seiner Sendschreiben, der göttliche Stifter der Kirche habe sie so geschaffen, daß sie zu ersehen im Stande sei, was an dem Leiden Christi mangelt (Col. 1, 24), indem sie Seinen gottmenschlichen Leiden jene rein menschlichen Leiden hinzusetzt, welche die Sühne vervollständigen sollen. Deshalb hat Er die Kirche aus Kreuz gehetzt mit Sich und neben Sich. So hat also auch die Kirche ihr Golgatha: das menschliche Leiden bildet gleichsam ein erhabenes Echo des göttlichen Leidens. Wer wollte sich wundern, lieber Leser, daß gerade der Papst an diesem Golgatha einen königlichen Anteil hat? Er ist gleichsam das mit Dornen gekrönte Haupt. In jedem Jahrhundert hat er den Leidenskelch bis zur Hefe leeren müssen. Wägen die Weltmenschen sich wundern über die Art und Weise, wie Gott Seinen Stellvertreter behandeln läßt — der gläubige Katholik wundert sich nicht hierüber, sondern bewundert vielmehr das Geheimnis des Kreuzes, das sich in der Kirche Jesu fortsetzt bis zum Ende der Tage. S.

Ein Spaziergang durch drei Kaiserreiche. Von Albert Gerling.

In gewissen Zeitläufen geht immer wieder einmal die Nachricht durch die Blätter, daß an der deutsch-russischen Grenze Jemand durch einen russischen Grenzsoldaten erschossen sei. Die meisten derartigen Meldungen kommen von dem Teil der langen Grenze, der auf das preussische Oberschlesien entfällt, an dem tatsächlich auch infolge des dort besonders in Blüte stehenden Schmugglertums die meisten Bedingungen für solche Vorkommnisse gegeben sind. Das letzte Stück dieser Grenze bildet die schwarze Przemsja, ein schmutziges Flüsschen, das sich unweit der am weitesten nach Osten vorgeschobenen ober-schlesischen Stadt Myslowitz mit der weißen Przemsja vereinigt, einem etwas freundlicher aussehenden Gewässer, das wiederum die Grenzscheide zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn bildet. An dem Vereinigungspunkte beider Flüsschen treffen also die drei europäischen Kaiserreiche, das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Rußland zusammen — jedenfalls also ein ganz bedeutames Fleckchen Erde.

Sobald wir in Myslowitz den Bahnhof, den letzten an der preussischen Grenze, verlassen, lenken wir unsere Schritte zunächst nach rechts und befinden uns wenige hundert Schritte später in einer hübschen breiten Allee, deren Schattengang sich dem Eisenbahndamm entlang zieht, auf dem eben der Zug nach Galizien weiterrollt, der uns hierherbrachte. Links dehnen sich sumpfige Wiesen aus, durch die träge die schwarze Przemsja dahinschleicht. Da drüben ist Rußland: ein paar Kosaken tummeln ihre finlen Rosse, ein anderer starrt melancholisch hinab in die trüben schlammigen Fluten. Man ist in Rußland scharf darauf bedacht, sich gegen alles aus dem Westen kommenden abzuklischen, daran gemahnen uns sofort die Maßnahmen zur Bewachung der Grenze, die nur an wenigen Punkten und unter schweren Passplacereien überschritten werden darf. Bei uns auf deutscher Seite und bald nachher auch drüben in Oesterreich-Ungarn nehmen wir nichts dergleichen wahr: im Gegenteil, preussische Soldaten, die ihren Urlaub in Myslowitz verbringen, trifft man häufig genug jenseits der Grenze an, wo sie es sich ganz wohl sein lassen.

Weiter im Osten erblicken wir, kaum eine halbe Stunde von uns entfernt, das russische Städtchen Modrzejow, aus dessen kleinen Häusern sich eine mächtige Kirche aus roten Backsteinen erhebt, die gewissermaßen die ganze dortige Gegend beherrscht. Nachdem wir die Allee verlassen, stehen wir vor einer Gartenwirtschaft mit dem stolzen Namen „Zum Fürstenschloß an der Dreikaiserreichede“. Es handelt sich tatsächlich um ein ehemaliges fürstliches Schloß, an das sich indes sehr traurige Erinnerungen knüpfen. Das Schloß gehörte einst dem polnischen Fürsten Razimilian Sulkowski, dessen Name als der eines Muttermörders vor mehr als einem halben Jahrhundert im Munde aller Welt war.

Heute mahnt im „Fürstenschloß“, das inzwischen bedeutende Veränderungen erfahren hat, nichts mehr an traurige Vorgänge aus früherer Zeit; im schattigen Garten herrscht vielmehr häufig, zumal Sonntags, ein reges und fröhliches Treiben. Hier steht auch der Ansichtskartensport in besonderer Blüte, zumal von hier aus Karten versendet werden, die mit den Marken und Poststempeln der drei Kaiserreiche versehen sind und daher ein bei Sammlern sehr beliebtes Objekt bilden. Die Stempel der beiden Auslandsmarken sind freilich immer älteren Datums, sie sind aber ordnungsmäßig von den beiden Postämtern Granizza (russisch) und Sezakowa (österreichisch) aufgedruckt. Auf welchem Wege diese Abstempelung der noch nicht adressierten und beschriebenen Karten erfolgt, entzieht sich unserer Kenntnis. Durch die noch nicht abgestempelte deutsche Pfennigmarke oder,

falls man die Karte nach dem Auslande senden will, Pfennigmarke wird die Karte erst kursfähig.

Nachdem wir das „Fürstenschloß“ verlassen auch das nahe Dorf Slupna passiert haben und ein paar hundert Schritte weiter am Ufer der schwarzen Przemsja gewandert sind, stehen wir plötzlich unmittelbar dem Einfluß der weißen Przemsja gegenüber; wir sind an der „Ecke“ angelangt. Auf die politische und geographische Bedeutung des Orts weist keinerlei Denkzeichen hin, man müßte denn den preussischen Grenzstein mit dem Wappenstein als solches ansehen. Auf österreichischer Seite erblicken wir den üblichen schwarzgelben Grenzpfahl mit der Tafel, in Rußland nichts, was dem entspricht. Auf der russischen Halbinsel, die durch die beiden Flüsse gebildet wird, befindet sich eine Ausladestelle für Steinkohlen, auf dem Fluße selbst liegen einige breite Flachboote, Galeeren, dazu bestimmt, die Kohlen aufzunehmen und przemsjaabwärts der nahen jungen Weichsel zuzuführen. Kein Mensch ist in beiden „Ausländern“ zu erblicken, doch versichert man uns, daß in den russischen Ufergebüsch allenthalben Wachtposten versteckt liegen. Nur das Glockengeläut der Kirche in Modrzejow mahnt uns daran, daß gerade Sonntag ist.

Die Przemsja zeigt, nachdem sich beide Flüsse vereinigt, ein freundlicheres Ansehen als bisher, doch kann man das Nebeneinanderfließen der schwarzen und braungelben Fluten noch eine ganze Weile verfolgen. Jetzt ist der Fluß zum deutsch-österreichischen Grenzfluß geworden, drüben ist Galizien. kaum hundert Schritte von der „Ecke“ entfernt überspannt den Fluß eine hohe Eisenbahnbrücke, zu der wir emporklettern und die uns den ungehinderten Uebergang nach Oesterreich vermittelt. Im Schatten des Grenz- und Brückenbahnhofs sitzen in traulichem Geplausch Eisenbahn- und Zollbeamte. Grenzplacereien gibts hier nicht; kein Mensch fragt nach etwas „Steuerbarem“. Vom hohen Eisenbahndamm aus erblicken wir tief unten die Flüsse mit ihren mageren Wiesengründen, im Norden die mächtige Kirche von Modrzejow und weiter links das langgezogene Bild von Myslowitz mit seinen hochragenden Türmen und Schornsteinen. Das ganze macht einen beinahe melancholischen Eindruck in seiner Aussprachlichkeit: das überträgt sich fast unwillkürlich auch auf unsere Stimmung. Aber es verfliegt, nachdem wir, der Weisung der Beamten folgend, am Eisenbahndamm wieder heruntergestiegen sind und dann, kaum zehn Minuten später, in einer kleinen Wirtschafft des galizischen Dörfchens Jenkor Platz genommen haben. Bald hat uns der jüdische Wirt, — ein junger Mann im landesüblichen Kasan — eine Flasche feurigen Ungar und einen kleinen Imbiß gebracht. In dem kleinen Hofgärtchen mit seinem Halbdutzend Tischen sitzen noch ein paar andere Besucher, die dem Ansichtskartensport huldigen.

Um von Myslowitz aus hinüber nach Rußland zu gelangen, bedarf der deutsche Besucher eines Passes; meist läßt er sich zu dem Zwecke bei einer ober-schlesischen Polizeibehörde einen Grenzpaß, sog. Halbpaß, der zehn Pfennige kostet, 28 Tage gilt und zur Reise nach Rußland bis 3 Meilen von der Grenze berechtigt. Eine lange breite Holzbrücke, die täglich von mehreren tausend Menschen passiert wird, führt hier in „Väterchens“ Reich. Von 12 bis 2 Uhr mittags ist der Verkehr unterbrochen, auch in den Nachtstunden. Wir gelangen, da es noch nicht 2 Uhr geschlagen, nicht gleich hinüber. Der russische Soldat in weißem Rock und blauen Hosen, die weiße Schilbmütze auf dem Kopfe, steht mitten auf der Brücke. Er läßt niemand hindurch, sondern raucht, obgleich es in Myslowitz längst 2 Uhr geschlagen, ruhig seine Zigarette weiter. Die Menschenmenge auf der Brücke wird dabei immer größer, meist sind es armselige polnische Juden in schmutzigen und zerrissenen Kasans, geradezu abscheuliche Weiber und zerlumpte

*) Dante, „das Fegfeuer“. 20. Gesang.

Kinden, nur wenige andere tragen saubere sonntägige Kleidung. Endlich kommt von russischer Seite das Zeichen zum Durchlassen und nun stürmt alles unaufhaltbar vorüber. Langsam und vorsichtig wir hinterdrein, denn die eben wahrgenommene Unsauberkeit hat uns ruhig gemacht. In der Grenzlammer drüben dauert es eine ganze Weile, ehe wir an die Reihe des Durchlassens kommen, mit der auch die Abgabe des Passes verknüpft ist. Einer Durchsuhung nach zollpflichtigen Sachen unterwirft man uns nicht, die Beamten merken wohl, daß uns mehr die Reugier hierhergeführt — bei den anderen verfährt man dafür teilweise sehr energisch. Beinahe eine halbe Stunde währt es, bis wir die mit dem Einlaßstempel versehenen Pässe wieder bekommen.

Von dem Grenzlammerbezirk haben wir noch eine gute Viertelstunde bis zu der schon wiederholt erwähnten Kirche, einem schönen und stattlichen Bauwerk in einer Art russisch-gothischen Stils. Sonst gibt es hier nichts, was das Auge erfreuen könnte; alles ist echte polnische Schmutzwirtschaft. Eine Viertelstunde später sind wir daher bereits wieder an der Grenzlammer. Diesmal geht's rascher zurück und bald sitzen wir frohgemeut in dem gastlichen Myslowitzer Hotel, froh, deutschen Boden unter den Füßen zu haben und deutsche Worte zu hören. Der Spaziergang durch die drei Kaiserreiche hat einschließlich der wiederholten Ruhepausen keine fünf Stunden beansprucht.

Die Reiter von Schönefeld.

Novellistische Skizze von Emil Faust.

Pulverdampf, Kanonendonner, knatterndes Gewehrfeuer, gellende Trompetensignale und langgezogener Hornruf, Fluchen, Beten, Jammern, Wimmern — man muß all das gehört haben, um es zu verstehen, man muß die brennenden Dörfer, die rauchenden Trümmer blühender Höfe, den verfinsterten Himmel und den grellen Schein der plätschernden Bomben und Granaten gesehen haben, um zu begreifen: das ist die Schlacht.

Die weite Ebene von Leipzig, die zum Schlachtfeld ausersehen zu sein scheint, starrte wieder einmal von Waffen. Es ist Montag, der 18. Oktober 1813 und diesmal sind es die verbündeten Preußen, Oesterreicher und Russen, die sich dem raublustigen Nachbarn von der Seine, Loire und Rhone entgegenstellten. Die Verbündeten sind nur von dem einen Wunsch besetzt, dem Advokaten-Sohne aus Ajaccio, der es gewagt hatte, die Ruhe Europas anderthalb Jahrzehnte lang zu stören, den Garau zu machen.

Ueber dem Haupte des Imperators schwebte ein düsterer Schatten, und sein ohnehin bleiches Antlitz war erdfahl — er ahnte, daß hier seine Macht zu Ende ist und daß seine Stunde geschlagen hatte. Und wie der Feldherr so sehen die Krieger finster drein und schon gährt in ihren Reihen der Geist des Aufbruchs, der Geist, der den Menschen heute ein „Hosiannah“ und morgen ein „kreuzige!“ „kreuzige!“ auf die Lippen legt. Nur die alte Garde, die da sterben wollte, aber sich nicht ergeben, die stand noch treu zu ihrem vergötterten Imperator.

Abseits aber vom Kampfgerüß standen am Morgen des 18. Oktober andere Truppen — sie sind nicht von welscher Zunge und ihre Herzen schlagen drüben bei den Verbündeten. Deutsche Brüder sind es, die auf Befehl ihrer Fürsten in den Reihen des Erbfeindes ausharren müssen. Sachsen sind es und Württemberger.

„Wir wollen nicht ferner verdammt sein, beim Feinde zu kämpfen, wenn ganz Deutschland sich stolz erhebt!“ so geht es voll Ingrimm durch ihre Reihen. Die Sachsen namentlich haben schwer genug gelitten unter dem Drucke des fremden Bündnisses, achtzehntausend waren ihrer gewesen — bis auf 4600 Mann sind sie zusammengeschmolzen. Ansehen mußten sie, wie die Hauptmacht des Rhein-

bundes, wie Bayern noch vor wenigen Wochen sich an der allgemeinen Erhebung beteiligte und so hatten sie denn an ihren König Friedrich August eine Botschaft geschickt und ihn fragen lassen, was sie in solcher Bedrängnis tun sollten. Der Kurier kam mit der zweideutigen Antwort zurück: „Grade jetzt muß jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen.“

Ein lautes Hurrah folgte dieser Antwort. Die Braven hörten das Zweideutige nicht heraus, sie begriffen nur, daß mit dem Vaterlande Deutschland gemeint sei und ein deutscher König nicht anders könne als für Deutschland Wohl kämpfen. Und von den Württembergern sprengte ein Adjutant nach dem Hauptquartier, um zu verlangen, irgend einem Truppenkörper der Verbündeten eingereiht und gegen Napoleon geführt zu werden. Kaum hatten dies die Sachsen, die noch geringer an Zahl waren, gehört, als sie ungestüm in ihren Führer General Normann drangen, ebenfalls gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen. Endlich schickte auch er, wenn auch etwas zögernd, seinen Adjutanten ab.

Stunden dauerte es, da kamen die beiden jungen Offiziere zurück. Ingrim in ihren Mienen, die Zähne nagend an der Unterlippe.

„In Reserve gestellt!“ melden sie. Ein Gemurmel des Unwillens geht durch die Reihen, aber die Kommandeure heischen gebieterisch Ruhe und traurig, gefleckten Hauptes reiten die Braven nach den ihnen angewiesenen Stellungen.

Da plötzlich wird das Pferd eines Sachsen schen und rast ventro-a-terro quer über das Schlachtfeld hinüber, wo die Preußen stehen, dicht an den Württembergern vorbei. Deren Pferde werden unruhig, aber die Reiter bemerken sie und nur ein sehr reizbarer Fuchs rast unaufhaltbar dem Fuchse des Sachsen nach. Auf einen Augenblick verschwindet der Ingrim aus den Gesichtern und ein schwaches Lächeln huscht über die gebräunten Züge.

„Dees sollt mi doch wundern, daß der Ellinger sein Gaul nit in Reison bringen kann, ischt doch sacht der beschte Reiter in der Schwadron.“

„I glaub'ich an nit,“ erwidert der Andere, „wer weisich, was er vorh' t.“

„Du — halt“ ruft nun der württembergische Reiter, der sich von den Seinen getrennt hat, dem voranziehenden Sachsen zu, als sie außer Schweite ihrer Truppenteile sind, „Dei Gaul ischt doch au net durchgange — dees kannte einem weiß mache, wo nit reite kann!“

Der Sachse verhält den Schritt seines Braunen ein wenig, so daß der Fuchs an seine Seite gelangte.

„Nu Herjemerich,“ sagte er dann gemächlich, „meenste deun, daß mir das bassen bäre, jetzt in der Reserve zu stehen, um nicht einbauen zu dürfen, wenn die anderen ihre Glingen auf die Webbe von den verfluchten Franzosen-gerle spazieren lassen? Nu — na — das gibts nich! Wenn Du ewe so gesonnen bist, wie ich, denn schwenken m'r dariewe zu den Preiße, gann die Gerle sonst nich austehen, aber diesmal müssen mer uns an se raunhalten — und wenn m'r dode breische Gvalleristen finden, den ziehn m'r denen ihre Recke an, un reiden mit in de Reihen.“

Der Württemberger stimmte freudig zu und nun sausten sie an Schönefeld vorbei und machten an einem mit Leichen besäten Hügel ihr Vorhaben wahr. Bald nachdem sprengten zwei preussische Dragoner über das Schlachtfeld und hielten gerade auf eine Talenkung zu, wo preussische Dragoner mit französischen Kürassieren im harten Kampfe lagen. Eine dicke Staubwolke hüllte die Kämpfenden ein — Geheul, Fluchen, das Schnaufen der Rosse, die schrillen, ehernen Klänge der Trompeten, das Klirren der Säbel, ganz in der Nähe der scharfe Knall von Pistolenschüssen, nicht allzuweit Pelotonfeuer wie knisternde Flammen in dürrem Unterholz und von weither das

Dröhnen der Geschütze. Nach kurzem Kampfe bricht jubelndes „Hurrah“ aus den Reihen der Preußen, die schweren Panzerreiter lösen sich in wilde Flucht auf, verfolgt von den leichteren, kazenartigflinken Dragonern.

Und noch oft heften die Dragoner den Sieg an ihre Fahnen. Nicht weniger als sechs Attacken reiten sie und die Sonne neigt sich in ihrer Bahn stark gen Westen, da bläst es wiederum zum Sammeln. Und noch ein Augenblick der Ruhe ist den Tapferen vergönnt, dann heißt es wieder: Auf zur Verfolgung! Schnaubend und wiehernd setzen die Rosse an und in wilder Kampfbegier stürmen sie vorwärts, einerlei, ob sie einen Reiter auf ihrem Rücken tragen oder ob sie mit leerem Sattel davonstürmen.

Aber mancher Brave kann nicht mehr, er liegt lang ausgestreckt auf der Wählstatt, das gebrochene Auge gen Himmel gerichtet, oder er liegt jammernd und stöhnend auf der feuchten Erde, aus tiefen Wunden blutend, oder er schleppt sich, kaum noch fähig, sich auf den Beinen zu halten, hinter die Front, ein Plöschchen zu suchen, um zu sterben.

Und einen Reiter lockt auch nicht der Ruf der Attacke ins Kampfgerüß — langsam reitet er über die Erde, Schritt für Schritt, zitternd wie Espenlaub, bleich wie der Tod, die Hände am Sattelnopf fest geklammert, die Bügel über den Hals des Pferdes gehängt. Ein großer Blutstrom ergießt sich aus dem Waffenrock, das Bein und den Leib des Pferdes hinunter und mischt sich mit dem Blute des braven Braunen, das aus einer klaffenden Hiebwunde an der Leude hervorquillt. Deshalb braucht er auch das wackere Tier nicht zu zügeln, denn es kann selber kaum vorwärts.

Ein anderer Reiter kommt daher gesprengt, ein herrlicher Fuchs trägt ihn, dem das feurige Blut prickelnd durch die starken Adern tobt. Er ist nicht umzubringen und trotzdem er den ganzen Tag in Bewegung ist, kann er die quellende Lebensfülle kaum bemessen.

Der Reiter selbst ist weniger gut zu Wege: eine weiße Binde trägt er um den Kopf, den rechten Arm im Verband.

„Bisich es wirkt, Sachse?“, fragt er, „Di suech i sel einer Schdud! Hab Di verloren von meiner Seite im Gesecht — aber was ischt — wie geht's Dir denn?“

„Wie Du siehst — ich — ich gann nich mehr,“ preßte der Sachse mühsam hervor.

„Komm — steig ab von Dein'm Ruß.“

„Ich gann nich — so ä franzescher Hallunke hat m'r eenen Schdich in den Unterleib gegeben — und jede Bewägung macht m'r Schmerz.“

„No — schau her, vüll ischt' mit mir aa nimmer, und der rechte Arm ischt entzwei! Aber des kann i do noch, Dir vom Pferd helfen.“

„Will versuchen, ob ich noch die haar Schritt reiten gann — bis an die drei Linden, da liegen noch nicht so viel Dote.“

Am Hügel angekommen, umfaßt er mit der Rechten den Hals des Kameraden, der ihn mit dem linken Arm umschlingt und langsam zu Boden gleiten läßt.

„Danke — hast noch ä Schuß in Deine Pistole?“

„Ja — aber worum?“

„So erbarm Dich iever mei Pferd — sieh das brave Tier! Jammers Dich nich? Zu helfen ist dem doch nicht mehr.“

„Icht scho' recht — mi jammers a — un i werd's scho kurz machen — a Schuß hinters Ohr — un alles ischt vorbei.“

„Dann fähr es so, daß ich hier ihm den Gopf auf den Hals legen gann, so will ich denn schdarben!“

„I, was — sterbe — wer red' denn davon? Lewe soll'schte —“

„Red' nich, weest ja alleene, wenn Du mich ansiehst.“

Der Württemberger führte das Pferd an den Hügel, setzte ihm die Mündung der Pistole hinters Ohr und drückte ab. Lautlos brach

das ermattete Tier zusammen und fiel auf die Seite. Der Sachse kroch wimmernd heran, zerbrückte eine Träne im Auge und ließ sich den Kopf auf des Pferdes Hals legen.

„Stieh noch net, Kamerad — i hab' Dir no' was zu erzählen. Heut Nachmittag zwei Uhr sind Eure Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten n' Übergang —“

„Wahrhaftig —?“

„Und brav sind's gewesen — wie die Helden habens gefochten. Hörst du driewe die Feldmusik? An wie die Glocke leute in Leipzig?“

Da richtete sich der Sachse mit der letzten Kraft auf, sein Auge glänzte groß und fieberhaft und die roten Strahlen der untergehenden Sonne trafen sein erdfahles Gesicht.

„Ja — tief er — ich hör's, wir haben gesiegt. Herr Gott, wie dank ich Dir, daß ich hab' dabei sein dürfen und die Weinigen auch — nun sin wir einig Ost un West — ein Sied un Nord — oh — nu nach Paris! A — Vittoria — Vittoria — mein Deutschland — mein Deutschland!“

Er richtete sich mit der letzten Kraft auf — hob den Arm, sank schwer zurück und — war nicht mehr.

Sergeant Himmelmann.

Militärische Humoreske von Arnob. Welden.

Die jungen Krieger waren angetreten, vorläufig ohne Gewehr, denn ein solches konnten sie auch noch nicht gebrauchen. Man hatte ihnen ja eben erst zu Gemüte geführt, daß sie weder gehen, noch stehen konnten, daß sie vielmehr bis jetzt ihr ganzes Leben hindurch gelatscht, gehüpft, getrippelt oder gekänzelt hatten. Oh, das hätte sich denn doch keiner, namentlich keiner derjenigen, deren Gesicht schon stattliche „Schmisse“ aufwiesen, träumen lassen, daß er in manchem akademischen Festzug in Band und Mühe gegangen sei, ohne gehen zu können!

Der „Herr Befreite“ war sehr dienstfertig, er „brachte sich um“, sah den Anzug nach, rückte hier eine Mühe zurecht und zupfte an den Falten eines Rockes. Die Befreiten der anderen Abteilungen lächelten über ihn, denn er war als Streber bekannt. Man munkelte, er wolle kapitulieren. Heute aber kam er mit seinen Bemühungen nicht zustande, denn schon erschien der Bestrengte, Sergeant Himmelmann, auf der Bildfläche. Er hatte die dem ersten Bataillon zugeteilten Einjährigen unter seiner Fuchtel.

„Stillgestanden, richt Euch!“ brüllte der Befreite, „Augen grade aus! Augen — links!“ Und er geht dem Vorgesetzten entgegen und meldet:

„Ein Unteroffizier, sechzehn Mann zur Stelle.“ Sergeant Himmelmann — sonst auch wohl von seinen Leuten sehr despektierlich „Sergeant Himmelhund“ genannt, nickt gnädig — bei den Einjährigen ist er immer gnädig — bis das Exerzieren angeht — dann wird er ungemächlich!

Sergeant Himmelmann schmettert also ein „Augen grade — aus! Rührt Euch.“

Und er begann die Front abzuschreiten. Der Himmelmann fand Gnade vor seinen Augen. Es war ein Kiese von Gestalt, Sohn eines Gutsbesizers, der mit dem Hauptmann befreundet war — und ein tüchtiger Soldat war er auch —, ebenso der zweite und das war ein Fahnenjunker und Sohn des Herrn Regimentskommandeurs.

Aber beim dritten ging's los! Der hatte die unglückselige Gewohnheit, immer mit den Fingern an den Knöpfen seines Rockes zu spielen und dabei vernichtete er denn natürlich die mühevoll arbeitete Arbeit seines Fuchtkameraden, indem er die Knöpfe blind machte. Oder er trieb vielleicht die Pflichtvergessenheit sogar soweit, daß er den Knopf öffnete — und das mußte ihm gerade jetzt passieren.

„Maurer!“ fuhr ihn der Sergeant an, „denken Sie denn, Sie sind der Apollo von Bellevue, der im Park am Philosophenwege steht? Glauben Sie denn, Sie können sich wieder halbnaakt hier hinstellen zum Skandal für die

gesamte gebildete Menschheit, Herr Doktor Maurer? Sagen Sie mal, was würden Sie denn Ihren Patienten sagen, wenn die sich so mangelhaft angezogen draußen präsentieren würden?“

„Entschuldigen Herr Sergeant, ich bin —“ „Ach was — ich entschuldige gar nichts — aber Sie sind doch ein Doktor? He?“

„Zawohl, Herr Sergeant, das bin ich, aber nicht Doktor der Medizin, sondern Doktor der Philosophie und Kandidat des höheren Schulamts, und ich habe keine Patienten zu behandeln, sondern Gymnasiasten.“

„Hören Sie, Herr Maurer, wenn Sie Volkstreden halten wollen, dann warten Sie gefälligst, bis Sie nicht mehr Soldat sind, und suchen Sie sich einen anderen Ort dazu aus als den Kasernenhof. Hier redet man nur, wenn man gestraft wird, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Sergeant, aber —“

„Halten Sie den Mund, wenn Sie mit mir reden! Und ich bitte mir aus, daß Sie mir bis morgen früh die erste Tugend des Soldaten, die Zuchtlosigkeit, gelernt haben!“

Schon sehr angeärgert ging er zum nächsten. „Sagen Sie mal, Biedendorf, Sie sind ja wohl Kaufmann?“

„Zawohl Herr Sergeant!“

„Na ja — dann können Sie doch auch Ihre Mühe grade setzen! Denken Sie denn, Sie gehen in Zivil die Königsstraße hinunter, den Ziehleiter auf einem Ohr, und beliebängeln die jungen Mädchen, die daher kommen? So machens ja doch die Herren Ladenschwengel, die die Woche über an der Heringstonne und im Syrupsfas herumhantiert haben. He?“

„Das weiß ich nicht, Herr Sergeant!“

„Nanu? Sie wissen nicht, wie Sie es selber gemacht haben, als Sie noch in Zivil waren?“ „Herr Sergeant, ich bin kein sogenannter Ladenschwengel, ich bin Buchhalter in einem Engros-Geschäft und immer nur auf dem Bureau beschäftigt gewesen —“

„Ach so — ein Bureauschreiber sind Sie, na, warum sagen Sie das nicht gleich? Da allerdings heißt es in erster Linie Ordnung — alles nach dem Lineal. Bin nämlich auch mal ein Jahr als Befreiter beim Herrn Feldwebel Bureauschreiber gewesen. Da haben Sie natürlich keinen Ziehleiter getragen und auch ihn wohl einmal in der Eile auf ein Ohr gesetzt. Also Mühe grade! Kolarde, Rafenspiße und Kragenöffnung müssen eine grade Linie bilden!“

Es kamen hier nach zwei andere an die Reihe, an denen er nichts anzusehen fand: junge Kerlchen, die vom Gymnasium. Sie hatten durchblicken lassen, sie würden kapitulieren und Zahlmeister werden oder zur Intendantur gehen. Deshalb quälten sie sich redlich und rissen sich zum Ergötzen ihrer Kameraden, mehr als ein Wein aus.

Aber beim siebenten Manne ging es wieder los:

„Kopf hoch, Eisenberg, Rinn an die Binde, Schultern runter! Sagen Sie mal, lieber Freund, Sie müssen doch Ihre Gloggen besser aufreißen. Gestern haben Sie mal wieder einen Steuerkontrollenur gegrüßt. Können Sie denn immer noch keine Uniform unterscheiden?“

Er war kein dienstlicher Gruß, Herr Sergeant, sondern ich kannte den Herrn persönlich!“

„Da müssen Sie früher aufstehen, mein Bester, wenn Sie mir das weiß machen wollen. Ich habe die Geschichte nämlich mit angesehen, ich saß grade am Fenster bei Winkelfesser. Sie grüßten so stramm es Ihnen möglich war — 's war freilich sehr mäßig, aber der 'cun lächelte und schüttelte den Kopf. Hätte o: Sie gekannt, so hätte er Ihnen gedankt. Nein, der Herr trug Schleppefäbel und Sporen und da haben Sie ihn für einen Artillerie-Offizier oder Gott weiß was gehalten, weil Sie nicht dunkelgrün von Dunkelblau und nicht goldene Achselstücke von silbernen unterscheiden können.“

„Himmelmann — Arendt!“ rief jetzt der ältere Sergeant, Bloek, ein Zeichen, daß der

Herr Leutnant kam. Man trat an und der Herr Sergeant kam um all' seine schönen väterlichen Ermahnungen, die er sicher den übrigen neun ihm anvertrauten Kriegsknechten noch gehalten hätte.

Beim Exerzieren nun war er fürchterlich und beim langsamen Schritt „schliff“ er die Vermisten fürchterlich. Sie konnten nachher kaum noch gehen, ohne einen empfindlichen Schmerz in den Knien zu verspüren.

Die Folge dieser wenig lebenswürdigen Behandlung war, daß Maurer, Biedendorf und Eisenberg zusammentraten und beim Frühstück beschlossen, den Sergeanten „auf den Weg des Heils“ zu bringen. Am Nachmittag war dann wie gewöhnlich Turnen und Bajonettieren und als auch das überstanden war, pflanzte sich Maurer steif wie ein Bahl vor den Bestrengen hin.

„Na, was ist los, Maurer?“

„Möchten der Herr Sergeant uns einmal heute Abend die Ehre erweisen und bei Goebel im Schützenhause unjer Gast sein?“

„Bel Goebel essen Sie wohl Mittag?“ fragte Himmelmann, und in seinen Augen blitzte es auf.

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“

„Na schön“ — erwiderte der, „es ist mir eigentlich zu viel Ehre, mit so gebildeten Herren zusammen zu sitzen — aber ich will Sie nicht kränken und werde deshalb ganz bestimmt kommen.“

Am Abend stellte sich Sergeant Himmelmann pünktlich ein, als für zwei und trank für drei: Und die Herren Einjährigen hatten es dem Wirt eingeschärft, er solle alles anschreiben, was gegessen und getrunken würde. Am ersten würden sie dessen Part mitbezahlen.

Punkt dreiviertel neun Uhr empfahlen sich die Herren Einjährigen in der Hoffnung, Sergeant Himmelmann würde sie entweder auffordern, noch ein Stündchen zu bleiben oder aber mit ihnen gehen. Aber nichts von dem geschah — er sagte ihnen freundlichst Adieu und blieb bei dem Wirt sitzen.

Von da ab hatten es die Einjährigen Maurer, Eisenberg und Biedendorf — schlechter als je und weitere Einladungen lehnte er schroff ab.

Am Morgen des 1. November aber hielt Sergeant Himmelmann an die drei folgende Ansprache:

„Na meine Herren, Sie denken wohl, ist der Himmelmann ein Schw... kerl — läßt sich erst von uns freihalten und zwiebelt uns dann, wo er kann! Ja wohl! Wenn Sie heute Mittag mit ihrem Speisewirt abrechnen, dann wird er Ihnen sagen, daß der Himmelmann alles bezahlt hat, was er gegessen und getrunken hat. Denken Sie denn, der Himmelmann läßt sich schmieren? Suchen Sie sich einen Andern — verstanden? Vier Wochen sind Sie noch unter meiner Fuchtel und da sollen Sie die Engel im Himmel pfeifen hören, daß dagegen ein Sturm marsch wie der Gesang eines jungen Mädchens klingt. Einen ganzen Monat habe ich nicht ausgehen können, weil ich meiner Braut das Geld wiedergeben mußte, das ich mir von ihr geliehen hatte, um mit Ihnen ausgehen zu können. Und versuchen Sie's ja nicht wieder, mich einzuladen, sonst melde ich Sie wegen versuchter Bestechung eines Vorgesetzten!“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ausschnitt-Rätsel: Rheingau, Friedland, Uebermacht, Bodensee, Zechine, Binjel, Mineral, Rummelst, Seidenleid, Arendal, Veranda, Ehrgeiz, Posthalter, Leichnam, Odeffa, Biereed, Nachtente, Rheinwein, Angeficht, Galtstein, Rechtsbewußtsein, Redewut, Fuchtour.
„Ein edler Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt.“

Vorsilbrätsel: Vorschlag, Vorschuß, Vortritt, Vortritt.

Rätsel: Albe — Elbe.
Füllrätsel: Falke, Adele, Stirn, Arena, Karwe.
Gleichungserge: 1. freier, freier; 2. meine, meine; 3. Zug (Eisenbahzug), Zug (Aufzug), Zug (Stadt in der Schweiz) 4. Stecken, stecken; 5. Wilde, Wilde.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Rachdruck verboten. Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 5, 1-12. „In jener Zeit, als Jesus die Schaa- ren sah, stieg er auf einen Berg und als er sich niedergesetzt hatte, traten seine Jünger zu ihm.“ „Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich beugen.“ „Selig sind die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.“ „Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden.“ „Selig sind die Barm- herzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ „Selig sind, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen.“ „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.“ „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen.“ „Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel.“

Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.

Dieser einfache Satz aus dem apostolischen Glaubensbekenntnisse ist, lieber Leser, wie ein lebendiger Saame gewesen, der im Verlaufe von fast zweitausend Jahren auf dem frucht- baren Acker der Kirche Jesu nicht nur eine Menge wunderlieblicher Blumen, sondern auch hundertfältige Frucht hervorgetrieben hat. „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen“. Dieses schlichte, einfache Wort hat die ersten Aebter des Gekreuzigten in ihrem lebendigen Glauben vermocht, über den Gebeinen der Martyrer dem allein wahren Gott Altäre zu bauen. Diesem Glauben verdanken wir die herrlichsten Denkmäler der christlichen Kunst: die großartigsten Tempel, errichtet zur Ehre der Heiligen, die frommsten und zartesten Gesänge zum Preise der Himmelsbewohner, die unsterblichen Gebilde der Malerei und Bildhauerkunst zur sinnbildlichen Darstellung himmlischer Selig- keit und Verklärtheit. Dieser Glaube hat unsere frommen Vorfahren vermocht, ihre Gotteshäuser und ihre Gemeinden dem Schutze eines besonderen Heiligen zu vertrauen, weite Pilgerfahrten zu den Orten anzustellen, die von den Lieblingen Gottes durch ihre Wunder und die Werke ihrer Frömmigkeit verherrlicht worden. — hat sie vermocht, jedem neugeborenen Sprössling der Gemeinde den Namen eines Heiligen beizulegen und ihm dadurch von vorn herein die Aufgabe zu bezeichnen, die er auf seiner irdischen Pilger- fahrt vor allem zu lösen habe. Und Gott allein weiß es, lieber Leser, wie viel fromme Gebete, wie viele Tröstungen, wie viele Tränen der Buße und Werke christlicher Barmherzigkeit diesem lebendigen Glauben entspringt sind bis auf den heutigen Tag! Da hast Du, lieber Leser, einen schwachen Umriß der wahrhaft großartigen Früchte

des Heiligendienstes in der katholischen Kirche, wie derselbe durch die von Christus unter allen Seinen Gläubigen gestiftete Gemein- schaft des göttlichen Lebens hervorgeru- fen worden. Wer hätte es vor der sog. Reformation ahnen mögen, daß je eine Seele in der Christenheit auf den Gedanken ver- fallen könnte, dieser Glaube, aus dem so Unvergleichliches entsprossen ist, sei nicht gött- liche Wahrheit, sondern nur Wahn und Selbst- täuschung? Es ist auch Tatsache, daß es nicht einmal Luther selbst gelungen ist, seine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Fürbitte der Heiligen ganz niederzukämpfen. Oft spricht er sich freilich dahin aus, „die Anrufung der Heiligen sei aus der Zahl der endechristlichen (unchristlichen) Mißbrauche einer, streite wider die Hauptartikel und tilge die Erkenntnis Christi.“¹⁾ Dann aber sagt er auch wieder: „Von der lieben Heiligen Fürbitte sage ich und halte fest mit der gan- zen Christenheit, daß man die lieben Heiligen ehren und anrufen soll; denn wer mag doch das widerprechen, daß heutigentages sichtlich bei den heiligen Kör- pern und Gräbern Gott durch Seiner Heiligen Namen Wunder tut.“²⁾ Wir haben da einen der zahlreichen Widersprüche, von denen Luthers Schriften geradezu wimmeln. Ich weiß wohl, lieber Leser, daß man bei solchen Anlässen drüber von einer längeren „Entwicklung“ bei Luther spricht. Das ist indeß die reine Phrase und nicht Ge- schichte, wie u. a. A. Arndt in seinem lehrreichen Schriftchen „Blütenstrauch aus Luthers Werken“ nachgewiesen hat.³⁾

¹⁾ Jen. 6, 513.

²⁾ Wittenb. 7, 7.

³⁾ Die „reformatorische“ Bewegung begann im Jahre 1517; Luther schloß seine irdische Laufbahn im Jahre 1546. Nun finden sich in seinen Schriften Stellen zu Gunsten der römischen Kirche und des Papsttums in den Jahren 1519, 1528, 1538;

Kirchenkalender.

Sonntag, den 1. November. Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Fest Allerheiligen. Evangelium Matthäus 22, 15-51. Epistel: Philipp 1, 6-11. Festtags-evangelium Matth. 5, 1-12. Epistel: Geheimne Offenbarung 7, 2-12. ● St. Lambertus: Bei günstiger Witterung, Nachmittags 2 Uhr Auszug der Prozession zum Kirchhof. ● Maria Empfängnis-Pfarr- kirche: Jeden Abend 7 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● Maria Himmelfahrts- Pfarrkirche: Heute Abend 7 Uhr Armenseelen- Andacht mit Predigt. ● Dominikaner- Klosterkirche: Erster Sonntag im Monat, der der besonderen Verehrung der Rosenkranz- königin geweiht ist. Abends 5 Uhr Fest-Predigt, darnach Rosenkranz-Prozession und feierlicher, sakramentaler Segen. ● Franziskaner- Klosterkirche: Vom Feste Allerheiligen an beginnt Sonntags die hl. Messe für die Schüler des Realgymnasiums um ¼ nach 8 Uhr, das Hochamt um ¼ nach 9 Uhr. Heute Nachmittag ist um ¼ 3 Uhr Versammlung für die Mitglieder des III. Ordens mit Predigt und Profession, Nachmittags um 4 Uhr Armenseelen-Predigt und Kreuzweg-Andacht. ● Karmelitesen- Klosterkirche: Morgens ¼ 7 Uhr erste hl. Messe, ¼ 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags um 4 Uhr Fest-Andacht. ● Ursulinen- Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marien-Vereins.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).

Freilich der Glaube an „die Gemeinschaft der Heiligen“, wie unsere katholische Kirche ihn lehrt, wird heute von unsern getrennten Brüdern, den Protestanten, allgemein verworfen und leider oft genug, sei es aus Unwissenheit oder aus Bosheit, zum Gegenstand des Spottes gemacht. Es scheint mir darum recht zeitgemäß, den Heiligendienst, wie er in unserer Kirche gelehrt und geübt wird, näher zu begründen: als einen Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens.

Wenn unsere Kirche auf dem Concil zu Trient (25. Sitzung) gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts den Glaubenssatz aufgestellt hat, daß es recht und heilsam sei, die Heiligen zu verehren und anzurufen, — so ist dies nur ein anderer Ausdruck für das, was Christus der Herr bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen hat. Mehr als einmal hat Er darauf hingewiesen, daß die Aufnahme und Behandlung, die wir den Seinigen angedeihen lassen, gerade so und nicht anders solle angesehen werden, als ob wir es Ihm und Gott Selber getan hätten: „Wer euch aufnimmt (sagte Er) nimmt Mich auf; wer euch verachtet, der verachtet Mich und Den, der Mich gesandt hat“ (Matth. 10, 40). Und weiter: „Die Herrlichkeit, die Du, (o himmlischer Vater) Mir verliehen hast, habe Ich auch ihnen gegeben“ (Joh. 17, 22). Wer aber sind diejenigen, die der Herr als die Seinigen bezeichnet? Er sagt es Selber: „Wer Mein Wort hat und es hält, wer Meine Gebote vollzieht, das ist der Gerechte, den Ich liebe und den Ich den Meinigen nenne“ (Joh. 14, 23 und 15, 10, 14).

Dieserjenige also, welche durch die göttliche Gnade heilig und gerecht und als solche durch Wunder und Zeichen von Gott Selber „verherrlicht“ worden sind: diese sind es, die wir nach dem Willen unseres Gottes als Seine Lieblinge ehren sollen. Und nun, lieber Leser, frage ich: Sollte diese unsere Ehrerbietung gegen die Heiligen Gottes ihr Ende erreichen gerade dann, wenn ihre Ehre und Herrlichkeit erst den rechten Anfang nimmt, wenn sie vom Vater der Vergeltung in die Wohnungen der ewigen Glorie eingeführt werden? Nein, wir glauben eine Gemeinschaft der Heiligen und bekennen, daß die Liebe und Verehrung der Herzen durch den Tod der Leiber nicht gemindert oder ausgelöscht, sondern vielmehr geläutert und vollendet werde. Ach, welch' armes, kaltes Herz muß es sein, das gerade den erhabensten und ehrwürdigsten Gliedern unseres Geschlechtes seine Verehrung verweigert; das keinen Segen mehr hat für die Verbliebenen, im Herrn Entschlafenen, von Ihm Gekrönten und Verherrlichten; das sich in Widerspruch setzt mit seinem Gott und da vergißt, wo dieser gedenkt, und da verweigert, wo dieser spendet! Wähten wir ja doch, auch wenn Gott der Herr uns dieserhalb keine Anweisung gegeben hätte, nicht aufhören können, mit unger Liebe und Verehrung zu diesen Helden des Glaubens emporzublicken, sobald wir uns erinnern, daß wir mit ihnen eine Gemeinde Gottes ausmachen, — dazu bestimmt, durch die Erfüllung desselben göttlichen Gesetzes teilhaft zu werden der gleichen Glorie!

S.

Eine unverstehbare Lichtquelle der Zukunft.

Bekanntlich hat der seit noch nicht langer Zeit entdeckte und in annähernder Reinheit herstellbare Urstoff, der mit dem Namen Radium bezeichnet wird, die wunderbare, wissenschaftlich noch unerklärte Eigenschaft unver-

stehbarer Lichtausstrahlung, ähnlich dem Leuchten der Johanniskörnerchen.

Wenn dieses verhältmäßig schwache Licht soweit verstärkt werden könnte, daß es zu praktischen Leuchtzwecken verwendbar wäre, so würde eine Lichtquelle vorhanden sein, die keinerlei Unterhaltungskosten bedarf und auf unzahlbare Zeit hinaus andauernd bliebe. Der Erreichung dieses Zieles stand bisher der gewaltig hohe Preis des Radiums, veranlaßt durch dessen Seltenheit, entgegen.

Die Herstellung geschieht bisher ausschließlich in Deutschland und Frankreich. Das Rohmaterial dazu ist in Deutschland die in Böhmen gefundene Pechblende. Aus derselben werden so winzige Mengen des kostbaren Radiums erzeugt, daß sich ein Pfund desselben auf etwa vier Millionen M. im Preise stellen würde.

Die amerikanische Zeitschrift „Iron Age“ bringt nun die Nachricht, daß in dem amerikanischen Staate Utah große Lager von Uranium entdeckt wurden, das gleichfalls Radium in kleinem Prozentsatz enthält. Eine daraufhin neugegründete Gesellschaft hofft, daß es ihr gelingen werde, Radium zu einem Handelsartikel zu machen. Die Auffindung des Erzlagers in Utah erfolgte zufällig durch einen Ingenieur, der auf die Suche nach Gold und Silber ausgesandt war. Der Ingenieur erkannte aber, nachdem ein hoher Gehalt von Uranium in den Proben festgestellt worden war, die große Bedeutung des Fundes und erwarb das Recht für den Betrieb von Bergbau in der ganzen Ausdehnung der Lager.

Nach genauer mineralogischer Bezeichnung bestehen die Erze aus dem Mineral Carnotit, eine Verbindung von Uran, Vanad, Eisen, Kupfer und Barium. Wie die gründlicheren Untersuchungen zeigten, ist außer dem Radium auch noch ein anderes strahlendes Element in dem Erz enthalten, nämlich das Polonium. Es wird behauptet, daß der Carnotit von Utah weit leichter auf Radium zu verarbeiten ist, als die böhmische Pechblende, die bisher fast ausschließlich als Muttergestein für die Radiumindustrie benutzt wird. Das Erz wird zu feinem Sand zerrieben und wiederholt mit Säuren gewaschen. Dadurch kommen Eisen, Kupfer und andere bekannte Minerale zum Niederschlag, der Sand des Ganggesteins wird ausgeschleudert, und schließlich bleibt von 100 Pfd. des ursprünglichen Erzes eine flüssige Masse mit weißem Pulver übrig, das eine Bariumverbindung darstellt. Dieser Rückstand wird weiterhin konzentriert, damit das Produkt immer radiumhaltiger wird.

Bei den in Amerika vorgenommenen Prüfungen wurde schließlich eine Probe von Radium-Barium erzielt, die eine Wirksamkeit von 365 auf das feinste Spektroskop der Columbia-Universität ausübte. Zunächst soll nun ein Radiumwerk in oder bei Buffalo angelegt werden, das zwei Tonnen Erz täglich verarbeiten wird. Die Anlage würde täglich liefern: 100 Pfd. Uranium im Werte von 800 Mark, 10 000 Gramm einer rohen Radium-Barium-Verbindung mit einer Wirksamkeit von 10 Einheiten und im Werte von 200 Mark und 100 Pfund andere metallische Rückstände mit einem Gehalt von strahlendem Polonium. Die rohe Radium-Barium-Verbindung wird mit Salzsäure behandelt, und wenn von der Masse von 10 000 Gramm nur noch 100 Gramm übrig sind, so haben diese eine Strahlungsfähigkeit von 100 Einheiten, die bereits in dem bekannten Leuchten des Radium sichtbar wird. Durch weitere Verdichtung auf nur 10 Gramm wird die Wirksamkeit auf 1000 Einheiten gesteigert, und in diesem Zustand kann das Radium von einem Menschen nur noch in einer bleiernen Büchse gehandhabt werden, da sonst bald Brandwunden entstehen würden. Schließlich kann auch aus den 10 000 Gramm des Rohstoffes ein einziges Gramm mit einer Wirksamkeit von 100 000 Einheiten hergestellt werden. Ein derartiges Radiumpräparat in ein Bleirohr

von genügender Dicke eingeschlossen, würde dasselbe leisten, wie ein ganzes Zimmer von Apparaten zur Erzeugung von Röntgenstrahlen, es hat aber noch den weiteren Vorzug, keinerlei Betriebskosten zu erfordern, niemals zu versagen und niemals einer Reparatur bedürftig zu sein. Wenn man ein mit jenem Stoff gefülltes Bleirohr mit einem hohlen Zylinder aus Pappe oder dünnem Aluminium verschließt, der auf der Außenseite mit Schwefelzink bestrichen ist, so entsteht eine ewige Lampe von mehreren Kerzen Stärke, indem die Radiumstrahlen das Schwefelzink ins Leuchten versetzen. Soweit haben wir es mit Tatsachen zu tun, auf die wir bauen können. Wenn aber die Amerikaner ferner schon jetzt versichern, daß in absehbarer Zeit das Radium als Handelsartikel für Beleuchtungszwecke hergestellt werden wird, so ist diese Versicherung doch noch bis auf weiteres mit Vorsicht aufzunehmen.

In der Erwartung.

Stimme von Alfred Friedmann.

Ich wartete. Ich, Anna Mehling.

Auf was? Auf wen?

Auf das Glück? Auf einen jungen Helden des deutschen Heeres, auf ein Gebilde meiner Phantasie.

Ich harrete an einer kleinen Station am Rhein.

Ruhig und majestätisch, wenn auch nicht grün, sondern eher schmutzig gelb, floß der Strom.

Es kam mir in den Sinn, daß kein Dichter etwas einfacheres, wahreres und klareres, in seiner Einfachheit poetischeres sagen könne, als Heinrich Heine, mit seinem typischen:

Und ruhig fließet der Rhein.

So war es. Er floß ruhig, gänzlich unbekümmert um das Leben auf ihm, an seinen Ufern.

Höchstens das ein Schiff ihn mit seiner Schraube zu ein paar größeren Bogen nötigte, die er dann an die grünen Böschungen wie verächtlich abschüttelte.

Wie ein weißes Schlangenpaar zischelte es rechts und links — dann wieder stille.

Der Zug, der es — das Glück — ihn, den Helden, bringen sollte, hatte anscheinend große Verpätung. Ich ging nervös auf und ab. Wie geistesabwesend, — (denn ich weiltete bei dem Fernen, Nahenden und stellte ihn mir vor) — sah ich doch alles mich Umgebende wie eine Blinde innerlich und ganz genau.

Drüben beherrschte alles der mächtige Drachensfels mit seinem ersten Kanzler, der Drachenburg unter ihm. Petersberg, Wolfenbürgel hob sich von einem fliegenden Wolkenmeer ab, das eine wilde Jagd schien, und sich wahrlich hinter dem Siebengebirg, über Heisterbach, in einen Wolkenbruch verwandelt.

Hinter mir eine neubeschnittene Schlehdornhecke. Dahinter nickten wie aus einem Parival-Garten, einer Dornröschenstätte, Maulbeerbäume mit fallenden Blutstropfen herüber. Himbeersträucher mit braunroten Früchten und fünfteiligen Gelbblättern — davon die Beere schon abgefallen.

Rosen in allen Farben, purpurdunkle, helle, Blauröte, gelbe, weiße, Sonnenblumen, an denen Bienen vom selben Goldton lechzten.

Weiterhin ein Gemüsegarten. Rotblühende Bohnen, Mais. Der Kartoffel weiße Nachtschattenblüte.

Ein Blatt im Winde versucht es, einem grünen Schmetterling gleich und wie Espenlaub zu zittern, flügel Schlagend.

Von einem Obstbaum fällt ein Apfel auf meinen breiten Hutrand und gleitet durch die falschen Röhrenblumen darauf mir vor die Füße.

Nun kommt die Fähre vom jenseitigen Ufer und setzt Vergnügungsreisende ans Land. Die warten auf das nächste Boot. Eben rauscht es voller Majestät heran. Es heißt wirklich Parival. Erst bringt ein Fuhrmann noch einen Möbelwagen, mit zwei

schweren Pferden bespannt, auf die Fähr. Leicht gleitet er die Böschung hinab, schwer arbeiten die Säule, auf beiden Seiten geführt, den Holzpfad wieder hinan. Nun folgt noch ein anderer Herrentwagen, mit leichterem Gepolter.

Die Fähr stößt ab. Der Dampfer speit eine bunte Menge links aus und schluckt eine andere rechts ein. Ein Motorboot schießt weiß und zierlich dahin. Eine Dame ganz in Rot hebt sich wie eine Flamme, die über den Rhein glitte, darin auf fließendem Hintergrunde ab.

Eine ganze Brigade von Radlern zieht jetzt, weiße Tücher schwenkend, die Landstraße oben entlang und Alles auf den Schiffen, Fahren, Booten antwortet, winkt zurück.

Ein Schleppdampfboot zieht eine Reihe von Kohlen Schiffen nach sich, eine ganze Weile kann kein Boot den Rhein kreuzen — es ist wie eine Quarantäne, wie ein Kriegs- und Belagerungszustand — oder — wie wenn eine Seele nicht hinüber zu ihrer Schwesterseele gelangen kann. (Wie ich!)

Rechtsrheinisch, linksrheinisch streben Bahnzüge dunklen Tunnelhöhlen zu; lange Rauchfäden wagrecht hinterlassend, die sich dem Schlotrauch der Schlepper einen. — Der Atem ist mir benommen.

Ich sah das Alles, traumberloren — nun komme ich zu mir.

Weshalb bin ich hier, harre, auf das Glück, auf ihn? Vor einiger Zeit las ich in einer Zeitung eine Heiratsanzeige. Ein Gesuch, Etwas ganz unwahrscheinliches.

„Ein junger Mann von ca. 30 Jahren, imposante Erscheinung, dunkelblond, mit militärischem Schnurrbart, blauen Augen, Reserveoffizier, mit glänzendem Fabrikgeschäft, das jährlich 50,000 Mark abwirft, und einem Vermögen von einer halben Million, sucht eine Lebensgefährtin. Er hat keine Zeit, Damenbekanntschaft zu machen. Die Gesuchte soll blond, schön, gebildet, gutmütigen Charakters, und auch sehr vermögend sein. Offerten unter Zusicherung strengster Verschwiegenheit, und der Chiffre „Gleich und Gleich“ erbeten nach Düsseldorf Postlagernd: Alpha-Omega.“

Dieser Offerte hatte ich ein paar Nächte nachgeträumt. Und dann schrieb ich nach Düsseldorf, poste restante: Alpha-Omega.

Entweder hielten viele Leserinnen das Gesuch für einen Scherz, eine Mystifikation, ein Mittel, ein Schönheitsalbum mit hübschen Damenköpfen zu bevölkern, oder es gab in Deutschland keine schöne, blonde, gebildete, gutmütige Dame, „auch sehr vermögend“ — kurz, ich schrieb und erhielt sofort Antwort.

Ich muß sehr eindringlich, sehr gemüthvoll, sehr gebildet — oder sehr naiv geschrieben haben.

Ich schrieb zurück. Wir verrathen uns in eine Korrespondenz ohne Ende. Tatsache ist, daß ich nicht mehr schlief, nicht mehr aß, trant.

Ich war tatsächlich verliebt. Ich bin es noch.

In zehn — in fünf Minuten werde ich ihn sehen.

Er schrieb mir, hierherzukommen und ihn zu erwarten. Zug aus Köln, 3.37, Nachmittags. Er trägt, ausnahmsweise und nur als Erkennungszeichen: eine lange grüne Halsbinde, ein Monocle, einen Panamahut mit braunem Bande, einen schwarzen Anzug und Lackstiefel. Ueberdies ein Geranium im Knopfloch.

Ich bin blond, schön, gebildet, gutmütig: Aber ich bin nur eine arme Gouvernante. Gebildet, ja, aber nicht „auch sehr vermögend!“

Was nun tun? Er ist Millionär.

Ich gehe mechanisch in den Wartesaal, löse ein Perronbillet. Der verspätete Zug braust langsam ein. Die Abteile leeren sich. — Ich stehe starre, — harre — in der Menge.

Aus einem Coupee zweiter Klasse steigt er, mein Held, das Glück. Er trägt eine grüne Binde, ein Monocle, einen Panamahut mit braunem Bande, einen schwarzen Anzug,

Lackstiefel — Geranium. Ja! Imposante Gestalt, martialischer Schnurrbart. — Das Glück ist da. Aber es ist nicht mein Glück. Der Mensch ist mir antipathisch. Er hat etwas von einem Kohling und einem Bösewicht.

Ich mag ihn nicht. Er ist mir ganz unmöglich. Ich brauche dem Millionär meine Armut nicht einzugestehen.

— Fort. — Und verzweifeln schleiche ich mich allein hinunter an den Rhein.

Verbrennungen.

Auch eine Herbstplauderei von Theo Seelmann. Mit Messer, Scheere, Feuer, Licht, Spielen kleine Kinder nicht.

Nein, sie sollen es nicht, aber sie tun es doch. Die Verbrennungen, die sich kleine Kinder mit Messer oder Scheere zufügen sind meist unbedeutend, recht gefährlich aber sind oftmals die Verbrennungen, die durch das Spielen mit Streichhölzern, am Herd und Ofen oder das Umstoßen von Lampen entstehen. Aber auch die großen Menschenkinder sind in der winterlichen Jahreshälfte mit ihrer langandauernden Dunkelheit mehr Verbrennungen ausgegesetzt als in der hellen Sommerzeit. Man braucht einen großen Teil des Tages Licht, ist immer noch so unverständlich, zur Anzündung des Heizmaterials Petroleum in die Dosen zu schütten, und kann in den Dämmerungsstunden die Topfbatterie auf dem Herd nur mangelhaft übersehen, sodaß Verbrennungen mit Wasserdampf und kochendem Wasser die Folgen sind. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in den Werkstätten und Fabrikbetrieben. Die mangelhafte Beleuchtung verhindert die genaue Ueberwachung der Dampfkessel und Dampfrohre oder der unvorsichtige Gebrauch offenen Lichtes bei leicht entzündbaren Stoffen, wie Benzin und Spiritus, führt zu Explosionen, die dann ihre heißen Wasserdämpfe und brennenden Flüssigkeiten umherschleudern. Es ist daher kein Zufall, wenn sich mit dem Beginn des Winters die Verbrennungen regelmäßig mehren.

Die Schädigungen, die durch Verbrennungen entstehen, sind von verschiedener Schwere. Bei einer Verbrennung ersten Grades, wie sie gewöhnlich durch Wasserdampf oder heißes Wasser hervorgerufen wird, erscheint die Haut lebhaft gerötet und leicht geschwollen. Der Schmerz ist auch bei schwachen Verbrennungen, wie bekannt, ziemlich groß, weil die feinen Endigungen der Empfindungsnerven in der Haut stark gereizt werden. Bei diesen oberflächlichen Verbrennungen genügt es, auf die Haut kühle Umschläge von einer einprozentigen Lysoformlösung oder von einer eben solchen essigsauren Thonerdelösung zu legen. Diese Lösungen haben vor dem Karbolwasser den Vorzug, nicht giftig zu sein. Hat man sie nicht sogleich zur Verfügung, so kann man die Brandstelle auch mit einem Läppchen bedecken, das in Glycerin, das ja vielfach in den Haushaltungen vorrätig ist, getaucht ist.

Bei Verbrennungen zweiten Grades hebt sich die Oberhaut in Blasen ab, die klares Blutwasser umschließen. Entweder plagen die Blasen und entleeren ihren Inhalt, oder aber er gerinnt oder er wird auch durch das Hineindringen von Eitererregern eiterig. Die Blasen stellen sich vielfach nicht sofort ein, sondern erst nach einigen Stunden, und können einen recht ansehnlichen Umfang erreichen. Man glaubt noch häufig, daß es nicht zweckmäßig ist, die Blasen künstlich zu eröffnen. Geht man dabei allerdings unreinlich zu Werke, so kann der Schaden nachträglich größer werden als der augenblickliche Nutzen. Denn es können dann Eiterpilze und andere Krankheitserreger auf die Wunde gebracht werden, die den Anlaß zu Eiterungen und unter Umständen zu Geschwürsbildungen werden. Allein bei einiger Vorsicht ist ein derartiger unangenehmer Zwischenfall nicht zu befürchten. Man reinigt sich zunächst

forgfältig die Hände mit Wasser und Seife und wäscht sie dann noch in einer der genannten antiseptischen Lösungen. Dann reinigt man auch die Brandblase und die sie umgebende Hautfläche, indem man dieselbe mit einem bauschigen Salzwolltuche, daß man vorher in die antiseptische Flüssigkeit getaucht hat, abwischt. Schließlich nimmt man eine reine Nadel, die man mit antiseptisch angefeuchteter Watte kräftig abreibt, und sticht sie nun tief am Grunde in die Blase hinein. Die herausfließende Flüssigkeit der Blase trocknet man vorsichtig mit Wundwatte auf. Darauf breitet man eine dünne Schicht von Wundwatte, welche in die antiseptische Lösung getaucht wurde, über die eingepunktete Brandblase aus, überdeckt diese erste Schicht noch mit einer zweiten, trockenen Wattedeckung und bindet nun um das Ganze ein reines Tuch. Es bildet sich, wenn keine Verunreinigung stattgefunden hat, eine Art Schorf, der nach mehreren Tagen abfällt und die neue Haut hervortreten läßt. Kleinere Verbrennungen zweiten Grades haben nicht viel zu bedeuten. Anders aber wird es, wenn umfangreiche Hautstellen verbrannt worden sind. Schon wenn ein Drittel der gesamten Hautoberfläche zerstört worden ist, beginnt die Lebensgefahr. Ein Grund für die Gefährlichkeit größerer Brandwunden, bei denen doch scheinbar der Körper keine tieferen Eingriffe erleidet, liegt darin, daß durch die Vernichtung eines beträchtlichen Teiles der Hautdecke die Hautatmung gestört wird. Durch sie wird bekanntlich in den Schweißdrüsen, deren der Mensch gegen 240,000 besitzt, Kohlenäure ausgeschieden und aus der eindringenden Luft Sauerstoff aufgenommen. Die Kohlenäureabgabe beträgt 3 bis 9 Gramm in 24 Stunden. Außerdem werden aber noch Wasser und flüssige, nicht mehr verwertbare Stoffwechselprodukte des Körpers verunreinigt. Die Menge dieser Stoffe beläuft sich auf 500 bis 1000 Gramm in 24 Stunden. Durch die Zurückhaltung eines größeren Teiles der Kohlenäure und der Stoffwechselprodukte kommt es zu einer Selbstvergiftung des Körpers. Wahrscheinlich werden aber auch noch von der Brandfläche Verbrennungsprodukte in die Blutbahn aufgesaugt, die ebenfalls als Giftstoffe wirken. Alles dieses zusammen hat die Lebensgefährdung zur Folge.

Die Verbrennungen dritten Grades werden gekennzeichnet durch eine tiefe Zerstörung der Haut und der darunter liegenden Körpergewebe. Muskelfleisch, Nerven, Sehnen und Knochen sterben ab, vereitern und werden später abgestoßen, worauf dann nach längerer Zeit Narbenbildung eintritt. Unter diesen Umständen sind Verbrennungen dritten Grades, wenn sie sich über eine größere Fläche ausdehnen, noch gefährlicher als diejenigen zweiten Grades. Es kann sich bei ihnen nur darum handeln, einige Winke zu geben, die bis zur Ankunft des Arztes zu befolgen sind. Man bestreicht Wundwatte mit Öl oder ungefalzenem Fett oder, wenn sie sich schnell beschaffen lassen, mit Thymol- oder Jodoform-Brandöl und legt die Watte auf die Brandwunde. Besitzt man keine Wundwatte, so kann man im Notfalle auch reine, feine Leinwandläppchen nehmen. Bei sehr umfangreichen Verbrennungen ist es angebracht, den ganzen Körper in ein nasses, kaltes Laken einzuschlagen. Zur Anregung der Herzkraft empfiehlt es sich ferner, dem Verletzten kleine Schlucke von Branntwein, Cognac oder schwarzem, starkem Kaffee zu verabreichen.

Der Ausgang schwerer Verbrennungen ist nicht immer sogleich voraussehbar. Allerdings geben vielfach schon die ersten vierundzwanzig Stunden einen Fingerzeig. Verlaufen diese gut, so ist meist auf Rettung zu hoffen. Zeigt sich aber große Aufregung mit Delirien, denen dann tiefe Bewußtlosigkeit mit Störungen der Nierentätigkeit folgt, dann muß man auf das Schlimmste gefaßt sein.

Aber auch noch später können unermutete Zwischenfälle eintreten. Anfänglich scheint die Lage des Kranken ganz günstig zu sein, bis sich plötzlich ein Rückschlag geltend macht, der sich mit einer schweren Nierenentzündung ankündigt und dann schnell zu Ende führen kann.

Bei Verbrennungen, bei denen plötzlich die Kleider in Flammen stehen, weiß man in der ersten Bestürzung gewöhnlich nicht, wie man dem Verunglückten helfen soll. Mit dem Uebergießen von Wasser ist in solchen Fällen in der Regel nichts getan, da die Flammen überhaupt nicht oder nur zu einem kleinen Teil gelöscht werden. Viel zweckmäßiger ist daher das feste Umschlagen von Decken, Kissen, Luchern und Hüden, um die Flammen zu ersticken. Auch kann man die fest eingehüllte Person auf den Boden legen und umherrollen. Jetzt erst, wenn die Flammen durch die Einwicklung anscheinend gedämpft sind, ist das Uebergießen von vielem Wasser nützlich.

Als die Blätter fielen.

Novellistische Skizze von Berner v. d. Alm.

Der Himmel erstrahlte in jenem hellen, durchsichtigen Hellblau, wie es nur der Herbst kennt, und die Sonne sendet ihre Strahlen so klar und golden nur im Oktober nieder. Und nun der Wald — der Wald! Etwas gelichtet ist schon sein Laub aber dafür erstrahlt es in der wunderbarsten Farbenpracht und so erscheint die Erde einem Könige gleich, der sein Ende nahen fühlt. Noch einmal, ehe man ihm das weiße Todtenhemd anzieht, hüllt er sich in seine kostbarsten Gewänder und bescheidet seine Großen zu den Stufen seines Thrones. Da erscheint im schwefelgelben Gewande die schwarze Birke, die schlanke Buche hat ein glühendrotes Wams angezogen — in rostbraunem Kleide stehen die gewaltige Eiche und düster drohend im langen, dunkelgrünen Mantel stehen die trostigen, pfeilergraden Tannen. Sie machen diesmal den Nummenschanz nicht mit, denn nur einmal, im Mai schmückten sie die Säume ihrer Gewänder mit saftigem Maiwuchs.

Aber bald wird die Herrlichkeit zu Ende gehen, das lichte Blau wird sich in grünliches Grau verwandeln, ein rauher Wind wird sich aufmachen und er wird den Baumriesen die bunten Fäden von den Schultern reißen. Nicht lange nachher wird der Winter kommen und alles mit einer weißen Decke verhüllen. — Bernhard Hilpert stand auf dem Berge am Waldesjaum und starrte ins Tal hinab. Ihm war recht unbehaglich zu Sinn — unbehaglich wegen des Abschieds von der Heimat — unbehaglich wegen der Dinge, die er vor hatte.

Es würde nicht ohne einige Brutalität abgehen — und, weiß Gott — das lag ihm nicht, ja es war ihm so von Herzen zuwider. Aber die Pflicht — die Pflicht!

Ob sie wohl kam? Freilich — warum sollte sie denn nicht kommen? Das war doch eigentlich garnicht einzusehen. — Sie war doch immer gekommen!

Richtig — da war sie auch schon! Schnellen Schrittes kam sie daher mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen. Weiß Gott, wer sie nicht kannte hätte ihr ihre 24 Jahre nicht angesehen. Es ging ja auch niemanden auf der ganzen Welt etwas an außer ihn!

„Bernhard“, rief sie ihm schon von weitem zu, „ich habe dir —“

Das durste nicht geschehen — sie konnte ihn mit ihrem liebenswürdigen Wesen wieder bezaubern und das durste durchaus nicht sein —!

„Martha“, rief er daher, „ich habe mit Dir zu reden — eine bitterernste Sache! Sammle Dich daher ein wenig, damit es Dich nicht unvorbereitet trifft, was ich Dir zu sagen habe.“

„Mein Gott, Bernhard, was ist Dir nur?“ stieß sie böllig verängstigt hervor, „Du machst

mir Angst und ich hatte Dir so eine frohe, wichtige Mitteilung zu machen. —“

„Ob wir noch irgend einmal froh werden, das muß sich noch zeigen — soviel aber ist sicher, daß es jetzt nichts wichtigeres auf der Welt gibt als das, was ich Dir jetzt zu sagen habe.“

Sie stand sprachlos, mit weit geöffneten Augen vor ihm — er aber nahm ohne weiteres ihren Arm und zog ihn unter den seinen.

„Liebe Martha“ begann er nun, „wenn ich nun auch das Examen gemacht habe und Referendar bin, so bin ich doch vorläufig noch unbeförderter Referendar und zwar noch auf recht lange Zeit! Und das Leben kostet so viel, und ich habe doch nun mal kein Geld — keinen Pfennig!“

„Lieber Bernhard, da kann ich Dich —“

„Bitte höre mich zu Ende! Ueberhaupt — unterbrich mich nicht, wenn es Dir irgend wie möglich ist! Was ich Dir jetzt sagen will, muß gesagt werden zu unserer Beiden Bestem — und wenn Du mich immer unterbrichst, so weiß ich wirklich nicht, ob ich den Mut finde werde, das notwendige zu tun! — Sieh mal, ich wollte ja den Kampf mit dem Leben aufnehmen, wollte arbeiten Tag und Nacht und mir sobald als möglich eine Praxis als Rechtsanwalt suchen. Wir hätten uns eingeschränkt und die anfängliche kleine Praxis hätte uns beide ernährt. — Und nun kommt mein Vormund, der mir ja jetzt, da ich längst mündig bin, eigentlich garnichts mehr zu befehlen hat. Aber Du weißt, er hat mein Studium bezahlt und giebt mir immer noch einen ganz anständigen Wechsel. Jetzt hat er mir's nun zur Pflicht gemacht, standesgemäß zu heiraten und mir strengstens anbefohlen, mir alle Gedanken an den Rechtsanwalt aus dem Kopfe zu schlagen — Amtsrichter soll ich werden, eine Stellung soll ich einnehmen in der Gesellschaft. „Rechtsanwalt — dah!“ sagte er — „darum habe ich Dir mein gutes Geld nicht gegeben, daß Du doch nur eine untergeordnete Existenz führen sollst. Darum mußt Du auch die Dame nehmen, die ich Dir ausgesucht habe, Sie ist die Tochter eines bekannten Juristen und hat viel Geld. Diese Heirat wird Dir's ermöglichen, standesgemäß aufzutreten, nützbringende Verbindungen zu unterhalten. Kommst Du mir aber etwa mit einer Heirat, die Dir keinen Nutzen bringt, dann magst Du Deiner Wege gehen und erhältst nicht mehr einen roten Pfennig von mir und magst machen was Du willst.“ Nun sage mir doch selbst, Martha, was ich hätte tun sollen. Laut schreien hätte ich mögen: Rein — was denkst Du — Gewalt willst Du mir antun, zu Deinem Sklaven willst Du mich machen, weil Du den elenden Mammon hast und ich nicht! In meinen heiligsten Gefühlen willst Du mich treffen, denn ich liebe ein Mädchen, so schön, so rein und so liebenswert und Du tötest das Beste in mir, wenn Du mich von ihrem Herzen reiße! Siehst Du — so wollte ich sprechen — aber was in aller Welt hätte es helfen sollen? Ich kenne ihn. Seinem Eigensinne gleicht nichts — ihn umzustimmen ist ganz unmöglich! —“

„Nun und was tatest Du?“

„Was er verlangte. Ich gab ihm mein Ehrenwort, daß ich meine Pläne, Rechtsanwalt zu werden, aufgeben und mich um die Hand Ida Gebhardts, der Tochter des Landgerichtspräsidenten, bewerben oder auf alles verzichten würde.“

Sie blieb stehen und sah ihn groß und forschend an.

„Und Du hättest dieses Ehrenwort nicht gegeben, wenn ich Geld gehabt hätte?“

„Wie kannst Du das nur denken, und vor allen Dingen, was hätte ich denn tun sollen?“

„Das werde ich Dir sagen. Heute nämlich hat ein Bruder meines Vaters aus St. Francisco geschrieben. Er hatte sich mit Vater unterweilt und hatte deshalb niemals etwas von sich hören lassen. Er ist Junggejelle, hat jetzt die galoppierende Schwindsucht

und deshalb sein Vermögen bereits verteilt: Hunderttausend Dollars behält er für sich — sie fallen testamentarisch dem Staate für Kulturaufgaben zu, das zweite Hunderttausend hat er unter uns fünf Kinder geteilt und uns jedem einen Check von 20 000 Dollars, zahlbar bei der Deutschen Bank, übersendet. Siehst Du, das ist noch eine Kleinigkeit mehr als Kommissvermögen — die Zinsen hätten wohl gelangt bis Du eine feste Position hättest. —“

„Martha, Martha — und das sagst Du jetzt erst? —“

„Hast Du mich zu Worte kommen lassen?“

„Sofort schreibe ich dem Onkel, ich verzichte auf alles —“

„Hüte Dich, dann hast Du ja garnichts —“

„Aber Dein Geld —“

„Ist nicht das Deinige — außerdem gibst Du Dein Ehrenwort.“

„Ja, ihm zu gehorchen oder auf alles zu verzichten.“

„Nun, überlege Dir's — auf mich rechne dabei nicht. Das Schicksal hat mir gütig die Augen geöffnet. Leb wohl — wir sehen uns niemals wieder.“

Stolz schritt sie von dannen, die Blätter fielen und schmückten ihren Weg mit leuchtenden Farben.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Sonntag, den 1. November. Zweihundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Allerheiligen. ● Pfarrkirche zu Volmerswerth: Morgens 7,8 Uhr Frühmesse und hl. Kommunion der Kinder, 7,10 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 7,3 Uhr Vesper, darnach Predigt, Totenvesper und Prozession zum Friedhof.

Montag, 2. November. Allerseelen. ● St. Andreas: Während der Allerseelen-Oktav ist Abends 6 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt für die Verstorbenen der Pfarzgemeinde. Während der Oktav Nachmittags 5 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgen 7,9 Uhr feierliches Seelenamt. An allen Tagen der Woche Abends 7,8 Uhr Andacht zum Troste der Verstorbenen. ● Clarissen-Klosterkirche: Heute und während der Oktav, Abends 7,5 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 9 Uhr feierliches Requiem. Während der Allerheiligen-Oktav ist jeden Abend 7,1/2 Uhr Andacht zum Troste der armen Seelen mit sakramentalem Segen. ● Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 8 Uhr feierliches Requiem für die armen Seelen. Während des Monats November ist an den Wochentagen jeden Abend um 7, nach 7 Uhr Kreuzweg-Andacht für die armen Seelen, während der Armenseelen-Oktav mit folgendem sakramentalem Segen. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr feierliches Seelenamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Armenseelen-Andacht. Während der Oktav ist jeden Nachmittags 4 Uhr Armenseelen-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Freitag, 3. November. Hubertus, Bischof + 727. **Mittwoch**, 4. November. Karl, Dorsromanus, Erzbischof + 1584.

Donnerstag, 5. November. Zacharias, Vater Johannes des Täufers. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt

Freitag, 6. November. Leonhard, Einsiedler, + 559. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht mit Predigt. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: 7,1/2 Uhr Hochamt zum h. Herzen Jesu. ● Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache, Nachmittags um 7,6 Uhr Herz Jesu-Andacht mit Predigt. ● Karmelitesen-Klosterkirche: Herz Jesu-Feier, 8 Uhr Hochamt, Nachmittags 7,6 Uhr Predigt, darnach Herz Jesu- und Armenseelen-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz Jesu-Andacht.

Sonntag, 7. November. Engelbert, Bischof und Märtyrer + 1225. ● St. Lambertus: 2 Samstag zur Vorbereitung auf das hl. Weihnachtsfest, Morgens 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.



Blätter für den

familiärentisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 18-27. „In jener Zeit, da Jesus zu den Juden edete, sieh, da trat ein Vorfteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ „Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern.“ „Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ „Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ „Und als Jesus in des Vorftehers Haus kam, und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn.“ „Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf, und der Ruf davon gieng aus in derselben ganzen Gegend.“

Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.

II.

Wir bewundern im heutigen Evangelium vor allem die Allmacht Jesu: „Er ergriß das Mägdlein bei der Hand, und es stand auf.“ Er ist eben der Herr über Leben und Tod, der Gebieter der Natur, der allmächtige Gott.

Ein größeres Wunder aber, als uns im heutigen Evangelium erzählt wird, wirkt der Herr, so oft Er im Sakramente der Taufe oder der Buße unserer Seele jenes übernatürliche Leben verleiht, das uns zu lebendigen Gliedern der Gemeinschaft der Heiligen erhebt. Dann wirkt Er, wie der hl. Augustin sagt, jedesmal ein größeres Wunder, als wenn Er noch einmal Himmel und Erde ins Dasein rufen würde. Ohne dieses Gnadenwunder dürften wir nicht hoffen, jenen Heiligen einst zugestellt zu werden, die schon in unendlicher Seligkeit bei Gott sind, und deren Ehrung unsererseits wohlbegründet ist, wie wir in unserer jüngsten Betrachtung kurz darlegten.

Nicht minder, lieber Leser, ist auch die Anrufung der Heiligen Gottes in der Lehre des Evangeliums begründet. Da giebt es eine ganze Reihe von Tatsachen und Aussprüchen, um dieses zu begründen. Vielleicht ist Dir bekannt, lieber Leser, daß in der hl. Schrift kaum eine Ermahnung häufiger vorkommt, als die, daß die Christen für einander inbrünstig beten, ihre Liebe zu einander durch ihre gegenseitigen Fürbitten betätigen sollen, denn (fügt sie hinzu) solches ist angenehm vor Gott“ (Ephes. 6, 1. Timoth. 2.). Darum unterläßt selbst der große Apostel Paulus es nicht, bei den einzelnen Christengemeinden anzuhalten, daß sie für ihn beten möchten: „Ich bitte euch denn, Brüder, bei unserm Herrn Jesu Christo und bei der Liebe des Heil. Geistes, daß ihr mir beistehet in

euren Gebeten zu Gott für mich.“ (Röm. 15, 30) und wieder schreibt derselbe Völkerapostel: „Beharret im Gebete und seid wachsam, mit Dankagung; betet auch zugleich für uns, daß Gott uns die Thür des Wortes öffne, zu verkünden das Geheimnis Christi“ (Kol. 4, 2 f.). — Um wie viel mehr aber, lieber Leser, sollen wir die Heiligen im Himmel um ihre Fürbitte anrufen, zumal der hl. Apostel Jakobus schreibt: „Niemand vermag das Gebet des Gerechten“ (Jak. 5, 16). — Und die Heiligen im Himmel sollten unserer Bedürftigkeit nicht beiprungen? Ist es denn nicht wahr, was in den heiligen Urkunden des Alten wie des Neuen Bundes steht: „daß die Propheten vor dem Angesichte Gottes Fürsprache einlegen für Sein Volk auf Erden“ (2. Mach. 15, 12 f.); ferner: „daß die Heiligen vor dem göttlichen Throne in goldenen Schalen die Gebete der Gläubigen bringen?“ (Geh. Off. 5, 8.) Sieh, lieber Leser, zu solcher Vergessenheit und Verleugung dessen, was in der hl. Schrift als göttliche Offenbarung niedergelegt ist, müssen die es bringen, die den Neuerern des 16. Jahrhunderts folgen und mit ihnen leugnen, daß die Anrufung der Heiligen ein wohlgefälliges Werk sei in den Augen unseres Gottes. Wir Katholiken aber folgen freudig und getrost jener Mahnung Jesu: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch bereinst in die himmlischen Wohnungen aufnehmen“ (Luk. 16, 9). — ja, das sei unser Vorsatz: Alles, was Gott zur Verwaltung in unsere Hände niedergelegt hat, wollen wir also verwenden, daß wir Freunde der lieben Heiligen im Himmel werden und an ihnen kräftige Fürsprecher gewinnen für den Tag des Gerichtes.

Die Verehrung und Anrufung der Heiligen ist ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens auch deshalb, weil wir dadurch bekunden, wie sehr wir zu schätzen wissen, was Gott an Seinen Hei-

Kirchenkalender.

- Sonntag, den 8. November.** Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Gottfried, Bischof † 1118. Evangelium Matthäus 9, 18-26. Epistel: Philipp 3, 17-21 und 4, 1-3.
 ● St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für Verstorbene der Männer-Sodalität. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinsch. hl. Kommunion für die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft, Nachmittags 4 Uhr Beistunde für die verstorbenen Mitglieder. ● St. Martinus: Fest des Kirchenpatrons des hl. Martinus mit Oktav und Ablass. Abends 6 Uhr Festpredigt, Umzug und Lebeum. Während der Oktav an Werktagen Abends 7/8 Uhr sakramentale Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 9. November.** Theodor, Martyrer † 306.
 ● St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen 4 letzten Jesuiten.
 ● Karmeliten-Klosterkirche: Schluß der Oktav von Allerseelen. Nachm. 4 Uhr Andacht.
- Dienstag, 10. November.** Martin, Papst † 655.
- Mittwoch, 11. November.** Martin, Bischof † 400.
 ● St. Andreas: Morgens 7/10 Uhr Seelenmesse für Verstorbenen der Sodalität. ● St. Martinus: Morgens 9 Uhr Hochamt in Alt-St. Martin.
- Donnerstag, 12. November.** Kunibert, Bischof † 663.
- Freitag, 13. November.** Stanislaus, Bekennere † 1568.
- Samstag, 14. November.** Albert der Große, Bischof † 1280. ● St. Lambertus: 3. Samstag zur Vorbereitung auf das hh. Weihnachtsfest, 9 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.

ligen Großes getan hat. Hier sind zwei Arten dieser Großtaten Gottes zu unterscheiden: zunächst die großen Gnaden, die den Heiligen auf Erden von Gott verliehen wurden, und dann die Herrlichkeit und Macht, womit Er sie im Himmel umkleidet hat; durch getreue Benutzung der Gnade Gottes sind sie Helden des Glaubens und der Liebe geworden und dafür empfangen sie unsere Verehrung — vermöge ihrer Herrlichkeit und Macht sind sie in gewissem Sinne Teilhaber an der göttlichen Welt Herrschaft geworden, und darum werden sie um ihren hilfreichen Beistand von uns angerufen.

Bekanntlich ist der Mensch ohne die Gnade Gottes ein armes, schwaches, tausend Torheiten und Fehlritten unterworfen, ja, dem ewigen Tode verfallenes Geschöpf. Andererseits bleibt aber die Gnade Gottes, so reich und mächtig sie ist, ohne des Menschen Mitwirkung auch ohne Erfolg; denn Derjenige, sagt der hl. Augustin, der ohne unsere Mitwirkung uns erschaffen hat, will uns aber ohne unsere Mitwirkung nicht heilig und selig machen. Die Gnade Gottes, im Verein mit des Menschen redlicher und unerbrossener Beihilfe, ist vermögend, aus einem Sohne des Verderbens einen Bürger des Himmels, aus einem Knecht der Sünde einen Liebling Gottes, aus einem Fluch der Erde einen Segen der Menschheit, aus einem Bundesgenossen der Hölle einen Streiter und Helden des göttlichen Reiches zu machen. Uebernatürlich erleuchtet und gestärkt durch diese göttliche Gnade, haben die Heiligen Gottes ihre irdischen Lebenstage in der Furcht des Herrn verlebt, haben sie „in Selbstverleugnung und Kreuzigung ihres Fleisches die Welt überwunden,“ haben sie durch Gebet und Nachtwachen die Sünden ihrer Brüder getragen, haben sie die rauhesten Steppen durchwandert und mit Gefahr des eigenen Lebens die Fahne des Kreuzes inmitten wilder Völkerschaften aufgezogen, haben sie endlich den Martiertod als einen ersehnten Freund umarmt und mit ihrem Blute den Fluch der Erde gestilht.

Und denkst Du vielleicht, lieber Leser, in unsern Tagen kämen solche Wunder der göttlichen Gnade nicht mehr vor? Gestern noch las ich in der Lebensgeschichte des im Jahre 1872 gestorbenen Bischofs J. Fejler von St. Pölten, den der hochselige Papst Pius IX. zum Generalsekretär des Vatikanischen Konzils (1869) ernannt hatte, und der als solcher mit einer großen Anzahl der (c. 700) Konzilsväter in regem Verkehr gestanden hat. „Ich fragte einen Bischof aus China“ — so schrieb Fejler damals seiner Schwester — „ob er nach dem Konzil wieder dahin zurückkehren werde. Der Bischof gab mir, ohne sich lange zu besinnen, die bezeichnende Antwort: Ja, je eher desto lieber! Mein Vorgänger starb als Martyrer, und ich hoffe auch nicht im Vette zu sterben!“

Siehe da, lieber Leser, wie wunderbar der Herr in Seinen Heiligen ist auch in unsern Tagen — und wie sehr sie es verdienen, als die wahren Helden unserer hl. Religion von uns verehrt zu werden, nachdem der Herr sie mit der unvergänglichen Himmelskrone geschmückt hat.

Der November im Volksmund.

Von Einar Kernau.

Hubertustag und Martinstag, Allerheiligen und Allerseelen, — das sind die charakteristischen Tage für den elften Monat unseres Jahres. Und dieser Monat ist auch ganz und gar dazu angetan, ein Monat der Trauer, der Buße, der stillen Einkehr in sich selbst zu sein. Kurze Tage und lang Nächte, Sturm und Nebel, Schnee und Regen — das ist das äußere Gewand des Novembermonats. Die Freuden des Sommers sind endgiltig dahin und die echten, rechten Freuden des Winters — Christfest, Schlittschuhlauf, Winterver-

sonigen — sind noch nicht gekommen. So bleibt dem Novembermonat nichts anderes, als seine Arie der stillen Sammlung, der Vorbereitung auf kommende Dinge würdig durchzuführen.

Und doch haben wir es oft genug erlebt, daß gerade der November sich durch eine stattliche Reihe milder, schöner Tage auszeichnet, die vielfach für einen nasskalten, verregneten Sommer entschädigen müssen. Daß dem schon immer so gewesen sein muß, besagen schon ein paar Bauernregeln, von denen die eine heißt:

Blüh'n im November die Bäume aufs neu,
Dann währet der Winter bis zum Mai.

Und im ähnlichen Sinne prophezeit der andere Wetterpruch:

Wenn's Laub spät fällt,
Folgt starke Kälte.

Zimmerhin sieht man, wenn man diesen Wetterreimen glaubt, daß sich der Winter trotz eines gelinde verlaufenden Novembers absolut nichts schenken läßt.

Nun ist der November — oder Windmonat, wie er eigentlich seinem deutschen Kalendernamen nach heißt — ein meteorologisch höchst merkwürdiger Monat, der in vielen Dingen dem April ähnelt; auch der November weiß nicht recht, was er will. Er bringt Schnee, Regen, Sturm, Sonnenschein, Reif, Frost und warme Tage. „Er ist meteorologisch höchst unzuverlässig,“ könnte man sagen. Nun ist ja von den Leuten, die uns das Prognostikon des Verlaufs der einzelnen Monate stellten, einer der bedeutendsten kürzlich gestorben.

Rudolf Falb, derjenige unter den Wetterpropheten, dessen Prognosen in den meisten Fällen eintrafen, ist also nun dahin. Vielen Aufzeichnungen aus esekt, verdient sein Name dennoch nicht vergessen zu werden, denn wir besitzen von ihm eine ganze Reihe von Werken geologischen und meteorologischen Inhalts, die immerhin einige Beachtung verdienen. Es seien hier genannt: „Grundzüge zur Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche“, „Gedanken und Studien über den Vulkanismus“, „Von den Umwälzungen im Weltall“, „Sterne und Menschen“, „Wetterbriefe“, „Das Wetter und der Mond“, „Kalender der kritischen Tage“ etc. Auf und Namen schufen ihm vor allen Dingen seine Theorien der kritischen Tage, die im wesentlichen darin bestanden, daß Falb annahm, daß zu gewissen Zeiten ein Zusammenwirken von Sonne und Mond auf die Atmosphäre und auf den feurigflüssigen Erdkern stattfände. Die meteorologische Wissenschaft hat ja freilich diese Theorien verworfen; ihr häufiges Eintreffen haben ihnen aber immerhin eine gewaltige Popularität geschaffen.

Zimmerhin aber hat uns Rudolf Falb doch noch seine Prophezeihungen für diesen und den kommenden, den Schluß des Jahres bildenden Monat hinterlassen. Nach ihm dürfte der November fast zur Hälfte schöne Tage bringen, ein kritischer Tag dürfte etwa der 19. sein. Habenicht, der jetzt konkurrenzlose Wetterprophet verkündet für die zweite Novemberhälfte starke Schneefälle. Der hundertjährige Kalender schließlich verkündet also: Bis zum 7. schönes Wetter, dann Regen, der am 13. in Schnee übergeht. Vom 16. bis 19. kommen drei schöne Tage, dann gestaltet sich die Witterung wieder unfreundlich und bleibt so bis zum Ende des Monats. Im Uebrigen beträgt die mittlere Temperatur dieses Monats für Zentraleuropa in den einzelnen Städten folgende Grade: Hamburg 3,2°; Berlin 3,7°; München 1,4°; Karlsruhe 4,4°; Stuttgart 4,4°; Prag 3,5°; Wien 4,3° und Basel 4,1°. Wer's genau wissen will, wie es mit dem Wetter im November wird, der denke an die folgende, schöne und höchst beachtenswerte Wetterregel, die es sich mit dem ersten Novembertage zu tun macht:

Am Allerheil'gentag
Sieh am Buchenspahn nach,
Ist er nah von Ost,
Kommt der Winter mit Kraft.

Der eigentliche, rechte, kernige Winter soll erst am 25. November, dem Ehrenfest der heiligen Katharina, beginnen. Von diesem Tage sagt der Volksmund nämlich:

Zu St. Katharin
Wintert's gern ein.

Doch nun zu den astronomischen Erscheinungen des Nebelmonats. Der November, der elfte Monat des Jahres, ist auch zugleich der letzte der kleinen Monate, d. h. derjenige, die nur 30 Tage haben. Wenn die Sonne aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen tritt, dann beginnt der November. Von den Geschwistern unserer Erde, den Planeten, bleiben Merkur und Uranus unsichtbar. Venus ist in den Morgenstunden etwa 3 Stunden lang zu beobachten, Mars etwa die Hälfte dieser Zeit. Jupiter ist in den ersten Abendstunden am südlichen Sternhimmel aufzusuchen. Saturn ist um die Mitte des Monats herum vier bis fünf Stunden sichtbar. Die Phasen des Mondes verteilen sich in folgender Weise: 5. November (Vollmond), 12. November (letztes Viertel), 19. November (Neumond), 27. November (erstes Viertel). Zu beachten sind für diesen Monat schließlich noch die zahlreichen Sternschnuppenfälle.

Doch stürzen wir uns aus den Sphären der Astrophysik in die der — Küche. Das ist ein „ziemlicher“ Sturz, doch kein uninteressanter. Denn wohl in keinem Monat des Jahres sind Küche und Keller besser und reichlicher versehen, als im November. Da ist der Martinstag mit den leckeren Bratenmögelein, St. Hubertus liefert Hasen, Rehe, Wildvögel etc., das Schweineschlachten beginnt, noch ist der Heurige nicht ganz ausgetrunken. O Herz, was willst du mehr? Wer denkt da nicht an das schöne, mittelalterliche Bogenlied, dessen charakteristische Strophe lautet:

Die Specksupp ist geraten,
Den Schlastrunk bringt uns her,
Ist noch ein Beck am Laden
Er ist nit sicher mehr,
Ein Kaiser steck't um Spieße,
Ein Küngelein in Pastet,
Arm Ritter macht recht ihbe,
Bis das der Hahn gekräht.

Da kann denn die Hausfrau aus dem Bollen wirtschaften. Zimmerhin aber hat sie doch noch hier und da einen Blick in die Ställe zu werfen, denn ganz rostet die landwirtschaftliche Beschäftigung ja nie im Jahre. Da fordert schon der Gemüsegarten allein eine tüchtige Portion Pflege und Arbeit. Mohrrüben und Petersilien sind auszusäen und gut mit Pferdemist zuzudecken. Der Endivienj Salat ist zu binden, auszuheben und im Keller einzuschlagen. Gleichfalls auszusäen sind auch noch die Frühherbse. Im Blumengarten bringt man jetzt am besten diejenigen Topfzwiebelgewächse, die zu Weinachten blühen sollen, ins Freie. Rosen werden jetzt niedergebogen und mit Tannenreisig zugedeckt. Um die Pflanzsträucher wird Stroh gebunden. Die Rasenplätze müssen gedüngt werden. Im Obstgarten sind an den Johannis- und Stachelbeersträuchern die überflüssigen Wurzelschößlinge zu entfernen. Empfindliche Bäume müssen vor Kälte geschützt werden; fast alle Bäume sind sorgfältig abzuputzen. Wer eine Baumschule hat, der macht jetzt am besten die Böcher für die Frühjahrsverfezung der Bäume. Ferner hat man auch den Eichen- und Buchensaat Schutz gegen das Wild zu gewähren.

Im Uebrigen hat der Landwirt jetzt fleißig mit Dreschen fortzufahren. Die etwa noch im Felde stehenden Rüben sind auszunehmen; das Kraut ist einzuernten. Wer Waldung besitzt, hat mit dem im Oktober begonnenen Holzfällen fortzufahren. In den Stallungen bekommen die Schafe nur wenig Heu, dafür aber desto mehr Erbsen und Roggenstroh. Das Rindvieh bekommt klein geschnittene Estrünke in seinem Futter. Ist das Wetter gelinde, so tut man gut, die Ställe in den Mittagsstunden ein wenig zu lüften. Der Zimter schließlich kann an besonders schönen Tagen seine Bienen noch fliegen lassen. Im

übrigen aber schütze er sie besonders vor Mäusen und Ratten. Vom Jagdliebhaber schließlich, dessen Vormonat ja der November ist, braucht der große Fülle halber, die sich ihm gerade in diesem Monat bietet, wohl kaum die Rede zu sein. Ihm sei nur ein kräftiges „Waidmanns Heil!“ zugerufen.

Zum Schluß noch ein paar Bauernregeln, die ja nicht vergessen werden dürfen, wenn man einen Monat „im Volksmund“ behandelt:

St. Martinstag feucht,
Nacht den Winter leicht.
St. Martinstag hell,
Nacht's Wasser zur Schell.

Noch ein zweiter Spruch beschäftigt sich mit diesem Tage. Er lautet:

Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise stehen,
Müssen sie Weihnachten im Kote gehen.

Schließlich sei auch noch ein dritter St. Martins-Reim nicht vergessen:

Wenn um Martini Nebel sind,
So wird der Winter meist gelind.

Auch der Allerheil'gen-Tag hat noch eine Bauernregel, die hier angeführt sein mag:

Wenn's zum Allerheil'gen schneit,
Legt seinen Pelz bereit.

Der St. Elisabeths-Zug ist gleichfalls ein guter Wetterprophet, denn von ihm heißt es:

St. Elisabeth sagt's an,
Was der Winter für ein Mann.

Schließlich noch ein paar Reime, die den November so im Allgemeinen behandeln. Beide meinen es gut mit unserem Monat. Der eine lautet:

Viel und langer Schnee,
Gibt viel Frucht und Alee.

Der andere, der mit den Wintergewittern zu tun hat, heißt:

Wenn im November Donner rollt,
Wird dem Getreide Lob gezollt.

Deutsches Räuberwesen.

Eine Jahrhundert-Erinnerung von W. Fischer.

Das üppigste Räuberleben, wie zu den Zeiten des Faustrechts, da die adeligen Schnapphähne die Heerstraße unsicher machten, und des dreißigjährigen Krieges blühte während der ganzen Dauer des 18. Jahrhunderts bis in den Anfang des vorigen hinein besonders am Rhein, begünstigt durch die Kriegsjahre, die damals herrschende Rechtslosigkeit oder vielmehr den standalösen Mangel an jeder Rechtsinheit, der durch die Duodezwirtschaft der vielen Kleinen aufeinander eiferfächtigen Potentaten veranlaßt wurde, mit denen die Rheingegend überfüllt war.

Holland, Brabant, das preußische Westfalen, die sächsische, kurkölnische und trierische, die jülicher und bergische Lande, Hessen und die Umgegend der großen rheinischen Städte, der Hunsrück und der Odenwald waren u. a. der Tummelplatz berühmter und gefürchteter Räuber. Dem französischen Staatsprokurator Keil, der mit seltener Energie und Ausdauer die Kesseltreiben auf die Räuber leitete, und den gegen das Uswesen eingesetzten Spezialgerichten gelang es, ihm zu steuern. Aus Furcht vor der Rache der Räuber und ihrer Freunde sprachen die geängstigten Geschworenen die Räuber meist frei; die Furcht vor dieser Rache war überall so groß, daß man in der Bürgerschaft und in der Landbevölkerung nicht wagte, sie zu verraten. Auf Einladung von Kur-Trier vereinigten sich die Rheinregierungen zu besonderen Maßnahmen gegen das Räuberwesen; der König von Preußen errichtete am 9. November 1801 gegen die Räuber eine „Immediat-Militär- und Civil-Sicherheits-Kommission“ mit dem bekannten General von Estocq an der Spitze. Die linksrheinischen französischen Departements-Regierungen führten, da die Geschworenengerichte erfahrungsgemäß versagten, Spezialgerichte gegen Messieurs les bandits ein, die aus zwei gelehrten Richtern, drei Offizieren, zwei von

der Regierung designierten Privatpersonen, und dem öffentlichen Ankläger bestanden, also eine „chambre ardente“ gegen die tatsächlich zur Landplage gewordenen Räuber. Gegen die Bande des Schinderhannes wurde von dem Generalkommissar Jean Bon Saint-André eine geheime Kommission organisiert, und der berühmte Sachverständige des Räuberwesens, der öffentliche Ankläger Keil erhielt Auftrag zum Besuch der Gefängnisse, um etwa verhaftete Räuber zu rekonozieren, und alle Vollmachten zur Jagd auf den berüchtigten Schinderhannes und die übrigen nicht minder gefürchteten Bandenchefs: Mathias Weber alias Feyer, Picard, Müller, Damian, den Studenten Hessel und Heckmann.

Die niederländische Bande unter Picard, ist durch ihre Greuelthaten besonders berüchtigt. Zwischen Gent und Brüssel ermordeten die Räuber bei einem Raub einen Landmann und einen Gutsherrn; bei Mecheln wurde einem kleinen Kinde und seiner Mutter die Ohren abgeschnitten; in einem Landgut bei Gent, in das sie einbrachen, schnitten sie der Frau des Besitzers Ohren und Finger ab, um schneller zu den Ringen zu kommen und einer der Anführer, Jan Vosbeck ermordete nach gräßlichen Mißhandlungen eine andere Frau. Bei Monts erbeuteten die Räuber 3600 Louisdor und wenige Wochen später eine ähnliche Summe bei Lüttich. Bei einem großen Raubzug, den die Bande dann in der Gegend von Brüssel plante, wurde sie von Soldaten überwältigt und Picard mit den meisten seiner Spießgesellen verhaftet; aber dem kühnen Räuberhauptmann, der schon in seinem 18. Lebensjahr an der Spitze der Bande stand, und im Verlaufe der Jahre nachweislich aus 8 Gefängnissen ausgebrochen war, gelang es auch, aus dem Gefängnis in Tournay zu entweichen; er verlegte den Schauplatz seiner Tätigkeit und wurde neben Feyer Anführer der Neuwieder und Essener Bande; die Niederlande blieben von organisierten Banden verschont.

Das Dorf Mersen im Maastal war seiner günstigen Lage an der Grenze von 5 Duodezterritorien wegen schon seit dem 17. Jahrhundert eine Räuberkolonie. Hier hausten die Bocksreiter. In den 1760er Jahren wurde die räuberische Dorfbevölkerung mit Schwert, Strick und Rad fast völlig vernichtet; aber die Söhne der hingerichteten Bocksreiter organisierten sich unter Führung der Gebrüder Vosbeck Ende des 18. Jahrhunderts aufs neue zur sogenannten Mersener Bande, die erst Holland und von 1796 ab die Rheingegenden brandschatzten. Die 30 bis 40 Mann starke Bande stürmte förmlich die Dörfer, stieß mit dem Kennbaum die Türen ein und hauste wie toll. Die Mersener waren hauptsächlich durch ihre Grausamkeiten gegen Frauen berüchtigt. Es ist erwiesen, daß sie eine Frau Quad zu Schaam förmlich zu Tode trampelten. Keine andere Bande hatte soviel Mord- und Schandthaten auf dem Gewissen. Von ihrer Frechheit legte der Ueberfall eines Geldwechslers in Cuxen Zeugnis ab, den sie Nachts unter Lärm und Schießen vollständig ausraubten. Der Mann verarmte vollständig. Nach diesem Raub teilte sich die Bande, ein Teil zerstreute sich nach Holland, der andere und größere schlug sich zu der Neuwieder Bande unter dem berüchtigten Mathias Weber, genannt Feyer, der als Bandenchef am Niederrhein gefürchteter war, wie sein Freund und Schicksalsgenosse Schinderhannes auf dem Hunsrück und im Odenwald. Nach seiner eigenen Schätzung hat Feyer mehr als 192 Diebstähle verübt und 60 000 Franken in barem Gelde für sich „verdient“, wie man denn ausgerechnet hat, daß die Banden am Niederrhein bis 1804 über 4½ Millionen Franken geraubt hatten. Feyer, Heckmann und Vosbeck teilten sich in das Kommando, später kam noch Picard hinzu.

Von den Taten der Neuwieder Bande ist

besonders der Ueberfall des Pfarrhauses zu Mülheim a. d. Ruhr — die Sturmglocken wurden geläutet und die Bevölkerung kam dem beraubten und verwundeten Pfarver zu Hilfe und befreiten ihn —, ein Sturm auf das Abdeckerhaus zu Giesentkirchen, wo die Räuber gegen ein Kommando französischer Chasseurs kämpften, und der Sturm auf Daden, berühmt, bei dem die Räuber zurückgeschlagen und in einen Wald gedrängt wurden, den die erbitterten Bauern und Soldaten, fast Tausend an der Zahl umstellten. Die Räuber, unter denen sich diesmal der erkrankte Feyer nicht befand, kämpften volle zwei Stunden und ergaben sich dann der Uebermacht. Die Gefangenen wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; 12 von ihnen entflohen am 15. Juli 1800 aus Wesel und kehrten zu ihrem alten Handwerk zurück. Am 28. Oktober 1800 beraubte Feyer, der der Bande unter Johann Müller beigetreten war, mit seinen Leuten die Post zu Langenfeld um 60 000 Franken, auf Feyers Teil kamen 7000 Franken. Die Neuwieder Bande wurde im Laufe der Jahre wiederholt gesprengt, immer wieder organisierte sie sich, und im Januar 1801 operierte sie unter dem Oberbefehl Picard's, dessen Ueberlegenheit selbst Schinderhannes anerkannte, zum erstenmal gemeinsam mit der Bande des letzteren. Die beiden Räuberbanden überfielen das Posthaus zu Würges auf der Landstraße von Frankfurt am Main nach Limburg und operierten in gewohnter Weise. Die Beute war sehr groß. 1802 erzielte den berühmten Räuberchef sein Schicksal, er wurde als verdächtig von der Frankfurter Polizei verhaftet und eines auf heftigem Gebiet begangenen Pistolendiebstahls halber nach Bergen ausgeliefert; der Untmann zu Bergen hatte natürlich keine Ahnung, welchen gewichtigen Räuber er in Verwahrung hatte.

Der öffentliche Ankläger Keil trat im Sommer 1802 seine Rundreise an und im Gefängnisturm zu Bergen fand er den gefährlichen Bandenchef Feyer gefangen sitzen. Vergebens verleugnete sich der berüchtigte Räuberhauptmann; Keil identifizierte ihn und schließlich gestand der Räuber, daß er der vielgesuchte und vielgefürchtete Feyer sei. Durch einen Zufall war inzwischen Schinderhannes in Frankfurt a. Main und von dort allein nach Köln überführt. Am 17. Februar 1803 wurde Feyer zum Tode verurteilt und einige Tage später guillotiniert. Er hatte Recht, als er auf der Fahrt von Frankreich nach Mainz zu seinem Schicksalsgenossen Johannes Bülker, dem unter dem Namen Schinderhannes berühmten Räuberhauptmann meinte, wie ein Rad des Wagens, auf dem die gefesselten Räuber saßen, ins Stocken geriet: „Steh doch, Kamerad, so ist es auch mit unserem Lebensrade. Mir dünkt, es ist ins Stocken geraten.“ „Mit 6 — 8 Jahren Galeere denke ich durchzukommen“, erwiderte Schinderhannes sehr zuversichtlich.

„Ich nicht...“ antwortete Feyer und fuhr ahnungsvoll mit dem Finger um den Hals. Auch Schinderhannes entging dem Henker nicht; er wurde am 21. November 1803 mit noch 19 Komplizen vor dem Weissenauer Thor in Mainz guillotiniert. Feyers Spießgesellen Damian Hessel, das Studentchen, wie er genannt wurde, und Franz Joseph Streitmatter, zwei gewichtige Räuber, wurden erst 1810 und Heckmann, der u. a. den Sturm auf das Pfarrhaus in Mülheim a. d. Ruhr ausbalduert hatte, fast gleichzeitig mit Feyer und Schinderhannes hingerichtet, zu dessen Bande er sich geschlagen hatte. Nach einem Einbruch, den Schinderhannes mit Heckmann, Johann Müller, Anton Heinze und Anton Wegers mit einigen anderen noch in Aglasterhausen in der Nähe Mannheims bei einem reichen Juden verübten, wurden die Räuber von den erbitterten Bauern verfolgt. Schinderhannes entflohen mit zwei Mann, während die Uebrigen, darunter Heckmann, nach tapferer Gegenwehr verhaftet und nach Mannheim

gebracht wurden. Der Ankläger Keil erhielt einen Wink, identifizierte die beiden gefährlichen Räuber und erhielt sie ausgeliefert. Picard war schon früher in Neuwied unschädlich gemacht worden. Mit Ausnahme des Studentens starben die Räuber tapfer, wie sie gelebt hatten; Feher hielt vor seiner Hinrichtung noch folgende Ansprache an die Zuschauer: „Ich habe den Tod hundertfältig verdient. Ihr, die Ihr auf bösen Wegen seid, laßt Euch durch mein Ende warnen. Junge Leute, flieht die schlechten Häuser, sie waren die Hauptursache meines Verderbens. Eltern, erzieht Eure Kinder in Gottesfurcht! Denkt an Gott! Und nun drauf los!“ Vorher sagte er zu den Rächstehenden, er zittere nicht aus Angst, sondern weil er sich bei der Kälte zu lästig angezogen habe. Auch Heckmann hielt eine kleine Rede an das Volk, in der er, wie sein Freund Feher, die Jugend warnte.

Von der ungeheuren Anzahl der Räuber, die vor hundert Jahren in Deutschland, und speziell in der Rheingegend hausten, bekommt man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1809 das Mainzer Kriminalgericht ein Kompetenzurteil über 139 Räuber fällte. Der erbitterte Kampf, den während der napoleonischen Invasion die verschiedenen Regierungen gegen das Räuberwesen führten, dauerte ein volles Jahrzehnt. Man machte mit den Herrschaften kurzen Prozeß, die Hauptführer und Bandenführer wurden hingerichtet, die übrigen erhielten harte Zuchthausstrafen oder wurden, wenigstens seitens der preussischen Regierung, infolge Staatsvertrags mit Rußland zwangsweise in den sibirischen Steppen angesiedelt.

Das Hauptverdienst an der Unterdrückung des deutschen Räuberwesens gebührt dem französischen Generalkommissar Jean von Saint-André und seinem Substituten Keil, die von den Räubern so gefürchtet waren, daß diese, wie Schinderhannes freiwillig die französischen Gebiete wieder und eine Auslieferung an die französischen Departementsregierungen mit allen Krüffen zu verhindern trachteten; so haben Heckmann und Schinderhannes himmelhoch gebeten, sie nicht von den Franzosen, die unter der Schreckensherrschaft gekernt hatten, die Guillotine zu bedienen, justifizieren zu lassen. Diesem blutigen Ernst der Franzosen verdanken wir die Unterdrückung der Brigantaggio, während die kleinen Duodezregierungen in der Bekämpfung der Herren Banditen sehr lässig waren. Dem freiherrlichen Amtmann K. in Eckeroth ist sogar nachgewiesen, daß er die von den Franzosen verfolgten Räuber gegen ein Schutgeld von einigen Kronthalern beschützte und mit falschen Pässen versah, wie Heckmann und Schinderhannes später dem Substituten Keil gegenüber gestanden.

„Zink Mäte“.

Romanistische Skizze vom Niederrhein von Kurt Franz.

„Zink Mäte!“

Es dürfte selbst für den Sprachforscher nicht so leicht sein, nachzuweisen, wie dieser Dialektausdruck aus dem hochdeutschen „Sankt Martin“ entstehen konnte. Ich will mich damit auch gar nicht abgeben, sondern nur die Bedeutung konstatieren und gleichzeitig anfügen, daß die „Zink Mäte“ in manchen Ortschaften des Niederrheins, in Düsseldorf, in Reuß usw. ein beliebtes Kinderfest darstellt, für welches die Eltern „Bockwiskooke“, Bockweizenkuchen backen, der mit Obstkraut befrucht ganz vorzüglich mundet, und daß die Kinder selbst Abends mit bunten Lampions durch die Straßen gehen und eigenartige Lieder singen. Etwa

U Zink Mätes Vögelsche,
Hät e rot Degelsche,
Hät e blau Stägke,
Hoppysa valberallala.

Ober: Zink Mäte, Zink Mäte
Dat es ne gode Mann.
Dä bad jo Bockwiskooke
Da reich e Stöck dervan.

Run denn. Der Adam Beherlein, er ist unlängst Postdirektor geworden, und seine Frau Marie, geborene Ludwigs, sie halten diesen Martinstag auch ganz besonders in Ehren, obwohl sie längst nicht mehr am Niederrhein wohnen. Und daß sie sich dieses Tages stets erinnern, das hat seinen Grund natürlich. Aber davon wollte ich ja eigentlich erzählen.

Die Marie war ja auch mal ein junges liebes Mädel gewesen, hübsch und zierlich mit seinen zwanzig Jahren. Und manches Auge schaute ihr nach, wenn sie mit der oder jener Freundin über die Promenade ging. Diese Promenadenspaziergänge hatten übrigens allmählich einen bestimmten Zweck. Denn eingangs der Anlagen steht das Postgebäude. Und in diesem waltete seit einigen Monaten ein neuer Schalterbeamter. Ein schmucker Kerl, der die Mädchen förmlich reißend machte, so daß niemals so viele postlagernde Briefe von jungen Damen abgeholt wurden, wie damals, als er die Stelle verwaltete. Eine aber riefel ihm über die Nasen aus der Reihe seiner stillen Verehrerinnen. Und das war eben Fräulein Marie Ludwigs, deren Eltern angesehen Leute waren und in dem Geruche standen, zu den „Hillen Reichen“ zu gehören, also zu denen, welche zwar Geld genug besitzen, aber nicht genug Aufhebens davon machen.

Wie es nun kam: wer weiß es? Es mag genügen, wenn ich sage, daß Gott Amor zwischen dem jungen Postbeamten und dem Mädchen seine Fäden recht geschickt spann und daß der Verkehr zwischen ihnen bald nicht mehr nur auf Blicke und freundliches Wächeln beschränkt blieb, sondern daß sich die beiden auch schon trafen und sich allerlei süße Dinge erzählten, die ein Dritter gar nicht zu wissen braucht. Sonst würde ich selbstredend einiges aus diesen Gesprächen verraten.

Somit wäre ja alles gut gewesen. Herr Adam Beherlein, so hieß der Postbeamte, liebte Marie und diese ihn. Und auch darin waren sie einig, nicht voneinander zu lassen, mochte da kommen, was wolle. Das aber war gerade der böse Punkt, der überwunden werden mußte. Denn der alte Ludwigs hatte schon seine Heiratspläne. Und da er ein Starrkopf war und in seinem Hause nur sein Wille galt — seine Frau hatte überhaupt nichts zu sagen — so war es völlig aussichtslos, ihm den zwar guten und tüchtigen, aber vollständig mittellosen Adam als zukünftigen Schwiegerjohn zu präsentieren.

Dazu kam, daß er die Postbeamten insbesondere nicht leiden konnte. Er war nämlich einmal am Postschalter mit einem der Herren in einen Disput geraten, hatte sich hinreißend lassen, ihn einen „dummen Jungen“ zu schelten und war dieserhalb wegen Beamtenbeleidigung mit zwanzig Mark bestraft worden. Und das trug er nun also allen denen nach, welche unter dem Oberbefehl Stephens — denn damals war dieser Herr noch am Ruder — standen. Eine ehrliche offene Werbung war folglich ausgeschlossen.

Run kam denn wieder Zink Mäte heran. Ein schöner Novembertag war's. Und abends wogte ein wahres Lampionmeer durch die Straßen der Stadt und fast aus allen Häusern wehte der Duft von gebackenem Kuchen den Passanten in die Nase. Die Quintane der Stadt hatten beschlossen, unternehmungslustig, wie solche junge Gymnasiasten nun einmal sind, geschlossen St. Martin zu feiern. Sie alle wollten sich Lampions laufen, welche Bockweizenkuchen imitierten, in Reih und Glied durch die Stadt ziehen und schließlich die „Fackeln“ verbrennen, wie sie das schon beim Schützenfeste von den Artilleristen des Festzuges gesehen hatten, die allerdings richtige Fackeln trugen. Hans Ludwigs, der jüngste Sproß des Hauses Ludwigs, hatte den Vorschlag gemacht und auch von seinem Vater die Erlaubnis erhalten, die Verbrennung in seinem Hofe vorzunehmen zu dürfen. Allerdings sagte der Vater, er müsse mit dabei sein, denn Kinder sollte man nicht unbeaufsichtigt mit

Feuer spielen lassen. Zur Vorsicht trug er auch noch einem in seinen Diensten stehenden Arbeiter auf, dieses „Feuerwerk“ zu leiten. Dann brauchte er sich nur ins Fenster des Schlafzimmers zu legen, das sich im ersten Stock befand.

Und wie stolz zogen die jungen Herren durch den Ort, als gehöre ihnen die ganze Welt. Und wie sangen sie alle die Martinslieder und kreischten das „Hoppysa“ heraus. Am liebsten aber sangen sie ein Liedchen, das ein alter Lehrer einst gedichtet hatte, der sich stets ein jugendlich Herz bewahrte. Nur sangen sie dies nicht so gern, weil es von dem Lehrer stammte, sondern weil die jungen Volksschullehrer unlängst in der Zeitung gegen das Singen gerade dieses Liedes Protest erhoben hatten, da die Verse angeblich ihre Autorität untergraben oder ihren Stand herabsetzten. Ja, ja, die jungen Leute sind immer stürmischer als die alten. Und so wußten die Quintaner, daß sie die Lehrer einmal ärgern könnten, ohne daß die ihnen etwas anzuhaben vermochten.

Ra, einmal mußte auch der Umzug beendet werden. Aber er wurde es erst, nachdem alle Herzen bis zur Reize aufgebraunt waren. Und dann zog die ganze Bande zu Ludwigs in den Hof. Dort schichtete man die Lampions auf einen Haufen — und der hatte schon eine ganz respektable Größe — und dann zündete einer ein Streichhölzchen an und im nächsten Augenblicke züchte eine mächtige Flamme in das Dunkel der Nacht hinein und beleuchtete hell alles ringsum, den Hof, die dort aufgestellten Kisten, den Garten mit den schier kahlen Bäumen und noch etwas, ob dem der alte Ludwigs im ersten Augenblick fast die Sprache verlor.

Und was er sah, sahen nun nicht nur alle Gymnasiasten, sondern auch die Leute aus den Nachbarhäusern, welche ebenfalls durch das Papierfeuer an die Fenster gelockt worden waren.

Denn hinten, am Gartenzaun, stand seine Marie, sein Kind, und ließ sich von einem Postbeamten küssen. Erst, als sie bemerkten, daß der Feuerchein auf sie fiel und daß sie von vielen beobachtet wurden, da fuhren die beiden ganz erschrocken auseinander und standen dann in tödlicher Verlegenheit.

Himmel, hatte der alte Ludwigs an dem Abend gewettert. Er wäre ja vor der ganzen Stadt blamiert. So etwas bliebe doch nicht geheim. Ob die Marie denn alle Scham verloren hätte. Und da fand seine Frau den Mut, ihm zu sagen, ob er sie früher nicht auch einmal heimlich geküßt hätte, ein Einwurf, der ihm nicht recht behagte. Und wenn die zwei sich nun einmal gern hätten und der junge Mann ein ordentlicher Mensch wäre, dann solle er die beiden nur verloben. Und von einer Blamage sei dann keine Rede mehr. Ein Brautpaar dürfe sich auch schon einmal am Gartenzaun küssen.

Und der alte Ludwigs schien diesmal auf seine Frau gehört zu haben. Denn einige Wochen später, zum Weihnachtsfeste, stand in der Zeitung die Anzeige, daß er seine Tochter Marie dem Postsekretär Adam Beherlein verlobe.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 1 2 Stadt in Holland.
2 1 6 7 5 6 kleines Raubtier.
3 4 1 2 2 Teil des Baumes.
4 1 3 3 5 Gefäß.
5 6 7 5 Planet.
6 1 2 3 5 3 ägyptischer König.
7 6 1 2 1 dichterisches Kunstwerk.
1 3 4 5 6 Blume.
2 5 4 5 6 Maß.

Magisches Quadrat.

a a a d Die Buchstaben dieses Quadrats
d o o o sind so zu ordnen, daß die wagerechten
m m m n Reihen gleich den entsprechenden
o o r senkrechten lauten und nennen 1.
einen Teil von Arabien, 2. eine Insektenlarve, 3.
ein Blutgefäß, 4. einen bekannten römischen Kaiser.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.
 (Kirchweihfest.)

Evangelium nach dem hl. Lukas 19, 1—10. „In jenen Tagen zog Jesus in Jericho ein, und ging durch. Und siehe, da war ein Mann, mit Namen Zachäus, der war Oberzöllner und reich. Und er suchte, Jesus zu sehen, wer er wäre: aber er konnte nicht vor dem Volke; denn er war klein von Person. Da lief er voraus, und stieg auf einen wilden Feigenbaum, um ihn zu sehen; denn da sollte er vorüber gehen. Als nun Jesus an den Ort kam, schaute er hinauf, sah ihn, und sprach zu ihm: Zachäus, steige schnell herab! Denn heute muß ich in deinem Hause bleiben. Und er stieg eilends herab, und nahm ihn mit Freuden auf. Und alle sahen es, murerten und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekedet! Zachäus aber stand, und sprach zu dem Herrn: Stehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, so erstatte ich es vierfach. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist; denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“

Ich glaube eine Gemeinschaft
 der Heiligen.

III.

Heute begehen wir in unserer Erzdiözese die Feier der allgemeinen Kirchenweihe: Nicht vorübergehend, wie einst bei dem Zöllner Zachäus, sondern bleibend bis ans Ende der Tage, hat der im hl. Sakramente verborgene Herr in unsere Tempel Seine gnadenreiche Einkehr gehalten. Bauen daher die Gläubigen irgendwo einen Tempel, so tun sie ganz recht, wenn sie die Wohnung des höchsten Herrn prächtiger und großartiger errichten und einrichten, als die Hütten der Menschen, die heute kommen und morgen eine Beute des Todes werden. Namentlich unsere frommen Vorfahren gingen beim Tempelbau von der Ueberzeugung aus, das Haus Gottes müsse das Größte und Herrlichste in der ganzen Gemeinde sein; sie rechneten beim Bauen nicht nach den Lebenstagen eines Menschen, sondern nach Jahrhunderten und verwendeten freudig Schätze und Güter, um die denkbar prächtigste Ausstattung zu ermöglichen.

Unsere Tempel sind aber auch, lieber Leser, ein Abbild der großen hl. Kirche Gottes auf Erden. Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, ist ihr Werkmeister; Er hat den göttlichen Plan auf die Erde gebracht und den Boden für die Ausführung desselben zunächst Selbst zubereitet. Kaum waren die Fundamente gelegt und das erste Baumaterial herbeigeschafft, da verließ der göttliche Werkmeister diese Zeitlichkeit wieder, um von Seiner himmlischen Herrlichkeit Besitz zu nehmen — die Weiterführung des Baues aber überließ Er denen, die Er testamentarisch als Seine Stellvertreter eingesetzt hatte. Schon bauen diese gegen zweitausend Jahre, und das Fertiggestellte umschließt

nicht nur viele Millionen Christen, sondern die Spitzen des Baues ragen auch bis in den Himmel hinein: Das himmlische Jerusalem verbindet sich mit dem irdischen Jerusalem zu einer lebendigen Gemeinschaft der Heiligen!

Wir sprachen schon wiederholt, lieber Leser, von der Verehrung der Heiligen des himmlischen Jerusalem, — heute ziehe ich eine kurze aber gewichtige Mahnung des Katechismus an: Wir sollen bei der Verehrung der Heiligen (sagt er) vorzüglich darauf achten, daß wir ihre Tugenden nachahmen.

Ist aber nicht Christus Selbst unser Vorbild und Muster? Hat Er Sich nicht — wenn wir einen Augenblick von Seinem Erlösungswerke am Kreuze absehen — vorzüglich auch darum mit unserer menschlichen Natur umkleidet, um Sich uns Menschen als ein sichtbares Muster und Vorbild für jede Tugend hinzustellen? Wozu also kleinere Vorbilder erst suchen unter den Heiligen?

Auf diese Frage gibt uns schon der hl. Apostel Paulus in seinem ersten Korintherbriefe eine sehr klare und deutliche Antwort, wenn er sagt: „Seid meine Nachahmer, wie ich der Nachahmer Christi bin!“ (1. Cor. 11, 1.) also: ahmet mir nach, gleichwie ich bewußt bin, Christo dem Herrn nachzuahmen! Wenn der hl. Paulus sich seinen Gläubigen in dieser Weise aber als Vorbild hinstellt, so glaubt ja nicht (bemerkt der hl. Chrysostomus), daß er des eitlen Ruhmens wegen so spricht; er bedient sich vielmehr einer solchen Sprache, um zu zeigen, daß die Tugend leicht von Jedem, der da ernstlich will, gewonnen werden kann.

Ein hervorragender Geisteslehrer des 17. Jahrhunderts bemerkt dazu Folgendes: Dem Anfängern in der Malerkunst (sagt er) wird es nicht so schwer, die zu malenden

Kirchenkalender.

- Sonntag, den 15. November. Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Kirchweihfest. Leopold, Markgraf † 1136. Evangelium Lukas 19, 1—10. Epistel: Geheimoffenbarung 21, 2—5.
- Montag, 16. November. Edmund, Bischof. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse für Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.
- Dienstag, 17. November. Gregor, Bischof † 270.
- Mittwoch, 18. November. Eugen, Bischof † 505. Buß- und Betttag, gesetzlicher Feiertag. 13stündiges Gebet. ● St. Andreas: 13stündiges Gebet. Aussetzung des hochwürdigsten Gutes Morgens 6 Uhr, 9 Uhr feierliches Hochamt, 4—5 Uhr Vesper, 6—7 Uhr Komplet. ● St. Lambertus: 13stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sakramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Mittags von 12—1 Uhr Betstunde für die Schulkinder, 1—2 Uhr Jünglings-Kongregation, 2—1/3 Uhr Rosenkranz-Bruderschaft und Sobalität, 1/3—3 Uhr feierl. Vesper, 3—4 Uhr Jungfrauen-Kongregation, 4—5 Uhr Verein der christlichen Familien, 5—6 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6—7 Uhr feierl. Komplet. ● Karmeliterissen - Klosterkirche: Fest Maria Opferung. Hauptfest der Bruderschaft von der schmerzhaften Mutter Gottes. 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Predigt, nach derselben Festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes.
- Donnerstag, 19. November. Elisabeth, Wwe. † 1231.
- Freitag, 20. Nov. Feliz v. Balois, Priester † 1212.
- Sonntag, 21. November. Maria Opferung.

Gegenstände in gleich großer Form wiederzugeben, — während es ihnen sehr große Schwierigkeit macht, das Große in verkleinertem Maßstabe darzustellen und doch alle Verhältnisse genau einzuhalten. Mir scheint nun (fährt er fort), daß die unmittelbare Nachahmung der Tugend-Beispiele unseres Erlösers zu vergleichen ist mit einer Uebersetzung des Großen in das Kleinere — was daher bei den Anfängern in der Tugend leicht Baghastigkeit hervorrufen dürfte. Darum hat der Herr es so eingerichtet, daß wir in den Heiligen Vorbilder vor uns haben, die für unsere Armeligkeit und Schwachheit passender und angemessener sind, so daß wir das Nachbild ihrer Tugend fast in gleichem Maßstabe herzustellen vermögen.

Der selbe Geisteslehrer führt noch ein anderes, prächtiges Gleichnis an: Bisweilen (sagt er) erscheint am Meeresgestade eine Schaar von furchtsamen Hirschen und sieht in nicht zu weiter Ferne herrliche Wälder, voll von frischem Grün zur Nahrung und voll von dichten Bäumen, um ihnen Obdach zu bieten. Alle möchten dahin, aber eine dazwischen liegende Meeresbucht hält sie zurück. Während so alle sehnsüchtig aber unentschlossen nach jenen Wäldern hinüberschauen, — siehe, da springt einer von ihnen, der von kräftigerem Mut ist, hervor, hebt das stolze Geweih wie ein Feldzeichen in die Höhe und stürzt sich in das Wasser, um hinüber zu schwimmen. Sein Beispiel bewirkt, daß die ganze jagende Schaar ihm sofort folgt.

Das Gleiche (sagt er) ist auch bei der Tugend der Fall. Der christliche Glaube läßt uns herrliche Weiden und eine sichere Behausung in der Beobachtung der göttlichen Gebote und der sog. evangelischen Räte schauen, — aber die Schwierigkeiten, die sich unserm Streben nach einem so hohen Ziele entgegenstellen, benehmen uns den Mut. Siehe, da kommt uns die Lebensgeschichte irgend eines Heiligen in die Hände, oder wir werden zufällig Augen- und Ohrenzeugen ihrer Handlungen: ein solches Beispiel löst uns sogleich wieder Mut ein, erfüllt uns mit neuer Kraft und zieht uns mit geheimer Gewalt zur Nachahmung fort.

Gerade dieses erfuhr auch der große hl. Augustinus, als er vor seiner Bekehrung mit sich selbst im Streite lag und sich sträubte, den bisherigen Sinnesgenüssen zu entsagen und sich gewissermaßen in das Meer zu stürzen, um schwimmend dem in der Ferne liegenden Glück, das der Glaube ihm zeigte, zuzueilen: „Was diese und jene (die Heiligen) konnten,“ sprach er zu sich selbst, „warum solltest du es nicht können?“ Wenn so viele Christen jeden Alters, Geschlechtes und Standes die „Meeresbucht“ glücklich durchschwimmen und ihr Ziel erreichen konnten: warum solltest nicht auch du dasselbe können? Wären jene Anderen zufällig Bösen gewesen, dann könntest du, ein schwacher Hirsch, immerhin glauben, daß ihre stärkeren Kräfte sie bei dem Schwimmen über die Bucht gerettet hätten. Doch siehe, — es waren auch Hirsche gleich dir, von Natur schwach, ohne Mut und ohne Wehr, und doch haben sie, durch die göttliche Gnade gestärkt, so Großes vermocht! Warum ihnen also nicht folgen? „Oder konnten es diese und jene (die Heiligen) vielmehr durch sich selbst, und nicht vielmehr in dem Herrn, ihrem Gott?“

So hinterließ uns jener große Väter in seinen „Bekenntnissen“ nicht nur ein getreues Bild seiner inneren Kämpfe, seines Ringens und Strebens, — sondern auch eine herrliche Belehrung, wie das Beispiel der Heiligen für uns nutzbringend werden solle.

Ein historisches Rätsel.

Von Egon Rosca.

Am 19. November 1708 vollendete sich das Schicksal eines unglücklichen Mannes, dessen Leben und Tod mit dem undurchdringlichen

Schleier des geheimnisvollen umhüllt ist. Am genannten Tage endete zu Paris in der Bastille das Leben eines Mannes, von dem man nicht weiß, wer er gewesen, und nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wie er gestorben, eines Gefangenen, dessen Gesichtszüge seine Wärter nicht kannten, weil er vom Augenblick der Einlieferung an eine Maske trug. Zweihundert Jahre lang haben die Geschichtsforscher versucht, des Rätsels Lösung zu finden: eine von keiner Seite angezeigte Lösung vermochte doch niemand zu geben. Und der „Mann mit der eisernen Maske“ flüchtete in das Reich der Poesie; sein Leben wurde in Romanen geschildert — freilich nur das Leben dessen, den man hinter der undurchdringlichen Maske vermutete, — er wurde auf die weitbedeutenden Bretter gezerrt. Aber kaum konnten diese Romane und Bühnenstücke einen ästhetischen Genuß gewähren, denn das können nur Dichtungen, welche das wirkliche Leben widerspiegeln oder idealisieren. Hier, in diesem Falle aber hatte das wirkliche Leben eine überschwängliche Phantasie entwickelt, und wer die Widerspiegelung dieser Wirklichkeit in der Dichtung las oder sah, mußte die Empfindung haben: Das ist unmöglich!

Das Rätsel der „Eisernen Maske“, an welchem sich Geschichtsforscher, Romandichter, Philologen und Dramatiker die Zähne zerbißen haben, war um so schwerer zu lösen, als offenbar lange nach dem Tode des Unglücklichen, der den Mittelpunkt der rätselhaften Geschichte bildet noch gar viele machtvolle Persönlichkeiten lebten, denen eher an einer Verschleierung der Tatsachen als an einer Lösung des Rätsels lag.

Die unwiderleglich historisch erwiesenen Tatsachen sind die folgenden: Im Jahre 1881 wurde dem Kommandanten der kleinen Alpeninsel Pignerol, St. Mars, auf ganz geheimnisvolle Weise ein offenbar noch junger Gefangener übergeben. Es war ein stattlicher, schlankgemachener Mann, dessen feines Benehmen seine vornehme Herkunft offenbarte. Sein Gesicht wurde durch eine Maske von schwarzem Sammet bedeckt, die so eingerichtet war, daß er bequem essen und trinken konnte, ohne daß er sie abzunehmen brauchte, da am Kinn Stahlfedern angebracht waren, die den untern Teil der Maske beweglich machten.

Die erste Verschleierung der Tatsache, die in der historisch gewordenen Bezeichnung der „eisernen Maske“ liegt, rührt von Voltaire her, welcher ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Unglücklichen, den er niemals gesehen, über ihn schrieb und diese ungenaue Bezeichnung populär machte.

Der Kommandant des Forts begegnete dem geheimnisvollen Gefangenen, welcher Varchant genannt wurde, in der achtungsvollsten, ja in ehrerbietiger Weise. Er selbst bediente ihn, reichte ihm die besten Speisen, auf silbernen Schüsseln, half dem Gefangenen bei der Anlegung der kostbaren Kleidung und Wäsche, welche letztere mit Kräftiger Spitzen reich garniert war.

Der Gefangene erfreute sich in Pignerol des angenehmsten Lebens; er durfte träumen nach Herzenslust, die Biber schlagen, die er gern und gut spielte; was er nur an Büchern wünschte, ward ihm zur Stelle gebracht, nur schreiben durfte er nicht, und mit Niemandem, außer dem Kommandanten selbst, sprechen. Hätte er selbst den Versuch gemacht, sich in irgend einer Weise durch Worte Jemandem, außer dem Kommandanten zu nähern, so wäre sicherlich wohl auch Jeder, dem das geschehen wäre, geflohen, denn den Soldaten und den Einwohnern des Forts war bei Strafe des Todes jede Verbindung mit dem Geheimnisvollen untersagt, wie auch den Soldaten ebenso streng angesetzt war, daß sie bei einem eventuellen Fluchtversuch des Unglücklichen unachtsamlich zu schießen hatten.

Die Lage des Mannes mit der schwarzen Maske dauerte neun Jahre; dann erfuhr dieselbe infolge einer Aenderung, als St. Mars von Pignerol nach der Margaretheninsel unweit der Küste von Provence versetzt wurde und den geheimnisvollen Gefangenen mit sich dorthin nahm. Dieser aber führte dort das

selbe Leben, das er vordem in Pignerol geführt hatte.

Hier gelang es einmal, als der Gefangene aus seinem mit Eisenstäben vergitterten Gefängnis aufs Meer hinausblickte und einen Fischer am Gestade sah, dem Unglücklichen jenem Fischer einen silbernen Teller zuzuworfen, auf den er mit seinem Messer einige Worte getrigelt hatte. Der Fischer, der entweder wohl die Strenge kannte, mit welcher der Unglückliche gefangen gehalten wurde, und für sich selbst in Furcht war, andererseits aber wohl zu ungebildet war, um die schwerwiegende Bedeutung dessen, was er in Händen hielt, zu erfahren, brachte seinen Fund sofort zum Kommandanten, der bestürzt jene Schriftzeichen auf dem Teller sah und den Fischer fragte, ob er oder ein anderer dieselben gelesen. Vergeblich versicherte der arme Teufel, daß er den Fund unverzüglich, ohne daß ein Anderer davon Kenntnis erhielt, abgeliefert habe, er selbst aber weder lesen noch schreiben könne, er wurde gleichwohl solange in Haft gehalten, bis sich die Wahrheit dieser Aussage ergab.

So vergingen dem Unglücklichen wieder achtzehn Jahre der gleichförmigen Einsamkeit in seinem Gefängnis auf der Margarethen-Insel. Da wurde St. Mars im Jahre 1698 Gouverneur der Bastille in Paris, und nun mußte der Gefangene auch dorthin seinen Kerkermeister begleiten.

Den ganzen fürchterlichen Ernst der Gefangenschaft zeigte die Art des Transportes von der Margaretheninsel nach Paris. Mit geladenen Pistolen im Gürtel wich St. Mars Tag und Nacht nicht von Seite seines „Schäplings“, der bei dem geringsten Versuch der Annäherung an einen Fremden des Todes gewiesen wäre.

Am 18. September 1698, einem Donnerstag Nachmittag 3 Uhr, langte St. Mars mit seinem Gefangenen in der Bastille an; dort wurde er zunächst in den Turm de la Basinière gebracht, bis man ihn 9 Uhr Abends in das dritte Zimmer des Turmes de la Vertauidière überfiedeln ließ, wo er die letzten fünf Jahre seines Lebens zubrachte. Als er am 19. Nov. 1708 Abends aus der Messe kam, fühlte er sich plötzlich unwohl und starb schmerzlos ohne vorherige Krankheit. Diese Todesart hat zu der Annahme Anlaß gegeben, daß der Unglückliche ermordet worden sei.

Am Tage nach dem Tode wurde der Leichnam auf dem Kirchhof von St. Paul beerdigt, nachdem der vom Rumpf getrennte Kopf bis zur völligen Unkenntlichkeit zerstückt worden. Und Alles, was zu seinem Gebrauche gedient hatte, Wäsche, Kleidung, ja die Möbel, die er in seinem Gefängnis benutzt hatte, die Wandbekleidung des Zimmers sogar, das er bewohnt hatte, Alles wurde vernichtet, das Silberzeug, auf dem er gespeist, eingeschmolzen, nichts, absolut nichts blieb übrig, das von seinem irdischen Sein hätte Kunde geben können.

Der Name Varchant, unter welchem er über vierzig Jahr sein elendes Gefangenen-Leben geführt, durfte in der Bastille vom Tage seiner Beerdigung an nicht mehr ausgesprochen werden, und wenn man im Jahre 1798, nach der Zerstörung der Bastille, auch nach den Zeugnissen über den Gefangenen suchte, war in den Hausregistern des Gefängnisses sorgfältig das Blatt herausgerissen, auf welchem der geheimnisvolle Gefangene eingetragen war.

Und wer war nun der Mann mit der eisernen Maske, der Unglückliche, der mit solcher ausgesuchter Grausamkeit, bei allem Wohlwollen der Behandlung, gefangen gehalten wurde über ein Menschenalter hindurch? Wer konnte so furchtbares verborgen haben, daß man es für nötig hielt, den Verbrecher nicht nur aus der Reihe der Lebenden und der Freiheit sich erfreuenden zu stoßen, sondern ihn sogar aus der Liste der Menschheit strich?

It's ein Wunder, daß sich hunderte von Gelehrten mit diesen Fragen beschäftigten und durch die widerstreitenden Beantwortungen, die sie gaben, immer neue Fragen hervorriefen nach dem Wie und Warum der ungewöhnlichen Maßnahmen, welche beide diesen Gefangenen in

Ausbildung gebracht wurden und daß schließlich sogar die Ansicht aufstauen mußte, es habe überhaupt niemals einen Mann mit der eisernen Maske gegeben, die ganze Geschichte von demselben sei nur eine Fabel?

Nach einer zweiten Version, die vom langjährigen Beichtvater der Bastille, dem Jesuiten Griffet unterstützt wurde, soll dagegen der Gefangene ein Sohn Ludwigs XIV. gewesen sein, ein Herzog von Berry, der dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben habe und dies Verbrechen durch die Gefangenschaft büßen mußte.

Voltaire vertritt in einem Zusatz zu dem Artikel „Anna“ des „Dictionnaire philosophique“ die Ansicht, der Mann mit der schwarzen Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV., ein Sohn Annas von Österreich und des Herzogs von Buckingham, gewesen.

Nach anderer Version wieder war der Unglückliche ein Sohn der Königin Anna und Mazarins, während er wiederum von anderer Seite als ein von Ludwig XIII. geheim erzogener Zwillingbruder Ludwigs XIV. angesehen ward, eine Ansicht, die lange Jahre die meiste Anhängererschaft fand und auch unter anderem von Schöde in seinem Trauerspiel „Der Mann mit der eisernen Maske“ vertreten ward.

Anderer Historiker wieder leugneten die ja sonst sehr naheliegende Annahme, daß er überhaupt mit Ludwig XIV. in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden habe. So soll er der Minister Mattioli des Herzogs Karl von Mantua gewesen sein, der an Frankreich seinen Herzog verraten habe und dafür diesen nicht sehr schönen Lohn erhielt. Noch unwahrscheinlicher, aber ebenfalls durch vielerlei Gründe belegt, ward die Version, der Gefangene sei der Finanzintendant Fouquet. Eine andere Partei hielt ihn für den lothringischen Ritter von Darmoffes, welcher gegen das Leben Ludwigs XIV. sich verschworen haben soll und deswegen in so ungewöhnlicher Weise bestraft worden sei, weil sehr hochstehende Mitverschworene in seine Pläne hineingezogen waren. Und schließlich ward auch noch behauptet, der Gefangene sei der Generalleutnant von Bulonde gewesen, den Ludwig XIV. wegen der verunglückten Belagerung der italienischen Festung Covi habe bestrafen wollen.

Zwei Jahrhunderte sind nun seit seinem Tode vergangen; das historische Rätsel, das so lange keine Lösung erfahren, wird nun nicht Kapitel der historischen Romantik kann nunmehr geklärt werden. Eines der interessantesten mehr wohl entgiltig als geschlossen gelten. Daß gleichwohl noch immer wieder dann und wann Historiker auftreten, welche das Dunkel durchleuchten wollen, ist nur zu selbstverständlich, denn das Geheimnisvolle lockt die Menschen an unwillkürlich. Aber wie viel Hypothesen auch noch aufstauen mögen, Ueberzeugungskraft wird und kann keine in sich tragen.

Abschied.

Novellistische Skizze von R. v. Thyrnau.

Heute mußte es sein — man hatte es ihm nahe genug gelegt. Hauptmann von Lemrod schrieb mit seiner großen festen Handschrift sein Abschiedsgesuch, unterzeichnete ohne daß ihm die Hand zitterte und konvertierte das Schreiben. Dann klingelte er seinem Burschen und ließ das Schreiben von diesem zur Post besorgen. Er seufzte tief auf und starrte in die herbste Landschaft, deren buntes Farbenspiel in der klaren Oktobersonne leuchtete.

Wie war es nur möglich gewesen — er, der Lemrod, hatte sich vergessen und mußte abgehen! Er, der so stolz auf seine Ruhe und Kaltblütigkeit — er hatte sich hinreißen lassen zu einem unbesonnenen Schritt, einem Schritt, der ihm nun seine Carrière kostete.

Und seine Carrière war sein ganzer Stolz, er verdankte sie niemandem, nur seiner eigenen Tüchtigkeit. Von gutem, alten aber völlig armen Adel war er ohne jede Protektion und als Offizier ganz und gar *self made man*. Als er noch Leutnant war, hatte ihm sein Vater, ein Oberst z. D., mit genauer Not die Zulage zahlen können, aber er selbst hatte

durch außergewöhnliche Pflichttreue und Begabung die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten frühzeitig auf sich gelenkt. Man hatte ihn zum Adjutanten gemacht und im manchen gute Kommando zugewandt, man hatte ihn als Leutnant auf die Kriegsakademie geschickt und als Oberleutnant zum großen Generalstab kommandiert, den er vor Jahresfrist, erst dreiunddreißig Jahre alt, als Hauptmann verließ, um einige Zeit, wie der Oberst damals mit verständigem Händedrucke gesagt hatte, einmal wieder Frontdienst zu üben. Es war alles prächtig gegangen, er war streng und gerecht, aber er nahm teil an allen Freuden und Leiden seiner Untergebenen er kannte die Familienverhältnisse jedes Unteroffiziers und jedes Mannes seiner Kompanie und war einem jeden ein treuer Helfer und Berater. Dafür vergötterten ihn auch seine Leute und gingen für ihn durchs Feuer, und die siebente Kompanie war bei allen Vorstellungen die beste im Regiment. Man hatte schon hie und da gemunkelt, dieser genialste aller Hauptleute werde nicht lange in seiner Stellung verbleiben, man werde ihn über Jahresfrist zum Divisionsadjutanten machen oder ins Kriegsministerium abkommandieren oder er werde auch wieder in den Generalstab zurückkehren — und das war nun alles aus und vorbei.

Und daran war nur dieser dickfällige Hallunke schuld, dieser Hübner, das einzige äuidige Schaf, das die sonst so berühmte „Siebente“ aufzuweisen hatte. Der Kerl, ein Schiffer, der zweite Baron, den man sich denken konnte, hatte es fertig gebracht, von den zwei Jahren seiner Dienstzeit fünf Monate im „Kasten“ zuzubringen.

Dieser Kerl hatte sich am Abend vor dem letzten Manövertage im Bivac nach Möglichkeit vollgetrunken und hatte geschrien und geläutert, sich gegen die Unteroffiziere und sogar gegen den Feldwebel aufjähig und unbotmäßig betragen, so daß ein großer Lärm im Lager entstanden war. In diesem Augenblick war der Hauptmann mit den drei Leutnants hinzugekommen, die grade vor dem Zelte des Obersten sich's beim Glühwein hatten wohlsein lassen und dabei auch wohl des Guten ein wenig zu viel getan hatten.

Der Hauptmann, nachdem ihm der Sachverhalt gemeldet worden war, donnerte Hübner an:

„Was, Sie Schlumps, Sie Hallunke Sie, das ganze Jahr hindurch sind Sie das räudige Schaf meiner Kompanie gewesen und vergessen sich noch am letzten Abend? Und betrunken ist der Kerl auch — drei Tage Mittelarrest! Die können Sie absetzen, wenn die Andern nach Hause gehen! Und nun marsch! Scheeren Sie sich in Ihr Zelt!“

„Nanu!“ hatte der Betrunkene frech erwidert und war fast taumelnd auf den Vorgesetzten zugegangen, „was wollen Sie denn noch! Sie haben mir doch nichts mehr zu befehlen! Reserve kann überhaupt keiner knabbern.“

Da hatte den Hauptmann der gerechte Zorn übermannt und blitzschnell holte er aus und schlug den Kerl ins Gesicht.

Dieses machte der Schlag nüchtern. Er grinste und fuhr mit den Händen an die Hosennaht.

„Der Herr Hauptmann werden schon sehen, was Sie davon haben! Wenn der Hauptmann mich melden, werde ich mich beschweren.“

Und so geschah es. Hübner bekam ein halb Jahr Festung und „zweite Klasse“ und der Hauptmann drei Tage Stubenarrest.

Heute nun, als die Rekruten einrückten, hatte der Oberst ihm im Laufe des Gesprächs gesagt:

„Ja, ja, lieber Lemrod, es ist eine ungeheure Verantwortung, die auf dem deutschen Offizierkorps im allgemeinen und dem Hauptmann im besonderen liegt! Ihm sind diese jungen, zum Teil schon verführten und moralisch vergifteten jungen Leute anvertraut. Er soll aus ihnen Königstreue, vaterlands-

liebende Männer machen! Dazu gehört, daß er selbst das Muster aller Pflichttreue sei und daß er untadelhaft dastehe. Ein bestrafter Kompaniechef ist nahezu ein Nuding.“

Das war deutlich genug und Lemrod hatte nicht gezögert, die Konsequenzen aus der Sachlage zu ziehen.

Aber was hatte er dabei empfunden! Einen Beruf aufgeben müssen, an dem er mit Leib und Seele hing, hinausgerissen aus der leidenschaftlich geliebten Tätigkeit in der Bollkraft der Jahre und gerade, als sich ihm die glänzendsten Aussichten eröffneten!

Abschied.

Hinweg von den Kameraden — brechen mit allen lieb gewordenen Lebensgewohnheiten Ein ganz neues Leben anfangen zu müssen — von vorne anfangen — den Kampf ums Dasein aufs neue aufnehmen — ja noch schlimmer: ein Wesen, das auf ihn geduldig gewartet hatte sechs lange Jahre und das bereit war, noch zwei, drei Jahre, bis der Hauptmann erster Klasse da war, zu warten, aufs ungewisse vertrösten zu müssen.

Ja, er war verlobt — seit 5 Jahren im geheimen, seit einem Jahre vor aller Welt, mit einem gänzlich armen, aber hervorragend schönem, geistreichen und lebenswürdigen Fräulein aus guter Familie. Sie war jetzt 24 — war es ihm möglich, sie heimzuführen, bevor sie das 30. Jahr erreicht hatte? Also noch ein volles halbes Duzend Jahre sollte sie warten, jetzt, da er den Kampf ums Dasein von vorne beginnen mußte. Dieser Kampf selbst machte ihm keine Sorge, er war ja hochintelligent und sehr energisch. Aber Magda! Mußte er ihr nicht ihr Wort zurückgeben, da er ihr nichts mehr zu bieten hatte. Aber durfte er's da sie so lange trennen mit ihm ausgeharrt?

Es klopfte an die Tür und herein trat ein Bekannter der ein Schulkamerad Lemrods war und im letzten Manöver eine Reserveübung als Oberleutnant bei seiner Kompanie gemacht hatte. Er war Inhaber einer großen Waffenfabrik und schwer reich.

„Um Gottes Willen, Fedor,“ rief der, „was hör ich? Du quittierst?“

Lemrod reichte ihm mit bitterem Lächeln die Hand und klärte ihn über die Ursache seines unwilligen Abschieds auf.

„Ah,“ rief der Andere, „empörend! Hast du nun schon was Anderes für die Zukunft?“

„Wie sollte ich? — hatte ja heute früh noch keine Ahnung!“

„Dann, bitte sei mir nicht böse über meinen Vorschlag, komm zu mir in meine Fabrik als Direktor. Du bist ja erstklassiger Waffenskundiger. Arbeite Dich ein halbes Jahr lang ein mit 10 Mk. Diäten — und dann bekommst Du als Anfangsgehalt 6000 Mk. Ober willst Du mehr?“

„Was denkst Du, mein Junge? Wie dank ich Dir! Das ist doch eine Tätigkeit, die das Herz eines Soldaten erfreuen kann. Ich gehe gleich mit Dir. Aber gönne mich noch 20 Minuten Zeit, ich muß Magda schreiben. Sie weiß von nichts. Und ich bin glücklich, ihr schreiben zu können, daß sie nicht mehr 2 Jahre zu warten braucht und daß in 7 Monaten Hochzeit gefeiert wird.“

Ihr erster Ball.

Humoreske von E. Teschan.

Ella Burl fieberte vor Erregung. Am fünfundzwanzigsten November gab der Gesangsverein Harmonie, der vornehmste Verein des Städtchens, zu Ehren seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens einen Ball und zu diesem Ball war sie eingeladen.

Es war ihr erster. Die Aufregung im Hause war denn auch sehr groß. Papa hatte ein paar Extragroschen bewilligt. Mama hatte lange Beratungen mit Tante Marie und Tante Luise abgehalten, dann war die Schneiderin erschienen, um mit großer Unständigkeit und Mühe des Ballkleid anzufertigen; bei dem ersten Schuster der Stadt hatte man ein paar Lackschuhe bestellt und

der aufmerksame Onkel Hans hatte dem Nichten einen Fächer und eine Garnitur künstlicher Rosen geschenkt.

Ella schwebte im siebenten Himmel. Sie konnte nichts nicht schlafen und am Tage wußte sie nicht, wo ihr der Kopf stand; sie mußte ausprobieren, Unterröcke plätten, Spitzenvolants einziehen und vor allen Dingen, sie mußte zur Probe!

Das Komitee, das sich zur würdigen Vorbereitung des seltenen Festes zusammengetan hatte, und seine Sache fürchtbar wichtig nahm, hatte beschlossen, den Festabend mit einem großen Gesangsstück, „Chor der Engel“, ausgeführt von sämtlichen Damen des Vereins, zu eröffnen.

Es war ein wahrhaft teuflischer Gedanke; denn das Stück war schwer, die Zeit kurz und die armen Engel schwitzten bei den endlos langen Proben vor Angst und Anstrengung.

Endlich war der große Tag angebrochen. Er wurde morgens früh um sieben mit einem Ständchen, das die Mitglieder des Vereins dem Vorstande brachten, begonnen; daran schloß sich die drei Stunden währende Generalprobe.

Lotmilde kam die arme Ella nach Hause. Hier wartete ihrer neue Uhr. Der Schuster hatte die Schuhe gebracht und die Mama auf den ersten Blick entdeckt, daß sie viel zu klein sein mußten. Sie waren es denn auch, nur mit Mühe zwängte Ella ihre Füße hinein. Sie konnte keinen Schritt damit machen; wie konnte sie also daran denken, darin zu tanzen?

Nun war guter Rat teuer. Nachdem sie sämtliche Schuhe der weiblichen Mitglieder des Hauses, sogar die des Dienstmädchens und die der alten Tanten aus ihrer Jugendzeit durchprobiert hatte und kein Paar sich als passend oder anständig genug erwies, mußte sie davonstürzen, um zu versuchen, noch irgend wo Tanzschuhe aufzutreiben. Bei dem allerletzten Schuster in der allerletzten Hintergasse fand sie endlich ein Paar, das ihr paßte. Sie waren brandteuer und daneben etwas schwer und plump!

Atemlos, aber sehr erfreut kam sie zu Hause wieder an, wo man mittlerweile bereits mit dem Mittagessen fertig war. Man hatte ihr ihren Anteil im Bratofen aufgehoben; aber es wollte ihr heute nicht recht schmecken. Nach einigen vergeblichen Versuchen schob sie den Teller zurück. „Es gibt heute Abend ja warmes Essen“, sagte sie, „da schadet es nichts, wenn ich jetzt nicht mag.“

„Ich würde mich ein paar Stunden hinlegen und schlafen“, riet der Vater wohlmeinend. Aber die Mama, Tante Luise und Tante Marie erhoben ein Schreckensgeschrei. Jetzt sich hinlegen, wo die Uhr drei war und der Ball um sieben anfing. Solch einen Rat konnte auch nur ein Mann geben!

Die arme Ella fühlte etwas wie lähmende Müdigkeit, aber das wagte sie nicht einzugehen. Ein junges Mädchen vor seinem ersten Ball und müde! so etwas durfte es ja garnicht geben. Sie hörte schon Tante Marie sagen: „Ja, ja, die Jugend von heute“ und sah schon das Kopfnicken von Tante Luise, das immer die Einleitung von einer endlosen Geschichte: — „damals als ich noch jung war und meine selige Mutter noch lebte“ fing sie stets an — bildete.

Die Damen gingen nach Ellas Zimmer hinauf, wo der ganze Ballsaal auf dem Bett ausgebreitet lag. Es war ein schöner Tag heute, die Nachmittagsionne schien freundlich ins Zimmer und bei deren Schein entdeckte man, daß die wunderschöne breite Schärpe, welche die Tanten geschenkt hatten und die reizende Garnitur Rosen von Onkel Hans zwei von einander grundverschiedene rosa Farbensnuaren hatten. Wie man auch verglich und sie, redete und beratschlagte, man kam immer wieder zu dem Schluß, daß Schärpe und Blumen nicht zusammen getragen werden konnten.

Welch ein Sommer! „Ach was“, meinte

Ella, des endlosen Redens müde, „wir schicken Auguste in die nächste Blumenhandlung, da holt sie mir ein paar frische Blumen, diese dumme Garnitur trage ich dann ein andermal.“

„Dumme Garnitur“, ächzte die Mutter. „Sie macht das Kleid erst hübsch und elegant, und was soll Onkel Hans davon denken. Nein, ohne solche Rosengarnierung geht es nicht.“

„Dann könnt ihr ja eine andere Schärpe nehmen“, sagte Tante Marie, aber sie sagte es in einem Tone, dem man wohl anmerkte, wie tödlich sie gekränkt sein würde, wenn man es täte und Tante Luise langte schon nach dem Taschentuche, um die Tränen abzuwischen. Ella, der es gerade eingefallen war, daß sie noch eine weiße Schärpe besäße, hielt nun wohlweislich ihren Mund, blickte aber ratlos die Mutter an. Da erschien wie ein rettender Engel die Schneiderin, die auch beim Ankleiden helfen wollte.

Sie sah auf die beiden verschiedenfarbigen Dinge, dann sagte sie resolut: „Na Fräulein, eine Schärpe müssen sie haben, Blumen auch, zusammen passen müssen sie aber. Ich finde, wir tauschen die Blumen um.“

Einen Augenblick später war die arme Ella wieder auf der Straße. Diesmal brauchte sie nur zu Onkel Hans zu gehen. Sie fand ihn zwar nicht in seinem Bureau, dann aber doch in seiner Wohnung; er gab ihr gern die Adresse des Geschäfts, wo er die Blumen gekauft hatte, und nach einigen Widersreden tauschte man sie ihr auch um. Nach etwa einer Stunde langte sie wieder zu Hause an, wo man ihren Einkauf befriedigt betrachtete; nun endlich schien alles in Ordnung!

Jetzt ging es an's Anziehen, aber wehe, der weiße Fallunterrock, den Ella vorgestern noch eigenhändig mit Spitzenvolants verziert hatte, und den das Mädchen gestern erst geplättet, war viel zu lang.

„Er hat sich gelängt“, jammerte Tante Marie. „Güfte, Du hast ihn nach der Länge geplättet anstatt nach der Breite, Du bist an allem schuld.“

Güfte verteidigte sich heulend, daß sie das nicht habe wissen können, und Tante Luise schalt: „Warum habst Ihr Düll genommen, Null hätte es sein müssen!“

Es blieb nichts anderes übrig, Ella mußte ihren Rock wieder ausziehen und hilflos ihre Hände machten sich daran, einen Aufbaum darin zu nähen. Der wurde denn schließlich auch fertig, gerade in dem Augenblick, als drunten der Wagen vorfuhr und die Mama mit einem Teller Butterbrot und einem Glas Wein erschien.

Das Butterbrot konnte Ella natürlich nicht mehr essen, den Wein aber goß sie in der Geschwindigkeit noch hinunter. Dann saß sie im Wagen; sie atmete ordentlich hoch auf, daß nun alle Fährlichkeiten gut überstanden waren und sah nach ihrer Uhr. Noch nicht mal halb sieben. Es war den singenden Mitgliedern dringend zur Pflicht gemacht, eine halbe Stunde vor Beginn des Festes zu erscheinen, damit sich die Aufstellung der verschiedenen Chöre besser ordnen ließe.

Wie Ella die Garderobe betrat, waren noch nicht viele Menschen anwesend. Sie ließ sich von der Garderobefrau die vorgeschriebenen großen Gacesflügel befestigen und sah sich dann ratlos um, die Festräume mochte sie nicht allein betreten, hier herum stehen war auch peinlich und zudem sagte sie nun plötzlich eine geradezu lähmende Ermattung. „Einen Augenblick ausruhen“, schrieb alles in ihr.

Von den Proben her kannte sie hier die Vertikalität. Neben der Garderobe lag ein kleines, unbenußtes Zimmer, das zur Aufbewahrung von allerhand Sachen diente. Heute war es vollgestopft mit Möbeln, die man aus den andern Räumen entfernt hatte; Ella drückte die Tür hinter sich zu, wand sich zwischen einigen Stühlen und Tischen durch und streckte sich dann auf ein Sofa aus, das quer im Zimmer stand. Bei dem Licht, das von der Straße

durch die unverschütteten Fenster heretraf, sah sie sich zufrieden um.

„So“, dachte sie, „nun habe ich gerade noch eine halbe Stunde Zeit, mich auszuruhen. Um sieben Uhr, wenn der Kapellmeister klingelt, werde ich hinausschlüpfen und mich unter die Andern mischen, dann bin ich wieder frisch und munter,“ und mit einem tiefen Aufatmen lehnte sie sich in die Kissen zurück.

Das große, langersehnte Fest der Harmonie verlief auf das glänzendste. Die Säle waren zwar ein bißchen sehr überfüllt, die Hitze ein bißchen groß, die Damen stark in der Ueberzahl und die Aufführungen dauerten ein bißchen zu lange, aber immerhin, es war sehr nett!

Herr und Frau Burt, die natürlich auch zu den Geladenen zählten, bekamen den ganzen Abend ihre Tochter nicht zu sehen. Vergewisserte Mama Burt hierhin und dorthin; so viele Engel schwebten herum, der ihre war nicht dazwischen.

„Wo ist Ella?“ so fragte sie wohl hundertmal im Laufe des Abends, aber als sich längst nach Mitternacht die Festräume zu lichten begannen und immer Ella noch nicht auftauchte, da bekam diese Frage einen bangen Anhauch, und noch andere fingen an zu fragen, „ja, wo ist denn Ella?“ Sie konnte doch nicht verschwunden sein. —

Ein junger Herr, ein Ehrengast, den der Gesangsverein der Nachbarschaft abgeschickt hatte, wollte in der Garderobe seine Schuhe wechseln; er konnte nicht damit zu Stande kommen, das Gedränge war zu groß. Eine Garderobefrau erbarmte sich seiner. Sie öffnete die Tür zu einem kleinen Nebenzimmer und drehte das elektrische Licht an. „Hier wird es wohl besser gehen“, sagte sie.

Er nickte dankend und während er sich nun die Schuhe anzog und dabei seine Blicke umhergeschweifen ließ, sah er etwas, das sein höchstes Staunen hervorrief.

Auf einem Sofa lag ein junges Mädchen. Im schneeweißen Kleid, einen Rosenkranz im Haar, Rosen an der Brust und im Gürtel, Engelsflügel an der Schulter, so lag sie da — und schlief.

Kopfschüttelnd stand er da, das Märchen von Dornröschen fiel ihm ein; dann kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Ella, das mußte doch Ella sein! Er stürzte in den Tanzsaal, wo die verzweifelte Mama, umgeben von einer ganzen Schaar Leute, noch immer nach Ella suchte, sagte ihren Arm und führte sie in das kleine abgelegene Zimmer vor das Sofa.

Bei dem Lärm, den die Eintretenden verursachten, erwachte Ella, sie richtete sich auf, lächelte fröhlich und sagte: „Ach, es soll wohl losgehen.“

„Jawohl mein Kind, sagte der Vater, das Nachhausegehen nämlich, es ist die höchste Zeit.“

„Aber der Ball“, sagte Ella verwirrt. „Der Ball“, der Vater ergriff ihren Arm, „der ist zu Ende, den hast Du verschlafen.“

Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich nicht für den Spott zu sorgen. Die arme Ella wurde wohl hundertmal von ihren Bekannten gefragt, wie sie sich dann auf dem Ball amüsiert habe, und zahllos waren die Scherze, deren Zielscheibe sie war.

Aber was schadete das alles. In ihrer Dornröschenschönheit hatte sie einen unaussprechlichen Eindruck auf den Ehrengast der Nachbarschaft, den jungen Doktor Klaus Arnold, gemacht. Er wußte sie wiederzusehen, er wußte in ihrem Elternhause Zutritt zu erlangen, und schon nach wenigen Wochen waren sie verlobt.

So hatte Ella es fertig gebracht, auf ihrem ersten Ball nicht zu erscheinen und dort doch den künftigen Gatten zu finden.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten. Fünfundzwanzigster und letzter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 24, 15—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Klammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Aas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Reich des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehlagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großer Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lehrt dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, den 22. November. Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Cäcilia, Jungfrau und Martyrin † 180. Evangelium Matthäus 24, 15—35. Epistel: Kolosser I, 9—14. • St. Anna. Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 23. November. Clemens, Papst und Martyrer † 100.
- Dienstag, 24. November. Johannes vom Kreuz, Beienner † 1591. Chrysogonus, Martyrer † 304.
- Mittwoch, 25. November. Katharina, Martyrin † 307.
- Donnerstag, 26. November. Konrad, Bischof † 976.
- Freitag, 27. November. Maximus, Bischof.
- Sonntag, 28. November. Günther. Ende des Kirchenjahres.

Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.
IV.

Welcher Art möchten wohl, lieber Leser, die Gedanken und Empfindungen der Apostel sein, als der Herr mit den Worten des heutigen Evangeliums der stolzen jüdischen Hauptstadt den nahe bevorstehenden Untergang ansagte? Jerusalem nicht mehr! Welch' ein niederschmetterndes Wort für das Herz eines jeden echten Israeliten! Alle großen Erinnerungen knüpften sich an diese Stadt: Die glorreichsten Namen der Nation waren mit ihrer Geschichte verwebt, die ausgezeichnetsten Könige hatten hier einst das Szepter getragen und den Glanz des Reiches entfaltet; Gott der Herr Selbst hatte Sion erwählt, um dort in dem prachtvollen Tempel Seine Gezelte aufzuschlagen.

Auch die (irdischen) Hoffnungen und Erwartungen der Apostel erlitten durch jene Worte Jesu einen jähen Stoß: Sie hofften ihren Meister auf dem Throne Seines Stammvaters David zu schauen und aus Seinen Händen die Kronen der Völker des Erdkreises zu empfangen, als Genugthuung für die Härte, womit die Städte Sa-

maria ihnen (den Aposteln) die Thore verschlossen, und als Lohn für die heroische Entsaugung, womit sie auf Alles verzichtet, um dem Herrn zu folgen. Jerusalem nicht mehr — und mit ihm alle diese Hoffnungen vernichtet!

Die damalige Lage der Apostel, lieber Leser, ist vielleicht auch die unsrige: auch wir hängen unser Herz allzu sehr an das irdische „Jerusalem“, — haben Reigungen, Hoffnungen, Wünsche in Menge, die sich nur auf das Irdische beziehen, und denen das Wort des Herrn mit Entschiedenheit und Schärfe entgegentritt: „Himmel und Erde werden vergehen!“

Was aber nicht vergehen wird, das ist die Krone der Herrlichkeit, die jeder aus und erlangen kann und soll durch treue Nachahmung des Beispiels Jesu und Seiner Heiligen.

In jedem Stande und Berufe, in jedem Range, in jedem Geschlechte stoßen wir auf unzählige Vorbilder, denen wir mit Sicherheit folgen dürfen, um jene unvergängliche Krone zu erringen. Gleichwie nämlich von jedem beliebigen Punkte eines Kreises aus die Linien zum Mittelpunkte gehen, so können auch wir Christen, lieber Leser, von jedem

Stände und Berufe aus, in dem wir uns befinden mögen, gerade Weges zu Gott kommen, ja, können nicht nur unsere Seele retten, sondern selbst mit einem höheren Grade der Tugend zum ewigen Heile gelangen. Dabei aber würde uns sehr zu Statten kommen, wenn wir die Lebensbeschreibungen der Heiligen recht oft — namentlich aber an Sonn- und Festtagen — zur Hand nähmen, wie unsere frommen Vorfahren es getan und geübt haben: das uns vorgezeichnete Beispiel der Heiligen würde mächtig dazu beitragen, uns den von ihnen zuerst begangenen Pfad der Tugend leichter gangbar zu machen.

Wir führten lehthin schon an, lieber Leser, welcher wunderbaren Eindruck die Lesung der Heiligen-Legende in dem großen hl. Augustinus einst hervorgerufen: „Was diese und jene konnten, warum solltest Du es nicht können?“ Derselbe hl. Kirchenlehrer aber bezeugt auch, es sei schwer zu beschreiben, welche große Bewegung die vom hl. Athanasius verfaßte Lebensgeschichte des hl. Einsiedlers Antonius (+ 356) einst in der Christengemeinde zu Rom hervorgerufen, als sie dort zum ersten Male bekannt wurde. Dieser h. Einsiedler stammte aus einer sehr reichen, christlichen Familie Aegyptens. Als er einst beim Eintritt in eine Kirche die Worte des Herrn aus dem Evangelium vernahm: „Willst Du vollkommen sein, so geh' hin, verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen“ (Matth. 19, 21) — da glaubte er, Christus habe diese Worte besonders auch für ihn gesprochen, und er müsse deshalb dem Herrn hierin folgen. Antonius verkaufte also sein ganzes Vermögen und schenkte den Erlös den Armen; und nachdem er so aller irdischen Bande los und ledig geworden, faßte er den Entschluß, ein ganz auf den Himmel gerichtetes Leben zu führen. Um aber mit Erfolg diesen Kampf der Selbstverleugnung zu führen, war er bemüht, wo er einen in irgend einer Tugend ausgezeichneten Menschen kennen lernte, diesen mit Eifer nachzuahmen. So brachte Antonius es dahin, daß er die höchste Stufe der Enthaltsamkeit erreichte; vor allem aber zeichneten ihn seine Geduld, Sanftmut und Barmherzigkeit, seine Demut und Arbeitsamkeit aus. Die bloße Erde war seine Lagerstätte; das Fasten beobachtete er mit solcher Strenge, daß er nur Salz zum Brote genoß und seinen Durst nie anders, als an der nächsten Quelle stillte; vor Sonnenuntergang aber aß und trank er überhaupt nicht; manchmal blieb er auch zwei Tage hindurch ohne alle Nahrung, und öfters brachte er ganze Nächte im Gebete zu. Und das Alles, lieber Leser, schon in jüngeren Lebensjahren! So verstehen wir, wenn der hl. Augustinus schreibt, daß die Kunde von einer solch' heroischen Entfagung und Tugend in Rom eine mächtige Bewegung namentlich unter den jüngeren Christen hervorgerufen habe: es leuchtete ihnen ein, daß diejenigen Christen ohne Entschuldigung seien, die nicht einmal die Gebote Gottes und der Kirche beobachten wollten, — während jener heilige Jüngling durch gänzlichen Verzicht auf allen irdischen Besitz, auf alle, auch erlaubten Genüsse — Vergnügungen, auf Unterhaltung und Umgang, tatsächlich gezeigt hatte, daß bei gutem Willen auch jene Vollkommenheit zu erstreben sei, die der Herr zwar nicht befohlen, wohl aber angeraten habe. Und wirklich zog der Heilige eine unzählige Menge von Schülern nach, so daß die Wüsten und Einöden von heldenmütigen Berächtern der Welt bevölkert wurden, die in die Fußstapfen des großen hl. Antonius zu treten verlangten.

Es gibt nun manche Christen, die sich schon deshalb für ausgezeichnete Verehrer irgend eines Heiligen halten, weil sie sein Bild aufstellen und schmücken, ein Licht davor anzünden und täglich ein bestimmtes Gebet

verrichten. Ich sage durchaus nicht, lieber Leser, man solle irgend eines von diesen Zeichen der Verehrung unterlassen, — nein, gewiß nicht; aber man darf nicht glauben, daß damit nun Alles getan sei: Mit diesen äußeren Zeichen der Verehrung muß sich die innere Verehrung verbinden, die in dem Streben gipfelt, den betreffenden Heiligen nun auch in seinem Tugendleben wirklich nachzuahmen.

Er war ein Heiliger! Ja, aber darum hatte er keine andere Natur, als die unsrige! Mit ihr war er gebrechlich, mit ihr war er schwach, er war aus dem gemeinsamen armen Stoffe des alten Adam gebildet! Daß unsere Vorbilder heilig waren, werden wir also niemals als Entschuldigung anführen können: Sie waren, lieber Leser, eben das, was wir mit der Gnade Gottes auch sein sollten.

S.

Ob der Jugendsport zu empfehlen?

Die Bewegung für Sport und Spiele hat unter der Parole „im gesunden Körper die gesunde Seele“ in Deutschland weiten Umfang gewonnen. Soweit sie in dem Rahmen der gesundheitlichen Förderung bleibt, hat sie zweifellose Berechtigung. Kein Einsichtiger wird es bestreiten wollen, daß eine einseitige Ausbildung des Geistes ohne Rücksicht auf die Gesundheit des Körpers, wie sie in Deutschland bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in den Schulen üblich war und zur schematischen Verhärtung führte, dem vollstän- digen Gesamtwejen schädlich ist.

Die turnerischen Bestrebungen, die mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts anheben und an glanzvolle Namen wie Jahn und Friesen geknüpft sind, rüttelten die Gemüter auf und machten alle Verständigen für den Gedanken empfänglich, das mit der Pflege des Geistes auch die des Körpers verbunden sein müsse.

Der gewaltige Volksaufschwung in der Zeit des Befreiungskrieges hatte jenen Bestrebungen, die darauf abzielten, ein kraftvolles Geschlecht zu schaffen, den Boden vorbereitet und das große Werk fand große Männer. Bewährte Pädagogen unterstützten das Vorhaben, die körperliche Ausbildung der Jugend in ein System zu bringen, die staatlichen und städtischen Behörden ebneten dem idealen Gedanken die Bahnen zur Ausführung, der Turnunterricht wurde dem Lehrprogramm eingereiht und die Jugend selber stellte sich begeistert zu der wiedererstandenen Forderung: „ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“. Keinem Freunde der „edlen Turnerei“, keinem wahrhaften Förderer der körperlichen Ausbildung der Schuljugend kommt es aber in den Sinn, das Turnen zum Selbstzweck zu machen, d. h. die Turner zu Akrobaten, zu Gymnastikern heranzuziehen.

Man begnügt sich mit Recht damit, die Jugend durch gesunde Leibesübungen zu kräftigen und sie für den Kampf um's Dasein, in dem körperliche und geistige Kräfte absorbiert werden, zu stählen.

Vernünftige Eltern werden ihre Kinder nie dem Turnunterricht entziehen, sie wissen, daß dieser die Grundlage für die Gesundheit des Körpers ist und tausendfache Früchte trägt.

Nun hat sich in neuerer Zeit zu dem Gedanken des Turnens noch ein anderer gesellt, der eigentlich fremdländischen Ursprungs ist, der des „Spiels und Sports“.

Nur durch die volltönige Alliteration sind diese beiden Begriffe zusammengeschweisst, im Grunde gehören sie nicht zusammen, da Sport eben ein Ernstding ist, die Spiele dagegen, die hier in Betracht kommen, die Bewegungsspiele, der Erholung und Kräftigung dienen. —

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Gedanke, Sport und Spiele unter der Jugend auszubreiten, aus England zu uns gekommen.

Man sah, wie in England auch außerhalb der Schule die Jugend sich zu kräftigenden Spielen zusammenfand, an denen sich auch die Erwachsenen beteiligten, man sah, wie besonders die Hochschuljugend sich an Sport aller Art ergötzte und fand dies nachahmenswert. Die körperliche Entwicklung der englischen Jugend galt als vorbildlich für eine Propaganda, die die Bewegungsspiele und den Sport in Deutschland populär machen sollte.

Man überfah bei dem allem nur die Rehrseite der Medaille: die körperliche Ausbildung der englischen Jugend, zum größten Teile losgelöst von allen Schulregeln und oft in ungezügelter Sport verfallen, war mehr und mehr eine einseitige geworden, bei der der Körper wohl, aber nicht der Geist wuchs.

Einsichtige englische Pädagogen beklagten dies tief, und auffällig wurde die Tatsache der ungenügenden geistigen Ausbildung Jung-Englands, als zum Entsetzen chauvinistischer Engländer die besten Stellen in Handel und Industrie von jungen Deutschen besetzt wurden, die im Durchschnitt mit einem besseren geistigen Rüstzeug versehen waren, als die Söhne des Landes. Mit der Fertigkeit im Cricket und Fußballspiel allein ist es im Leben für einen jungen Mann, der vorwärts kommen will, denn doch nicht getan. —

In England ist denn auch aus diesen Gründen in Bezug auf Jugendsport und Spiele eine rückläufige Bewegung zu merken, bei uns bewegt sich die Propaganda dafür in aufsteigender Linie.

Da ist ein Warnungsruf eher am Platz, als ein Ermunterungsruf.

Mit den Spielen, die sich unbeschadet ihrer Sonderart sehr leicht dem Turnunterricht einreihen lassen, ist es vielleicht eine andere Sache, als mit dem Sport.

Der Unterschied liegt schon im Begriff selber. Das Bewegungsspiel das eben Spiel bleibt und nicht Sport wird, wird über die Grenzen des Ruhens körperlicher Kräftigung nicht hinausgehen.

Anderes steht es mit dem Sport. — „Sport und Rekord“, fremdländisch in ihrer Bezeichnung schon, werden auch in ihrem Wesen immer der deutschen Art etwas Fremdes, künstlich Gezüchtetes bleiben.

An sich schon ist „Sport“ etwas krampfhaftes und krankhaftes — der Zweck des Sports ist immer der Gewinn, der materielle oder der des Ehrgeizes, die Ueberlegenheit um jeden Preis auch auf Kosten der Gesundheit.

Der übertriebene Sport bedeutet auch durchaus nicht den Höhepunkt der Kräftigung des Volkes. Man weiß es aus der Geschichte des verfallenen Byzanz, daß, als der Streit der „Blauen und Grünen“ im Zirkus auch das Volk ergriff, die Periode der Dekadenz begann.

Ist schon der „Sport“ für Erwachsene ein zweischneidiges Schwert, mit der notwendigen Trainerung sehr oft etwas der Gesundheit direkt Schädliches — so wird er für die Jugend geradezu gefährlich, — nach der geistigen sowohl als auch nach der gesundheitlichen Seite.

Auch der „Zentral-Ausschuß für Volks- und Jugendspiele in Deutschland“, an dessen Spitze der um diese Bestrebungen hochverdiente Herr von Schenkendorff steht, hat sich vor einigen Jahren in beachtenswerter Art über das beregte Thema geäußert und hierfür Thesen aufgestellt, die folgendermaßen lauten:

1. Sind Wettspiele zur Belebung der Volks- und Jugendspiele zu empfehlen?

1. Wettspiele sind zu empfehlen, weil sie bei richtiger Durchführung den Betrieb der Spiele fördern, doch sollen sie nie zum Selbstzweck werden. Schülerwettspiele müssen sich in den Erziehungsplan der Schule einfügen.

2. Wettspiele setzen einen längeren Spielbetrieb voraus; sie sollen sichern, daß eifrig und regelrecht gespielt wird; ferner sollen sie a) den zur Teilnahme bestimmten Spielern eine verdiente Anerkennung oder auch eine

aus der Niederlage sich ergebende wirksame Belehrung, b) den anderen Spielern ein Vorbild zur Nachahmung, und c) allen Zuschauern eine kräftige Anregung bieten.

3. Wettspiele müssen planmäßig veranstaltet werden: a) zur passenden Zeit (an vaterländischen Festen, bei Vereins- oder Schulfesten, am Schulschlusse,) b) regelmäßig, doch nicht zu häufig, c) zunächst unter Spielriegen desselben Vereins bezw. derselben Schule, dann mit nächststehenden anderen Spielriegen; danach erst können Wettspiele bei denen alle, auch auswärtige Gegner, zugelassen werden, zweckmäßig erscheinen.

4. Veranstaltung und Leitung soll bei Turn- und Spielvereinen von deren Vorstand, bei Schulwettspielen von Direktor und Lehrerkollegium ausgehen, oder von denen, die von jenen damit beauftragt werden. Zu empfehlen ist: a) möglichste Einfachheit und Anspruchslosigkeit bei allen äußeren Veranstaltungen, b) Verbot jeder anstößigen Tracht (dieselbe soll zweckmäßig, doch einfach und geschmackvoll sein) c) Fürsorge, daß von den Mitwirkenden weder während des Wettspiels noch unmittelbar hinterher alkoholhaltige Getränke genossen werden.

5. Preise sind bei gewöhnlichen Wettspielen nicht zu empfehlen, bei größeren zulässig und als Anregung erwünscht; sie sollen nicht dem Einzelnen, sondern dem Verein bezw. der Schule der siegenden Spielriegen zufallen und etwa in einem Wandschmuck für Turnhalle, Aula, Vereins- oder Klassenzimmer bestehen.

II. Inwieweit sind die Klagen über die Beteiligung der Schüler an sportlichen Veranstaltungen berechtigt?

1. Man muß beim Sport die Ausschreitungen, ausländisches Wesen, Großmannsucht, Preis- und Rekordjagd u. dergl., die dem Beschauer zuerst ins Auge fallen, wohl unterscheiden von seinem guten Kern. Gegen die ersteren soll man sich mit Nachdruck wehren, aber über dem Tadelswertem die guten Seiten des Sports nicht übersehen.

2. Für die Frage: „Wie sollen wir uns zu der Teilnahme unserer Schüler an sportlichen Vereinen und Veranstaltungen stellen?“ — kommt es darauf an, ob mit Sicherheit darauf zu rechnen ist, daß bei derartigen Vereinen und Veranstaltungen die geschilderten Auswüchse des Sporttums vermieden werden.

3. Gar nichts ist einzuwenden gegen sportliche Vereinigungen und Veranstaltungen, die von der Schule aus unternommen und von Lehrern (vom Turnlehrer) geleitet werden (Fußball oder Cricket-Klubs, Ruder- oder Schwimmvereine; Eisfeste u. a.)

4. Auch gegen solche Vereine und ihre Veranstaltungen wäre nichts zu sagen, die zwar außerhalb des Rahmens der Schule stehen, aber (etwa wie gute Turnvereine) von Männern geleitet werden, die das genügende Verständnis für Jugendzucht haben und mit der Schule in Berührung und Einvernehmen zu bleiben trachten. Immer aber wird in solchem Falle der einzelne Schüler eine besondere Erlaubnis der Schulbehörde einzuholen haben, die namentlich dann verweigert werden sollte, wenn der Schüler seinen Verpflichtungen gegen die Schule, wie insbesondere auch gegen den Turnunterricht der Anstalt nicht genügend nachkäme.

5. Von allen sportlichen Vereinen und Veranstaltungen dagegen, bei denen der Schule die eben gekennzeichnete Sicherheit einer guten Leitung nicht geboten wird, oder mit denen gar offene Angriffe gegen die Schuldisziplin zu bemerken sind, sind die Schüler ohne weiteres fernzuhalten.

Mit diesen Thesen kann man sich im großen und ganzen einverstanden erklären; soweit es die Bewegungsspiele angeht. Sept der Jugendsport eine Training voraus, dann ist er aus gesundheitlichen Gründen nicht zu empfehlen, denn der jugendliche Körper ist

der gewalttätigen Art des Trainierens nicht gewachsen — darin stimmen alle kompetenten Stimmen überein — und es kann nie der Zweck einer rationalen Jugendkräftigung sein, die Knaben zu „Champions“ irgend einer Sportart zu erziehen, zu Berufsradlern, Berufsrunderern, Berufsschwimmern u. Man soll eben nie außer Acht lassen, daß der Schüler auch in geistiger Beziehung zu einem Berufe ausgebildet werde und nie die Lust an „Sport und Spiel“ in die erste Reihe rücken.

Unter diesem Gesichtspunkte ist die körperliche Ausbildung zu empfehlen, wenn sie nicht zum — ungesunden Sport ansartet.

Wunder der Schnelligkeit.

Man denke sich, daß ein Feldarbeiter, der auf einer schattigen Wiese ruht, von der aus man weit und breit keine Wohnstätte sieht, nach dem Mittag in den Schlaf fällt und bis gegen Abend schläft. Und nun stelle man sich vor, daß er beim Erwachen ein großes Haus, fertig zum Wohnen, und eine Kirche da vor sich sieht, wo vorher nichts gestanden hatte, und wenn er ein paar Bäume und das Fell von einem Schafe vernimmt, so gibt man ihm zu verstehen, daß die Bäume in eine Anzahl Leitungen verwandelt auf dem Felde umherflattern und die Wolle zu einem neuen Rock für ihn verarbeitet ist. — würde er dann glauben, daß alles dies während seines kurzen Schlafes geschehen sein kann? Schwierlich. Und doch könnte er diese Ueberraschung erleben; denn alle diese Siege über die Zeit sind, wie eine englische Zeitschrift erzählt, bereits errungen worden, nur nicht gleichzeitig und nicht an demselben Ort.

Eine eiserne Kirche, die Platz für 200 Personen bietet, wurde vor kurzem innerhalb vier Stunden bei Philadelphia errichtet. An einem Sonnabend morgens um 11 Uhr fiel ein kleines Heer Arbeiter über ein Feld her und richtete das eiserne Fachwerk auf, was in 50 Minuten geschehen war. Dann wurden die Fußböden gelegt, die Fenster eingesetzt und die Türen eingehängt. Jeder hatte eine bestimmte Arbeit, und trotz aller Eile herrschte keine Verwirrung. In noch nicht 2 1/2 Stunden war der Bau bis auf das Verglasen der Fenster fertig, was nicht getan werden konnte, weil das Glas unterwegs verloren gegangen war. Dann wurden das fertige Gestühl, Altar und Kanzel an Ort und Stelle gebracht; die ganze Arbeit war in 3 Stunden 58 Minuten beendet, und am folgenden Tage konnte in der Kirche schon Gottesdienst abgehalten werden.

Ebenso bemerkenswert ist, daß im vorigen Jahre in New-Jersey eine große Werkstätte in 4 1/2 Stunden errichtet worden ist. Das zweistöckige Gebäude hat eine Gesamtbodenfläche von 8000 Quadratfuß, ist ganz aus Holz gebaut und wird als Zimmermannswerkstätte von einem Banmeister in Paterson gebraucht, der es so schnell errichten ließ, um eine Wette zu gewinnen. In noch nicht drei Stunden war das Gerüst fertig, und nach 1 1/2 Stunden war das Gebäude zur sofortigen Benutzung bereit. Die Leistung war um so beachtenswerter, als ausgemacht war, daß vor Beginn nicht zwei Stücke Holz zusammengefügt sein durften, ausgenommen für Türen und Fensterrahmen. Die Werkstätte war 80 Fuß lang, 50 Fuß breit und 45 Fuß hoch.

Chicago hält den Rekord der schnellen Papierfabrikation; in dieser Stadt der Wunder war aus drei Bäumen, die morgens um 8 Uhr noch wuchsen, das Papier geworden, auf dem die Abendblätter desselben Tages gedruckt waren. Der ganze Vorgang, die Bäume in Leitungen zu verwandeln, dauerte von Anfang bis zu Ende noch nicht drei Stunden; aber bei dem Versuch wurden viele Stunden verschwendet zwischen dem Empfang des Papiers in der Druckerei und seiner Verwendung. Das Fällen der Bäume, das Ab-

schälen der Rinde, das Spalten, das Verwandeln in Lumpenbrei, die chemische Behandlung, das Zusammenrollen und Glätten dauerte noch nicht zwei Stunden.

Daß Schafwolle in ganz kurzer Zeit in Kleidung verwandelt werden kann, ist nichts Neues. Schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erschien ein Sportliebhaber Abends um 7 Uhr in einem Rock aus Wolle, die 15 oder 16 Stunden vorher noch auf dem Rücken eines Schafes gesessen hatte. Aber dieser Rekord ist längst überholt; die Zeit ist jetzt auf etwas mehr als sechs Stunden zurückgegangen. Dieser Fortschritt schneller Fabrikation ist von den Amerikanern errungen worden. Die eben geschorene Wolle wurde 20 verschiedenen Verfahren unterworfen, ehe sie Tuch wurde; das dauerte 3 1/2 Stunden. Die Schneider brauchten dann 2 1/2 Stunden, um den Anzug zu vollenden.

Vor mehreren Jahren erregte es Erstaunen, daß ein Schuhfabrik in Northampton in einer halben Stunde ein paar gute Stiefel herstellen konnte. Dieser Rekord ist von einer Fabrik in Massachusetts gebrochen worden, die ein paar Damentiefel mit zwölf Knöpfen in 24 Minuten gebrauchsfertig lieferte. Dabei war das Leder durch die Hände von 57 Arbeitern gegangen und 42 verschiedene Maschinen waren gebraucht worden. Vierzig Stück Leder und Zeug waren geschnitten und zusammengelegt, 24 Knopflöcher geschnitten und beistochen und 24 Knöpfe angelegt worden.

Der Hasenbraten.

Humoreske von E. Leashan.

Marie Walter stand vom Kaffeetisch, um den die Ihren noch versammelt saßen, auf. „Ich will mal nach der Wäsche sehen“, sagte sie, nahm ein Tuch um und schlüpfte hinten aus der Hofstür hinaus.

Sie sah aber die Wäsche nicht an, sondern eilte durch den schon winterlich kahlen Garten nach der kleinen Gittertür hinten an der Hecke.

Sie brauchte nicht lange zu stehen, da kam er, auf den sie wartete, auch schon daher. Ein langer Mensch in einem erbsengelben Paletot, mit einem grünem Filzhut auf dem Kopfe. Herr Apotheker Fritz Grünlich, den der Herr Gutbesitzer Walter nicht leiden konnte, seine Frau schrecklich fand, den der jüngere Teil der Familie ewig neckte und foppte, der Nieze, die älteste Tochter aber zärtlich liebte und von ihr wiedergeliebt wurde.

Er breitete denn jetzt auch die Arme aus. „Liebe Marie, in Rebel, Sturm und Schnee stehst Du da an der Hecke und harrest mein in Weh.“

Obgleich nun weder Rebel, noch Sturm und Schnee herrschten, so fand Marie seinen Vers doch sehr schön.

„Ach“, sagte sie, „Fritz, was hast Du für einen scheußlichen Paletot an.“

Fritz zog die Augenbrauen hoch. „Kind, das verstehst Du nicht. Mit Vorbedacht habe ich diese grünlich-gelblich-bräunliche Farbe gewählt, darin mischt sich jetzt die Grundstimmung der Natur. Sieh nur dort hinten diese Färbung, die über dem letzten Laub des Baldes liegt.“

„Bald“, fiel Marie ein. „Du Fritz, sag mal, gehst Du eigentlich noch auf die Jagd?“

„Jagd?“ Fritz legte den Finger an die Nase. „Ja, das heißt, ich gehe mit dem Gewehr in den Wald und überlasse mich da der wehevollen Stimmung der Waldeinsamkeit, ich versenke mich in die Natur, ich sehe den Tau an den Gräsern hangen, höre wie das Laub leise rauschend von den Bäumen rieselt und fühle mich eins mit dem flüchtigen Getier, dessen Heimat diese poesiedurchrauschte Stätte ist.“

„Ach wie schön lieber Fritz, dann kannst Du gewiß nicht einen Hasen schießen.“ Marie strahlte vor Freude. „Sonntag in

acht Tagen wollen wir eine Gesellschaft geben, dazu brauchen wir einen Hasenbraten. Wenn Du nun Papa einen selbstgeschossenen Hasen schenken könntest, dann würdest Du gewiß eingeladen. Auch mit anderen Augen würde Papa Dich ansehen und Dich nicht immer Gistmischer nennen."

Der praktische Sinn seiner kleinen Niese ernüchterte den Apotheker etwas. Er vergaß die Poesie der Waldeinsamkeit und versprach, wirklich auf die Hasenjagd gehen zu wollen, und nach einigen Klaffen nahm man Abschied.

Während der nächsten Tage durchstreifte Fritz Grünlich in seinen Ruhestunden getreulich den Wald, um den Wunsch seiner Angebeteten zu erfüllen, aber es wollte ihm nicht gelingen, ein einziges, armseliges Häschen zur Strecke zu bringen, denn zum Jäger war er nicht geboren. Kaum in den Wald eingetreten, hatte ihn die Poesie und die Naturstimmung auch schon in den Klauen. Er machte in Gedanken ein langes Gedicht auf einen Fliegenpilz, erlebte den Roman einer girrenden Holztaube mit und zerbrach sich den Kopf über die Jugenderinnerungen einer alten knorrigen Eiche. So ging es ein paar Tage, dann sah er einmal seine Niese mit sorgenvoller Miene an der Pfortenöffnung stehen, da schlug ihm das Gewissen. Er machte einen großen Bogen, um nicht von ihr bemerkt zu werden, ging nach Hause, lud seinen Schießprügel mit Schrot und machte sich dann mit langen Schritten auf in den Wald. "So Fritz", spornete er sich selber an, "nun nichts anderes mehr, nun wird ein Hase geschossen, das bist du deiner Liebe schuldig!"

Er streifte kreuz und quer durch den Wald, aber wie jagdlustig auch heute seine Gedanken waren, kein Hase kam ihm über den Weg.

Da setzte er sich endlich ermüdet auf einen Baumstamm, und wie er sich ein wenig umsah, bemerkte er dicht vor sich zu seinen Füßen einen Ameisenbau. Sofort waren seine Gedanken ganz in Anspruch genommen. Er beobachtete die Tierchen, wie sie hin- und herkriechen, alles mögliche zu ihrem Bau schleppten und betrachtete mit Bewunderung dieses Gebäude aus Tannennadeln, Holzstückchen und Zweigen. Der Turmbau von Babel fiel ihm ein; diese wunderliche kleine Kolonie da zu seinen Füßen schien ihm die Welt, in der sich die Menschen im Kampf um's Dasein drängten und mühten.

Plötzlich störte ein Geräusch in seiner Nähe ihn aus seinen Gedanken auf. Er wandte sich um und da sah nicht zwölf Schritte von ihm entfernt ein Hase und erlabte sich an dem schönen, fetten Gras, das hier reichlich wuchs.

Fritz Grünlich betrachtete verzückt das Tier, wie es da auf seinen Hinterläufen aufgerichtet saß, die Köpfe spielend hin und herbewegte und gierlich die langen Grassalme zermalmt. Endlich aber fielen ihm die Geliebte, die Sonntagsgesellschaft und der fehlende Hasenbraten ein, wogend legte er das Gewehr an die Bocke, konnte sich aber nicht entschließen, loszudrücken.

Der Hase mochte jetzt satt sein. Er machte ein paar possierliche Sprünge und streckte sich dann der Länge nach im Gras aus.

Fritz Grünlich sprang auf. "Und solch ein harmloses Geschöpf sollte ich morden, äußerer Vorteile willen!" rief er unwillkürlich laut und sah befriedigt dem in großen Sähen davonschleichenden Hasen nach.

Karl und Ernst Walter lungerten in Ermangelung einer besseren Beschäftigung in den Straßen das Städtchens herum, da sahen sie von ungefähr ihren Freund, Fritz Grünlich, dahertommen. In der Hoffnung auf einen Schabernack, folgten sie ihm und sahen ihn in dem Laden eines Wildhändlers verschwinden. Leider tauchte jetzt an der nächsten Straßenecke ein Lehrer auf und Karl und Ernst zogen es nun vor, die Rückkehr des Gistmischer's nicht abzuwarten.

Abends wie die Familie Walter um den

Tisch versammelt saß, öffnete sich plötzlich die Tür und Mine, das Stubenmädchen, erschien. Sie hielt einen ziemlich großen Hasen triumphierend in die Höhe und meldete: "Einen schönen Gruß vom Herrn Apotheker Grünlich und hier erlaubte er sich, den Herrschaften einen selbstgeschossenen Hasen zu übersenden."

Bei dem allgemeinen Beifallsgerede, das sich nun erhob, achtete niemand auf das Hohnlachter, das Karl und Ernst anstimmten, und niemand auf das freudestrahlende Gesicht Mariens.

Noch am selben Abend wurde Folgendes beschlossen. Zum Lohne für seine Aufmerksamkeit sollte der Apotheker zu der Gesellschaft am Sonntag eingeladen werden, um den Hasenbraten verzehren zu helfen.

Am Sonnabend nachmittag stieg Marie nach der Bodenlammer hinauf, um den von ihrem heimlich Geliebten gespendeten Hasen vom Fensterkreuz herabzunehmen und ihn eigenhändig zum Braten vorzubereiten. Wer aber beschreibt ihren Schrecken, als sie dem Unglückstiere den Bauch aufschnitt und ihr Berg und Stroh entgegenquoll. Der Hase war gar kein Hase, sondern nur das Fell eines solchen, das irgend ein Späßvogel künstlich ausgestopft hatte.

Marie sank vernichtet auf einen Stuhl. "O Fritz Grünlich, das siehst dir ähnlich" stöhnte sie.

Merkwürdigerweise tauchten jetzt Ernst und Karl auf.

"Ist der Hase nicht gut?" fragten sie. "Den hat er wohl vergiftet und nicht geschossen, oder sollte es ein falscher Hase sein?"

"Nein", sagte Marie mit Würde, "der Hase ist gut, aber wir haben ihn zu lange hängen lassen, nun kann man ihn nicht mehr essen. Ihr müßt mir einen andern verschaffen, aber so, daß niemand es merkt."

Der andere war merkwürdig schnell zur Stelle. Wäre Marie nicht so aufgeregt gewesen, so hätte sie Verdacht schöpfen müssen.

"Hier", sagten die Schlingel. "Gerade den letzten haben wir noch erwischt, aber das Fell war ihm schon abgezogen."

Dankbar nahm Marie den Hasen in Empfang, häutete und spickte ihn und freute sich, daß alles noch eben gut gegangen war.

Die Gesellschaft war um den festlich geschmückten Tisch versammelt. Die Suppe war bereits verzehrt, gerade wurde der Hasenbraten aufgetragen. Das Mädchen stellte die Schüssel vor den Herrn des Hauses, der ergriff das Messer und begann zu tranchnieren. Bald aber sank ihm die Haut schlaff herab, das Fleisch, das er da aufschnitt, war nicht bräunlich, sondern rot, leuchtend rot.

"Nä, so was". Herr Walter sah ganz konsterniert dazwischen, dann kam ihm eine Erleuchtung. "Apotheker, Gistmischer, was haben Sie mit Ihrem Hasen gemacht?" und hiermit hielt er ihm die Schlüssel unter die Nase.

Fritz Grünlich fühlte alle Augen auf sich gerichtet und saß da wie ein Bild ratloser Verlegenheit.

"Er hat den Hasen mit vergifteten Kugeln geschossen" flüsterte Ernst, aber so laut, daß alle es hören konnten und der Onkel Staatsanwalt, der auch mit am Tische saß, zog eine Amtsmiene und sagte: "Der Fall muß untersucht werden."

Das war zu viel für die arme Niese. Mit dem Rufe: "Nein, nein, ich bin an allem schuld, er ist unschuldig!" sank sie ohnmächtig von ihrem Stuhl!

Die Verwirrung, in der die Gesellschaft nun geriet, war groß und sie wurde dadurch nicht geringer, daß der Apotheker händeringend rief: "Nein, nein, sie ist unschuldig, ich bin an allem schuld!" und gleichfalls einer Ohnmacht nahe schien.

Endlich lichtete sich das Chaos etwas. Die Damen schleppten Marie hinaus, um sie mit kaltem Wasser und Eau de Cologne zu behandeln, und ein Teil der Herren versuchte den

verzweifeltsten Apotheker und der andere den wütenden Gastig her zu beruhigen.

Der Onkel Staatsanwalt sah sich derweil mit prüfender Miene um, da fiel sein Blick auf Karl und Ernst, die sich in eine Ecke drückten und denen man das böse Gewissen schon von ferne ansah.

Es dauerte nicht lange und der Onkel hatte alles heraus, daß der Apotheker den selbstgeschossenen Hasen beim Wildhändler gekauft, daß Karl und Ernst diesen Hasen stiehlt, ihm das Fell abgezogen und es schön mit Stroh ausgestopft wieder hin hängt und daß schließlich Marie für einen neuen Hasen vier Mark ausgeben habe, dafür aber nur den alten bekommen, der einige Tage in einer roten Beize gelegen hatte.

"Ihr seid ein paar schöne Pflanzen." Der Onkel führte die beiden Jungen dem Vater zu, ließ sie aber, nachdem sie ihr Geständnis hervorgekramelt hatten, los, so daß sie noch rechtzeitig aus der Tür schlüpfen konnten, ohne einen schlagenden Beweis für ihres Vaters Enttäuschung zu erhalten.

"O, diese Rangen," stöhnte er, "und dieses Rädel! Was wird nun aus der Geschichte?"

"Eine Verlobung natürlich," meinte der Onkel, und dieser Meinung war die Gesellschaft auch.

"Na, denn meinetwegen, es ist ja auch doch nichts mehr zu retten," gab der Vater schließlich nach. "Mag sie ihn nehmen, den Gistmischer..." Die übrigen Worte erstickten ihm in der Kehle, da ihm einfiel, daß er nun von seinem künftigen Schwiegerohne sprach.

So wurde das beinahe verunglückte Mittagessen noch zu einem Verlobungessen, und die Hoffnungen, die Marie auf den Hasenbraten gesetzt, auf das lähmste erfüllt.

Dreißigige Charade.

1.

Ein Wort bin ich, das mancher hält
Und manche, mehr noch, in der Welt,
Ob reich, ob arm, ob hoch, gering,
Stets tren gemeint ist das Ding;
Bald ist es still, bald tut es kund
Sein Denken leis aus fromem Mund.

2. 3.

Wer mich erhält, ist dessen froh,
Wer hält mich, ist's nicht immer so,
Wer viel mich stehen hat, braucht Geduld,
Und wer mich gibt, war's selber schuld,
Wer mich gebraucht, hat meistens EU,
Auch hat mich jeder Kaufman feil.

1. 2. 3.

Ich wandre hin, ich wandre her,
Bald ist das Herz mir leicht, bald schwer.
Ist mal ein Häuslein mir vergönnt,
Für Heimat nie ich's wählen gönnt;
Doch geht mir's ebenso wie dir:
Am End' schlägt doch mein Stündlein mir.

Silbenrätsel.

a, ard, bal, bahn, bras, batt, bin, co,
cra, den, der, di, du, dur, e, e, e,
ei, es, esch, frei, gau, ge, grau,
ham, he, i, im, ips, ka, fa,
ki, lai, li, li, leb, ne, ne,
nel, ner, ni, ni, nie, mann,
me, mer, mi, mi,
mo, o, ra, schau,
sen, so, son,
tes, ul,
war, wald, we, wick.

Aus obigen 61 Silben sind 22 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Einen Kanton in der Schweiz; 2. Mädchenname; 3. kaufmännischer Ausdruck; 4. Stadt in England; 5. Staat der Ver. Staaten; 6. ein gefährlicher Mensch; 7. Stadt in Hessen; 8. Stadt in Dänemark; 9. Männername; 10. deutscher Dichter; 11. ein Prophet; 12. englische Provinz; 13. einen Baum; 14. Stadt in Schlesien; 15. Stadt in Belgien; 16. wilder Mensch; 17. Person aus Schiller's "Jungfrau von Orleans"; 18. Bewohner Grönlands; 19. berühmter griechischer Redner; 20. einen Berg am Rhein; 21. ein Verkehrsmittel; 22. Stadt in Russland;



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 21, 25—33. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluthen.“ Und die Menschen werden verächnacht: vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichniß: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies gezeichnet sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag' ich euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Adventsgedanken.

I.

Nieder, Herr, die Himmel neige,
 Beuge sie mit starker Hand,
 Und zu uns herniedersteige
 In dies trübe Erdenland!
 Komme, komme,
 Heil'ger Christ, o komme!
 Aus dem Dunkel wir uns sehnen
 Nach dem neuen Morgenschein,
 Und in Trauer und in Thränen
 Harren wir, o Heiland, Dein.
 Komme, komme,
 Heil'ger Christ, o komme!

Mit diesen sinnigen Versen eines unserer neueren lath. Dichter, lieber Leser, glaube ich am einfachsten und zweckmäßigsten eine Seelen-Stimmung in Dir hervorzurufen, welche für die hier folgenden „Adventsgedanken“ möglichst günstig sei.

Du weißt, daß der „Advent“ vor allem den Zweck hat, uns auf die geistige Ankunft (advontus) des Herrn am hl. Weihnachtsfeste vorzubereiten, — nach der Weise, wie der Alte Bund sich einst auf die vor ungesähe zwei Jahrtausenden erfolgte leidliche Ankunft des Heilandes vorbereitet hat. Wer sich aber recht lebendig in diese vorchristliche Zeit zu versetzen sucht, dem tritt auch sofort ein großes Unglück vor die Seele: Der Sündenfall unserer Stammeltern!

Sie hatten eine Sünde begangen, anscheinend so klein und gering und dennoch unendlich tief und groß, — ja, so groß, daß die Menschheit mit einem Schlage all ihrer Gnaden und Güter verlustig wird, daß die Gräfte des Todes sich öffnen, daß die ganze sichtbare Schöpfung, die Thiere, die Elemente, kurz, alle Kreaturen gegen den Menschen, den itherigen König der sichtbaren Schöpfung, feindlich sich erheben. Diese Sünde ist so tief gegangen, daß sie Alles auf Erden umge-

staltet hat und der fruchtbare Mutter Schoß zahlloser anderer Sünden und alles Glendes auf Erden geworden ist. So groß und schwer ist diese Sünde und ihre Folgen, daß der eingeborene Sohn Gottes vom Himmel herabsteigen mußte, um in unbegreiflicher Liebe zu dem gefallenem Menschengeschlechte Sein Erlöser von diesem Sündenelend zu werden.

Du kennst die Probe, lieber Leser, auf die Gott unsere Stammeltern gestellt hatte; genauer betrachtet, war diese Probe von der höchsten Bedeutung, wenn sie sich auch in ihrer äußeren Erscheinung ganz kindlich darstellt, wie es jenem kindlichen Zeitalter der Menschheit entsprach. Gott wählte in Seiner Weisheit einen Baum im reichen Paradiesgarten aus, den des Menschen Hand nicht berühren soll. Während Er den Menschen zum König der sichtbaren Schöpfung bestellte, ihn mit der Herrschaft über das Paradies und das ganze Erdenrund befehlet hat, nimmt er diesen einzigen Baum aus, der also nicht unter der königlichen Herrschaft des Menschen stehen soll: dieser Baum ist gleichsam mit einem heiligen Banne umgeben, denn der Herr hat Sein Verbot auf ihn gelegt: „Ihr sollt nicht davon essen.“ (1. Mos. 2, 17.) Es ist, als ob Gottes höchste Herrscherkrone über ihm erglänze; der Baum soll verkünden, daß Gott der höchste Herr ist und daß der Mensch von Ihm Alles zu Leben trägt: Und der Mensch soll das anerkennen! Damit aber der Baum dies um so klarer darstelle, wählt der Herr ihn gerade in der Mitte des Paradieses, im Herzen des dem Menschen geschenkten königlichen Gartens. Er wählt ihn in der Nähe des „Baumes des Lebens“; denn auch dieser stand in der Mitte des Gartens, wie die hl. Schrift berichtet: Neben die Verheißung des Lebens stellt Gott die Drohung des Todes, auf daß der Mensch wähle

Kirchenkalender.

- Sonntag, 29. November. 1. Sonntag im Advent. Saturnin, Bischof und Martyrer † 250. Evangelium Lukas 21, 25—33. Epistel: Römer 13, 11—14. Anfang der kirchlich geschlossenen Zeit.
- St. Andreas: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Gymnasiasten, Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht.
- Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein.
- Montag, 30. November. Andreas, Apostel † 62. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Apostel Andreas.
- Dienstag, 1. Dezember. Eligius, Bischof † 659.
- Mittwoch, 2. Dezember. Bibiana, Jungfrau und Martyrin † 283.
- Donnerstag, 3. Dezember. Franz Xaverius, Apostel der Indianer † 1552.
- Freitag, 4. Dezember. Barbara, Jungfrau und Martyrin † 240. Maria Himmelfahrt: Pfarrkirche: Morgens 1/8 vor 8 Uhr Hochamt und Abends 1/8 Uhr Herz-Jesu Andacht. Carmeliten-Klosterkirche: Herz-Jesu Feiert. Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt; Nachmittags 1/6 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenjeden-Andacht.
- Sonntag, 5. Dezember. Anno, Bischof von Köln † 1075.

zwischen Leben und Tod. Verheißt der Lebensbaum ihm Unsterblichkeit, so öffnet die Drohung des Todes ihm die dunkle Tiefe der Gräber und läßt ihn hinabsehen in einen bodenlosen Abgrund. Furchtbare Strenge und wahrhaft väterliche Liebe hat der Herr dort im Paradiese vereinigt und mit beiden — wenn ich so sagen darf — um die menschliche Seele erworben.

Wie aber in den schönsten, herrlichsten Gegenden der Erde die blutigierigsten Tiere sich finden, unter farbenprächtigsten Blumen die giftigen Schlangen lauern, so ließ Gott auch zu, daß im Paradiese, wo er das Füllhorn aller Güter ausgegossen, der gefallene Geist der Sünde sich niederließ, und das ergangene göttliche Verbot und die Drohung des Todes in lügnerrischer Art verhöhnete, und zwar an dem Baume, der die Majestät Gottes dem Menschen gegenüber wahren sollte.

Daß es ein Geist sei, der aus der Schlange zu ihnen rede, erkannten unsere Stammeltern zwar sogleich, — ob es aber einer der gottgetreuen, seligen Geister oder ein gefallener Geist sei, ob es ein Geist sei in der bewährten Engel-Unschuld, oder ein Geist, belastet mit der furchtbaren, ewig lastenden Fingelschuld: darüber mußten sie nun bald Gewißheit erlangen. Engel und Menschenseelen sind unsichtbar; mit leiblichen Augen läßt sich weder ihre Vortrefflichkeit noch ihre Verworfenheit erkennen. Aber sobald ein Engel oder eine Menschenseele, also ein Geist seine Gedanken äußert, so kann man ihn nach diesen seinen Äußerungen würdigen und beurteilen. Darum sprach schon ein heidnischer Weiser zu einigen ihm unbekanntem Jünglingen: „Redet, damit ich euch sehe.“ Allerdings erwarten wir nicht, daß der Teufel, welcher durch Verführung gewinnen will, offen heraus sage, daß er der Teufel sei, — vielmehr fleißt er sich, wie der Apostel bemerkt, in einen „Engel des Lichtes“ um und spielte vor unsern Stammeltern eine Rolle, daß wir in ihm den vollendetsten Schauspieler erkennen: Seine Bühne hat er aufgeschlagen an dem Baume der Erprobung; das Gebot Gottes ist so einfach und klar — und nun gaukelt er den beiden allerlei vor. Er wendet sich an das Weib, als den schwächeren Teil, und tut, als ob er den Mann nicht bemerke und als ob der ihm nichts angehe. Er spielt zunächst den bescheidenen Frager; aber seine Frage ist wohl geeignet, Zweifel zu erregen, und das ist es, was er zunächst will: Hat wohl Gott gesagt, daß ihr nicht essen dürft von allen Bäumen des Gartens? Habt ihr ihn auch recht verstanden? Ist wohl anzunehmen, daß Er es so gemeint? Ist anzunehmen, daß Gott in diesem Garten der Luft euch, Seinen geliebten Kindern, einen Genuß verweigert, daß Er gerade diese liebliche Frucht zu nehmen verboten hat? Dann wäret ihr ja arm mitten in diesem paradisischen Reichthum!

Wie einst im Paradiese, so ist es lieber Leser, überhaupt mit der Versuchung: Sie führt eine Sprache, die recht unschuldig klingt, aber zunächst Zweifel in uns weckt in Bezug auf das, was uns erlaubt bzw. verboten ist, selbst wenn das Gesetz noch so klar redet. Weisen wir denn die Versuchung nicht sofort ab, so hat die Sünde schon in unserem Innern begonnen, wir künden Gott den Gehorsam auf, werden Rebellen gegen Gott — wie einst unsere unglücklichen Stammeltern.

Ueber das Nachtwandeln.

Interessante Beobachtungen.

Jüngst ist im Verlage von J. Guadenfeld u. Co. (Berlin) ein interessantes Werk erschienen unter dem Titel: „Krankheit, Begabung, Verbrechen, ihre Ursachen und ihre Beziehungen zu einander“ von Arthur R. D. Lehmann. Aus dem reichen Inhalt des Buches, das sich in drei Haupttheile: Krankheit, Gehirnfunktion-

nen und die Beziehungen beider zu einander, gliedert, haben wir das interessante Kapitel „Ueber das Nachtwandeln“ hervor:

Der Somnambulismus (das Nachtwandeln) unterscheidet sich vom Traume nur dadurch, daß nicht bloß wie im Traume ein oder mehrere Gefühle oder Ideen in Tätigkeit treten, sondern daß dazu noch einer oder mehrere Sinne kommen, die fähig sind, Eindrücke von außen aufzunehmen, und daß eines oder mehrere Bewegungszentren arbeiten. Wenn wir trotz der größten Anstrengungen den Schlaf nicht mehr unterdrücken können, schlafen wir zunächst nur teilweise ein. Wir sind im Halbschlaf — wir hören zum Beispiel noch, was um uns vorgeht. Man schläft sogar im Gehen ein — um von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe aufzuschrecken und vollständig zu erwachen. Am Morgen erwachen wir nicht vollständig auf einmal; wir liegen noch im Halbschlaf, aber wir hören die Uhr und die Glocken schlagen, wir hören den Wagen krähen und die Wagen rollen; ein Beweis dafür, daß einige isolierte Organe arbeiten können, und zwar nicht bloß innere, sondern auch äußere. Ein sehr lebhafter Traum setzt zum Beispiel auch einige Gehirnpartien in Tätigkeit, die willkürliche Bewegungen dirigieren. Man macht Anstrengungen, um sich aus Gefahr zu erretten, man stößt Schreie aus, man spricht, man lacht; auch die Tiere machen analoge Bewegungen während des Träumens; Hunde bellen z. B. oder bewegen die Rufe usw. In diesen Fällen erstreckt sich die Tätigkeit (oder das Wachen) auf die Zentren der Stimme und der Extremitäten. Manchmal hört eine schlafende Person, sodaß man sich mit ihr unterhalten kann; in diesem Falle arbeitet das Hörzentrum und das äußere Ohr. Man kann auch unter Umständen während des Schlafes sehen. Gall lernte in Berlin einen jungen Mann von 18 Jahren kennen, der von Zeit zu Zeit außergewöhnliche Anfälle hatte. Während dieser Anfälle erhob er sich schlafend aus dem Bett und ging mit offenen Augen im Zimmer herum, wobei er Hindernisse, die man ihm in den Weg stellte, entweder sorgfältig vermied oder hinwegnahm. Dann warf er sich wieder ins Bett und wachte nach einiger Zeit auf, um sehr erstaunt die Umstehenden zu erblicken, die ihm zugehört hatten. Das Experiment weiß nach, daß Somnambule, die die Augen geschlossen halten, sich verletzen, wenn man ihnen ein unbekanntes Hindernis in den Weg stellt; ebenso fallen sie in Löcher usw. Wenn sie sich mit geschlossenen Augen in einem bekannten Lokale aufhalten, orientieren sie sich wie die Blinden durch Tacten und mit Hilfe des Ortsgedächtnisses. Ebenso wie Hören und Sehen können auch andere äußere Sinne während des Schlafes tätig sein. Wir riechen die Erbalationen, die uns umgeben, wir schmecken, ob unser Speichel nach schlechter Verdauung bitter oder süßlich ist, wir fühlen die Wärme, die Kälte usw. Die meisten denken, der Somnambulismus sei ein ganz außergewöhnlicher Zustand, weil die Somnambulen während ihres Schlafes Dinge ausführen, die sie im wachen Zustande nicht fertig bringen. Alles Wunderbare aber verschwindet sofort, wenn man sich überlegt, unter welchen Umständen diese tollen Kunststücke ausgeführt werden. Fast jedermann kann von der Galerie eines Turmes aus großer Höhe ohne Furcht herabsehen, wenn erstere nur ein Geländer hat. Man kann auch auf einer sehr schmalen Latte, die auf dem Boden liegt, hinlaufen, ohne zu straucheln, aber man lasse das Geländer weg oder lege die Latte über einen Abgrund, und wir sind verloren. Warum? Weil wir nicht auf der Latte gehen können? Durchaus nicht — es ist nur die Furcht, die uns das Zutreten zu unseren Kräften raubt. Beurteilen wir danach den Somnambulen. Er sieht recht gut, was er tut, aber die Organe, die ihm die Gefühle empfangen, sind geschlossen, daher ist er ohne Furcht und führt alles aus, was ihm seine körperliche Verfassung gestattet. Man wecke ihn auf, und er wird im Augenblicke die Gefahr erkennen und darin umkommen. Auch der Somnambulismus beruht somit die Mehrheit der Organe.

Das Sprechende Bild.

Von Valentin Traudt.

Ueber dem zackigen Kamm der westlichen Berge stiegen schwarze Wetterwolken auf. Aber schon winkten aus den Erlen und Ulmen die roten Dächer des Reumühler Hofes. Der Bach, an dem sich die Straße durch das liebe Tal schlängelte, rauschte wild über das Gestein, nur hin und wieder von dem Heulen des vor dem Gewitter einherbrausenden Sturmes übertönt.

Doktor Berner mahnte den Kutcher zu noch größerer Eile, obgleich die Pferde nur ungern den ihnen entgegenkommenden Staubwolken zutraben. Der Doktor selbst war von einer unerklärlichen Unruhe befallen. Warum rief ihn der kurze Brief eigentlich auf das Gut? Hatte nicht Helene geschrieben, daß die Eltern doch einwilligen würden? Was sollte denn das Schreiben, das keine freundige Silbe, noch nicht einmal einen Gruß der Braut enthielt?

Fernher grollte schon der Donner. Die Pferde spielten unruhig mit den Ohren.

„Wir erreichen's noch, Herr!“

Nun ging es auch über die Brücke und man hörte Stimmen vom Hofe her, Kettenklirren aus den Ställen und das Rascheln der großen Linden, welche an der Treppe des Herrschaftshauses standen. Jetzt noch eine Biegung. . . . Der Landauer fuhr ein.

Herr und Frau Zechner erschienen unter der breiten, altertümlich geschnittenen Tür und bewillkommneten den Gast. Beide schienen auch erregt und in ihren Worten unsicher zu sein. Bestürzt über das Fernbleiben von Helene, reichte ihnen Berner stumm und zögernd die Hand, während seine Blicke erst fragend von einem zum andern gingen und sich dann verwirrt zur Erde senkten.

Herr Zechner legte seine Hand väterlich auf die Schulter des Doktors, indem er ihn mit den Worten über die Schwelle geleitete: „Es tut mir unendlich leid, mein lieber Herr Berner, aber es muß zu einer klaren Aussprache kommen.“

Ein Blick fuhr nun über das Tal.

„Mein Gott, welches Wetter!“ rief die Frau.

Der Sturm heulte im Schornstein, einige Schalter schlugen zu und dazwischen mischte sich das Grollen des Donners. Sie führten den Gast in das saalartige Empfangszimmer, wo er auf einem längst aus der Mode gekommenen Sofa Platz nehmen mußte. Rings standen langlehnige Großvaterstühle, dunkle eisenschlagene Truhen, ein breiter Schrank mit Engelsköpfen und am großen Kachelofen eine altdeutsche Bank. Das Weinlaub vor den Fenstern dämpfte sonst schon die Helle des Tages zu einem traulichen Halbdunkel, jetzt aber herrschte völlige Dunkelheit.

„Es tut uns unendlich leid, Sie bei diesem Wetter — — aber, es muß schnell — — es — ja —“

Dann entstand eine Pause und es war, als lausche jeder nur auf die Stimmen der Natur.

„Hier in dieser alten Stube, Herr Doktor, sind seit über 200 Jahren die Geschichte unseres Hauses entschieden worden. Alle diese Stühle —“

Ein Blick zuckte. . . .

„So weit ich die Sache erfasse, ist wohl das Wetter von schlimmer Vorbedeutung?“ fragte der Doktor dann an.

„Ach dieses Wetter!“ seufzte die Frau.

„Herr Berner, Sie müssen nicht denken, daß ich gegen Ihre Person etwas hätte! Nein! Das nicht! Hätte ich nur einen Sohn! Doch so? Wenn Sie Helene heimführten, ginge der Hof in andere Hände über, er würde verkauft, vielleicht umgebaut, vielleicht ganz abgerissen? Sehen Sie hier die alten Stücke sind eigentlich lauter Familienheiligthümer, ehrwürdig, reich —“

Der Gutbesitzer hielt inne und strich sich über die Stirn.

Draußen rauschte der Regen herab und trommelte an die Scheiben.

„Leid tut es mir um unser Kind; denn sie — sie — ich glaube sie liebt Sie.“

„Herr Fehner, ich weiß, ich weiß es.“
Der Doktor war aufgesprungen.

„Aber sie muß entzagen. Sehen Sie da das alte Bild der Frau über dem Sofa. Vor 175 Jahren starb sie mit den Worten: „Halte fest an unsrer Erde!“ Und das haben die Fehner bis heute getan und es hat ihnen Glück gebracht.“

Und Werner fiel ihm nun in's Wort.
„Aber es werden doch nun keine Fehner mehr auf dem Gute sein?“

„Aber die aus dem Geschlechte, Herr!“

„Wenn nun meine Liebe zu Helene so groß wäre, daß ich mich entschließen könnte, nun zu der Theorie, ich meine zu meiner Stubenchemie die angewandte, praktische hier draußen zu erlernen? Wäre das unmöglich?“

Der Alte räusperte sich verlegen.

„Der Hof bedarf auch des Kapitals. Die Zeiten sind schlecht.“

Werner hatte sich wieder gesetzt.

„Ich meine das wären da, wo es sich um das Glück des Kindes handelt, lauter kleine, äußere Bedenken? Helene liebt mich, ich sie aus ganzem Herzen, ich habe meine sichere Stellung und das genügt doch? Wenn das Glück an diesen ehrwürdigen Stücken da hängen sollte, nun, die könnte man ja mit in die Stadt nehmen. Am Ende ist es doch gleich, wo man das Glück zwingt?“

„Ne, nein! — Sagen Sie das nicht. Hier fielen die Schweißtropfen meiner Vorfahren, hier hauchten sie segnend ihre Seele aus, hier nur ist für meine Familie das Glück. Und wie hängt Helene an dieser Scholle, diesem Wiesental, diesen Blumenrainen... Wer dem Menschen seine Heimat nimmt, nimmt ihm ein Stück vom Leben, Herr Doktor. Drum ist's auch bei Ihnen in den Städten so kalt...“

Wie brach nun erst das Wetter drängen los! Blik suchte auf Blik und es war unter dem Rascheln der Blätter da am Fenster als regten sich auch hier in der Stube geheime Geister... Eine ganze Welle wagte niemand ein Wort zu sagen...
„Wenn ich nun alles von mir schüttelte, wenn ich herausträme, wenn ich mein Kapital aus der Fabrik jöge, viel ist es ja nicht — Herr Fehner, bedenken Sie nur eins, nur eins — das Glück Ihres Kindes. Fragen Sie Helene.“

„D ich weiß, ich weiß, Herr, aber es — —“
Alle fuhren empor. Das Haus schien zu bebden, so heftig rollte der Donner. Und dann kam es wie ein Wolkenbruch herab.
„Mein Gott, mein Gott! Mann, laß das jetzt, ich kann jetzt nicht weiter.“
Und wieder war die Stube taghell und wieder grollte der Himmel.
„Herr Werner, ich darf überlegen wie — —“
„Lieber Mann, laß doch das jetzt!“
„Aber es muß sich doch entscheiden.“
Hinter der Scheune splitterte eine Weis-tanne von oben bis unten auf, die Fenster klirren, von dem Gange her schrie eine Dienstmagd...
In dem Augenblick löste sich das alte Oel-bild von der Wand. Herr und Frau Fehner starrten entsetzt hin wie es sich über dem Haupte ihres Gastes zu neigen schien. Aber der hing es behutsam auf und musterte es mit liebevollem Blick. Der Gutsherr nahm es ihm aus der Hand.
„Kommen Sie!“
Und er führte ihn über den dunkeln Gang hinüber zu einem kleinen Stübchen. Dort war das Fenster offen und man vernahm den herben Geruch des erfrischten Laubes und hörte wie sich schon wieder die erste Schwalbe aus ihrem Neste unter dem Wetterbrett her-dortwagte.
„Helene!“
„Papa!“
„Hier bringe ich dir deinen Bräutigam. Kinder, werdet glücklich.“
Und schon hing das Mädchen weinend an

des Geliebten Brust. Vater und Mutter standen bewegt dabei. Indessen wurde der Regen schwächer und ein heller Schimmer kam über die Gartenbäume herauf. Eine Amsel fing an, eine zweite antwortete.

„Das Bild hat geredet, Helene.“

„O, wie ich glücklich bin, Mutter.“

„Weil du glücklich werden mußt. — Es ist der Segen unserer Urahne, Kind! — Denke daran.“

Als über dem Tal die Abendsonne stand, feierte man in der großen Stube die Verlobung der Beiden in traulichem Kreise und der Gutsherr erzählte, wie das Bild noch immer in solchen Fällen, wo ein Fehner nicht aus noch ein wußte, entschieden habe und stets sei es zum Glück für die Familie gewesen. Das Brautpaar horchte bewegt auf die wunderbaren Erzählungen. Dann sagte Helene: „O, ich wußte das auch so. Ich sah drüber und lauschte wie die jungen Schwalbchen während des schweren Wetters so vergnügt plauderten und dachte mir, allen, die hier außen wohnen, hat Gott so ein Herz gegeben und da kann Vater und Mutter gar nicht anders.“

„Sehen Sie, ach so, siehst du, die darfst du nicht in die Stadt holen“, meinte die Mutter.

„Was denkst du eigentlich über uns alt-fränkische Leute? Ich achte auf Vogelgeschrei, Väterchen ist voll — —“

„Sage mir ja nichts von Aberglauben, Helene. Das ist nun mal so. Vater, Großvater und alle, alle haben es geglaubt und es war ihr Glück gewesen.“

„Ein klares Wollen bringt stets Glück!“ warf der Doktor ein.

„Ach, ich kenne eigentlich nur die Welt hier“, sagte die Frau bescheidenlich, „meine Ulmen und Eschen, meine Kornfelder und meine Rosen und muß mich schon auf den Geist der Fehner verlassen.“

„Auf die Worte des Bildes, Frau. Von einem Geist ist hier nicht die Rede.“

„Ich fürchte nur, die junge Welt wird — —“
„Das Bild hoch in Ehren halten!“ fielen die Verlobten, von einem Geiste getrieben, in erustem Tone ein. —

Romeo in Töten.

Theaterhumoreske von Emil Krieh.

Wir saßen in unserm gemütlichen Kneip-winkel hinter dem Theater beim Glase Bier. Wir hatten das wohl verdient, denn wir hatten eine Bombenvorstellung hinter uns — und Kollege Hoffacker war nicht anwesend, und wir alle empfanden das als eine Wohl-tat. Nicht etwa, daß Kollege Hoffacker ein unverträgliches Geselle gewesen wäre — im Gegenteil, er war sehr liebenswürdig. Aber er konnte sacktrob werden, wenn man fünf Minuten beisammen saß und die Skatkarte noch nicht auf dem Tische lag.

„Gott!“ sagte jetzt der erste Komiker, „hat die Reineck da heute eine „Ottegebe“ hinge-legt! Gott erbarm sich!“

„Na —“ sagte der jugendliche Charakter-darsteller hämisch, „war Püschel als „Armer Heinrich“ vielleicht besser? Armer „Heinrich“!“

„Aber“, warf Schweiger ein, der erste seriöse Vater, der auch ältere Charakter-rollen spielte — „am erst der Schweiger, dieser alte Esel, als „oller Ottegeberich“ (Ottegebens Vater). Na — der war doch nun gar unter der Kanone! Nicht wahr, Kinder?“

„Nee — nee — Schweiger, wie könnt Ihr nur denken —“

Die Anwesenden sind ausgeschlossen — selbstverständlich“, erwiderte Schweiger trocken, „Kinder, seid doch nicht so langweilig — wollen doch mal ein bißchen auf die Kollegen schimpfen.“

„Schweiger, Du bist mal wieder unansieh-lich. Erzähl' uns lieber von Deinen vielen Schnurren, wenn Dir unsere Unterhaltung nicht paßt.“

„Natürlich — zum Erzählen bin ich Euch

gut genug. Na meinetwegen, will mich mal mißbrauchen lassen und meine Perlen vor di-Säue werfen.“

„Dho —“

„Na — wenn's Euch nicht paßt, dann braucht Ihr's nur zu sagen —“

„Na, nu sein Sie doch nie, gleich so rabiat. Jetzt hätten Sie uns schon die ganze Ge-schichte erzählen können.“

„Also hört zu. Es war vor ca. einem Vierteljahrhundert und ich spielte am Stadt-theater in Magdeburg jugendliche Helden und erste Liedhaber —“

„Ach nee! Wie habt Ihr denn das ge-macht?“ ließ sich da Brachmann, der jugend-liche Held, vernehmen.

„Besser als man heutigen Tages dies-Fach verzapft. Wir verstanden damals wenigstens noch zu sprechen und wußten noch nichts von „naturalistischer“ Spielweise, was eine so wohlklingende Bezeichnung für Maul-faulheit ist.“

Ein allgemeines, heißfälliges Gemurmel erscholl in der Runde, denn es war der „schöne“ Brachmann nicht beliebt bei den Poßegen. Er war wirklich ein schöner Mann, sowohl von Figur als auch von Gesicht und hatte ein Organ wie eine Glocke, aber war auf diese beiden Vorzüge entschlossen eingebildet — idiotisch, sagten die „lieben“ Kollegen. Dann aber ging er mit seinem Organ sehr haus-hälterisch um und wenn er nicht bei Laune war, so mußte er nach Mainz'schem Muster herunter — „naturalistisch“ nannte er das! Deshalb saß der Hieb auch so vortrefflich.

„Eines Tages bekomme ich einen Brief von einem Kollegen, mit dem ich einmal in be-scheideneren Verhältnissen, namentlich in Gstadt einige Jahre vorher engagiert gewesen war. Jetzt war er bei der Schmiere ange-langt — du lieber Gott, mußte der herunter gekommen sein! Was die Ursache gewesen war, das konnte ich mir ja denken und mir fiel das schöne Verklein ein:

Herr Kling war sonst ein braver Mann,
Von Stand ein Stadtsoldat —
Nur schade, daß er dann und wann
Ein wenig schnapen tat!

„Na — ein Stadtsoldat war er ja nun nicht — aber —“

Er schrieb mir also er habe sich als Bene-fiz den Vater Lorenzo in „Romeo und Julia“ ausgewählt, und nun frug der Unglücks-mensch an, ob ich ihn nicht dazu den Romeo spielen wolle — eine Julie habe er schon von Halle her, Frau K., die ich ja wohl auch kenne.

Was sollte ich tun — ich konnte doch nicht anders, denn der setzte mir ja geradezu die Pistole auf die Brust. Ich ging also zum Direktor, um ihn um die Erlaubnis zu bitten. Der hatte Sinn für Humor und erlaubte mir's unter der Bedingung, daß auf dem Zettel vermerkt werde, daß ich es nur aus Freundschaft für den Benefizianten täte.

„Ich kam an“, Schweiger sah sich in der Runde um und musterte uns einen nach dem andern einen kurzen Augenblick. „Natürlich Ihr Grünschnabel“, fuhr er fort, „Ihr könnt das nicht verstehen! Heut zu Tage meint man, man könne ein großer Künstler werden, ohne die Schmiere durchzumachen. Deshalb wißt Ihr auch nicht, wie es bei so einer rechten, echten Schmiere älterer Sorte zugeht! Frau K. und ich drückten uns verständnislos die Hand, als wir uns auf der einzigen Probe trafen — wir kannten es aus eigener Er-fahrung — es war ja noch garnicht so lange her!“

Und nun ging „der Unfug“, wie Frau K. sagte, los. Daß sämtliche Boten ge-tricken waren, ist selbstverständlich, ebenso selbst-verständlich, daß „Dybalt“ den Apotheker, und Mercutio, der ja auch bald tot ist, den Prinzen Paris mitspielte. Neu war mir allerdings, daß auch noch der Benefiziant im Anfang eine andere Rolle, nämlich den Peter, mitzusprechen hatte. Die Bühne gehörte mit zu dem Schlimmsten, was mir je vorgekommen war — ein richtiges „Rudelbrett“. Ich äußerte

dem Direktor gegenüber meine Bedenken wegen des Aufbaus, aber er belehete mich in zwar unterwürfigem Tone aber doch nicht ohne einen gewissen Spott, daß man nicht bloß in Magdeburg Komödie spiele. Auch gelernt war nichts und da verwies mich denn der Direktor auf den zuverlässigen Souffleur. Dieser tüchtige Mensch nun war ohne Vorderzähne, sprach nicht deutsch, sondern böhmisch — deutsch mit einem lieblichen nasalten Beiklang und soufflierte mit Betonung — d. h. er betonte in jedem Satz gerade das einzige Wort, in jedem Worte die einzige Silbe, die uns Himmelswillen nicht betont werden durfte — und Frau K. und ich, die wir unsere Rollen bis aufs „und“ wußten, verbaton uns sein soufflieren verschiedene Male ganz energisch und wurden zuletzt noch ziemlich grob. Endlich hatte er einigermaßen begriffen und gab uns nur den Anschlag nach jedem Strich — und deren waren nicht allzu wenig.

Aber das Stück sollte noch viel geistreichere zur Aufführung gelangen, — und das lag an der Bühne.

Die Gartenzene des zweiten Aktes kam heran — der wievielte Akt es war, wußte das Publikum der vielen Verwandlungen wegen garnicht, und es war auch bereits nach 9 Uhr, da die Vorstellung um 8 Uhr begonnen hatte.

Ich deklamirte:

Wie kann ich fort, wenn hier mein Herz verweilt? Zurück zur Sonne, dunkler Erdenstaub.

Ich stieg über die „Mauer“, die bedenklich krachte!

„Vorwärts!“ rief man mir auf der Gallerie zu und war bereits in richtiger Stimmung, während man vorher mir sowohl wie Frau K. zugejubelt hatte. Die Balkonzene ging vorzüglich — natürlich — vom Ensemble störte keiner das Ensemble, das Frau K. und ich darstellte.

Da, nach dem zweiten Auf der Amme „Fräulein“ nahe das Verhängnis. Ich kram ein wenig am Balkon in die Höhe — man hatte eine Gartenbank hingestellt, auf die ich den Fuß setzte — aber sie krachte zusammen, da sie wohl nicht mehr fest auf den Beinen war. Nun hing ich einen Augenblick frei schwebend und konnte auch nicht sogleich hinunterpringen, wenn ich nicht über den Trümmern die Beine brechen wollte. Als gewandter Turner stieß ich mich also ab und schwang mich hinunter. Aber o weh — der Balkon brach und Julia fiel mir mit einem Schrei in die Arme. Der Schwung war etwas stark und Frau K. durchaus keine „leichte Person“. Außerdem war ich auch noch im Schwung und fiel deshalb gegen die Gartenmauer die umfiel und uns unter sich begrub.

Eine unbeschreibliche Szene folgte diesem „Fall Julia“. Geschrei — Gelächter — der „Wolkenschieber“ verließ den Platz am Vorhang und kam heraus — das ganze „Ensemble“ erschien auf der Bühne und suchte uns zu befreien. Der Direktor aber, der den Prinzen von Verona spielte, trat vor und apostrophierte das Publikum im reinsten sächsisch folgendermaßen.

Noch eh mer ich dachte, endet dieses Schick — Es gibt uff Erden geen vollkommenes Glück.

So enden hier zwee junge blühende Leben.

Weil sie sich gar zu jäher geliebt — nu äben!

So sehr embürt's das Haus der Capulets

Das sich een Montague dran festgehebt —

Es bracht zusammen ohne viel Genieren —

Und wir, die wir den Schreck noch in den

Gliedern schbieter,

Wir wollen noch was Lustiges tragieren:

Noch einen Augenblick geht sich zu Frieden

Mir schbielen jetzt e bischen „Krieg in Frieden“.

Das Unglaubliche geschah. Nachdem die

Trümmer des Capuletschen Hauses abgeräumt

waren, spielte man den letzten Akt von „Krieg

im Frieden“. Der Benefiziant war „groß-

artig“!

Der Sonderling.

Novellette von S. Palm.

Herrn von Bechtold war es ergangen wie so manchem Andern, den die Glücksgöttin lange Zeit über Gebühr verwöhnt und den darum der erste, schwere Schicksalschlag zum grollenden Sonderling machte.

Fortuna hatte Maximilian von Bechtold reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, ihm ein blühendes Weib, drei reizende, kleine Töchter bescheert; kurz, in Bechtoldsheim schien sich die launische Göttin dauernd niedergelassen zu haben. Da raffte der unerbittliche Tod die Schloßherrin plötzlich von der Seite ihrer Lieben.

Sein einziges waren jetzt seine drei Töchter, an denen er zwar mit ganzer Seele hing; in welche Zuneigung sich aber auch der ganze Egoismus des alternden Sonderlings mischte.

Lora, Thea und Elly wuchsen zu lieblichen Jungfrauen heran. Doch sie lernten früh auf die Freuden der Jugend verzichten. Für sie gab's keine Bälle, keinen Umgang mit Altersgenossinnen. Tag ein, Tag aus lebten sie mit dem Vater wie in stiller Klausur zusammen. Keine Abwechslung unterbrach die Monotonie ihres Lebens. Und ach — wie sehnten sie sich hinaus in's Leben, dem sie doch so weltfremd gegenüber standen.

Wie ein Cerberus hütete Herr von Bechtold seinen dreifachen Schatz, namentlich vor der Annäherung eines Mannes. Er schien es nicht zu sehen, wie sich aus seinen fröhlichen Kindern frühreife, ernste, melancholische Menschen heraubildeten.

„Meine Töchter haben's nicht nötig zu heiraten. Also will ich sie vor jeder Veruchung bewahren“ pflegte er dem Sanitätsrat zu entgegennen, wenn dieser ihn hin und wieder von seiner Schrunke zu belehren versuchte. „Ich will meine Töchter nicht wie meine Frau verlieren.“

Der Arzt zuckte dann wohl die Achseln.

„Wenn Sie's nur nicht noch ein Mal bereuen, lieber Freund.“

Dann lachte der alte Junker beruhigt.

„Ich? I ne, wo denken Sie hin! Die Welt stirbt noch nicht aus ohne meine Enkel.“

Dann schwieg der Doktor und dachte sich lieber im Stillen sein Teil.

Und für den alten Mann kam denn auch eine schlimme Zeit.

Seine Älteste war ihm eines Tages auf und davon gegangen, hinaus in's Leben, um sich auf eigene Füße zu stellen. Und ob er auch wettete und tobte; sein Kind kam darum nicht zurück in den goldenen Käfig, den er ihm geschaffen.

Für die Jüngeren war dies ein Schlag, aber auch ein Grund mehr, sich gleichfalls nach Freiheit und Glück zu sehnen. Die Jahre gingen hin. Der Schwester Name drang trotz allen Verbots auch in die Einsamkeit des weltabgeschiedenen Bechtoldsheim. Lora war auf dem Wege eine berühmte Künstlerin zu werden.

Und wieder kam ein Tag, da trat sein zweites Kind, das zurückhaltendste und sanfteste, vor den alten Egoisten hin.

„Vater laß mich fort zu Lora auf ein paar Tage. Ich habe ja solche Sehnsucht. Es ist doch meine Schwester.“

Sollte er ein hartes Nein sprechen? Er sah das Blehen in den sanften Augen, er gedachte der ferneren Tochter, die er verloren. Konnte er die zweite mit Gewalt halten?

„Ich will's Dir erlauben; aber verplempere Dich nicht. Ich erwarte so viel Charakter von meiner Tochter, daß sie sich meinen Wünschen fügt.“

„Du kannst Dich auf mich verlassen, Vater“ klang es resigniert zurück.

Und sie kam wieder, verjüngt, verschönt; doch in den dunklen Augen ein stummes Sehnen.

Ob's der Alte sah? Er fragte nicht. Und als Thea's Wangen in ersterbender Hoffnung

blässer und schmäler wurden, schien er ein stilles Martyrium auch nicht zu gewahren.

Nur rauher als sonst war er noch und nur der kecke Frohsinn und Uebermut der Jüngsten vermochten ihn ab und zu aufzuheitern. Ja, seine Jüngste! Das war ein Mädel, aus Holz wie er geschmitten; auf die konnte er sich schon verlassen, so meinte er voll innerer Genugtuung; die war Eine, die sich nicht gleich von jedem hübschen Schnurrbart den Kopf verdrehen ließ. Die wirkte und schaltete, kommandierte wie ein Mann in Haus und Hof herum, daß sein rauher Sinn eine Freude daran hatte.

Und wieder gingen die Jahre hin. Aus dem rauhen Junker war ein griesgrämiger Podagrafranker geworden, dessen Pfiege-Thea, dessen Stellvertretung auf dem Gut Elly übernommen hatte.

Aber so frisch die Jüngste auch war, ganz ohne männliche Oberaufsicht wollte es doch nicht gehen. Ein Inspektor mußte her. Und er kam: ein kräftiger, schöner Mensch in den Dreißigern, ein Mann mit wenig Manieren, eisernem Willen und unermüdlicher Arbeitskraft. Da gab es manchen stillen, manchen offenkundigen Zusammenstoß zwischen dem Herrn Verwalter und der Tochter des Hauses; doch der Alte hatte seine Freude daran. Je schlechter die Zwei sich standen, je mehr lachte ihm das Herz im Leibe. Da gab's ja wenigstens keine Anbandelei zu befürchten. Na und die Thea gefiel dem energischen Inspektor gewiß nicht. Die senfzte ja noch immer um ihr verlorenes Glück, die Mondschleinprinzessin!

Dann kam das Ende. — Es kam nicht unerwartet und der alte Herr hatte sich darauf vorbereitet.

„Meine Älteste existiert nicht mehr für mich. Ihr wißt's! Ich habe sie aufs Pflichten beschränkt in meinem Testament. Euch aber trifft dasselbe Los, wenn Ihr so dumm seid, Euch etwa einfallen zu lassen noch zu heiraten.“ Sein Blick ruhte dabei streng auf Thea. Der Jüngsten aber nickte er, gleichsam ihrer sicher, zu. „Du bist mein Mädel!“

Da trat sie vor ihn hin in ihrer ganzen imposanten Größe, mit dem ehelichen Freimut, den der Vater stets so hoch geschätzt.

„Vater, warum soll ich Dich belügen? Ich heirate den Franz.“

„Den Franz? Welchen Franz?“ stammelte der Kranke.

„Nun unsern Inspektor.“

Da schlug der alte Egoist eine gresle Lache an, schlug sich vor die Stirn und lachte, lachte bis das Lachen in ein Todesröcheln überging.

Rapierkräffel.

Beinkleid, Nachtigal, Gesindel, Halme, Leute, Skatenspiel, Mühen, Grausam.

Es ist ein Sprüchwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Diamanträffel.

a	Die Buchstaben sind so
a a b	zu ordnen, daß die mitt-
b b e e e	lere wagerechte und senk-
e e e e h h i	rechte Reihe gleichlautend
i i i i l l m m n	ist und die wagerechten
n n n r r r r	Reihen folgende Bedeutung
r r r s s s	haben: 1. Konsonant, 2.
s t t	Körperteil, 3. Farbe, 4.
u	Bezeichnung für den, der
sein Fach beherrscht, 5. Land in Amerika, 6.	
schmachhafter Fisch, 7. Teil des Kopfes, 8. Wild,	
9. Konsonant.	

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Wachtposten.

Silberträffel: Graubünden, Emille, Rabatt, Ipswich, Nebraska, Gauner, Schwäge, Freylev, Eduard, Zimmermann, Rejemia, Durham, Ulme, Nicolai, Dion, Kanibal, Lionel, Estimo, Procrates, Niederwald, Eisenbahn, Warschau.

Geringe Feind und kleine Bund soll

Niemand verachten.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 11, 2-11. „In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern, und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und and gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angethan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Abteie. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Adventsgedanken.

II.

Wir Menschenkinder allesamt
 Zum Tode waren wir verdammt,
 Weil wir, durch Adams Schuld vererbt,
 Von ihm des Höchsten Jern geerbt.

Doch Gott hat mit Barmherzigkeit
 Betrachtet unser ew'ges Leid:
 Als bald verheißt uns auf's Neu'
 Die Hilf' aus rechter Lieb' und Treu'.

Ein König der Erde, wie seither Keiner mehr gewesen, lieber Leser, war unser Stammvater einst im Paradiese. Alles, was die Erde trug, war sein Eigentum. Nur einen Baum hatte der Herr sich vorbehalten, auf daß der Mensch daran seine Probe bestünde und sich bewähre, — daß er daran seines Gottes unendliche Macht und Herrschaft anerkenne und seinem Schöpfer huldige. Als aber der aus der Schlange redende Vater der Lüge die Frucht dieses Baumes mit trügerischen Versprechungen vergoldete, als unsere gemeinsame Mutter Eva in frevelndem Ungehorsam nach der Frucht des Baumes griff, die so einladend winkte, und als nun Adam aus der Hand seines Weibes die verbotene Frucht entgegennahm, — da sprang plötzlich, gleichsam aus dieser verhängnisvollen Frucht (eigentlich aus der Sünde) Unheil und Verderben hervor gleich einem tödlichen Pfeile: Den betrogenen Stammeltern „gingen die Augen auf.“

War die Sünde Adams denn so überaus schwer und erheblich? — Der Gegenstand, um den es sich handelte, erscheint allerdings auf den ersten Blick winzig genug. In der Tat, wenn wir an den nachschafften Knaben denken, der den Befehl

der Mutter, die Äpfel liegen zu lassen, mißachtend heimlich einen verweist, — so könnten wir versucht sein zu lächeln ob des unerheblichen Mißgriffes. Allein wenn wir hier die ganz verschiedene Sachlage genauer betrachten, wenn wir die Umstände jener Ursünde näher ins Auge fassen, so ändert sich sofort unser Urteil.

Der hl. Augustin bezeichnet diese Sünde als „unaussprechlich groß“, und unter den Gottesgelehrten ist die Ansicht verbreitet, daß kein noch so furchtbares Verbrechen der Nachkommen an die Bosheit der Sünde unseres Stammvaters heranreiche.

Mehrere hl. Väter, darunter auch der hl. Augustin, zerlegen (wenn ich so sagen darf) die Sünde Adams, indem sie sagen: Das erste Gift, das in die Seele Adams einbrang und sie verdarb, war das Gift des Stolzes, nach jenem bekannten Ausspruch der hl. Schrift: „Die Hoffart ist der Anfang aller Sünde“ (Ekl. 10, 15). Adam sah nämlich, — und dasselbe gilt von der Eva — als die Versuchung nahte, das von Gott ihm gegebene Verbot als ein schweres Joch an, das ihn zu sehr in Untenwürdigkeit halte; er betrachtete es als ein wünschenswertes Gut, weder Herr noch Gesetz über sich zu haben, in Allem unabhängig und Niemanden Rechenschaft über alle seine Handlungen geben zu müssen. — Er wollte von der Macht seines freien Willens Gebrauch machen; es gefiel ihm, die Fessel des Gebotes zu zerreißen, damit er werde wie Einer, der keiner Herrschaft unterworfen ist, werde wie Gott, über Den durchaus Niemand herrscht“ (Aug.). So im Herzen schon verkehrt durch den Geist der Hoffart, ließ er sich durch das Weiß leicht bewegen, auch äußerlich und offenbar das göttliche Gebot zu übertreten.

Kirchenkalender.

Sonntag, 6. Dezember. 1. Sonntag im Advent. Nikolaus, Bischof † 352. Evangelium Matthäus 11, 2-10. Epistel: Römer 15, 4-13. St. Andreas: Fest unser Pfarrpatrons des hl. Apostel Andreas. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Komplet, Umzug durch die Kirche u. Tebeum. Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Kinder der Acker- und Lindenstraßen-Schule. St. Lambertus: Nachmittags 4 Uhr Vestunde von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft für das verstorbene Mitglied Gerhard Hoffmann. St. Anna-Stift: Während der Messe um 7 Uhr gemeinschaftliche heilige Kommunion, Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation, verbunden mit feierliche Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 7. Dezember. Ambrosius, Bischof und Kirchenlehrer † 397. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Seelenmesse für Herrn Gerhard Hoffmann, von Seiten der Rosenkranz-Bruderschaft. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt, Morgens 11 Uhr Aufnahme in den Marienverein, Nachmittags 6 Uhr Andacht.

Dienstag, 8. Dezember. Maria Empfängnis. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 1, 26-28. Epistel: Sprüche Salomons 8, 22-35. St. Lambertus: Während der Oktav ist Morgens 9 Uhr Segensmesse.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Dazu kommt, daß die Stammeltern sündigten, während sie in einem durchaus und in jeder Beziehung glücklichen Zustande sich befanden, — daß sie sündigten, obwohl sie mit der größten Leichtgläubigkeit im Guten beharren konnten, weil sie frei waren von aller Begierlichkeit, aller Unwissenheit, allem Irrtum, — daß sie endlich sündigten, indem sie ein so leicht zu erfüllendes Gebot übertraten: es war eine überaus leichte Probe, auf die der Herr ihre Treue stellte, und nicht etwa ein Joch, das Er ihnen aufbürdete; es war (wie schon gesagt wurde) eine Mahnung an die Abhängigkeit, der sie sich bewußt bleiben mußten gegen ihren göttlichen Schöpfer und Herrn, und nicht ein straffer Zügel ihrer Freiheit. Je leichter aber das Gebot zu erfüllen war, um so schwerer und unentschuldbarer ist auch die Uebertretung.

Dazu kommt endlich die Größe der für die Uebertretung angedrohten Strafe, in der offenbar der Ernst des göttlichen Befehlers und die Wucht Seines Willens erkannt werden mußten. Fürwahr, nicht unerheblich, winzig und geringfügig, vielmehr überaus ernst, hehr und gewichtig mußte den Stammeltern das göttliche Gebot erscheinen; die Leichtgläubigkeit seiner Erfüllung aber durfte unter solchen Umständen — geschweige sie sorglos zu machen — nur einen Beweggrund zu desto bereitwilligerem Gehorsam gegen den liebevollen Befehlsgeber abgeben.

So ist die erste Sünde, die auf Erden begangen wird, in der Tat ein Geheimnis der Bosheit (Aug.). Sofort folgt aber auch die Strafe: Da der Mensch sich gegen seinen Herrn und Gott erhoben, erhebt sich nun gegen ihn die ganze Schöpfung, „dem Ungehorsamen wird vergolten mit Ungehorsam“ (Aug.). Der gefallene Mensch zieht die Schöpfung mit sich hinab in den Fall; sie, die um des Menschen willen da war, teilt den Fluch, der über ihren Herrn und König erging. Und seitdem wälzt sich dahin über die fluchbeladene Erde jener breite, tiefe Strom von Mitleid, Schmerz, Bitterkeit und tausendfachem Weh; ach, mit wie viel Dornen besät, mit wie viel Tränen benetzt ist der Weg, den der Mensch geht von der nun verschlossenen Pforte des Paradieses aus durch alle Jahrhunderte der Geschichte! Nur der Tod ist das Ende der irdischen Mühsale; er ist eingetreten mit dem Augenblicke der Uebertretung, und von nun an ist das menschliche Leben nur der Beginn des Sterbens. „Gott hat den Tod nicht gemacht“, aber durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen (Weish. 1, 13). Er ist über uns gekommen, wie ein Verhängnis; der „bittere Tod“ ist das Schmerzlichste unter allen Schmerzen, und er trifft uns alle mit Notwendigkeit, mögen wir uns noch so sehr dagegen sträuben.

Die von Gott dem Herrn über Adam verhängte Strafe traf also nicht nur ihn, sondern seine ganze Nachkommenschaft mit ihm, weil die Sünde Adams eine Sünde des ganzen Menschengeschlechtes war, und der hl. Paulus sagt ausdrücklich: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm (Adam) gesündigt haben“ (Röm. 5, 12). Nicht nur für sich, sondern auch für uns hat Adam daher auch die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit verloren, so daß wir als Sünder geboren werden.

Die Erbsünde ist freilich ein für unsern menschlichen Geist unbegreifliches Geheimnis; allein hier sei vorab kurz bemerkt, daß gerade Geheimnisse, die das Maß menschlicher Erkenntnis übersteigen, eines der eigentümlichen Merkmale der Religion sind, die Gott zum Urheber hat.

Wir alle, lieber Leser, sind also von Natur in einem Zustande, in dem Adam nach seinem unglückseligen Falle war. Aber wach! ein

Trost, daß der menschgewordene Sohn Gottes, Jesus Christus, in diesem Glende unser Mittler und Erlöser werden wollte! Er ist „der zweite Adam“, wie der hl. Paulus ihn nennt: Von dem ersten haben wir den Tod des Leibes und der Seele empfangen; von dem zweiten Adam aber empfangen wir das geistige Leben der göttlichen Gnade und einst die unvergängliche Herrlichkeit des himmlischen Paradieses, — wenn wir „guten Willens“ sind.

Der Dezember im Volksmund.

Von Elmar Kernau.

Der Weihnachtsmonat ist in's Land gezogen, mit ihm das Ende des Jahres, der Sieg der Finsternis, die Höhe des Winters. Doch wer denkt daran? Der Silberglanz weißer Flocken erhellt ja die Finsternis. Das lichte Tannengrün zaubert den Frühling in die enge Stube. Und die Hoffnung, die tausendfältig in aber-tausend Herzen sprüht, tötet den Frost, macht das Unangenehme angenehm. Und wie Kinderstimmen singt in unsrer Erinnerung das alte Lied vom heil'gen Christ, in dem es heißt:

Du lieber, heil'ger frommer Christ,
Weil heute Dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich! ich bin noch klein,
O mache mir das Herze rein!
O bade mir die Seele hell
In Deinem reichen Silberquell!

Und nichts von aller Kindlichkeit bleibt der gereiften Seele des Erwachsenen reiner und unverfälschter erhalten, als die süße Erinnerung an die Weihnachtstage der Jugend, verlebt im Elternhause.

Der Dezember — auch Christmonat oder heiliger Monat — war ja schon von jeher ein Festmonat. Die alten Römer z. B. feierten in seinem Verlauf nicht weniger als vier Feste: Die Saturnalien (17. Dezember), die Faunalien (5. Dezember), die Konjunalien (15. Dezember) und die Lorentinalien (23. Dezember). Die Saturnalien war bekanntlich ein Fest der alten Lateiner, das zur Erinnerung an die Zeiten Saturns (goldenes Zeitalter) gefeiert wurde.

Sagen, Sitten und Bräuche, die sich schließlich an das Christfest knüpfen, gibt es so viele, daß es sich erübrigt, sie in den engen Rahmen unserer heutigen Betrachtung spannen zu wollen. Nur ein paar Reime aus dem Volksmunde seien herausgegriffen:

It's in der heil'gen Nacht hell und klar,
So gibt's ein segensreiches Jahr
Weihnachten hingegen nah
Gibt leere Speicher und Faß.

An diesem Reime sieht man so recht, wie der Landmann die frohe, verheißungsvolle Bedeutung des Festes auf sein spezielles Gebiet zu übertragen sucht, während andere, allgemeinere Sprüche, wie z. B. der folgende, doch viel eher in seinen Kram passen dürften:

Wenn der Nord zu Vollmond tost
Folgt ein langer, harter Frost.

So bietet — man kann sagen von allen Wintermonaten des Jahres am meisten — der Dezember kulturhistorisch und ethnologisch viel Beachtenswertes und Interessantes. Schon der Umstand, daß die Wintersonnenwende in seinen Verlauf fällt, trägt hierzu manches bei.

Sowohl meteorologisch, wie astronomisch ist der Dezember reich an Abnormitäten, die ihn als Witterungstiefpunkt des Jahres erscheinen lassen. Da sind es vor allen Dingen die „Zwölfe“, in denen bekanntlich nach deutschem Volksglauben die wilde Jagd umgehen soll. Als meteorologische Postage fordern sie geradezu die Beobachtung heraus. Der

Volksglaube meint ja, daß in den „Zwölfen“, d. h. in den Tagen zwischen Weihnachten und Epiphanius das Wetter für das neue Jahr gebraut werde; an diesen Tagen entscheidet das „Los“ über gutes oder schlechtes Wetter. Bei dieser Entscheidung geht es natürlich nicht ohne Lärm ab, daher auch der gewaltige Sturm in den „Zwölfen“.

U! das, wie auch ein gut Teil der Bauernregeln, sind natürlich Ueberreste: cologischen Uerglaubens, wie er sich namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutschland breit machte. Wie der Glaube fast um auch zumeist sein Gegenstück, der Uerglaube, tiefe Wurzeln im Volk, und läßt sich nur durch lange und hartnäckige Arbeit herausreißen.

Nun ist der zehnte Monat des römischen Jahres, bei uns der zwölfte, ein echter und rechter Wintermonat. Wenn auch anhaltender und starker Frost in ihm nur selten auftritt so ist er dennoch keineswegs frostfrei, auch ist er reich an Schnee und Reif. Namentlich ist es aber die lange Dauer der Dunkelheit, die ihm hauptsächlich seinen winterlichen Charakter einbringt. Fällt doch gerade in den Dezember der kürzeste Tag, d. h. eine Dunkelheitsdauer von nahezu 17 Stunden, der eine Lichtdauer von etwas über 7 Stunden, gegenübersteht. Die Dezemberdurchschnittstemperatur steht für unsere Breiten etwas unter dem Gefrierpunkte; sie beträgt für: Kopenhagen + 0,8°, Hamburg + 1,1°, Berlin + 0,7°, München — 2,3°, Karlsruhe + 0,9°, Stuttgart + 0,8°, Prag — 0,4°, Wien + 0,2° und Basel — 0,2°. Wenn diese Beobachtungen wissenschaftlichen Charakters sind, die Jahr für Jahr als Norm gelten können, so geben uns für den speziellen Dezembercharakter des fälligen Jahres unsere Wetterpropheten und der hundertjährige Kalender die beste Auskunft. Der letztere besagt: Bis zum 9. ungestüm mit Nebel und Sauer, vom 10. bis 17. trocken, am 18. trübe, dann wieder trocken, rau und frostig bis zum 28., vom 29. bis 31. schönes Wetter. Der verstorbene Halb meinte, es würde viel Schnee, aber wenig Frost geben; besonders ungünstig würden sich die Tage um den 18. herum gestalten, wenn auch schließlich keiner von ihnen direkt als kritischer Tag in Betracht käme. Wehlich meint es auch Habenicht, der gleichfalls den Dezember keine Ausnahme von den andern Monaten des verregneten Jahres machen lassen will.

Die Zeit, in der die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, fällt in den Dezember, mit dessen 21. Tage kalendrisch auch der Winter seiner Anfang nimmt. Von den Planeten ist der Merkur gegen Ende des Monats abends etwa 1/2 Stunde sichtbar. Venus glänzt drei Stunden lang als Morgenstern, Mars kann abends etwa 1 1/2 Stunden lang beobachtet werden, Jupiter geht bereits vor Mitternacht unter, Saturn ist nur mit bewaffnetem Auge in der Abenddämmerung zu sehen, Uranus schließlich ist während des ganzen Monats unsichtbar. — Die Phasen des Mondes fallen folgendermaßen: 4. Dezember 7 Uhr 13 Min. nachmittags (Vollmond), 11. Dezember 11 Uhr 53 Min. vormittags (letztes Viertel), 18. Dezember 10 Uhr 26 Min. nachmittags (Neumond), 27. Dezember 3 Uhr 22 Min. vormittags (erstes Viertel).

Nun hat ja der Volksmund auch allerlei Reime und Sprüche für die voraussichtliche Witterung im Dezember, die beachtenswert sind:

Dezember veränderlich und lind
Bleibt der ganze Winter ein Kind.

In die Ibe Kerbe schlagen noch ein paar andere Bauernregeln:

Im Dezember sei der Winter kühn
Weihnacht sei nur auf dem Tische grün.

Der zweite in diesem Sinne dürfte wohl der folgende sein:

Christmond im Dreck
Nacht der Gesundheit ein Deck.

Schließlich, da alle guten Dirge in der heiligen Dreizahl vertreten sind, möge hier noch ein dritter folgen:

Weihnacht im Schnee
Ostern im Klee.

Eine mehr allgemeine Wetterregel gibt ein Spruch, der sich schließlich auch auf andere Wintermonate beziehen läßt:

Abendrot bei West
Gibt dem Frost den Rest.

Mit von Tieren beschäftigen sich zwei Reime, der eine heißt:

Viel Haubenlerchen auf den Straßen
Wird lange noch der Nordwind blasen.

Der andere, fast ebenso lautende, stellt folgende Prognose:

Goldammer in den Straßen
Kälte über die Wägen.

Wenn auch der städtischen Bevölkerung der Sinn für derartige Bauernregeln immer mehr abgeht, so ist dies bei der ländlichen Bevölkerung, die zäh am Hergebrachten hält, nicht der Fall.

Wer da denkt, daß Gartenbesitzer, Landwirte usw. im Dezember nichts zu tun haben, ist auf dem Holzwege. Da heißt es, wenn es nur irgend angängig ist, im Gemüsegarten fleißig umgraben. Im Blumengarten kann man jetzt am Besten mit dem Schneiden der Bierträncher beginnen. Im Obstgarten tut man gut daran besonders die Bäume, die reichlich getragen haben, fleißig zu düngen. Die Stämme sind anzuputzen, von Moos zu reinigen, größere Wunden an ihnen sind mit Teer zu bestreichen, hohle Bäume mit Zement auszufüllen usw. Im übrigen achte der Landwirt besonders darauf, daß auf den Getreideböden Fenster und Läden dicht sind, damit es nicht hineinschneit und auch der Frost keinen Zutritt hat. Desgleichen sind auch die Kellerlöcher mit Mist zu bedecken und die Kellerstüren mit Stroh zu verkleiden. Dem Zucker sei schließlich noch folgender Rat erteilt: man setze vor die Fluchlöcher des Stockes ein durchlöcheretes Bret oder Blech, achte auf die Vienen, lasse sie aber im übrigen möglichst in Ruhe. Bei starkem Frost tut man gut daran die Stöcke durch besondere Umhüllungen vor den schädlichen Einflüssen der Witterung zu schützen.

Auch die Baumschule verlangt im Dezember eine sorgfältige Pflege:

Nieht jetzt noch der Virensaft
Dann kriegt der Winter keine Kraft.

Vielen wird ja ein Eintreffen dieses Spruches ganz gelegen kommen. Allein der Baumschulenbesitzer hat nicht nur mit der Witterung zu rechnen, sondern auch mit den hungernden Tieren des Waldes und des Feldes. Es sind daher namentlich die jungen Bäume gegen den Hasenfraß zu schützen. Noch hat ja der Jagdfreund gute Zeit. Er kann reichlich Braten für die Küche kochen und sich auch gelegentlich als Wetterprophet aufspielen:

Glatte Pelz am Wilde
Dann wird der Winter milde.

Dem Angler schließlich, der auch im Dezember seinem Vergnügen nachgehen wollte, dürften doch die Finger ein wenig klamm werden und — mit Handschuhen angelt es sich nicht besonders gut. —

Eine Ansetzung.

Aus dem Dänischen von Albert Gnußmann.

Ellen Holmgren lehnte behaglich ihren Kopf gegen die Polster des Kusses.

Wohl zehn Minuten hatte sie an der offenen Kuppeltür gestanden, während sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf die

große Bahnstrecke warf. Sollte der lante Briger nicht bald verkünden, daß der Abgangsaugenblick da war. Das war ein langer Abschied gewesen. Das ganze Pensionat hatte ihr das Geleit gegeben und außerdem waren einige alte Tanten erschienen, die ihr langweilige Ratschläge und Ermahnungen auf den Weg gaben.

Endlich ertönte das langersehnte Abfahrtszeichen und der Zug setzte sich in Bewegung. Vom Bahnsteig aus wurde ihr zugewinkt, und sie hatte die Abschiedsgrüße vom Kuppelfenster aus erwidert. „Ja, ruft Ihr nur „Auf Wiedersehen!“, dachte sie bei sich. „So leicht werdet Ihr mich nicht wiederzusehen bekommen. Ich habe jetzt keine Zeit und keine Gedanken für Euch, und freue mich, daß ich hier endlich in Ruhe sitze und mir selbst überlassen bin.“

So saß sie eine Weile still da. Dann sah sie zum Fenster hinaus. Der Zug flog an dem kleinen Klampenburger Bahnhof, an den drei glänzend leuchtenden Seen und an Frederiksberg vorbei. Jetzt waren auch die letzten Häuserreihen verschwunden, und der Zug brauste durch die offenen Felder dahin. Die Hauptstadt lag hinter ihr. — Gott sei Dank! Erst jetzt fühlte sie sich ganz sicher, daß der Zug sie wirklich fortführen würde. — Sie hatte sonst die ganze Zeit eine gewisse unsichere Furcht genährt, daß das eine oder andere — sie wußte nicht was — dazwischen kommen und sie an ihrer Abreise hindern mochte.

Sie fühlte in der Tasche ihres Kleides nach, ob ihr Brief noch da war. Ja, Gott sei Dank! Sonst wäre sie auch, obgleich sie seinen Inhalt auswendig kannte, ganz unglücklich gewesen. Konnte sie ihn denn auch wirklich? Sie ging ihn noch einmal in Gedanken durch, hauptsächlich wohl in der Hoffnung, daß sie sich in dem einen oder anderen Punkt unsicher fühlen würde. Dann hatte sie doch einen Vorwand, ihn herauszuziehen und ihn noch einmal zu lesen. Sie war sich aber doch nicht unsicher. Alle Worte und Sätze hatten sich unauslöschlich in ihrem Gedächtnis eingepreßt.

Am dem Tage vorher war er gekommen. Als sie von der Malerakademie heimkehrte, hatte er auf dem Tisch gelegen. Sie hatte sofort die feste zierliche Handschrift erkannt, und lange hatte sie mit ihm in der Hand dagestanden, ohne daß sie wagte, ihn zu öffnen. Unwillkürlich fühlte sie, daß dieses kleine, weiße Kuvert eine Abmachung enthielt, die für ihr ganzes Leben von Bedeutung sein mochte. Dann hatte sie schnellentschlossen das Kuvert aufgerissen und in aller Eile den Inhalt überlesen. Er hatte ihr von seiner Liebe gesprochen und sie gebeten, ihm zu versetzen, daß er nicht schon in den letzten Ferien den Mut gehabt hatte, ihr zu sagen, wie es in seinem Herzen aussähe. „Ich weiß sehr wohl,“ hatte dagestanden, „daß ich selbe bin. Mein ganzes Leben habe ich eine Scheu davor gehabt, gerade die Wünsche auszusprechen, die mir am meisten am Herzen lagen — wenn sie nicht erfüllt werden konnten, kam ich mir selbst immer als eine anmaßende Person vor, die es versucht, sich auf ein Gebiet einzudrängen, das mir verschlossen war. Es ist auch Feigheit, daß ich diesen Brief gerade jetzt vor unserem Wiedersehen schreibe; denn ich fürchte, daß ich dieses Mal wieder nicht den Mut finde, mich auszusprechen. Habe ich mich in Ihren Gefühlen geirrt, so genügt das Schweigen Ihrerseits, und ich verspreche Ihnen, daß mein Anblick Sie in diesen Ferien nicht stören soll. Habe ich aber richtig geraten, wenn ich in Ihren Augen zu lesen glaubte, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, dann telegraphieren Sie mir. Die Depeche braucht nichts weiter, als das einfache Wort „Ja!“ zu enthalten — und der erste, den Sie auf dem Bahnhof sehen, wenn Sie übermorgen nach Hause kommen, wird der glücklichste Mensch auf der Welt sein.“

Einen Augenblick war es ihr beim Lesen des Briefes schwarz vor den Augen geworden. Sie hatte sich auf das schwebelartige Chaiselongue gesetzt, mit dem das Zimmer ausgestattet war, und es war, als tauche der ganze Raum um sie herum. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte sie sich zusammengenommen. Und während das Blut zitterte und in ihren Adern klopfte, hatte sie den Brief wieder und wieder durchgelesen. Da war allerdings der eine oder andere Ausdruck, der ihr, obgleich sie es sich nicht zugestehen wollte, anfänglich recht ungewöhnlich vorkam. Je häufiger sie ihn aber las, desto schöner schien er ihr zu werden. Und jetzt klang das ganze ihr durch ihre Seele wie das schönste Gedicht. . . .

Plötzlich war ihr aber das Telegramm eingefallen, um das er gebeten hatte. Oh wie sich darum zu bekümmern, daß es im Pensionat Abscheu war, hatte sie Hut und Mantel ergriffen und war nach dem Telegraphenam geilt. Sie hatte nicht ein Ja, nein, ganze drei — mit einem Ausrufungszeichen hinter dem ersten, zwei hinter dem zweiten und drei hinter dem dritten beigeschrieben. Und darunter hatte sie nur geschrieben „Deine Ellen“.

Somit war sie also verlobt! Und vergessen war die tiefe Enttäuschung, mit der sie nach den vorigen Ferien in die Hauptstadt aus dem kleinen Provinzstädtchen zurückgekehrt, in dem sie ihr Heim hatte, vergessen der nervöse Eifer, mit dem sie sich auf ihre „Ausbildung“ in der Malerei und Sprachstudien geworfen hatte! Jetzt brauchte sie keine weitere Ausbildung! Jetzt hatten das Leben und Glück selbst ihren Einzug in ihre junge, zitternde Seele gehalten!

Sie war allein im Koupee und konnte sich frei ihrem stürmischen Glücksglück hingeben. Sie wollte es aber nicht. Sie wollte versuchen, das halb zu vergessen, was sie ganz erfüllte. Wenn sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatte und ihn plötzlich auf dem Bahnsteig stehen sah, so würde der Wirbelsturm des Glückes sie schließlich halb wie eine Ueberraschung umbrausen. Auf diese Weise würde das Wiedersehen erst ganz packend wirken.

Sie zog ein Buch heraus und fing an zu lesen. Sie zwang ihre Gedanken dazu, daß sie sich mit erdichteten menschlichen Schicksalen beschäftigten, die ihr vollständig gleichgültig waren. Ihre eigene Freude trat nach und nach in den Hintergrund. Sie wurde zu einer in weiter Ferne klingenden Melodie, deren Töne man zu erfassen vermag.

Ach, könnte sie doch nur ganz vergessen, was ihr bevorstand und erst plötzlich aufwachen, wenn der Zug am Ende ihrer Reise hielt und die Gestalt des Geliebten vor ihrem Kuppelfenster stand.

Der Zug fuhr mit triumphierendem Getöse an den Landstationen vorüber. Erst bei Roskilde hielt er. Die Tür wurde aufgerissen und ein Herr stieg ein.

Es war etwas an ihm, das sofort Ellens Aufmerksamkeit erregte. Es war ein gewisser ausländischer Schnitt — nicht so sehr die Kleider, als der Gesichtsausdruck. Es war, als sähen seine Augen in die weite Ferne hinaus, vorbei an allem, das er glücklich und gleichgültig war. Und dann die zwei scharf gezogenen Furchen um den festgeformten Mund, sie zeugten von großer Willensstärke.

Er hatte sein Gepäck oben in das Reg gelegt, eine Reisemütze aufgesetzt und einige Papiere aus der Tasche gezogen. Dem Anschein nach waren es Geschäftspapiere.

Ellen konnte es nicht unterlassen, hin und wieder hinter ihrem Buch zu ihm hinüberzuschauen. Anfanglich war er von seinen Papieren in Anspruch genommen. Aber plötzlich, als sie sich sicher glaubte, traf sie seinen Blick. Seine Augen waren braun und mit einem warmen Sonnenglanz.

Er lächelte.
„Schönes Wetter!“
„Ach ja!“

Sie fühlte sich ein wenig darüber gekränkt, daß er sofort die Gelegenheit zu einer Unterhaltung ergriff.

Es fehlte nur, daß er sich jetzt einbildete, daß sie sich weiter mit ihm einlassen würde. Sie wollte sich wieder in ihr Buch vertiefen. Er fuhr aber fort:

„Das gnädige Fräulein befindet sich wohl auf eurer Vergnügungsreise?“

Sein Accent war etwas englisch.

„Rein“, antwortete sie kurz und blickte wieder in das Buch. Er ließ sich aber nicht so abweisen.

„Also auf keiner Vergnügungsreise? Vielleicht auf einer längeren Tour?“

„Ja.“

Was geht es ihn an, daß ich jetzt in die Ferien nach Hause fahre? dachte sie, mag er immerhin glauben, daß ich ins Ausland reise. Ihre Antwort schien ihn aber sehr zu interessieren.

„Well“, sagte er, „ich gehe nach Amerika, bin heute Abend in Hamburg und morgen schon an Bord eines Djeanflegers. Sie kennen die Hamburg-Amerikaboote. . . . Nicht? Oh, famose Dampfer, sage ich Ihnen. First Class. Sie fühlen sich an Bord ganz wie zu Hause.“

Sie antwortete nicht, und er fuhr fort:

„Ich habe mich einmal wieder in der Heimat umgesehen. Es nützt nichts. Von Zeit zu Zeit überfällt Einen drüber die Sehnsucht. Ich bin in der Gegend von Roskilde zu Hause. Dort wohnt jetzt meine verheiratete Schwester. Sonst habe ich keine weitere Familie. Es tut wohl, wenn man sich einmal wieder dort umsieht, wo man geboren und groß geworden ist. . . . Hätten das gnädige Fräulein Lust, auch einmal Amerika zu sehen?“

„Ja, warum nicht!“, sagte sie munter, „aber nicht allein.“

„Rein, natürlich nicht allein“, sagte er und lachte. „Das begreif ich wohl. Was mich betrifft, so habe ich ein Business, ein Geschäft, in Chicago. Es geht mir gut. Ich verdiene jährlich meine 10000 Dollars, und das ist ganz hübsch. Nicht wahr? Von Familie habe ich, wie gesagt, nur eine verheiratete Schwester, und in Amerika habe ich keine Verwandte.“

„Nun“, sagte sie, „dann können Sie ja zufrieden sein.“

In ihrem Innern wunderte sie sich aber darüber, wozu er ihr dieses Alles erzählte.

Er blickte sie einen Augenblick forschend an, als erwarte er, daß sie etwas sagen würde. Statt dessen beugte sie sich über ihr Buch. Er murmelte eine Art Entschuldigung, daß er sie gestört habe. Es kam ihr aber vor, als klinge sein Ton etwas enttäuscht.

Sie konnte ihre Gedanken aber nicht recht sammeln. Indessen waren es merkwürdigerweise nicht die Gedanken an ihren Verlobten, die ihren Sinn zerstreuten. Es war eigenartig. Jedesmal, wenn sie sich sein Bild vor ihren Augen vorzumalen versuchte, wollte es ihr nicht recht glücken. Dagegen wurde sie immer wieder von ihrem Gegenüber gefesselt. Es kam ihr vor, als ruhten seine Augen ständig forschend auf ihr. Sie wollte ihnen nicht begegnen, das half ihr aber nicht. Sie starrten ihr von den Blättern des Buches mit diesem sonnenwarmen Glanz entgegen, der ihr vom ersten Augenblick an aufgefallen war.

Jeden Augenblick mußte sie einige Sätze doppelt lesen, weil sie beim ersten Lesen den Sinn nicht erfaßt hatte.

Als der Zug in den Bahnhof von Korsör einlief, nahm er ihr Handgepäck und trug es auf die Fähre. Sie dankte ihm mit einem leichten Kopfnicken, begab sich aber gleich in den Damen Salon.

Lange hielt sie es dort aber nicht aus. Dann trat sie in die Tür und warf einen Blick hinaus. Der Amerikaner stand draußen

in eifrigem Gespräch mit einem anderen Passagiere. Ellen meinte, daß sie sich jetzt auch ruhig auf Deck wagen könne.

Draußen hingen schwere, graue Regentwolken über dem Belt. Die Fähre warf sich unruhig zwischen den Wogen umher, wie ein Schlafrunkener in seinem Bette.

Ellen war seestark. Trotzdem fühlte sie sich aber von einem eigenartigen Schwindel ergriffen. Etwas, sie wußte nicht, was, legte sich so eigenartig faugend auf ihr Herz. Sie fühlte gar keine Freude mehr bei dem Gedanken an das, was ihr zu Hause bevorstand.

Wenn nun ihr Leben als junge Frau des ersten Beamten der kleinen Kreisstadt wirklich nicht so beneidenswert wurde, wie sie es sich gedacht hatte? Wenn das Glück nun nicht in der stillen Häuslichkeit zu finden war, sondern in der großen, weiten Welt lag, wo es in aller Eile, ohne daß wir es ahnen, auf uns einströmt? Und wenn es ihr z. B. aus einem paar sonnenwarmer Augen, wie seine dort drüben, entgegenschien? . . .

Es schauderte sie, als sie daran dachte, und sie suchte den Gedanken fortzujagen, aber es wollte ihr nicht so recht glücken. Und zu dem beruhigenden Gefühl, daß sie ihn von einem Gespräch mit einem anderen Passagier in Anspruch genommen wußte, gesellte sich ein Anflug von Aerger.

Als sie in Nyborg die Dampffähre verließen und wieder in den Zug stieg, sah sie ihn auf dem Bahnsteig stehen und sich suchend umschauen. Blödsinnig wurde er aber ihrer gewahr und stürzte auf ihr Koupee zu.

Wieder hatte sie ihn gerade vor sich und der Zug rollte davon.

Dieses Mal versuchte sie nicht zu lesen. Sie fand es ganz natürlich, daß er sie in ein Gespräch verwickelte. Er erzählte alles Mögliche von Amerika, namentlich von seinen eigenen Verhältnissen.

Auffallend viel, meinte sie.

Als sie aber Odense passierten, beugte er sich plötzlich zu ihr hinüber.

„Well“, sagte er, „jetzt ist es wohl Zeit, daß wir uns mit einander bekannt machen. Mein Name ist Henry Braun, oder Brown, wie ich mich drüben nenne, und Sie sind Fräulein Elisabeth Hansen.“

„Rein, da sind Sie im Irrtum. Ich heiße Ellen Holmgren.“

Er blickte sie starr an, wie derjenige es tut, der glaubt, daß man ihm etwas einbilden will. Da sie aber ernst blieb, schlug er sich vor die Stirn.

„Und ich Thor glaubte — weil ich sah, daß auf Ihrer Reisetasche E. H. stand. Ich bitte Sie wirklich um Entschuldigung. Nehmen Sie es mir nicht übel.“

Dann lachte er plötzlich laut auf.

„Rever mind, ich kann Ihnen auch gleich die ganze Wahrheit sagen. Ich habe eine Annonce in der Zeitung und erhielt eine ganze Reihe Briefe, viel zarte, duftige darunter. Von allen gefiel mir aber am besten das Schreiben von Fräulein Elisabeth Hansen. . . .“

„Annonce — Zeitung — ich verstehe nicht.“

„Well, man sieht dort drüben im fremden Lande ganz allein. — Man fühlt sich oft verwaist — man denkt an die alte Heimat und hat Sehnsucht. Da dachte ich; ach, könntest du doch ein weibliches Wesen mit dir hinüber nehmen, die dein ganzes Leben, dein Glück und Unglück mit dir teilen könnte. Ich konnte nun aber keine einzige passende Landsmännin, und deshalb habe ich es mit einer Heiratsannonce versucht.“

„Und?“

„Nun, Fräulein Elisabeth Hansen und ich wurden uns einig — brieflich natürlich. Wir wollten uns in Hamburg treffen, und da rechnete ich mit der Möglichkeit, daß sie in diesem Zuge sein könnte. Außerdem sah ich

ja dieses E. H. auf der Reisetasche und gnädiges Fräulein sprachen auch von einer langen Reise. Daraus vermutete ich . . . aber ich bitte wirklich sehr um Entschuldigung, daß ich . . . daß ich so vermessend war, mich einzubilden. . . .“

Ellen versuchte zu lächeln. Aber sie fühlte selbst, daß das Lächeln starr und tot war. Sie hörte, wie er seine Rede fortsetzte, und sie antwortete, ohne daß sie wußte, was sie sagte, ihr Blick folgte aber den Telegraphenstangen draußen, die an ihrem Kupee Fenster vorbeiflogen.

Da erscholl ein langgezogenes Pfeifen der Lokomotive, und die Bahnhofsgebäude Riddelforts glitten heran. Ihre Augen überflogen den Bahnsteig. Ja, da stand Wilhelm. Und kaum hatte ihr Auge seine stattliche, große Gestalt erfaßt, als eine wohlthätige Ruhe sie überfiel. Sie fühlte sich wie eine Taube, die lang von einem Habicht verfolgt wurde, aber noch glücklich das schlagende Dach ihres Schlags erreicht hat. Nur war es, als wenn an einer Stelle in ihr ein kleiner, leerer Raum bleibe.

Mit nervöser Hast sammelte sie ihre Sachen zusammen und glitt mit einem schwachen, kurzen Gruß an dem Fremden vorbei. Einen Augenblick später sank sie in die Arme des Geliebten.

Fünffüßige Charade.

Ich ging mit meinem Lieb spazieren.
Es war an heißem Julitag,
Die Sonne lag auf Wald und Fluren,
Die Vögel zwitscherten im Hag.

Wir sprachen viel von unsrer Liebe,
Von eignen Herbes Freud' und Lust,
Und von den Silben 1 und 2,
Die, wie ich meint', noch fehlten just.

„Die manchem andern“, sprach ich bitter,
„Wirft sie Fortuna in den Schoß;
Du weißt, erst sog der Nachbar 1, 2,
Von 3 und 4 aus seinem Pos.“

Mein Mädchen aber sagte; „Liebster,
Die 1—4, das 5 ist's nicht,
Das wundert'u'nde, das zum Glück
Die Wege weist dem, der es bricht.“

„Sieh, was da hier am Wege grühet,
Das 1—5, — es mahnet tren:
Daß eigner Kraut entstammtes Weien
Mehr wert als 1, 2, 3, 4 sei!“

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Dienstag, den 8. Dezember: Maria Empfängnis. (Gebotener Feiertag.) • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Titularfest der Jungfrauen-Kongregation mit Kommunion und Versammlung. • Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/6 Uhr erste heilige Messe, 1/9 Uhr feierliches Hochamt, Nachmittag 4 Uhr Fest-Andacht. • Clarissen-Klosterkirche: 13stündiges Gebet. Vollkommener Ablass. Morgens 6 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten. Vestunden wie sonst, der 3. Orden um 2 Uhr, Abends 6 Uhr feierlicher Komplet, Litanei, Leden und Segen. • St. Adolfs-Kirche: Hl. Messen Morgens 6, 7, 9 Uhr Hochamt und 10 1/2 Uhr. • Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: Hl. Messen wie Sonntags. Gemeinshaftliche hl. Kommunion für die Kinder der höheren Schule und für die Mitglieder der marianischen Kongregation. Nachmittag um 3 Uhr feierliche Aufnahme neuer Mitglieder in die Kongregation.

Mittwoch, 9. Dezember. Leolabi, Jungfrau und Martyrin † 364.

Donnerstag, 10. Dezember. Judith, Jungfrau.

Freitag, 11. Dezember. Danajus, Papst † 374. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg.

Samstag, 12. Dezember. Justinus, Martyrer † 390. • St. Lambertus: 8. Samstag zur Vorbereitung auf das hl. Weihnachtifest, um 9 Uhr Morgens Segensmesse.



Blätter für den

familientisch



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schreien ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethaniam geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Adventsgedanken.

III.

Horch, wie des Herolds Ruf erschallt:
„Es naht der Herr, laßt uns den Weg bereiten!“
Der Ruf ist in der Wüste nicht verhallt,
Der Jordan trägt ihn fort in alle Welten.
Alljährlich tönt seitdem es durch die Welt:
„Der Heiland kommt, bereitet Ihm die Pfade!“
Und süßes Sehnen alle Herzen schwellt,
Nach Seiner Ankunft, nach dem Tag der Gnade.
Der Wüste Ruf hallt wieder laut und heß
Bei allen Völkern auf dem Erdenrunde:
„O Heiland komm, o komm Emanuel!“
Bis Ihn uns bringt der Weihnacht heil'ge Stunde.

Was das heutige Evangelium berichtet, lieber Leser, ist offenbar früher geschehen, als das, was wir im Evangelium vom verflohenen Sonntag lasen. Dort trafen wir den hl. Vorläufer des Herrn bereits im Gefängnisse — heute finden wir ihn in Bethanien am Jordan, wo er als Bußprediger auftrat und taufte. Seine Predigten sowie die außergewöhnliche Strenge seines Lebenswandels machten ein solches Aufsehen bis nach Jerusalem hin, daß der Hohe Rat sich veranlaßt sah, genaue Erkundigungen über ihn einzuziehen. So wird er denn durch die Gesandten des Hohen Rates einem förmlichen Verhör unterworfen; es soll festgestellt werden, in wessen Auftrag und mit welcher Berechtigung Johannes die Taufe der Buße spende und namentlich in welchen Beziehungen er zum erwarteten Messias stehe. Es kann ja nicht bezweifelt werden, daß damals alle gelehrten Juden aus ihrer Bibel wissen mußten: Die Ankunft des verheißenen Messias stehe unmittelbar bevor.

Zunächst die Weissagung des Patriarchen Jakob harzte ihrer Erfüllung; nach dieser Prophezeiung sollte der Heiland der Welt erscheinen, wenn das königliche Scepter von

Juda genommen sei. Dieser Zeitpunkt war eingetreten, seitdem der Idumäer Herodes, von römischen Legionen unterstützt, die Herrschaft führte. Auch die siebenzig Jahrwochen (490 Jahre), nach deren Erfüllung gemäß der Weissagung des Propheten Daniel die Ankunft des Messias erfolgen sollte, neigten ihrem Ende zu. Kein Wunder daher, daß um jene Zeit manche Israeliten den Bußprediger am Jordan für den Messias hielten, dessen Vorläufer er war — sie ahnten nicht, daß der Messias tatsächlich schon unter ihnen weilte in der Verborgenheit zu Nazareth.

Wie gesagt, jene beiden Weissagungen mußten den gelehrten Juden bekannt sein, und ihr Sinn war klar und deutlich genug. Anders aber war es mit der geheimnisvollen Verheißung des Erlösers, die bereits im Paradiese einst vom Herrn gegeben war, als Er zur „Schlange“ gesprochen: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen, sie wird dir den Kopf zertreten; und du wirst ihrer Ferse nachstellen“ (1. Mos. 3). Wolte man diese Worte auf die Schlange allein beziehen, so würden sie wenig Bedeutung haben; denn sie sprächen dann nur von dem Haffe und Widerwillen, den die Menschen gegen die Schlange überhaupt haben, so daß sie dieselbe, wo sie ihnen begegnet, zu zertreten und zu töten suchen — anderseits sprächen diese Worte nur von dem Bemühen der Schlange, den, der sie zertritt, in die Ferse zu stechen.

Allein nach der ununterbrochenen Uebersetzung unserer hl. Kirche sind die oben angeführten göttlichen Worte an den Teufel gerichtet, der aus der Schlange gesprochen, und enthalten die erste Verheißung Gottes, der Menschheit einen Erlöser zu senden, der dem höllischen Drachen den

Kirchenkalender.

- Sonntag, 13. Dezember.** 3. Sonntag im Advent. Lucia, Jungfrau und Martyrin † 304. Odilia, Jungfrau † 720. Evangelium Johannes 1, 19-28. Epistel: Philipp 4, 4-7. ● St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Neuhofstraße und Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jünglings-Kongregation.
- Montag, 14. Dezember.** Kicafius, Bischof und Martyrer † 430.
- Dienstag, 15. Dezember.** Eusebius, Bischof und Martyrer † 370. ● St. Maximilian: Schluß der Oktav von Maria Empfängnis. Abends 8 Uhr Andacht, feierlicher Umzug durch die Kirche und Te Deum.
- Mittwoch, 16. Dezember.** Adelheid, Kaiserin, † 999. Quatember.
- Donnerstag, 17. Dezember.** Lazarus, Bischof † 63. ● Ursultnen-Klosterkirche: Von heute bis Weihnachten (außer Sonntag, 20. ds. M.) ist Morgens 6 Uhr D-Messe, Nachmittags 8 Uhr Andacht.
- Freitag, 18. Dezember.** Bonibald, Abt † 760. Quatember.
- Samsstag, 19. Dezember.** Remesius, Martyrer.

Kopf getreten und das menschliche Geschlecht von jener beklagenswerten Knechtschaft befreit sollte, der es durch die Sünde verfallen war.

Das Weib aber, von dem der Herr sagt, daß zwischen ihm und der höllischen Schlange Feindschaft gesetzt werden solle, ist hiernach die allerfeligste Jungfrau Maria. Sie, die zweite Eva, sollte voll des Geistes Gottes sein und den Geist des Teufels auf's höchste hassen und verabscheuen; sie sollte unbesiegbar bei allen Angriffen dieses Feindes des menschlichen Geschlechtes und unzerlegbar für alle seine vergifteten Pfeile sein.

Erst vor einigen Tagen, am Feste der unbesleckten Empfängnis Mariä, gedachten wir des erhabenen Vorzugs, kraft dessen diese zweite Eva in ihrer Empfängnis vor aller Makel der Erbünde bewahrt geblieben und mit der Fülle der göttlichen Gnade ausgestattet wurde. In diesem Feste der unbesleckten Empfängnis begrüßen wir die „Morgenröte“, die der strahlenden, heiß ersehnten „Sonne der Gerechtigkeit“, d. i. der Geburt des Heilandes, vorausgeht. So bildet das Fest der unbesleckten Empfängnis eine herrliche Vorfeier für Weihnachten.

Gemäß jenem Worte des Herrn im Paradiese aber sollte nicht nur zwischen dem Weibe der Verheißung (Maria) und dem Teufel Feindschaft bestehen, sondern auch zwischen dem Samen des Weibes und dem Samen des Teufels: zwischen dem Sohne der Jungfrau, dem Gottmenschen Jesus Christus, und denen, die „den Teufel zum Vater haben“ (Joh. 8,44), den Menschen, die voll sind vom Geiste des Stolzes und der Lüge und Sklaven der Begierlichkeit und des Lasters. Durch ihren göttlichen Sohn aber sollte die zweite Eva der Schlange den Kopf getreten, den Teufel besiegen und überwinden. Darum sagt der Apostel Paulus: „Er (Jesus Christus) entwaffnete die (höllischen) Oberherrschaften und die Gewalten, führte sie mutvoll einher und triumphtierte über sie öffentlich durch sich selbst (Kol. 2, 15). Er hat der Gewalt des Teufels die Menschen entzogen, die er als Sklaven gefesselt hielt; hat den Erlösten die Macht gegeben, allen sündhaften Einflüsterungen und Versuchungen zu widerstehen; hat ihnen die ewige Herrlichkeit verdient, deren sie durch die Sünde unwürdig geworden waren.“

Der zweite Adam, unser göttlicher Erlöser, wäre aber vor neunzehn Jahrhunderten vergänglich vom Himmel herabgekommen, um das Menschengeschlecht heimzusuchen und zu erlösen, wenn Er nicht für jeden aus uns, lieber Leser, wiederkäme, um in dem Herzen eines Jeden geistigerweise geboren zu werden, d. h. um uns das übernatürliche Leben der Gnade zu bringen. In den Tagen des Advents kommt der Heiland und klopf an den Pforten aller Christenherzen an, fragend, ob sie ein Plätzchen für Ihn haben: „Siehe, Ich stehe an der Thüre und klopf“ (Offenb. 3, 20). Lassen wir, lieber Leser, das himmlische Kind ein! Bereiten wir Ihn die Herzen! Wachen wir auf den Ruf Seines hl. Vorläufers: „Bereitet den Weg des Herrn! Macht gerade Seine Pfade!“ Das hohe Fest Seiner Geburt aber wird ein Tag allgemeiner Erbarmung sein für die, welche Ihn Eingang gewähren wollen.

Sine Dornen-Krone.

Von Wilh. F. von Bons.

Nach der Legende hat Papst Silvester II. dem heiligen Stefan, König von Ungarn, Geisa's Sohne im Jahre 1000 eine Krone als ein vom Himmel gesandtes Geschenk zum Zeichen seiner Würde übermittlelt. Insofern hat die Legende Recht, insbesondere ist diese Stefanskrone zu allen Zeiten und heute ihrem Träger eine — Dornenkrone gewesen und, wie die Verhältnisse in Ungarn gegenwärtig liegen, noch heute. Die Geschichte der

ungarischen Königskrone ist die Geschichte des Abenteuerrichts und Unbeständigen.

Dreihundert Jahre ruhte sie sicher in Ofen; dann fing ihr Wandern an. König Wenzel von Böhmen fand sie 1304, als er Ungarn mit Krieg überzog, in Ofen und brachte sie nach Prag. Bestürzt über diese Entführung ihres Reichskleinods versprachen die ungarischen Reichsstände dem Herzog Otto von Bayern, dem Enkel des ungarischen Königs Bela IV. und dem Neffen Stefan des Fünften die Königswürde unter der Bedingung, daß er die Krone des heiligen Stefan ihrem Räuber wieder entreiße. Der Herzog machte sich auf den Weg nach Prag, um von dem schwer erkrankten König gegen Geld und gute Worte die Zurückgabe der Krone zu erlangen. Man wurde handelseins, und Otto machte sich sofort nach Ungarn auf. Die Krone war in einem Futteral, das einer der ersten Diener, die im Gefolge des Herzogs ritten, am Sattelknopf befestigte und mit dem wertvollen Inhalt, von dem er keine Kenntnis hatte, bei einer scharfen Pance verlor. Als er, das Futteral gegen Abend vermisste, ritt er zurück und fand es auf der offenen Landstraße, wo es unbemerkt von Wanderern fast einen ganzen Tag lang gelegen hatte. Herzog Otto wurde mit der Unglückskrone 1305 gekrönt, die ihm so gefiel, daß er mit ihr auf dem Kopfe durch alle Straßen der ungarischen Krönungsstadt und die benachbarten Dörfer ritt; „sie paßt“, sagte er nach diesem Umritt lachend zu seinen Begleitern. Er mußte sich doch wohl geirrt haben, denn zwei Jahre später geriet er in die Gefangenschaft des Großfürsten Ladislaus von Siebenbürgen, der ihn zur Abdankung zwang. Die Krone saß dann ziemlich wackelig auf den Häuptern Karl Roberts, Ludwig I., der Königin Marie, Ludwigs Tochter und Gemahlin des Kaisers Sigismund, Karl des Kleinen und Königs Sigismunds des römischen Kaisers, der 1437 starb, worauf die Ungarn den Gemahl der einzigen Tochter, Elisabeth, dieses Kaisers, den Erzherzog Albrecht II. zum König von Ungarn ausriefen. Inzwischen schon 1439 starb Albrecht und hinterließ seine Witwe, die vier Monate nach seinem Tode den Prinzen Ladislaus, Posthumus gebar, den sie, als er vier Monate alt war, zum König krönen ließ; bei diesem Akt trug sie die Krone auf dem Schoße; denn sie beabsichtigte bei dieser Gelegenheit sich der Krone zu bemächtigen als Bürgschaft der Treue ihrer Untertanen, die gegen die vormundschaftliche Regierung Elisabeths Bedenken trugen. Diesen Zweck erreichte sie denn auch durch eine List. Nach der Krönung des Säuglings wickelte Elisabeth die Krone im Beisein der Reichsstände in ein seidenes Tuch und gab dieses wertvolle Paket ihrer Hofdame Frauenau, die es mit einem ähnlichen vorbereiteten Paket verwechselte, das sie den Reichsständen feierlich überlieferte, welche dann dasselbe in das Futteral der Krone verschlossen und versiegelten, die echte Krone gelangte so in den Besitz der Königin und ein blumpes Falsifikat aus Draht in die Schatzkammer zu Ofen. Schon 3 Jahre darauf erwählten die Stände den polnischen Prinzen Ladislaus zum König; Elisabeth floh mit ihrem Sohne und der Krone nach Neustadt zum Kaiser Friedrich III., der sofort die Vormundschaft über den jungen König übernahm. Als nun der polnische Prätendent zu Ofen gekrönt werden sollte, stellte sich der Betrug heraus. Die echte Krone verwahrte Kaiser Friedrich zu Neustadt in Oesterreich.

Ladislaus III. fiel am 11. Nov. 1444 im vierten Jahr seiner an Widerwärtigkeiten aller Art reichen Regierung und die Stände wählten den 5jährigen Prinzen Ladislaus, dessen Mutter 1443 gestorben war, zu ihrem rechtmäßigen König und gaben ihm den tapferen Johann Corvinus Huniados als Regenten zur Seite. Dieser schickte sofort eine Gesandtschaft an den Kaiser und ließ ihn im Namen Ungarns um Auslieferung des jungen Königs und der Krone ersuchen, was der

Kaiser mit der Erklärung ablehnte, daß er selbst für die Erziehung des Königs zu sorgen habe und die Krone aber beim König, mit/in in des Kaisers Verwahrung bleiben müsse. Diese Behandlung en bagatelle ließen sich die Ungarn natürlich nicht gefallen, an der Spitze von 12,000 Mann fiel der tapfere Johann in Oesterreich ein; seine Erfolge und der drohende Ausbruch anderer Unruhen bewogen den Kaiser, am 20. Sept. d. n. jungen König anzuliefern; die Reichskrone jedoch behielt er als Pfand der auf die Erziehung des Königs verwandten Gelder zurück. Ladislaus starb im Jahre 1459; die Krone, der man zur Krönung des Sohnes Johannes Huniados, Mathias benötigte, war noch immer im Kaiserlichen Verwah. Deshalb brach ein zweiter Krieg zwischen Ungarn und dem Kaiser aus, der so blutig geführt wurde, daß die Bauern, deren Acker zerstampft, die Bürger, deren Städte verwüstet wurden, die Krone tausendfach als Werk der Hölle verwünschten. Endlich einigte man sich zu so gendem Vergleich: die Ungarn mußten 60,000 Dukaten für die Dornenkrone bezahlen, der Kaiser mußte Mathias als König anerkennen, und ihn adoptieren, behielt aber den Titel eines Königs von Ungarn und die Anwartschaft auf die Erbfolge. Geld und Krone wurden, weil man sich auf beiden Seiten nicht traute, zu gleicher Zeit ausgewechselt; die Krone, die 24 Jahre außer Landes war, im Triumph nach Ordnung geführt, wo sie in der Kathedrale drei Tage dem Volke zur Schau ausgestellt wurde; dann kam sie nach Ofen in Verwahrung. Solimon der Zweite raubte sie im Jahre 1528 und übergab sie seinem Schützling, Johann von Babalva, dessen Witwe sie auf ihrer Flucht nach Siebenbürgen mitgehen ließ; erst 1546 lieferte die energische Frau das „abenteuerliche“ Kleinod an den General Ferdinands I. aus. Ungarn fiel nun an die Hals unger; bei dem Brüderzwist zwischen Mathias von Oesterreich und Rudolf ließ letzterer die Stefanskrone heimlich wegnehmen, zu deutsch, stehen, lieferte sie aber 1603 dem zum ungarischen König erwählten Matthias aus, der sie im Schlosse von Preßburg fortan durch zwei zu Kronhütern berufene Magnaten bewachen ließ. Joseph II. brach mit dieser Tradition und ließ die Krone in die Wiener Schatzkammer verbringen. Ueber diese Entführung waren die Ungarn so erbittert, daß es Leopold II. geraten fand, bei seiner Krönung in Ofen die Krone in Preßburg ausbewahren zu lassen und die alte Verfassung wiederherzustellen.

Auf Probe.

Von Lina Kenter.

Erika Hoffmann war nie meine spezielle Freundin; aber sie ist meiner Schwester Fanny Liebling, und wenn sie zu uns auf Besuch kommt, so fällt mir für gewöhnlich die angenehme Aufgabe zu, sie zu unterhalten — eine der artigen Manieren meiner Schwester. Und ich fühle mich dann natürlich verpflichtet, mich so angenehm als möglich zu machen.

Ich saß in meinem Zimmer mit Briefschreiben beschäftigt, als es plötzlich an meiner Thüre klopfte.

„Meine liebe Lina“, sagte Erika Hoffmann hereintretend noch ehe ich Zeit gehabt hatte, auf das Klopfen zu antworten, „du bist doch nicht beschäftigt, nicht war? Nein? Ich bin so froh, denn ich möchte dich um Rat fragen. Ich bin furchtbar in der Klemme, Lina“ fuhr sie fort, „hilf mir, rate mir.“

Ich erhob mich vom Schreibtisch und setzte mich auf einen Stuhl ihr gegenüber: „Was gibts?“ fragte ich teilnehmend, „was gibts, Ernst?“

„Ach!“ erwiderte sie unzufrieden, fast zornig aufsteigend, „es ist zu ärgerlich! Denk dir mal, übermorgen Hochzeit; und welche Hochzeit! Großartig! Jedermann will dabei

sein und ich", troglisch, "ich habe nichts zum anziehen, buchstäblich nicht ein Kleid."

"Aber dein graues Samtkleid?"

"Oh, es ist zu warm für diese Saison; außerdem habe ich es bereits einmal an einem ihrer Gesellschaftsabende getragen. Wie unüberlegt, im April zu heiraten," fügte sie verdrießlich hinzu. "Zu spät für Winterkleider und zu früh für Sommergarderobe. Für die kommende Saison möchte ich mir überhaupt nichts anschaffen, wenigstens vorderhand nichts; es geht über meine Mittel, Vna."

"Und dein grünes Kleid?"

Erni runzelte die Stirne.

"Das alte Ding! Oh nein, unmöglich; es ist ganz aus der Mode. Welch komische Begriffe ihr Schöpferinnen doch in Toilettenfragen habt!"

Ich kam mir durchaus nicht komisch vor, vielleicht bloß etwas eingeschüchtert und bemerkte leise:

"Bis jetzt war mir nicht bekannt, daß es gegen den Anstand verstößt, im gleichen Kleid zweimal in derselben Familie zu erscheinen."

"Es ist schlimmer als unanständig, es ist abgeschmackt", antwortete Erni feierlich. "Erfst letzte Woche", fuhr sie niedergeschlagen fort, "machte die bissige Frau Lotter über mich die Bemerkung, daß sicherlich Edvard an der Börse gespielt hätte, weil meine Toilette in der letzten Zeit so altmodisch geworden."

"Wer hinterbrachte dir das?"

"Frau Weber."

"Wie abscheulich von ihr, das zu wiederholen. Ich glaube, die Leute, welche —"

"Aber bitte, Vna", unterbrach sie mich, "die Hauptsache hast du nicht erfasst; ich vernachlässigte meine Toilette dermaßen, daß die Leute angingen, es zu bemerken und darüber zu reden."

Ich maß Erika in ihrem schicken Morgenkleid mit kritischen Augen von oben bis unten und mußte unwillkürlich das mit Stickereien und Spitzen garnierte Kleid bewundern, so daß ich nicht umhin konnte, zu lächeln.

"Armes Ding", sagte ich voll Sympathie, "mir ist, als spreche man immer von dir."

Sie zuckte ungeduldig mit den Achseln.

"Aber sag du mir, was ich übermorgen tragen soll, Vna; wird es doch eine so noble Hochzeit sein. Natürlich", nachdenklich, "könnte ich mein graues Kleid tragen, aber ich müßte dann ein neues Cape haben und ich kann mir diesen Luxus nicht gestatten."

"Könntest du dann nicht deinen Theatermantel abändern lassen?" sagte ich stolz auf meinen plötzlichen brillanten Einfall.

Sie erhob sich. "Danke schön, Vna", erwiderte sie; "nur hab ich ihn letzten Herbst meinem Mädchen geschenkt. Nein, das geht nicht. Aber wir könnten zu Leibbrand gehen und sehen, ob er nicht etwas Passendes zu anständigem Preis hätte. Auf's Geld wird er so wie so warten müssen, du meine Güte!"

Eine Stunde später gingen wir langsam die Königsstraße hinunter.

Neben meiner Freundin kam ich mir selbst etwas schäbig vor, war sie doch gar allerliebste in ihrem Kleid.

Wie wir unter der Türe von Leibbrands Geschäftshaus standen, begegneten wir Frau Lotter, welche eben aus dem Laden trat.

"Ah, wie geht's?" rief diese überschwingend. "Schon wieder auf der Suche nach einem neuen Kleid? Oh, Sie extravagantes Frauchen! Man sieht Sie doch nie zwei Mal in derselben Toilette."

Nach dem, was ich gehört, überraschte und ärgerte mich diese Faltschheit; aber Erni lächelte nur und sagte:

"Ja, eine Kleinigkeit für übermorgen. Man muß doch bei der Hochzeit der Barones Marchtaler anständig gekleidet sein. So viele Leute. Natürlich kommen Sie auch? Nein? Oh, wie schade; wir hätten uns so gut unterhalten! Ich wünschte nur, Sie kämen. Adieu, Adieu!" Mit diesen Worten segelte sie in den großen Laden hinein mit dem tröstlichen

den Bewußtsein, eine alte Schuld heimbezahlt zu haben.

"Warum sagtest du ihr denn nicht, was sie über deine Kleider geäußert haben soll? Wie konntest du sie nur anlächeln und ihr nicht zu verstehen geben, daß du alles wissest, Erni?" fragte ich fast empört.

"Aber ich bitte dich, Vna, sei doch nicht so langweilig aufrichtig; es ist doch so kleinstädtisch, so unmodern. Dadurch, daß ich sie über ihre Einladung zur Hochzeit befragte, versetzte ich ihr doch eins, so daß wir quitt sind. Ich wußte ganz gut, daß sie nicht eingeladen wurde; der Barones ist sie verhasst."

Ich war erstaunt. Erni begab sich hinaus in den Ausstellungsraum des großen Konfektionsgeschäftes und ließ sich nachlässig in einem Fauteuil nieder, während der Kommiss davoneilte, um Herrn Leibbrand, den Inhaber zu rufen.

Er pflegt Erni immer selbst zu bedienen, und das verwundert mich nicht. Sie hat eine hübsche Figur und ein einnehmendes Gesicht, und schon vom Standpunkt der Reklame aus muß sie dieses Vorzugs wert sein.

"Ein Cape, Madame?" sagte er. "Oh ja, ich weiß genau, was Sie brauchen. Dieses blaue hier zum Beispiel mit der weißen Stickerei? Nein? Gefällt Ihnen nicht? Hier sind noch mehr zur Auswahl. Fräulein Braun wollen Sie dieses hier umlegen, damit Madame es an Ihnen sehen kann."

"Oh, es ist entzückend!" rief Erni, wie Fräulein Braun im Zimmer hin und herging mit dem Cape — ein herrlich weißer Stoff ins Meergrüne schimmernd. "Lassen Sie mich es anprobieren."

Sie sah wirklich lieblich, anmutig darin aus, und Herr Leibbrand stieß halblaut ehrerbietige Ausrufe der Bewunderung aus.

"Wie teuer ist es?" fragte Erni nachlässig und in ihrer Stimme erklang ein unangenehm scharfer Ton der Beforgnis.

"Hundertfünfundvierzig Mark, Madame", antwortete Herr Leibbrand.

Sie blickte verdrießlich vor sich hin. "Oh, unmöglich", sagte sie; "es ist viel zu viel. Ich wollte höchstens siebzig bis achtzig Mark ausgeben."

Herr Leibbrand sah sie erschrocken an. "Aber sehen Sie doch, Madame, diese Spitzen — point de gaze. Die Spitze allein ist fünfundsiebzig Mark wert."

"Das schon", stimmte Erni bei; "aber es ist mehr als ich wirklich ausgeben kann. Einen Augenblick blieb sie nachdenklich stehen, plötzlich huschte ein erlösender Gedanke freundlich über ihre Züge. "Könnten Sie es mir nicht zur Anprobe zuschicken", sagte sie, "ich möchte es meinem Mann zeigen, ehe ich mich entschließe. Er könnte es vielleicht zu auffallend, zu grell in der Farbe finden — in dieser Hinsicht ist er etwas eigen."

Herr Leibbrand lächelte. Mit Vergnügen würde er es ihr zuschicken, da er doch sicher sei, daß es Madame behalten würde. Es kleide sie ausgezeichnet.

Zwei Tage nachher trug Erni ihr neues Cape. Es war wirklich reizend, und manch ein bewundernder Blick folgte ihr, wie sie das Schiff der Kirche hinaufführte. Am Tage nach der Hochzeit gingen wir zusammen spazieren und wie zufällig kamen wir an Leibbrands Laden vorüber.

"Schon wieder ein Kleid?" fragte ich, als sie sich anschickte in den Laden zu treten.

"Nein", antwortete sie; "ich habe bloß des Capes wegen rasch einzutreten."

"Soll ich mitkommen?" Mir schien, als hätte sie meine Frage etwas verwirrt. Sie zögerte einen Augenblick, dann antwortete sie leichtsin:

"Oh ja, natürlich, wenn du Lust hast." Und wir traten zusammen in den Laden.

Herr Leibbrand bediente eben einen anderen Kunden, und lächelte nur achtungsvoll, als wir an ihm vorübertraten.

Erni trat auf einen der Ladenkommiss zu und fing an, fast etwas hastig zu sprechen:

"Ich habe das Cape, das Sie mir zur Ansicht geschickt, anprobiert; aber mein Mann meint, es passe mir nicht gut, so möchte ich es wieder zurückschicken."

Ich rang nach Atem. Aha, das war es also, weshalb die Männer so nützlich sind.

"Ganz recht, Madame, ich werde es abholen lassen", erwiderte der Kommiss.

Erni entfuhr ein leichter Seufzer der Leichterung; und ohne sich nach mir umzusehen, schritt sie der Türe zu.

Im gleichen Augenblick kam Herr Leibbrand, die Dame, die er eben bediente, leise um Entschuldigung bittend, auf uns zu. Erni, die jetzt ihre Selbstbeherrschung wieder vollkommen erlangt hatte, sagte herzhalt: "Ich werde das Cape zurückschicken, da mein Mann meint, es passe mir nicht gut. Ich werde aber bald wieder kommen, um ein anderes auszuwählen."

"Das ist wirklich schade, Madame", erwiderte Herr Leibbrand mit unverkennbar mißfälligem Lächeln; "aber haben Sie sich nicht etwa getäuscht, daß es Ihnen nicht paßt? Mir selbst kam doch der Gedanke, wie schön es Sie kleide, als ich Sie gestern in dem Cape aus der Kirche kommen sah."

Erni wurde kreidebleich, sie murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und eilte die Treppe hinunter. Ich fühlte mich sehr beschämt und kam mir vor, als hätte ich selbst unehrlich gehandelt. Erni behielt das Cape; aber sie geht nicht mehr zu Leibbrand.

Was nicht überraschend ist.

Fräulein Doktor

Humoristische Skizze von Walter J. Egern.

Fräulein Doktor machte Aufsehen. Und sie war kein Doktor med., sondern ein Dr. jur. und ein hübscher, neugeborener Rechtsanwalt. Und bald sollte sich ihr Talent bewähren. Ihr erster Fall war ein Raubmordprozess. Sie haute den Angeklagten aus der heißen Sache heraus und wies den wahren Täter nach. Nun bekam sie lebhaften Zuspruch.

In selbiger Stadt aber erschien eine Zeitung oder vielmehr eine Wochenchrift, die sich als häuslicher Ratgeber einführte und außerordentlich praktisch redigiert wurde. Da war keine Frage in bezug auf Rüche und Keller, Garten und Haus, die nicht in sachgemäßen Artikeln behandelt wurde. Und der Redakteur dieses Blattes war nicht etwa eine Frau, sondern ein Mann, ein hübscher, junger Mann von 26 Jahren, nur weniger Jahre älter als der neue Rechtsanwalt Dr. Käte Wagner.

Diese lernte den Redakteur Dr. Edgar Sauer auf einem Ball kennen und, weiß Gott, was sie nicht für möglich gehalten hätte, sie verliebte sich in ihn.

Was sie als konsequente Frauenrechtlerin in diesem Falle zu tun habe, darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel. Sie verfügte sich also hinauf zu ihm auf seine Redaktion und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Er, in dem guten Glauben, es handle sich um etwas juristisches, bat sie in sein Privatzimmer und beauftragte seinen Redaktionsgehülfen, ihn für kurze Zeit zu vertreten.

"Nun Fräulein Doktor!" begann er nun, "womit kann ich Ihnen dienen?"

"Sagen Sie mal, Herr Doktor," begann sie nun, doch nicht ohne ein klein wenig Beklemmung, können Sie alles kochen, was Sie da in Ihrem Blatte beschreiben?"

"Allerdings, Fräulein Doktor, ich habe mich einmal sehr damit befaßt und habe meine großen Ferien als Gymnasiast sowohl wie als Student neben allen körperlichen Übungen auch teilweise der edlen Kochkunst gewidmet."

"Na, das trifft sich ja prächtig. Ich habe nämlich keine Ahnung von dergleichen —"

"Oh, das ist aber schade — das müssen Sie aber lernen, Fräulein Doktor —"

"Ich — wie so?"

Jeder preussische Prinz muß ein Handwerk verstehen, wenn er es auch nicht ausübt. —

„Nein, das wäre mir gräßlich.“
„Nun, sollen wir es auf einen Versuch ankommen lassen? Wollen Sie mal bei mir ein paar Lektionen nehmen?“

„Nein, ich danke, Herr Doktor, — aber wenn Sie mir in anderer Weise Ihre Zeit widmen wollten, so wäre ich Ihnen wirklich in jeder Weise äußerst dankbar dafür.“

„In anderer Weise?“
„Nun ja, um es kurz zu machen — ich kam nämlich da heraufgesprungen, um Sie zu fragen, ob Sie nicht mein Mann werden wollen, Herr Doktor?“

„Ah — Fräulein Doktor — ah — ah — ah —! In welche Situation bringen Sie mich da. Sie sehen in mir eine Köchin und wollen nach dem Muster berühmter Männer diese Köchin heiraten. Und wenn Sie, Fräulein Doktor, als echte Frauenrechtlerin das Recht in Anspruch nehmen, die Erklärung selber anzubringen, wenn Sie heiraten wollen, so übernehmen Sie damit auch die Pflicht, anzuhören, was der Andere darauf zu sagen hat, ohne die Rücksicht der Galanterie zu fordern, die man sonst den Damen widmet. Ich muß, so peinlich mir dies wird, wirklich ergehen danken! Nehmen Sie mir dieses offene Wort nicht übel und deuten Sie's um alles in der Welt nicht falsch. Ich finde, Sie sind eine der lebenswürdigsten und geistreichsten Damen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sie sind auch eine sehr schöne und außerordentlich gebildete Dame und mancher Mann möchte sich wohl glücklich schätzen, Sie die Seinige zu nennen. Ich selber würde dies ja auch tun — ja, wenn Sie nicht eben Fräulein Doktor wären. Ich kann eine Frau nicht gebrauchen, die nicht kochen kann. Denn Sie wissen, ich bin Kenner und Feinschmecker.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Doktor,“ erwiderte sie ohne jede Spur von Empfindlichkeit, „aber Ihre Befürchtungen wären grundlos gewesen. Sie hätten doch Ihr gutes Essen haben sollen. Wir hätten eine Köchin engagiert, der Sie jeden Tag den Küchenzettel entworfen hätten, das wäre alles gewesen. So! und nun verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe.“

„Aber bitte — keine Urjahe.“

Und es kam doch anders. Dr. Edgar Sauer hatte in seiner Wochenschrift einen Artikel geschrieben, der sich gegen die unpraktische Art der Führung des Haushaltes richtete. Durch diesen Artikel fühlte sich eine ganze Reihe der angesehensten Damen in der Stadt beleidigt und beschritten den Klageweg. Dem Redakteur drohte eine hohe Geldstrafe und viel, viel Aerger.

Natürlich mochte er die Sache nicht allein ansprechen und so sann er denn nach, welchen Rechtsanwalt er nehmen sollte. Endlich schlug er sich vor den Kopf.

„Daß ich darauf nicht schon früher gekommen bin! Natürlich Dr. Käte Wagner! Bin ihr ja doch eine kleine Revanche schuldig.“

Noch nie hatte der junge, weibliche Rechtsanwalt so glänzend plädiert wie damals. Sie pries die betreffenden Klägerinnen als Muster deutscher Frauen und wies nach, daß diese gar nicht gemeint sein könnten und daß es dem Dr. Sauer ganz fern gelegen habe, sie damit zu meinen. Sie seien die Häuslichkeit und Wirtschaftlichkeit selber. Und nun begann sie die Tugend der Wirtschaftlichkeit zu pfeifen, die jeder Frau ansehe und deren auch die modernen Frauen nicht entzaren könnten.

„Gabe ich doch selbst,“ so schloß sie jenen Teil ihrer Ausführungen, „selber noch später neben meinem eigenen Beruf noch das Kochen ein wenig gelernt. Denn, mögen wir noch so modern sein — in die Lage, wo wir's brauchen können, kommen wir alle einmal. Und so wird ein gebildeter Mann, weit davon entfernt, Damen mit solchen bekannten

häuslichen Eigenschaften zu verspotten, solche Damen sicher wegen dieser ihrer Häuslichkeit preisen.

Das Plädoyer fand so rauschenden Beifall, daß der Angeklagte freigesprochen wurde. Eine Stunde später lag er seinem Verteidiger zu Füßen und bekam — einen Korb!

Weihnachtshandarbeiten.

Von Hermine Hahn.

Die emanzipierte Richtung der letzten Jahre, hat der weiblichen Nadelarbeit für Purpurzwecke einen argen Stoß veretzt. Diefelbe wurde sogar als geisttötend sehr mißachtet. Bei fortgeschrittener Erkenntnis hat sich jedoch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß durch Ausschaltung der Nadelarbeit nicht nur eine große Industrie zu kurz kommt, sondern daß der Emanzipation dadurch gedient wird, wenn die Frau alle ihr innewohnenden Fähigkeiten entwickelt.

Daß der beste Spiegel für den Zeitgeist die Mode ist, erhellt schon daraus, daß neuestens die Handarbeit größere Triumphe feiert denn je zuvor. Vor allem anderen begünstigt die Mode die handgenähten oder gestrickten Gegenstände für den persönlichen Gebrauch. Die langverpönte Strickkunst lebt wieder auf, und selbst die seit langem nicht in Handarbeiten zu kleidenden Gefühle für das starke Geschlecht, vermögen sich wieder in gestrickten oder gestrickten Westen, ja sogar in gestrickten Kravatten und nicht zum mindesten in seidnen gestrickten Hosenträgern auszuleben. Auch die edle Spitzenkunst findet wieder Beachtung, Stickereien mit Chenillefäden, Gold, Perlen, Halbedelsteinen, sowie Applikationsarbeiten sind hervorragend modern — Arbeiten, zu denen der Fortschritt ganz neuartiges Material zur Verfügung stellt.

Für Weihnachtsgeschenke sind Arbeiten, die für den persönlichen Gebrauch dienen weitaus am besten geeignet, wie z. B. die hellfarbigen Herren-Westen aus dünnem Handschuhleder, welche eine farbige Schnurstickerei in Form einer Bordüre oder en plain besitzt. Grüne Vollstoffwesten wie man sie zur Wiedermeierzeit trug, deckt eine leichte von Kinderhand auszuführende Kreuzstickerei in zweierlei abstechenden Farben, während die Vordrüse aus weißem Atlas prätentöse Chenillestickerei beansprucht. Die zartgraue Leinenweste mit bunten Blümchen, mit einem neuartigen, wie Seide glänzendem Garn gestickt, ist wohl ein köstliches auf spätere Wirkung berechnetes Weihnachtsgeschenk; von wärmeren Gefühlen dürften gestrickte wollene Westen erzählen, die auf dunklem Grunde hochrote Musterchen zeigen und zu dem Schneidigsten gehören, was ein sporttreibender Jüngling tragen kann. Von seiner Aufmerksamkeit spricht die hochmoderne aus abshattierter Seide gestickte Kravattenschleife. Fuchsenrote, altgoldene und empiregrüne Schattierung will die Mode. Frauen- und Töchterhände dürfen das so intime Kleidungsstück, den arg vernachlässigten Hosenträger wieder mit gebührender Aufmerksamkeit behandeln, aber nicht etwa den Straminhosenträger ihrem Familienoberhaupt zu Füßen legen, sondern den koketten, elastischen, den aus gedrehter Seide zweifach buntgestrickten.

Daß die Damenwelt nicht zu kurz kommt ist wohl selbstverständlich. Sachets mit Perlen und Fliesterstickerei, Mirlons aus schwerem Atlas mit Blümchenstickerei, einfache Beutel aus mattfarbem Tuch mit Halbedelsteinabochens bestickt, mit geklümter Brokatseide gefüttert und einer Gold- resp. Silberschnur zusammengehalten, sind ebenso elegant wie leicht herzustellen. Sehr hübsch sind zierliche Beutel aus türkischem Sammet mit Stahlperlen benäht, mit roter Seide gefüttert, und einer roten Seidenschnur mit Quasten zusammengehalten. Ballridicules aus weißem Atlas mit weißer Seide gefüttert, können geschickte Hände mit einem quer hingeworfenen gemalten oder gestickten Blumenzweig verschönen; Modedolme ist Gera-

tum, Iris und Akazie. Weiße Quasten bilden den Abschluß der weißen Seidenschnur, die den Beutel zusammenhält; goldene Ringe durch die sich dieselbe zieht, werden innen, unterhalb des Saumes angebracht. Auf kleine Sammetstückchen sticht man goldene Schleifen, formt dann kleine Säckchen daraus, die man mit parfümierter Watte füllt und mit goldenen Schnüren mit Quasten zusammenbindet. Je fünf, sieben oder neun Säckchen in verschiedenen Farben hängt man an eine Goldschnur, die am Fenster des Salons oder am Spiegel des Toiletentisches Platz findet.

Gestickte Deckchen nehmen wieder ihren alten Platz im Wohnzimmer ein. Ganz neu sind solche aus naturfarbem Tuch, deren Ecken mit applizierten flachen Mandarinen aus gelbem Sammet und mit den schmalen Mandarinenblättern aus grünem Sammet ausgefüllt sind. Man schneidet die Blätter nach natürlichen Vorlagen in verschiedenen Größen und ordnet sie in gefälliger Art, so daß etwa zwei aufgenähte Mandarinen und fünf Blätter eine Ecke bilden. Der Rand der Früchte und Blätter wird durch Ueberfangstich in der entsprechenden Farbe in Seide festgehalten. Sehr wirkungsvoll sind Deckchen aus Leinen, die man mit Zwirnsnägeln inkrustiert. Es sieht sehr hübsch aus, wenn die Spitzen das Deckchen streifenartig von beiden Seiten durchqueren, das Leinen unterhalb der Spitzen weggeschnitten wird, so daß das Deckchen einen aus Spitzen und Leinen farrierten Eindruck macht. Außer Zwirnsnägeln, für die man auch Handflöppel verwendet, kommt die südamerikanische Solspitze, die fleißige Hände selbst herstellen, und aufgenähte Filetspitze zur Verzierung für Vorhänge, Decken und Willens in Betracht. Für junge Mädchen gibt es Blousen aus cremefarbem Kongrestoff, deren Stehkragen, Sattel und Manschetten man mit slavischen Stickereien verziert; für Kinder Kongrestkleidchen mit langer Taille und angelegtem Plüschrock, dessen Ansatz durch eine Schärpe mit slavischer Stickerei gedeckt wird. In die Enden der Schärpe knüpft man Kranzen aus dem bunten Garn der Stickerei.

Ein großes Feld für fleißige Hände bietet die Mode der schmalen Umschlagtragen und Manschetten, sowie die Stolas aus Leinen oder Batist; man verziert dieselben mit englischer Brückenstickerei oder mit bunter Flachstickerei. Man fertigt kleine Garnituren aus Point de Saxe, die voran in eine Spitze auslaufen oder die Form des Abb elächens zeigen. Zum Schluß sollen noch die so modernen Theaterhauben erwähnt werden, die sich knapp wie die Kinderhäubchen um den Kopf legen. Häubchen dieser Art sind am besten aus duftigen Mousseline oder Crêpe de Chine anzufertigen. Den geraden Teil, der voran die Haube begrenzt, zieht man in Schöppchen ein und garniert ihn mit einer Spitzenkränze. Der rückwärtige Teil des Häubchens wird in Längsfalten gezogen, unterhalb der Ohren bringt man Blumentuffs, Goldbandkarden oder Rosetten aus dem Material der Haube an. Gageschärpen halten dieselbe zusammen und werden unten mit seidenen oder goldenen Quasten abgeschlossen. Für Brünette wählt man mit Vorliebe zitronenfarbiges oder weißes Material, Blondinen tragen heuer fuchsenrot oder hellgrün. Für ältere Damen ist hellrotfarbener und veilchenfarbener Crêpe de Chine oder schwarzer mit weißer Seite unterlegter Mousseline moderegerecht. Die Häubchen älterer Damen zeigen eine etwas losere Form, die das Gesicht nicht so stark hervortreten läßt, und sind zumeist der Länge nach in streifenbildenden Abständen in winzige Säumchen gezogen.

Auflösungen aus Nummer 48.

Kapselrätsel: Bei Nacht sind alle Kagen grau.
Diamanträtsel: A, Arm, Braun, Meister, Brasilien, Schleie, Stirn, Reh, a, Brasilien.

Auflösung aus voriger Nummer.

Fünffüßig Charade: Taufendguldenkraut.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck von einzelnen Artikeln verboten.)

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Reden Isaias, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Adventsgedanken.

IV.

O ebnet Ihm die rauhen Wege,
 O füllet aus das Tal, die Schlucht!
 O werft von Berg zu Berg Ihm Stege,
 Dem Gott, der Seine Menschen sucht!
 Dem Friedensfürsten, der den Frieden
 Herab aus Seinem Himmel tauft,
 Also daß jede Seel' hienieden
 Das Heil des ew'gen Wortes schaut!

Das heutige Evangelium mit seinem feierlichen Eingange zeigt uns, lieber Leser, daß erfüllt war die Prophezeiung: „Das Scepter wird von Juda genommen werden“, — daß nun auch „Derjenige kommen mußte, der gesandt werden sollte, auf den die Völker harreten“ (1. Mos. 49), und auf dessen geistige Ankunft wir uns in diesen Adventswochen vorbereiten sollen.

Die hl. Schrift erzählt uns in demselben ersten Buche Moses, daß der Stammvater unseres Geschlechtes sich geschämt habe, vor Gott zu erscheinen, sobald er aus einem Kinde der Unschuld und Gnade ein Sklave der Sünde geworden. Adam versucht sich zu verbergen und vor Gott zu fliehen. Angst und Schrecken aber rieselt ihm durch die Gebeine, als er die Stimme des Herrn hört: „Adam, wo bist du?“ Er bekennet: „Ich habe Deine Stimme im Garten gehört und mich gesüchdet.“

Dieses Gefühl der Furcht und des Scheu vor Gott, das im Herzen Adams an die Stelle liebenden Vertrauens zu Gott getreten war und durch das stete Andenken an jenen unglückseligen Tag stets in ihm lebendig erhalten wurde, — dieses Gefühl der Furcht ging auf die ganze Nachkommenschaft Adams über.

Aber die Hoffnung anderseits sollte nicht gänzlich von der Erde weichen; darum hatte der schwer beleidigte Schöpfer die

Strenge Seiner Gerechtigkeit mit der Milde Seiner Barmherzigkeit gemäßigt, so daß Er in demselben Momente, wo Er Seine furchtbaren Drohungen gegen Adam aussprach, ihm auch Seine liebevollen Verheißungen kundgab. Nachdem Er nämlich unserm Stammvater die große Reize von Uebeln, die seiner als Strafe warteten, vor Augen gehalten, wies Er — wie wir in der letzten Betrachtung sahen — auf den Erlöser hin, der das Heilmittel gegen die Sünde und ihre Folgen bringen sollte. Durch diesen Kunstgriff der Liebe zog die göttliche Weisheit den Menschen, das edelste Geschöpf auf Erden, aus dem Abgrunde der Sünde und bot ihm in der Hoffnung auf Erlösung aus dem Sündenelend eine mächtige Stütze dar, auf daß er im Kampfe mit sich selbst nicht untergehe (Weisheit 10, 1).

Wenngleich nun diese kostbare Verheißung einer künftigen Erlösung mit den Urtaditionen in der ganzen Welt sich ausgebreitet und erhalten hatte, so war doch die Erinnerung an das ursprüngliche Verdammungsurteil so lebendig und so tief eingewurzelt, daß mit Ausnahme weniger Seelen, — die wegen ihres lebendigen Glaubens und ihrer Sittlichkeit zu einem vertrauten Umgange mit Gott erhoben wurden, — in der gesamten übrigen Menschheit nur sehr spärlich das Vertrauen auf jene erbarmungsvolle Verheißung eines Erlösers hervor sproßte. Eine dunkle Ahnung kommenden Helles war zwar vorhanden, aber nicht im Stande, jene Furcht vor der zürnenden, beleidigten Gottheit zu verscheuchen.

So kam es, lieber Leser, daß die Religion der Heidenwelt nur eine Religion der Furcht war — wie es heute noch der Fall ist bei den Völkern, die die frohe Botschaft von dem menschengewordenen Gott nicht kennen. Die Freude war verbannt aus den religiösen Festen der Heiden; ein fanatisches Priesterthum übte einen gräulichen Gottesdienst mit

Kirchenkalender.

- Sonntag, 20. Dezember. 4. Sonntag im Advent
 Julius, Martyrer. Evangelium Matthäus 8, 23-27. Epistel: Römer 13, 8-10. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 21. Dezember. Thomas, Apostel. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der Abgestorbenen.
- Dienstag, 22. Dezember. Gregor von Spoleto. ● St. Lambertus-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 24. Dezember. Adam und Eva. Gebotener Fast- und Abstinenztag. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 25. Dezember. Weihnachtsfest. Anastasia, Martyrin † 304. Evangelium Lukas 2, 1-11. Epistel: Titus 2, 11-15. ● St. Andreas: Erste hl. Messe Morgens 4 Uhr, Hochamt, darnach ununterbrochen hl. Messen, letzte hl. Messe 11 Uhr. ● St. Lambertus: Morgens 4 Uhr 1. Hochamt mit darauf folgenden stillen hl. Messen, 7 1/2 Uhr 2. Hochamt, nach demselben stille hl. Messen, 9 Uhr 3. Hochamt, hernach folgen wieder stille hl. Messen, 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt, nach derselben feierlicher Komplet. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: 1. Hochamt Morgens 4 Uhr, 2. 7 Uhr, 3. 1/10 Uhr mit zwei folgenden stillen hl. Messen.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Jener und Blut und sprach zu den bedauernswerten Menschen nur dann von der Gottheit, wenn es galt, diese mit Furcht einflößenden Ceremonien und selbst mit grausamen Menschenopfern zu versöhnen.

Selbst bei dem jüdischen Volk, dem die Verheißung des Erlösers durch die Patriarchen und Propheten wiederholt zugesichert worden, war das Vertrauen auf die sich kundgebende göttliche Erleuchtung und Liebe immer noch sehr ängstlich und schwach; die Liebe des Volkes zu Jehova war immer nur scheu und zurückhaltend, fast wie die Furcht. Man denke nur an die seltsame Bitte, die jenes Volk am Fuße des Berges Sinai an Moses stellt: „Es rede der Herr nicht zu uns — wir möchten sonst sterben!“ (2. Mos. 20, 19). Fürwahr ein Beweis, daß die Furcht vor der Gottheit selbst bei den Juden vorherrschend war, wenn sie auch durch die Religion mehr in den Schranken vernünftigen Maßes gehalten wurde, als es bei den Heiden der Fall war. Ueberdies schien ja die unerbittliche Strenge des Gesetzes, die oft für kleine Vergehen verhängte Züchtigung, die Schlachtung der Opfertiere, der Ritus der Blutbesprengung, die ernste Majestät des in Halbdunkel gehüllten Heiligtums, — alles dieses schien zusammenzuwirken, um auch bei dem auserwählten jüdischen Volke jenes düstere Gefühl der Furcht zu hegen und zu bestärken. Darum konnte der hl. Paulus mit Recht sagen, der Geist des Alten Bundes sei mehr ein Geist slavischer Furcht als kindlicher Liebe gewesen (Röm. 8). Diese knechtische Furcht war aber wesentlich verschieden von jener, in der Liebe wurzelnden, heiligen Gottesfurcht, die den Menschen weiser macht (Eph. 4) und köstliche Tugendfrüchte erzeugt, — sie war vielmehr eine Furcht, wie sie der Sklave hat, der, in bangter Erwartung der Züchtigung, nicht etwa die begangene Verschuldigung bereut, sondern nur die Schmerzen, die sie ihm verursacht, scheut und fürchtet. Daher denn jene schreckliche Verzweiflung, die, wie der hl. Paulus sagt, die Menschheit dahintrachte, daß sie, zur Verächtlichmachung der inneren Unruhe des Herzens, in alle Ausschweifungen des Fleisches sich hineinstürzte (Eph. 4).

War es nun etwa eine leichte Sache, den Menschen von dieser knechtischen Furcht zur kindlichen Liebe Gottes zu führen, an welche die Besserung seines Herzens und die Wiederherstellung seiner Würde geknüpft war? War es eine leichte Sache, ihn zu bewegen, daß er Gott, vor dem er zu zittern gewohnt war wie vor einem unerbittlich strengen Richter — nunmehr als liebevollen Vater zu betrachten und mit kindlicher Freude anzurufen? — Ein Kind, das den Born seines Vaters gereizt hat, sieht voll Furcht, wenn es ihn nur kommen sieht; und wenn auch der Vater in der Absicht kommt, um das Kind trotz des begangenen Fehlers wieder als sein liebes Kind zu umarmen, so wird dieses doch niemals dem Vater, der ja auch eine strenge Bestrafung im Sinne haben kann, sich nähern wollen, — außer es sieht im Gesichte des Vaters lautere Milde und Güte abgepiegelt.

Weil nun Gott, sagt der hl. Bernhard, auf eben dieselbe Weise bei Seiner Ankunft auf Erden uns Menschen mit einflößen wollte, auf daß wir uns Ihm nähern: so mußte Er in jener Gestalt erscheinen, die der hl. Paulus näher bezeichnet, nämlich in Gestalt eines in das Gewand der Milde und Güte gehüllten Erlösers.

So ist denn, lieber Leser, die Menschwerdung jenes Geheimnis unendlicher Barmherzigkeit, unbegreiflicher Herablassung und Liebe, das der Sohn Gottes vollzog, indem Er als Mensch geboren wurde, — ein Geheimnis, das in seiner Erhabenheit und Unbegreiflichkeit einerseits unsere Seele mit Staunen und Bewunderung erfüllt, während

es andererseits lieblich und süß zum Herzen spricht und dasselbe mit Vertrauen und kindlicher Liebe erfüllt.

S.

Advent.

Auf und mache dich bereit,
Dein dein König kommt gegangen;
Tu ihm auf die Erde weit,
Um ihn würdig zu empfangen;
Ebne freudig ihm den Pfad,
Wenn er deinem Herzen naht.

Denke, wie er für dich stritt
Und den Feinden dir erworben,
Wie er Schmach und Schmerzen litt
Und am Kreuz für dich gestorben,
Wie er ging zum Vater ein,
Daß du könntest selig sein.

Nimm ihn auf, den hohen Gast.
Fänd' ihm an der Andacht Kerzen
Gönn' ihm eine stille Rast,
Bett' ihn sanft in deinem Herzen,
Sib mit demutsvollem Sinn
Ihm dich ganz zu eigen hin.

Daß ihn nicht von dannen zieh'n,
Halt ihn fest für alle Zeiten,
Schlinge liebend dich um ihn
Und laß nichts von ihm dich scheiden;
Denn mit ihm kannst du allein
Glücklich hier, dort selig sein.

Johann Gottfried Herder.

Zum Gedächtnis seines 100. Todestages
(18. Dezember 1808.)

Von Dr. Ernst A. Finck.

Am 18. Dezember d. Js. sind hundert Jahre verflossen seit dem Tode eines Mannes, der wie kein anderer, am Ende des 18. Jahrhunderts berufen war, auf dem Gebiete des geistigen Lebens unseres Volkes eine neue Zeit heraufzuführen: Das ist Johann Gottfried Herder. Es sei daher gestattet, zum Gedächtnis seines Todes in kurzen Zügen das Lebensbild desselben zu entwerfen, welches zugleich seine Bedeutung im rechten Lichte erscheinen lassen soll.

Johann Gottfried Herder ist geboren am 25. August 1734 zu Mohrungen, einem kleinen Städtchen in Ostpreußen, wo sein Vater, ein strenger, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Mann, die Stelle eines Kantors und Mädchenlehrers innehatte. Seine Mutter war eine eifrige Christin, die auf das Gemüt des Knaben einen großen Einfluß ausgeübt hat. Besonders ist ihm die fromme Sitte, jeden Tag mit dem Gesange eines geistlichen Liedes zu schließen, und der Eindruck, den dieser fromme Gesang auf des Knaben Gemüt gemacht hat, zeitlebens unvergessen geblieben. Seinen ersten Unterricht erhielt Herder in seinem Heimatsorte, wo er die dortige lateinische Schule besuchte. Sein Lehrer, der Rektor Grimm, war ein Mann von finstern Wesen und äußerst streng; doch zeigte er zu dem Knaben infolge seines Fleißes eine gewisse Hinneligung, so daß er sich entschloß, demselben Unterricht im Griechischen und Hebräischen zu erteilen, das in der Schule nicht gelehrt wurde. Später kam er in das Haus des strengen Predigers Trescho, der den 16jährigen Jüngling als Abschreiber seiner zahlreichen Schriften, die er drucken ließ, benutzte, ihn aber auch zugleich zu allen häuslichen Geschäften, selbst zu den niedrigsten, gebrauchte. Da trat plötzlich eine Wendung zum Besseren ein. Der Regimentswundarzt Schwarzerloh, der in dem Hause des Predigers Trescho, verkehrte, erbat sich, ihn in Königsterg die Chirurgie erlernen zu lassen und späterhin ihm Gelegenheit zu geben, unentgeltlich Medizin zu studiren. Mit lebhaftem Danke nahm Herder dieses Anerbieten an. Als er aber bereits bei der ersten

Operation, der er beistand, in Ohnmacht fiel, erkannte er, daß er zum Wundarzt nicht taugte, und entschloß sich, Theologie zu studiren, sich daneben aber mit der Geschichte der Sprachen und schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Da aber der Regimentschirurg jetzt die ihm bisher gewährte Unterstützung zurückzog und der Vater ihm zur Fortsetzung seiner Studien die Mittel nicht geben konnte, geriet er in eine sehr bedrängte Lage. Da nahmen sich Freunde, unter ihnen der Philosoph Immanuel Kant und der Schriftsteller Hamann, des bigabten Jünglings an und verschafften ihm eine Lehrerstelle an dem Friedrich-Kollegium zu Königsberg. Der drückendsten Nahrungsjorgen überhoben, konnte er jetzt auch an seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten, auch verschwand jetzt mehr und mehr die ihm von Natur eigene Schüchternheit. Erst 20 Jahre alt, verließ Herder im Herbst 1764 Königsberg, um in Riga die Stelle eines Kollaborators an der dortigen Domschule zu übernehmen, wodurch ihm Gelegenheit geboten wurde, zu predigen. Seine Predigten aber fanden den reichsten Beifall, und die kleine Vorstadtkirche, in der sie gehalten wurden, zeigte sich für die zahlreiche Gemeinde gar bald als zu klein. Daneben war Herder auch als Schriftsteller tätig, indem er zwei kühne und scharfe Schriften unter dem Titel: „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur“ und „Kritische Wälder“ veröffentlichte. Allein die kühne und freimüthige Sprache dieser Schriften zog ihm die Feindschaft vieler Gelehrten und Schriftsteller zu, weshalb er sich entschloß, im Jahre 1769 seine Stelle in Riga aufzugeben und eine Reise ins Ausland zu machen. Er ging zunächst nach Nantes und von da nach Paris, wo er mit den jogen. Encyclopädisten oder Deisten in Verbindung trat. Diese wollten wohl den Glauben an Gott noch festhalten, aber wie sie diesen Gott nur mit ihrem natürlichen Verstande und aus der Natur erkennen wollten, so setzten sie an die Stelle der geschichtlichen Offenbarung eine sogenannte Vernunftreligion und verwarfen alles, was die heil. Schrift vom Sündenfall, von der Erbsünde und von der Erlösung durch Christum lehrt. Zwar hat Herder ihre Ansichten nicht geteilt, aber von manchen derselben hat er später noch mit Achtung gesprochen. Einer Aufforderung, den jungen Prinzen von Holstein-Gutin auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten, folgend, begab er sich nach Hamburg, wo er mit Lessing zusammentraf, und hierauf nach Kiel, wo er dem Prinzen vorgestellt wurde. Im Sommer 1770 trat er mit diesem die Reise an und zwar über Hamburg, Hannover, Göttingen und Darmstadt nach Straßburg. Hier sah er sich jedoch infolge eines Augenübeln genötigt, die ihm zuletzt unheillich gewordene Stellung aufzugeben und den ihm anvertrauten Prinzen zu verlassen, um sich einer Operation zu unterwerfen. Und wenn auch die an diese geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllten, so ertrug er die damit verbundenen Schmerzen mit großer Geduld und Standhaftigkeit. In Straßburg lernte er auch Göthe kennen, mit dem er innige Freundschaft schloß, wenn auch beider Lebensanschauungen später weit auseinander gingen.

Nach seiner Wiederherstellung ging er im Jahre 1771 nach Bückeburg, wohin er von dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrat berufen wurde, auch vermählte er sich bald nach Antritt dieses Amtes mit Karoline Blachland, die er auf seiner Reise von Gutin nach Straßburg im Hause des Kriegsrats Merk kennen gelernt hatte. In Bückeburg hatte Herder viel Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit. Zu den bedeutendsten Schriften, die während seines Aufenthaltes in Bückeburg erschienen, gehört die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“. Von seinem Predigtamt hatte Herder eine hohe Vorstellung, und wenn auch der Graf, sein

Landesherr, dem Christentum und der Kirche fern stand, so fanden seine Predigten allgemeinen Beifall und erzielten einen tiefgehenden Eindruck. Eine besondere Verehrerin fand Herder an der Gemahlin des Grafen, der Gräfin Maria, die früh verwaist unter dem Einfluß der Brüdergemeinde in Schlesien aufgewachsen und in den Pietismus geraten war. In Blüchburg unterhielt Herder auch einen lebhaften Verkehr mit vielen Männern, die zu den Trägern des damals in Deutschland erwachten geistigen Lebens und der neuen Blütezeit der deutschen Litteratur gehörten, so mit Mathias Claudius, dem „Wandbrot-Boten“, mit Jung Stilling, dessen Bekanntschaft Herder in Straßburg gemacht hatte, mit den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes und mit den Gelehrten an der Universität Göttingen, besonders aber mit dem jungen Goethe. Dieser hatte den Herzog Karl August von Weimar auf Herder aufmerksam gemacht, und so wurde er im Jahre 1776 zum Oberpfarrer, Hofprediger, Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendenten nach Weimar berufen.

In Weimar trat Herder in den engsten und nächsten Verkehr mit den Männern, von denen damals das neue geistige Leben in Deutschland ausging, mit Wieland, Schiller, Goethe u. a., wenn er auf der anderen Seite aber auch sein eigenes Amt nicht vernachlässigte. Hier entstanden auch die „Stimmen der Völker in Liedern“, das sind Volklieder aus den verschiedensten Völkern und Ländern die er mit unermüdbarem Fleiße gesammelt, ins Deutsche übertrug und dem deutschen Volke zugänglich gemacht hat. Der aus dem Spanischen umgelichtete „Gid“ erschien erst nach seinem Tode; aber auch er zeigt, wie meisterhaft es Herder verstanden hat, die spanische Dichtung in eine echt deutsche umzuwandeln.

Im Jahre 1793 wurde Herder Vizepräsident und im Jahre 1801 Präsident des Weimari-schen Konsistoriums. Wenn er in seinen letzten Lebensjahren viel durch Krankheit zu leiden hatte, so erfreute er sich andererseits eines huldvollen Vertrauens von Seiten des Weimari-schen Hofes, besonders der geistvollen Herzogin Amalie, die ihn zeitlebens an Weimar zu fesseln wußte und ihn bewog, manchen von auswärts an ihn ergehenden Ruf abzulehnen. Von allen Seiten wurden ihm Bewei-sung der Anerkennung zuteil, zu denen auch seine Erhebung in den Adelsstand durch den Kurfürsten von Bayern kurz vor seinem Tode gehört. Im Jahre 1788 konnte er noch eine langersehnte Reise nach Italien unternehmen die ihm nicht bloß die gewünschte Erholung brachte, sondern die auch dazu diente, sein Blick für Kunst und Altertum zu schärfen und zu erweitern. Am 18. Dezember 1803 ist Herder nach langem Leiden sanft entschlafen.

Herder war kein bedeutender produktiver Geist er war nicht Schöpfer selbständiger, unergänzlicher Geisteswerke. Wohl aber war er eine poetische Natur, die es vermochte jedes Schöne und poetische nachzuempfinden und es nach Form und Inhalt zu reproduzieren. Im Jahre 1800 ist ihm in Weimar ein ehernes Standbild errichtet worden; das schönste Denkmal aber hat er sich selbst in seinen zahlreichen Schriften gesetzt.

Marzipan.

Von M. v. Kolla.

Zu den notwendigen Attributen des üblichen Weihnachtstisches mit der Fülle seiner Gaben, mit seinem Tannengrün und Lichterglanz, seinen Kesseln und Rüssen, gehören unzweifelhaft auch Marzipan und Pfefferkuchen. Und gerade auf die „bunten Schüsseln“ mit dem Naschwerk pflegen sich die großen Kinder ebenso zu freuen, wie die kleinen.

Die Feiertage sind doch nur da zum Lecken und Schleckern“, sagte immer ein lieber, lustig

„Insel.“ — Sowohl Marzipan als Pfefferkuchen haben sogar historisch verbrieft Rechte, und den Ruhm einer hochpolitischen, interessanten Vergangenheit, denn beide waren in jenen „guten, alten Zeiten“ viel umstritten. — So weiß man vom Marzipan (marci panis-Brot des Markus), daß man ihn in den deutschen Städten des Mittelalters, bei dem damals herrschenden Wohlstande neben dem Lebkuchen, in reichem Maße zur Hebung der Tafelfreuden benutzte; er durfte auf keiner fürstlichen, patrizischen oder sonstigen vornehmen Tafel fehlen: „denn dies eine Ding ist, das insonderheit dem lieblichen Frauenzimmer lieb und annehmlich“ ist, so heißt es damals: Man gab Summen für ihn aus, die man heute nicht dafür verwenden könnte, und da damals die hohe Obrigkeit zu allgemeinem Weiten jede Art von Luxus durch mehr oder minder weise Verordnung einzuschränken suchte, so verbietet ihn im Jahre 1603 der Rat von Nürnberg als unnützen Ueberfluß bei Schanzen bei 5 Gulden Strafe. Im Jahre 1700 verbietet ihn auch Leipzig als zu großen Luxus: kein Gebatterstüß von Marzipan soll über 2 Reichstaler (kein Pfefferkuchen über 1 Taler) kosten, Handwerks- und gemeinen Leuten ist er ganz verboten. Leipzig war damals wohl durch süßes Gebäck berühmt, denn der General Lilly ließ sich noch vor der Schlacht, welche er hier mit unglücklichem Ausgang lieferte, vom Räte der Stadt nebst anderen Lebensmitteln — 80 Pfund Marzipan liefern, — man sieht, auch tapfere Krieger haben mitunter süße Schwächen. — Auch Kaiser Joseph II. untersagte in seinen Erbländen die Herstellung des Marzipans und die Einfuhr von Lebkuchen — auch früher also liebten es schon hohe Herren, wirtschaftliche Mittel aufzugeben. — Mit des Kaisers Tode hörte das Verbot auf. — Mitunter waren es aber auch die damaligen Formen des Marzipans, die sogenannten „Tierd“, an denen jede Verordnung Anstoß nahmen, obschon sich doch in ihnen der Kunstsinne des Mittelalters offenbarte. Von diesen originellen, phantasievollen Formen bewahrt das germanische Nationalmuseum in Nürnberg einen reichen Vorrat, da sehen wir: Brant, Drachen, Adler, Pälat, Ritter u. a. m. — Solch mühevoll hergestellte Modelle, ein kostbares Gut in der Hand des Zuckerbäckers, gingen als Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht. — Die Herstellung von Marzipan und auch von Pfefferkuchen in schmuckhafter Vollendung und charakteristischer Eigenart blieb aber gleichsam ein Geheimnis, welches sich kein Volk der Erde, außer dem unsem, bisher zu eigen zu machen wußte. Auch blieben die alten Märkte bisher bestehen. Nur hat sich der Marzipan von der Prunktafel mehr unter dem Tannenbaum verzogen, mit welchem er weit über deutsche Grenzen gewandert, und überall hin gedrungen ist, wo germanische Stämme wohnen.

Zwei Seestädte streiten sich um den Ruhm der besten Marzipanfabrikation — Lübeck und Königsberg i. Pr. In beiden Orten wird diese ganz im Großen betrieben, und wahre Nummern von Zucker und besten italienischen Mandeln, die in mächtigen Maschinen zerrieben werden, verarbeitet man dort in der Weihnachtszeit. Sowohl äußerlich als dem Geschmacke nach unterscheiden sich der Lübecker und der Königsberger Marzipan recht deutlich von einander. Eine jede Sorte hat ihre Liebhaber. Das Lübecker Gebäck besteht aus reinem, mit Zucker gut durchgekneteter und auf mäßigem Feuer leicht gerösteter Mandelmasse, die in diesem Zustande in Formen hineingepreßt wird, und dann zum Essen fertig ist.

Diese Formen weisen in konstanter Weise so ziemlich immer dieselben Gebilde auf: Frucht- und Blumenstücke, Kissenbüßten, vielfach auch Motive der altgermanischen Bauwerke der Stadt, wie das Salzerhaus, die Marienkirche, das Holstentor u. a. m. — Um diese plastischen Bildwerke wird als Rahmen dann noch aus Marzipan ein sogenannter

„Rand“ gelegt, der mitunter auch noch farbig getönt erscheint.

Während aber sonst der Lübecker Marzipan ganz farblos ist, erscheint der zu Königsberg gefertigte von oben leicht gebräunt, was durch ein Verbacken mit darüber gestellten glühenden Holzkohlen, ein Verfahren, das hinsichtlich des Verbrennens der Masse nicht ganz gefahrlos ist, geschieht. — Auch gefüllt sich hier gewöhnlich zu der mit Rosenwasser durchkneteten Mandelmasse noch ein Zuckerguß, der nach dem Erkalten schön mit kandierten Früchten und Gelees belegt wird. — Was die Formen anbetrifft, zu denen man hier meist Instrumente aus Blech zum Ausschneiden aus der Masse verwendet, so sind für Königsberg besonders charakteristisch die beliebten größeren und kleineren Herzformen, ferner die Sterne, Halbmonde, Mundstücke usw., die, zum Anbieten gar nicht mehr mit dem Messer zerteilt werden, da schon jeder daraus findet, was ihm beliebt.

Der Königsberger Marzipan ist in seiner Hochsaison, der Weihnachtszeit, ein vielbegehrter Handelsartikel, der in alle Welt versendet wird. Nicht nur, daß alljährlich für den kaiserlichen Haushalt in Berlin bei den dortigen Konditoren große Bestellungen gemacht werden, solche gehen auch ein vom Kaiser von Preußen, und von Europas jüngster Königin, Wilhelmina von Holland. — Ferner werden Bestellungen nach der Türkei, nach Chile, Japan, China usw. expediert.

Zur Weihnachtszeit wird noch in vielen Familien mit wahrer Begeisterung die Marzipanbäckerei betrieben, denn der im Hause gebackene Marzipan wird meistens schmackhafter gefunden und stellt sich natürlich auch billiger; zudem bleibt er länger frisch und saftig, besonders wenn man ihn in verschlossene Porzellangefäße wie Terrinen u. derl. aufbewahrt. — Aus Königsberger erprobten Hausrezepten, deren wohl jedes Kochbuch bringt, möchten wir hervorheben, daß zu den süßen geriebene Mandeln ein Zusatz von bitteren Mandeln (ungefähr 15 bittere Mandeln auf 1 Pfund süße, ein Zehntel des Ganzen) nicht vergessen werden darf, und daß statt des gekauften, vielfach mit Mehl gemischten Puderzuckers, selbst geriebener Zucker verwendet wird. — Ferner muß der Zuckerguß, mit dem die einzelnen Stücke gefüllt werden, nicht so süß und kompakt sein, wie es aus ökonomischen Gründen beim Konditor-Marzipan der Fall ist; durch reichlichen Zusatz von frischem Zitronensaft muß er dem Marzipan einen kräftigen, saftigen Geschmack verleihen.

Noch mehr beliebt, als dieser Marzipan mit Zuckerguß ist bei vielen der sogenannte Teekonfekt. Er besteht aus reinem Marzipanmasse und wird ebenfalls leicht gebräunt. — Am liebsten formt man ihn freihändig, und da fertigt man denn kleine Brötchen und Bregeln, ferner Früchte, wie Kirschchen und Pfäumen, dann kleine Würste, Schinken, Kartoffeln, Rüben, Zeller und allerhand Figuren und Tiere, und eine frohe Phantasie kann sich auf's glücklichste dabei betätigen. — Mehr oder minder liebevollen und neckischen Anspielungen kann man mit diesen Gebilden auch Ausdruck verleihen, da erhält der unverbesserliche Junggeizelle eine Champagnerflasche, eine Zigarre oder ein Ruheliegen. Dem angehenden Bräutigam gibt man einen Pantoffel, oder man teilt gar ein zierliches Körbchen aus. — Aber ein großes, mit schmuckhaften Blumen gefülltes Herz von Marzipan, in treuer Verehrung der Angebeteten beschert, etwa mit dem Wort: „Das Süße der Süßen“, soll schon mitunter gleich den Liebestränken des Mittelalters, selbst auf die sprödeste Schöne einen ganz wunderbaren, bezaubernden Einfluß geübt haben. — Und so möge denn Euch Allen, zur heurigen Weihnacht, recht viel Gutes durch das süße Markusbrot beschert werden! —

Der Thomastag.

Kulturgeschichtliche Skizze von L. v. Kue.

Fast alle Tage, die nach bedeutenden heiligen Personen benannt sind, spielen im Volksglauben eine wichtige Rolle. Auch der 21. Dezember, der dem Apostel Thomas seinen Namen verdankt, gehört zu diesen Tagen.

Im Böhmerwalde versammelt man sich am Abend vor dem Thomastage, nachdem man später als sonst zu Nacht gegessen hat, um 10 Uhr in der großen Familienstube. Der Vater erzählt, wie sein Großvater den hl. Thomas vom Ocker nach dem großen Arber haben fahren sehen, und wie das Feuer doch noch niemals einen Waldbrand verursacht habe. Sein verstorbener Vater habe heute im Grabe eine unruhige Nacht; denn er habe auch Thomas geheißt, und alle Toten dieses Namens müßten in dieser Nacht auf dem Friedhofe die Ankunft ihres Schutzheiligen erwarten. Sie helfen ihm dann aus dem Wagen und begleiten ihn zu dem Kreuze, das plötzlich wie von Feuer zu strahlen anfange. Dort kniet der Heilige nieder, bete und verschwinde nachdem er allen seinen Segen gegeben, unter dem Kreuze. Erst jetzt dürfen die Thomasbrüder wieder ihre Gräber aufsuchen, um ein Jahr darin zuschlummern bis die gleiche Stunde im nächsten Jahre sie wieder zu dem gleichen Dienste rufe. So lehrt der Glaube des Böhmerwaldbauern. Um Mitternacht erwarten sie den Wagen, und wenn die Uhr die zwölfte Stunde verkündet, dann glaubt die erregte Phantasie wirklich den Wagen rasseln zu hören: lauter als im Vorjahre donnert er durch die Luft hin. Da ist große Gefahr. Alles kniet nieder, spricht das Thomasgebet, und der Hausvater ruft andächtig aus: „Heiliger Thomas, beschütze uns vor allen Uebeln!“ Mit Bittern und Jagen betet alles ein Vaterunser. Der Mutter stehen die hellen Tränen in den Augen. Unterdeß ist's spät geworden. Der inzwischen gekochte Kaffee und die Becken stärken und ermuntern wieder die gedrückten Gemüther. Jetzt ist's zwei Uhr. Da endlich ertönt das Horn des Nachwächters, und gleich darauf erklingt sein Lied:

„Meine lieben Männer und Frauen, laßt Euch sagen
Die heilige Glocke hat grad zwei Uhr g'schlagen,
Nehmt's Euch in acht vor Feuer und Licht,
Daß Euch durch den heiligen Thomas nichts
g'schicht!“

Der Hausvater geht hinaus, um den Nachwächter, der in dieser Nacht einen langen, weißen Bart und eine schwarze Kutte trägt, altem Herkommen gemäß einen Kreuzer zu geben, und nun erst macht man sich zum Schlafengehen zurecht. Vorher muß jedoch der Hausvater das ganze Haus noch einmal durchsuchen. Er nimmt ein Glas mit Dreikönigswasser und etwas geweihtes Salz, geht nach dem Stalle, besprengt ihn von außen, geht dann hinein, besprengt jede Kuh und streut ihr etwas Salz auf den Kopf, indem er spricht: „Beschütze Dich der heilige Thomas vor jeder Krankheit!“

Die Thomasnacht gehört in Oberösterreich zu den sogenannten Rauh- oder Freinächten, in welchen den Menschen nach dem Volksglauben eine Frage an das Schicksal freisteht. Von dieser Erlaubnis machen vor allem die jungen Mädchen den ausgiebigsten Gebrauch, indem sie mit Hilfe des heiligen Thomas zu erfahren hoffen, ob und wann ihnen die Ehe beschieden sei.

Wie in der Andrea nacht, so gießen sie auch in der Thomasnacht Biei, rafften Holz, um es zuzählen, und gehen horchen, und wie der heilige Andreas, so wird auch der heilige Thomas von den jungen Mädchen angerufen, ihnen den zukünftigen Gatten erscheinen zu lassen, indem sie Punkt 12 Uhr beten:

Lieber Thomas, ich bitt' Di,
Betst Du, i tritt Di,

Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen!

Anderwo sagt man:

Bettstempel, ich tritt Dich,
Heiliger Thomas, ich bitt' Dich,
Seig mir an
Rein' künst'gen Mann.

Die Schwäbin setzt vorfichtig noch die Worte hinzu:

Kommt er mit einem Glas Wasser
So will ich ihn lassen;
Kommt er mit einem Glas Wein,
So soll er mein Eigentum sein.

Vor und nach dem Gebet muß man dreimal an die Bettstelle klopfen und bei den Worten: „I tritt Di!“ mit den Füßen an die Bettlade treten, dann erscheint die erwünschte Person im Traume.

Besonders verbreitet ist am Abend des Thomastages die Sitte des Schuhwerfens. Man setzt sich auf den Boden eines Zimmers nieder und wirft die Schuhe oder Pantoffeln von den Füßen rücklings über sich weg. Sind die Schuhspitzen nach der Tür zu gerichtet, so wird man bald aus dem Hause kommen; sind sie von der Tür abgewandt, so muß man noch ein Jahr im Hause bleiben.

In Westfalen herrscht der Glaube, man müsse in der Thomasnacht tüchtig essen und trinken, um nicht tot zu hungern. Zu diesem Zwecke wird eine Rittbergische Hochzeit veranstaltet. Man bäckt nämlich auf der Eisenplatte einen großen Kuchen von Buchweizenmehl und Kartoffeln, buttert und ist den Kuchen teils in die Buttermilch gebrocht, teils warm und mit der frischen Butter geschmiert.

Noch vor einigen Jahrzehnten nannten in Westfalen die Kinder dasjenige, das am Thomastage zuletzt die Schulküche betrat, Domesesel, Thomasesel, und in vielen Teilen der Rheinprovinz sowohl wie auch in Holland wird derjenige, welcher am Thomastage am längsten im Bette liegt, mit dem Spottnamen luitak, Faulpelz, begrüßt. „Aller Vermutung nach“, sagt v. Meinsberg-Düringsfeld, „gab die Zeit, in welche der Gedächtnistag des heiligen Thomas fällt, Veranlassung zu diesen Gebräuchen. Denn der 21. Dezember ist bekanntlich der kürzeste Tag im Jahre und die Kirche wählte nicht ohne Absicht gerade diesen Tag zum Fest des Apostels Thomas, welcher dem Heiland am nächsten stehend, am längsten an seiner Mission zweifelte, um anzudeuten, daß die Menschheit in tiefster Nacht bejungen gewesen sei, bevor ihr Christus das Licht gebracht.“

Dogogryph.

Am Herde ist's und Eijen
Und Stahl kann es zerbeijen,
Mit andern Fuß entzückt es,
Durch holden Duft erquickt es,
Der Sommer hat's geboren,
Die Liebe sich erkoren

Citaten-Rätsel.

1. Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.
2. Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst bezieht.
3. Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer getan sein.
4. In wenig Stunden hat Gott das Recht gefunden.
5. Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt als man wert ist.
6. Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet hat.
7. Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.
8. Anstatt meinen Worten zu widersprechen, sollten sie nach meinem Sinne handeln.
9. Weiß denn der Sperling, wie's dem Storch zu Nute sei?
10. Nichts ist höher zu schätzen, als der Wert des Tages.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 eine Provinz Chinas,
2 8 3 4 2 5 9 ein deutsches Königreich,
3 8 9 9 5 2 ein Kurort in Südfrankreich,
4 8 7 1 7 eine Antilleninsel,
5 7 2 5 9 8 3 4 Stadt in Thüringen,
6 5 9 1 englische Grafschaft,
7 9 6 8 ein altes Volk Amerikas,
8 2 7 5 9 Ein Erdteil,
9 8 9 8 7 9 10 Stadt in China,
10 7 1 2 3 4 7 9 Stadt in Böhmen,
In verwenden sind die Buchstaben a, o, e, z, h,
i, k, n, s, t.

Dreifüßige Charade.

Wenn lieblich die Ersten Dir flüstern im Winde
zur Seite,
Dann plaudert erlichend und traulich die Dritte
dazu,
Dann nimm dir ein Plätzchen auf knospender,
gründer Weide,
Und laß von der Dritten Dich lullen und singen
in Ruhe!
Doch können die Ersten auch trauern und klagen,
Und ist auch die Dritte als Meister bekannt,
Desh' Name vor langen, hohle heutigen Tagen,
Voll Ehrfurcht, Bewundrung wird gerne genannt!
Das ganze ein Mann aus verklungener Zeit,
Doch was er geschrieben, das lebet noch heut!

Wortspiel.

Es sind 8 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung; von jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden, dessen Bedeutung unter b bezeichnet ist. Die Anfangsbuchstaben bleiben bei den Wortreihen die gleichen und bezeichnen im Zusammenhang einen bekannten Badeort.

- | | |
|-------------------------|------------------------|
| 1. ein Haustier | — Insel im Mittelmeer. |
| 2. Rückstand | — Teil des Wagens. |
| 3. Verkehrsmittel | — Märchengestalt. |
| 4. Gefühlsdruck | — Empfindung. |
| 5. Werkzeug | — Schmackhafter Fisch. |
| 6. Stadt in der Schweiz | — Werkzeug. |
| 7. Jüdischer Name | — italienischer Fluß. |
| 8. Mahlzeit | — weibliches Wesen. |

Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 25. November. ● Karmeliten.
Klosterkirche: Morgens 5 Uhr erstes feierliches Hochamt und zwei hl. Messen, 1/8 Uhr wieder zwei hl. Messen, 1/9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags um 4 Uhr ist feierliche Komplet.
● Clarissen-Klosterkirche: 5 hl. Messen um 5 Uhr (Hochamt), 6, 1/7, 8, 1/9 und 9 Uhr.
● St. Anna-Stift: Erste hl. Messe 5 Uhr, darnach folgen drei hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Festgottesdienst. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt, darnach zwei stille hl. Messen. Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: Morgens 6 Uhr erstes Hochamt, darnach hl. Messen, 9 Uhr zweites Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Vesper. ● Klosterkirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu: hl. Messen wie Sonn- und Feiertags. An den 3 Weihnachtstagen 40stündiges Gebet. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Am hl. Weihnachtstage beginnt das erste Hochamt Morgens um 6 Uhr, darnach sind zwei stille hl. Messen. Die weitere Ordnung ist wie gewöhnlich an Festtagen. Von 11 Uhr ab sind noch 3 hl. Messen. ● Franziskaner-Klosterkirche: Am Weihnachtstage beginnen die Ketten Nachts um 2 Uhr, um 3 Uhr ist das 1. feierliche Hochamt mit Predigt, dann sind stille hl. Messen bis 9 Uhr, um 9 1/2 Uhr ist das 2. feierliche Hochamt und um 11 Uhr die letzte hl. Messe mit Predigt. Die hl. Kommunion wird von 1/5 Uhr ab alle halbe Stunden ausgeteilt. Für die Mitglieder des 3. Ordens ist nach dem 2. Hochamte und Nachmittags nach der Andacht die Generalabsolution.
Samstag, 26. Dezember. Stephanus, Martyrer + 34. Evangelium Matthäus 23, 34—39. Epistel: Apostelgeschichte 6, 8—10 und 7, 54—59. ● St. Lambertus: Gottesdienst-Ordnung wie an Feiertagen. Nachmittags 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Predigt und zum Schluß feierliche Komplet. ● Karmeliten-Klosterkirche: Morgens 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Fest-Andacht. ● Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt, Nachmittags 6 Uhr Andacht. ● Pfarrkirche zu Solmerswerth: Morgens 1/8 Uhr Früh-Messe, 1/10 Uhr Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Vesper.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Kochdruck verboten.

Hhl. Weihnachtsfest: Geburt Christi.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 1-14. Es geschah aber in denselben Tagen, daß vom Kaiser Augustus ein Verbot ausging, das ganze Land zu beschreiben. Dieß war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und Alle gingen hin, sich anzugeben, ein Jeder in seine Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa, von der Stadt Nazareth, nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die schwanger war, sich anzugeben. „Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz mehr für sie war.“ „Und es waren Hirten in derselben Gegend, die hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Heerden.“ „Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist.“ „Und dieß soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln eingewickelt und in einer Krippe liegend.“ „Und sogleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerschaaren, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Weihnachten.

In Bethlehem liegt in einem Stall
 Ein holdes Kindelein,
 Dem singen die Engel mit süßem Schall
 Gar liebliche Melodein.
 Es liegt gebettet auf hartem Stroh
 In einem Kripplein
 Und lächelt doch so freudig froh,
 Das zarte Kindelein.
 Und mit den Knechten so hell und klar
 In's Herz es blickt hinein
 Und redet dort so wunderbar,
 Das liebe Kindelein.
 Wie zög' es so gern an seine Brust
 Die Menschen groß und klein!
 O, folgten sie in sel'ger Lust
 Dem Gotteskindelein!
 In Bethlehem liegt in einem Stall
 Ein göttlich Kindelein,
 Dem singen die Engel mit süßem Schall,
 Und wir, wir stimmen ein.

Der große, unendliche Herr und Gott, vor dessen Angesicht die Himmel sich neigen und die Erde bis in ihre Grundfesten erbebt — Er ist vom Himmel herabgestiegen!

Aber, lieber Leser, wo werden wir Ihn finden? — Siehe! ein Engel Gottes sagt es armen Hirten und sagt es zugleich auch uns allen: Nicht in der Hauptstadt Jerusalem, sondern in dem kleinen Städtchen Bethlehem ist Er geboren, — nicht in purpurnen Decken, sondern in armen Bindeln umhüllt Ihn, — nicht in einem Palaste, sondern in einem Stalle, — nicht auf einem Throne, sondern in einer Krippe ruht Er, — sodas, wenn wir ein Kind finden, von dem wir sagen dürfen: So verlassen, so arm und elend habe ich noch kein Kind gesehen — dieses der Erlöser der Welt ist! „Und dieses soll euch das Kennzeichen sein: ihr (Hirten)

werdet ein Kind finden, in Bindeln gewickelt und in einer Krippe liegend!“ (Luk. 2, 12.)

Ach, wie verschieden sind doch die Gedanken Gottes von den Gedanken der Menschen! Als der Allerhöchste unsern Stammvater Adam ins Dasein rufen wollte, traf Er verschiedene Vorbereitungen. Er schuf das Himmelsgewölbe, unter dem wir wohnen; Er befahl der Sonne, und täglich zu leuchten; Er schuf die Erde und veriaß sie mit Allem, was notwendig und nützlich und angenehm für den Menschen war — und erst nach all diesen Vorbereitungen schuf Er den Menschen; schuf ihn in der lieblichsten Jahreszeit und beresetzte ihn in den angenehmsten Aufenthaltsort, das Paradies. Er unterwarf ihm Alles und sagte, indem Er ihn den übrigen Geschöpfen vorstellte: Dieser ist euer Herr und Meister, ihm sollt ihr untertan sein! So, lieber Leser, trat der erste Mensch in diese Welt ein.

Aber als nun Gott Selbst auf diese Erde kommen wollte, welche Vorkehrungen werden denn da getroffen? Nicht einem Sterblichen, sondern Gott Selbst soll eine Wohnung zubereitet werden! Und welche Anstalten trifft Er? Nur solche, lieber Leser, die Ihn Mangel und Ungemach und Verachtung seitens der Welt zuziehen. Er richtet Alles so ein, daß für Ihn in ganz Bethlehem keine Unterkunft mehr zu finden ist; ein alter Stall ist der Palast, den Er Sich aufführt; eine Krippe ist der Thron, den Er Sich errichtet; Kälte und Vöthe sind die Bequemlichkeiten, die an dem Hofe des Königs aller Könige herrschen; einige Bindeln und etwas Stroh sind die Pracht, die man da entfaltet; die stillen Seufzer des frommen Joseph, der mit Wehmut die Mutter und das Kind unter dem Druck der Umstände leiden sieht, führen eine

Kirchenkalender.

- Sonntag, 27. Dezember. Sonntag nach Weihnachten. Johannes, Apostel und Evangelist † 101. Evangelium Lukas 2, 33-40 Epistel Galatzer 4, 1-7.
- Montag, 28. Dezember. Unschuldige Kinder.
- Dienstag, 29. Dezember. Thomas von Canterbury, Erzbischof und Martyrer † 1170.
- Mittwoch, 30. Dezember. David, König.
- Donnerstag, 31. Dezember. Sylvester, Papst. † 335. St. Martinus: Abends 7/8 Jahresabschlussfeier mit Predigt und Te-Deum. Franziskaner-Klosterkirche: Abends um 8 Uhr ist zum Jahresabschluss Dank-Gottesdienst und Predigt, Te-Deum und sakramentaler Segen.
- Freitag, 1. Januar, 1904. Beschneidung Christi. Fulgentius, Bischof. † 533. Neujahr. Evangelium Lukas 2, 21. Epistel Titus 2, 11-15. Franziskaner-Klosterkirche: Für die Mitglieder der Ehrenwache vom hl. Herzen Jesu ist die hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion um 6 Uhr, statt um 7 Uhr. Nachmittags ist die Herz-Jesu Andacht nach der Predigt um 4 Uhr. Karmeliter-Klosterkirche: Morgens 6 1/2 Uhr erste hl. Messe. 7 1/2 Uhr Hochamt, Nachmittags 6 Uhr Festandacht. Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr: Hochamt, Nachmittags 6 Uhr: Andacht.
- Samstag, 2. Januar. Valerius, Einsiedler. † 294.

sehr berechte Sprache, — sie erinnern unwillkürlich an die rauschenden Festlichkeiten, die bei der Geburt eines irdischen Königslandes nur Jubel und Freude zum Ausdruck bringen sollen.

Tochter Sions, Kinder der Kirche Gottes, machet euch auf, kommt und sehet euren König! Kommt und sehet Sein Szepter, Seine Krone, Seinen Thron und Sein Purpurgewand! Kommt und sehet Seinen Palast und Seine Herrlichkeit! — O himmlischer König, wie sehr verachtest Du Alles, was wir so hoch schätzen, was wir so sehr lieben!

Wenn ich an jene heilige Nacht denke, so wundere ich mich nicht mehr darüber, daß seit der Geburt Jesu so viele hochbegnadete Seelen alle zeitlichen Ehren, Vorteile und Reichtümer hingegeben haben, um in freiwilliger Armut dem göttlichen Erlöser nachzufolgen. Wie viele sehen wir ihr väterliches Haus und Alles verlassen, wozu Geburt, Talente und Reichtum sie berechtigten, um ein verborgenes, armes, der Niedrigkeit und Abtötung gewidmetes Leben zu führen und Jesum in der Krippe sich zum Muster zu wählen!

Gott fordert nun freilich nicht, lieber Leser, daß wir ganz auf die Güter dieser Erde verzichten; aber Er will, daß, wenn wir damit gesegnet sind, wir unser Herz nicht daran heften; Er will, daß wir bereit sind, sie ohne Murren zu verlieren, wenn Er sie uns nimmt; Er will, daß wir Jene nicht mit Neid und Mißgunst ansehen, die Er mit irdischem Gut gesegnet hat; Er will namentlich, daß wir keine unerlaubten Mittel anwenden, um zu Ihrem Besitze zu gelangen; Er will endlich, daß wir großmütig genug seien, um das gering zu achten, was Er Selbst bei Seinem gnadenvollen Eintritt in diese Welt so wenig geachtet, ja, so tief verachtet hat.

Nun noch eine kurze Erwägung, lieber Leser, die mit unsern „Adventgedanken“ in innigem Zusammenhange steht: Wenn ich an Gott als meinen Schöpfer und höchsten Herrn denke, dann setzt mich die Unendlichkeit Seines Wesens, Seine Größe, Majestät und Gerechtigkeit in Furcht, mein Geist fühlt sich erdrückt. Wenn ich ferner an den gewissen Tod denke, an jenen schrecklichen Augenblick, da meine Seele die Welt verlassen und ich einsam und allein in unmittelbare Verührung mit diesem unendlichen, allmächtigen, gerechten Gott treten werde, o welche Furcht ergreift mich da! Angst und Schrecken schnürt mir das Herz zusammen! — Was werde ich denn tun? Ich wende meine bestürzte Seele hin zu dem Gott-Menschen in der Krippe: zu dem unendlich gütigen Gott, der, aus einer demütigen Jungfrau geboren, in demselben Fleische, in derselben Natur, wie die meinige, erschienen ist! Zu dem Gott, der mich in diesem Trübsalental aufgesucht hat, um mit mir das Elend, die Schwachheit, die Leiden des Menschen zu teilen, um mich der Gnade und einstigen Herrlichkeit teilhaft zu machen! Mein Herz öffnet sich mit liebendem Vertrauen, — ich nahe mich meinem gütigen Erlöser, um auch jenes göttlichen Friedens teilhaft zu werden, der aus Engelsmünd und Bethlehem allen verheißten wurde, „die guten Willens sind.“

S.

Drei Weihnachtstage in dem Leben der Königin Luise.

Ein Erinnerungsblatt von Adolf Hölzerl.

Weiß und blendend liegt der Schnee über den Dächern. Die Wintersonne webt ihre Silberfäden von Haus zu Haus, von Baum zu Baum. Es ist Weihnachtszeit!

In einer Ehrenpforte unter den Linden zu Berlin stehen fünf und vierzig festlich gekleidete Mädchen, Töchter Berliner Bürger, und harren des königlichen Wagens, der die holde Fürstinbräut bringen soll. Luise, die jugendholde Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, ist seit kurzem verlobt mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und feiert morgen am Weihnachtsabend mit ihm ihre Hochzeit.

Jetzt vernimmt man Pferdegetrappel, Musik und brausende Hohnrufe. Aller Augen wenden sich der Ehrenpforte zu, durch die Prinzessin Luise kommen muß, aller Herzen schlagen höher. Langsam nähert sich der vergoldete, von sechs Schimmeln gezogene Wagen, jetzt fährt er durch die Pforte und hält an.

Ein kleines Mädchen tritt vor, überreicht der Prinzessin einen herrlichen Blumenstrauß und sagt dazu ein Gedicht auf.

Die Prinzessin Braut ist davon entzückt. Der kindliche Ton, die Anmut der kleinen Sprecherin rührt sie, und dem Zuge ihres bewegten Herzens folgend, neigt sie sich zu dem Kinde nieder und küßt es auf die Stirn.

„Mein Gott, königliche Hoheit“, spricht die strenge Oberhofmeisterin Voh, „was haben Sie getan?“ „Ich?“ entgegnete die Prinzessin Luise. „Nun ich habe das allerliebste, kleine Ding da geküßt.“ „Das ist gegen alle Etikette.“ „Wie? Darf ich das auch nicht tun? Wie soll ich denn dem Kinde danken?“ „Durch ein Kicken Ihres Hauptes.“ „Wie steif!“ seufzt die Prinzessin, und damit ist der kleine Zwischenfall erledigt.

Die in der Nähe Stehenden hatten aber das kleine Zwiegespräch gehört und waren über die Oberhofmeisterin Voh in demselben Grade aufgebracht wie sie von der Natürlichkeit und Keuschheit der schönen Braut entzückt waren.

Ein alter Stadtrat drängte sich durch die Zuschauermenge und rief unter ihrem Jubel: „Ihre königliche Hoheit, unsere allergnädigste Kronprinzessin lebe hoch! Sie wird nicht nur unsere Königin, sie wird die Mutter unseres Landes werden!“

Ganz Berlin war begeistert von der Schönheit und Güte der holden Braut, und da auch ihre Schwester, die gleich liebrende Friederike, mit dem Bruder des Kronprinzen Friedrich Ludwig warl ihren Einzug an demselben Tage in Berlin hielt, so entstanden Parteien, welcher von beiden der Vorrang der Schönheit zukomme.

Am folgenden Tag, dem Weihnachtsabend 1793, fand ihre Vermählung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm statt. Ein glänzender Ball beschloß die in doppelter Hinsicht festliche Frier.

Als Luise später Cercke hielt, fragte sie eine junge Offiziersfrau, die schüchtern und bescheiden in einer Ecke stand, und die ihr vielleicht gerade deshalb aufgefallen war: „was sie für eine Geborene sei.“ Die junge Frau, bestürzt und augenblicklich um eine richtige Antwort verlegen, antwortete verwirrt: „Majestät, ich bin gar keine — Geborene.“

Die Gesichter der Anwesenden verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln und die allzeit geschmeidigen Hofdämchen setzten ihre Fächer in Bewegung, um ihre lachenden Gesichtchen dahinter zu verbergen und sicherten leise. Doch die Prinzessin warf ihnen einen mißbilligenden Blick zu, und sich besonders freundlich an die Offiziersfrau wendend, sagte sie: „Ei, Frau Hauptmann, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe: mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein“, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt — das ist wenigstens meine Ansicht — sind wir uns alle ohne Ausnahme gleich. Ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen und nicht immer in der Geburt liegt.“

Hatte Prinzessin Luise von dem Tage ihres Einzuges ab als Braut die Hauptstadt mit dem Zauber ihrer Schönheit erfüllt und durch ihre Natürlichkeit und gewinnende Freundlichkeit die Herzen im Sturme erobert, so wurde sie später als Königin von Preußen das weithinleuchtende Vorbild einer echten, deutschen Frau.

Am Morgen des 14. Oktober 1806, als die ersten Kanonendonner der Schlacht bei Jena ertönten, machte sich die Königin Luise auf den Rat des Generals von Müchel be-

reit, das Hauptquartier in Weimar zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Die Abreise war fest beschlossen, aber es stellte sich heraus, daß es an den nötigen Pferden fehlte. Die Königin schwebte tatsächlich in großer Gefahr. Wird die Schlacht verloren, so ist die Besitzergreifung vom Hauptquartier und der Einmarsch der Franzosen in die Stadt sicher und selbstverständlich. In dieser Verlegenheit erbot sich General von Müchel seine eigenen Pferde zur Verfügung zu stellen, aber das genügte nicht. Für die weite Reise und das schwere Gepäck der Königin erwies sich die Kraft zweier Pferde ungenügend.

Gegen Mittag hielt vor dem Schlosse, in dem die Königin abgestiegen war, ein Wagen mit vier Pferden bespannt. Diejenem entstieg eine fein gekleidete Dame, die den herbeieilenden Diener bat, sie der Königin zu melden. Bald darauf wurde sie vor diese geführt.

„Majestät“, begann die Fremde, „ich bitte um Verzeihung; es ist mir wohl bekannt, daß man sich auf diese Weise nicht zur Audienz meldet.“ „O, das hat nichts auf sich“, versetzte die Königin mit bestrickender Liebendwürdigkeit: „wir haben Krieg, da darf man es nicht so genau nehmen. Wenn ich Ihnen nur sonst gefällig sein kann.“ „Majestät, verzeihen gnädigst, wenn Sie nichts dagegen hätten, so möchte ich Majestät gerne gefällig sein.“ „So? Mit was denn? fragte lachend die Königin. „Ich habe gehört, daß Majestät wegen der Pferde in Verlegenheit seien und da habe ich mir gedacht . . . da habe ich gleich vier mitgebracht.“ „Das ist zu gütig von Ihnen, Madame. Wie kann ich Ihnen dafür danken?“ rief Luise herzlich aus. „Danken auch noch“, meinte die junge Frau. „Ich fühle mich glücklich, Majestät dienen zu können.“ „Aber wie kommen Sie zu den Pferden? Wir konnten keine aufreiben: die Soldaten benötigen alle vorhandenen. General von Müchel hat mir bereits zwei der seinigen angeboten, aber noch fehlt der Ersatz.“ „Ich habe vier Pferde unten. Mein Vater ist Armes-Lieferant; ihm fiel es nicht schwer, die Tiere zu beschaffen.“ „Das ist sehr freundlich. Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?“ „Ja, Majestät. Es war an Ihrem hohen Vermählungstage.“ „Ah, ganz recht. Ich entsinne mich. Und wie kommen Sie hierher?“ „Mein Vater reiste in Geschäften nach Weimar. Ich ergriff die Gelegenheit, um meinen Gatten zu besuchen, der sich im Hauptquartier befindet. Von ihm hörte ich, daß Majestät wegen der Pferde in Verlegenheit wären.“

Die junge Frau war die Majorin Bredow, die vorgab, gar keine Geborene zu sein.

Jetzt ging es eiligst fort. Der ferne Donner der Geschütze schlug an den Reiterwagen der Königin, als sie in dem Nebel des trüblichen Herbsttages tieftraurig dahinsuhr. Die Schlacht fiel für Preußen unglücklich aus; Napoleon blieb Sieger und sein Heer befand sich in vollem Einmarsch auf Weimar, das die Königin vor einigen Stunden verlassen hatte.

Noch ehe die Herrscherin Berlin erreichte, ereilte sie die Unglücksbotschaft von der verlorenen Schlacht. In Berlin angelangt, fand sie kaum Zeit, die notwendigsten Kleidungsstücke zusammenpacken zu lassen und mit ihrer Familie nach Stettin zu fliehen. Eine Trauerkunde drängte die andere. Von Stettin ging es nach Graudenz. Kaum angekommen erfuhr hier das Herrscherpaar die niedererschütternden Nachrichten von der Uebergabe der Festungen Küstrin, Stettin und Magdeburg.

Unter fortwährenden Schicksalsschlägen, Demütigungen und Unglücksfällen vergingen drei Jahre. Am 15. Dezember 1809 reiste Luise mit dem König von Königsberg nach Berlin ab. Am 22. erreichten sie Freienwalde a. d. Oder, ihr letztes Nachtquartier vor Berlin. Als dort das Königspaar am Dammbause vorüberkam, zog ihm mit Sang und Klang ein Fackelzug entgegen. Es waren die Knappen des Alaunbergwerkes, die zum Empfang

ein schlüchternes, aber ergreifendes Weihnachtslied sangen, an dem die Königin Gefallen fand. Unter den Sängern fiel ihr ein alter Mann auf, der in seiner gebückten Stellung und dem schneeweißen Haar einen so rührenden Eindruck auf sie machte, daß sie ihn in das Hotel zu sich befohl. Dort überreichte sie ihm vier Friedrichsdor. Der Alte, überrascht von dieser unerwartet reichen Gabe, wollte sich unter Tränen und Worten des Dankes eben entfernen, als ihn die großmütige Geberin nochmals zurückrief. „Wie heißt Er?“ „Mein Name ist Berghoff“, war die leise gesprochene Antwort. „Ich war Sattler in Brandenburg und habe Friedrich dem Großen 23 Jahre treu gedient und nahm ehrlichen Abschied als Sergeant.“ „Erhält Er denn keine Pension?“ „Nein.“ „Dieser Herr hier“, sprach Luise, auf den König deutend, „hat Feder, Tinte und Papier. An ihn wende Er sich; seine Handschrift ist so gut wie Gold.“

Der König erfreut über diesen naiv-gutmütigen Einfall, setzte sich an den Tisch und kam nach einigen Minuten mit einem Zettel zurück, auf dem die Worte standen: „Dem alten Berghoff aus Brandenburg sind zwölf Thaler monatliche Pension aus der außerordentlichen Kriegskasse zu reichen. Friedrich Wilhelm.“

Von Freienwalde ging es nach Barmen und von da nach Berlin. Gegen Mittag des 23. Dezember erreichte das Herrscherpaar Weiskessee und da stieg der König zu Pferde. Die Berliner machten der Königin Luise einen vierstündigen Wagen zum Geschenk, dessen Inneres mit silbergefärbtem Ullsammet, ihrer Lieblingsfarbe ausgefärbt war. In diesem Wagen hielt die erlauchte Frau nach mehr als dreijähriger Trennung ihren Einzug in Berlin, an demselben Tage und in der nämlichen Stunde, in der sie vor sechs Jahren als glückliche Braut einzog.

Wieder ist es Weihnachten. Die schöne Königsgroße ist tot. Am 23. Dezember früh drei Uhr vernahmen die Berliner dumpfen Trommelwirbel und Trauerklänge, Pferdegetrappel und den gleichmäßigen Tritt marschierender Bataillone. Die Leib-Kompagnie der Garde zu Fuß und eine Schwadron der Garde zu Pferde, rückt durch die matt beleuchteten Straßen Berlins dem Dome zu. Die Leibwachen, geführt von dem jüngsten Bruder der Königin, dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, umgeben die Kirche, während sich der Hofmarschall und die Hofbeamten im Innern versammeln. Unterdessen fährt der mit acht Rappen bespannte Leichenwagen vor. Um vier Uhr wird der Sarg aus der Sakristei getragen und der Zug nimmt seinen Weg durch das Brandenburger Tor nach Charlottenburg. An der Spitze reiten zwei Fackelträger; ein Halb-Bataillon zu Fuß folgt. Von Charlottenburg bewegte sich der Trauerzug durch den Schlossgarten nach dem Mausoleum, wo der Sarg beigesetzt wurde.

Als sich die Winterjonne dieses kürzesten und schwärzesten Tages hervorwagte, war Luise zur letzten Ruhestätte eingegangen.

Jahre sind seitdem dahingegangen, ein Zeitraum, in dessen Drängen und Stürmen manches Hohe, Edle und Schöne verwischt oder vergessen wurde, aber das Andenken an die Königin Luise hat sich frisch und ungetrübt erhalten, keine Zeit hat daran zu rütteln versucht, und die heutige Generation segnet ihren Namen.

Vergänglich ist alle irdische Größe und Macht, die Schönheit verblüht und wird Staub, aber die Tugend, der reine Wille, die allumfassende Liebe, sie leben fort und glänzen als die drei schönsten Sterne am Himmel.

Das Bischofsspiel.

(Ein Nikolaus- und Weihnachtsspiel aus dem Mittelalter.)

Der Dezember mit seinem Nikolaus- und Weihnachtsfest ist einer der gemüthlichsten und schönsten Monate für alt und jung. Ueberall schlagen

diesen beiden Festtagen besonders die Herzen unserer Jugend entgegen, freudig und hoffend. Im Laufe der Zeit sind diese Feste mit einem schönen Kranz sinnlicher Gebräuche umwoben worden, die sie uns noch trauter und eindrucksvoller machen. Diese Gebräuche tragen in verschiedenen Gegenden und besonders zu verschiedenen Zeiten ein wechselndes Gepräge. Immer richten sie sich nach dem Volkscharakter und der jeweiligen Weltanschauung und Lebensauffassung. Das Mittelalter, welches in der Kirche, ihren Festen und Ceremonien seinen geistigen Mittelpunkt gefunden hatte und lebte, feierte diese Feste auch im öffentlichen Leben viel prunkvoller und ceremonienreicher. Ein ganz eigenartiges Spiel für die Nikolaus- und Weihnachtszeit war das Bischofsspiel, welches am St. Nikolaustage begann und mit seinen einzelnen Teisen bis nach Weihnachten dauerte. Mit kleinen Veränderungen war das Spiel nicht allein über ganz Deutschland sondern auch über England und Frankreich verbreitet.

Am Nikolausabend wurde entweder vom Lehrer oder von den Schülern ein Bischof gewählt. Der gewählte Schülerbischof wurde auf Kosten der Stadt mit den bischöflichen Gewändern ausgestattet. Auch ein Ehrengeld kam ihm zu: 2 Kapläne, 2 Bedelle und mehrere Reiter. Bei dem Festspiel poarteten sich hl. Ernst und fröhlicher Scharz. Der kleine Bischof erschien mit seiner ganzen Begleitung zum Hochamt und zur Vesper in der Stadtkirche und zwar nicht nur am Nikolaustage, sondern auch am Feste der unschuldigen Kinder. Dann war ihm auf dem hohen Chor ein Ehrenplatz angewiesen. Er mußte auch einige Teile der kirchlichen Gesänge anstimmen. Wenn wir bedenken, daß der gregorianische Gesang in den mittelalterlichen Schulen eine eifrige Pflege fand, und daß die Schule verpflichtet war, im öffentlichen Gottesdienst mitzuwirken durch Vortrag der lateinischen Gesänge, so darf uns diese Leistung des Kinderbischofs nicht Wunder nehmen. Bei diesem Gottesdienst wurde auch eine Schul-Predigt gehalten. Mit erntlichen Worten ermahnte der Prediger die versammelte Jugend an ihre Pflichten als Kinder und Schüler.

Aber auch heitere Freude und kindlicher Frohsinn fehlten nicht. Bei der Wahl des Bischofs wurden Kiesel unter die Kinder verteilt, was natürlich die allgemeine Festfreude wesentlich erhöhte. Der Bischof machte auch große Besuche beim Färsten, der ihm Audienz gewährte, bei den Herren des Domstifts und bei anderen hochangehenden Persönlichkeiten der Stadt. Die ihn begleitenden Chortribunen sangen dann folgenden lateinischen Hymnus:

Dein Fest, o reicher Nikolaus
Begehrt in fröhlicher Weise die Jugend;
Doch nicht würdiges Lob, o Fürst der Jugend
Danzubringen vermag sie.

Der du als Kind den Kindern gegeben
Ein edles Beispiel der Frömmigkeit
Und reinen Lebens, dir wird gefallen
Nichts, außer was ehrbar ist.

Wohl darum der heranwachsenden Jugend
Siehe den Kreis, er steht eine Stütze der Deinen —
Und in gleicher Weise der Priester Seuat
Mit Recht Dich feiert. *)

Bischof und Gefolge werden dann reichlich bewirtet und gar freudig ist die Stimmung:

Hab orlop (Umlaub) ars grammatica,
Donatus *) et rhetorica,
nymant sal mer studieren,
man muß beweilen firen (zuweilen feiern)

so singt die fröhliche Schar im Uebermut der Festesfreude.

Das Bischofsspiel war, wie sich leicht denken läßt, ein hohes, langersehntes Fest für die Schuljugend; mit doppelter Freude begrüßt, weil das Mittelalter keine eigentlichen Schulferien kannte. Dazu kommt aber noch ein pädagogisch-erzieherisches Moment: Wie schon aus dem angeführten Hymnus hervorgeht, wurde der heilige Nikolaus als hehrtes Beispiel der Frömmigkeit und eines reinen Lebenswandels von der Jugend hochverehrt. Die Schulpredigt wird wohl besonders diese Vorbildlichkeit geschildert und zur Nachahmung empfohlen haben. Außerdem jedoch war das Bischofsspiel ein Mittel zur wirksamen Belebung des Kerneifers; denn der Hinweis von Eltern und Lehrern auf die Möglichkeit, zum Bischof oder zum Gefolge gewählt zu werden, (nur würdige Knaben wurden zugelassen,) regte das jugendliche Streben mächtig an.

Wie schon oben erwähnt wurde, währte die Herrschaft des Schülerbischofs bis nach Weihnach-

ten. So kommt es, daß er auch in einigen Weihnachtspielen auftritt. Solcher Weihnachtsspiele, in denen der biblische Text dramatisch verarbeitet war, gab es im Mittelalter viele. In einem Weihnachtsspiel aus dem 14. Jahrhundert tritt der Schülerbischof auf. Das Spiel beginnt mit den Weissagungen der Propheten über den Heiland. Die Juden glauben aber den Propheten nicht, da ruft der Kinderbischof zur Schlichtung des Streits den hl. Augustinus als Schiedsrichter an. Es entspinnt sich ein heftiger Disput, dann folgen Verkündigung, Geburt, die Hirten bei der Krippe und die Anbetung der drei Weisen. Besonders diese letzte Szene hat sich noch lange Zeit erhalten und die singenden Knaben, welche am Feste Dreikönigen von Haus zu Haus zogen, finden wir noch in manchem Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

So war die Weihnachtszeit für die Kinder des Mittelalters viel ereignisreicher und eindrucksvoller als für die Jugend unserer Zeit. Und wenn man auch behauptet hat, das Bischofsspiel sei nicht frei von schädlichen Momenten gewesen, so muß man auf der andern Seite bedenken, daß auch die guten ihre Wirkung nicht verfehlt haben werden.

Weihnachtsgabe.

Von Heinrich Berg.

Der junge Rechtsanwalt Friedrich Heuser war zur Regelung der Bücher auf Hof Hermandtal berufen worden. Der alte Gutsherr dort hatte eine tolle Wirtschaft geführt und sich seit dem Tode seiner Frau überhaupt nicht mehr recht darum bekümmert. Die ganze Last lag eigentlich auf den Schultern seiner bildschönen Töchter, die wie zwei fetene Wildblumen aufgewachsen waren. Alle Abend war er entweder zur kleinen Waldstadt oder nach Schloßchen Bergheim gefahren und hatte gezecht und gekartet. Die ganze Gegend sprach von der Verwilderung des Gutes. Nun aber hatten die Töchter das nicht länger mehr ansehen können und dem Alten darum ernste Vorstellungen gemacht, die aber doch zu nichts geführt hätten, wenn nicht die Steuerkommission zu immer höheren Sätzen gekommen wäre.

„O Donner auch! Soll ich 'n Staat allein erhalten?“

So hatte man denn einen Sachverständigen gesucht, welcher die Verhältnisse gründlich ordnen und eine regelmäßige Buchführung einrichten sollte. Es schlug zwar nicht ganz in das Fach des jungen Anwaltes; da er aber selbst von einem großen Hofe stammte, und als Anfänger noch gar keine Praxis hatte, war ihm diese Arbeit sehr willkommen. Vielleicht würde er dann auf dem Lande hie und da empfohlen! Um jedoch Weihnachten bei seinen Eltern feiern zu können, hat er sich auf Hermandtal für die Woche vor dem Feste angemeldet, obgleich das dem Gutsherrn dort nicht recht zu passen schien. Das verließ sich nämlich so: vor dem Feste konnte er noch alle Abend im Städtchen passende Gesellschaft finden. Von da bis Neujahr aber ging dort niemand aus und in Bergheim war um die Zeit immer Besuchstrubel und es wäre daher doch so schön gewesen, daß er im eigenen Hause einen Trinkgesellen zu haben.

Der Viegen — das von hat er für seinen Bedarf ganz gestrichen — war deshalb auch nicht gerade so sehr freundlich, als der Rechtsanwalt acht Tage vor dem Feste eintraf. Aber noch an demselben Abend hatte er heimlich Abbitte getan; denn Friedrich Heuser entwickelte nach der langen Schlittenfahrt durch den treibenden Nordost einen so netten Appetit und einen so ehrlichen Durst und eine so liebenswürdige Gemüthlichkeit, daß ganz Hermandtal von ihm entzückt wurde. Die ältere Tochter Meta war zwar bei all ihrer Freundlichkeit sehr zurückhaltend; desto lebhafter aber war die kleine, schwarze Anna und vor allem der Alte selbst. Er dampfte ganze Wolkenberge vor sich hin und donnerte zuweilen wie ein Gott aus derselben hervor.

„O Donner auch, Doktorchen! Fein, klar und übersichtlich, was? Profit!“

Sie trauten und unterhielten sich wieder

*) Deutsch nach der Uebersetzung von Holt in Schul- und Lehrbüchern im Mittelalter.

*) Donatus war der Verfasser einer vielgebrauchten lateinischen Grammatik.

eine Welle über städtische Angelegenheiten, den Reichstag und die bulgarische Frage. Den Mädels mußte Heuser von Theater, Konzerten und Bällen erzählen.

„N Donner auch, Doktorchen! Und die Steuererklärung machen Sie hübsch, so wie ein Acker, der unterm Dampfpflug lag —, ich meine so — so ein wenig grob. Die Kerle sollen mal 'ne Spihacke kennen lernen. Mein Einkommen ist gar nicht so. Prosit auch!“

„Bei der Bewirtschaftung auch,“ bemerkte die Aeltere vorwurfsvoll.

„Meta!“ mahnte Anna sanft.
„Mädels, Kinder, seid brav!“ sagte der Alte und tat einen tiefen Seufzer.

Friedrich Heuser arbeitete in einem kleinen Zimmer, das ihm im zweiten Stock neben der guten Stube eingerichtet worden war, mit großem Eifer. Oft kam der Alte auf eine Minute von einigen tausend Sekunden hinauf, um einen Schwatz zu halten. Am Abend kamen freilich alle zusammen und plauderten und latschten wie die Dezemberürme talwärts hinunter.

„N Donner auch, Doktorchen,“ sagte einmal Giesen als sich die Damen schon empfohlen hatten, „es ist kein Vertrauen mehr hier. Donner ja, wenn man soviel erlebt hat, so viel hat hingehen sehen, hält man nichts mehr von der Sache. Mann nimmt eine Flasche, noch 'ne Flasche, aber die Mädels wollen das nicht verstehen. Haben Sie nicht bemerkt, wie Meta ist? Freilich, meine liebe Anna ist immer noch mein süßes Mädels, ganz wie die Mutter.“

Der Alte wusch sich die Augen und leerte sein Glas. Am anderen Morgen blieb die Post aus und ein Knecht ritt in die Stadt; denn der Anwalt hatte wichtige Schriftstücke zu erwarten. Als er nun nach dem Frühstück die Sachen im Hausflur in Empfang genommen hatte, mußte er Meta anschauen, weil sich ein Brief an sie darunter befand.

„Wie kommen Sie dazu, Herr Heuser?“

Die in etwas scharfem Tone herausgesprochene Frage brachte den jungen Anwalt erst in Zorn, dann aber sagte er sich schnell und entgegnete lächelnd: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, der Brief war unter den Postsachen, die ich holen lassen mußte, da der Bote wegen der Schneewegen nicht über die Berge kam.“

„Hat ihn Papa gesehen?“

„Nein!“

„Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie!“

Zur Nachmittag befahl Meta einen Schlitten zur nächsten Eisenbahnstation. Unbedingt mußte sie hin; denn eine Freundin käme durch.

„Schreibt 'ne feste Hand,“ dachte Heuser und lachte verschmüht in seinen Keller. Dann aber sagte er: „Ich hätte Sie gerade sehr nötig bei der Annahme der Inventur Ihres Familienschatzes.“

„Auf zwei Stunden stehe ich zur Verfügung.“

Nun aber wurde Giesen unruhig und drängte Meta, doch zu fahren. Allein das Mädchen beharrte auf seinem Entschluß, da sie von Mutter her noch genau wisse, was an Familienjamm und Silberzeug da sei, während ja das Aeltere die Schwester ordnen helfen könne. Es ergab sich denn auch, was Meta schon längere Zeit befürchtet hatte. Der kostbare Familienschatz fand sich nicht. Sie rief im ganzen Hause nach Papa. Der aber war, um einer Auswanderung auszuweichen, zum Nachbarhof gefahren.

„Herr Heuser,“ erklärte Meta, ehe sie anspannen ließ, „ich glaube, wir gehen einem hüllen, einem sehr hüllen Feste entgegen. Wie sieht es übrigens sonst?“

„Nicht zum Besten. Das Gut bringt nicht die Hälfte dessen, was es bringen mußte.“

„Papa kümmert sich, seit Mama tot ist, rein um gar nichts mehr. Papa spielt auch. Mühen auf dem Schloßchen, wo er jetzt wieder hin ist, ist eine wahre Hölle. Er geht eben ganz ohne uns seine eigenen Wege. Ich aber will mich frei machen; ich gehe jetzt auch meine eigenen Wege. Der Brief heute vor von meinem Bräutigam. Ich bin voll-

jährig; ich habe das Vermögen meiner Mutter zu beanspruchen. — Ich gehe! Der Vater will allerdings nichts davon wissen. Aber ich gehe doch. Leid ist es mir nur um Nenne, Herr Doktor. Sehr leid! Es ist ein so liebes, gutes Kind.“

Sowohl Anna als Heuser warteten voller Spannung auf die Rückkehr der Beiden. Sie saßen unten im Zimmer allein und sprachen kaum ein Wort miteinander. Der Sturm pfiff im Schornstein, die Ziegel klapperten, die Bäume rauschten.

„Was für ein Wetter!“ seufzte sie nach einem heftigen Windstoß und sah von ihrem Buche auf. „Wenn nur Papa und Meta glücklich heimkommen! Sie waren so erregt, als sie von hier schieden? Papa ist so gut, er müßte nur jemand hier haben. Wie ist er so freundlich und offen, seit Sie hier sind. — Wenn er nur nicht mehr in's Städtchen und auf Bergheim wolle! Wenn er nur immer so gute Menschen bei sich hätte!“

Anna war ganz traurig geworden. Dann fuhr sie fort: „Sie müßten öfter zu uns kommen; Sie müßten länger bleiben; Sie müßten unser Nachbar sein!“

Dabei erröthete sie leicht, als habe sie etwas bereuenswertes gesagt.

„Fräulein Anna!“

Heuser war aufgestanden und ihr nähergetreten. In demselben Augenblick fauchte ein heftiger Windstoß über das Haus und es entstand ein furchtbares Gepolter. Anna fuhr schreckensbleich empor und schmeigte sich ängstlich an den jungen Mann.

„O Gott, o Gott, das bedeutet Unglück! Mein Vater, Meta, Herr Heuser!“

Der aber strich ihr beruhigend über den schönen Scheitel. „Seien Sie nicht abergläubig, Fräulein. Gewiß ist nur der banfällige Schornstein eingestürzt. Ich habe ja die Befürchtung erst gestern ausgesprochen.“

Und er hatte sie inniger an seine Brust gezogen und fühlte das heiße Klopfen ihres Herzens.

„Ich habe so Angst, ich habe keine Ruhe mehr.“

„Ich bin doch hier!“

Er küßte sie, während sie unter Tränen bat: „Bleibe, bleibe! O, ich liebe dich ja auch so heiß, so heiß!“

Da wurde die Tür aufgerissen und die Knechte und Mägde kamen herein. Als sie die beiden sahen, blickten sie sich starr und verlegen an. Aber dann sagte der Grobknecht: „Es spukt hier.“

„Unstern! Es ist nur ein Schornstein eingestürzt. Hinten der breite.“

Alle zogen nun, zum Teil doch vorsichtiger Weise mit Besen und Hengabeln bewaffnet, auf den Boden, und bejaßen sich, aufatmend und enttäuscht zugleich, den Schaden. Ein Haufen Lehmsteine, sonst nichts! Unterdessen kamen unten kurz hintereinander zwei Schlitten angelingelt.

„Ach, Väterchen, Meta, da seid Ihr ja! Es war schrecklich.“

„Nicht so gefährlich,“ setzte Heuser schalkhaft hinzu, indessen der Alte nach dem Stellerschlüssel rief.

„Ach nein, nein, das war es auch nicht,“ ergänzte sich nun Anna selbst und sah den Geliebten bittend an. Meta verstand den Blick, nahm den Anwalt beiseite und bat: „Dann reden Sie auch miteinander mit Papa. Mein Bräutigam ist der Grobknechtmann Kurt Hildner. Ich rechne bestimmt auf Sie.“

Während dann Giesen die eigenhändig besorgten Flaschen auf den Tisch stellte, empfahlen sich die Mädchen und gingen Arm in Arm nach oben. Die beiden Männer aber saßen noch lange beisammen. Mehr wie einmal wurde das „Bürgerliche Gesetzbuch“ erwähnt. Und als sie endlich auch zur Ruhe gingen, war auf Hermannsthal alles mündlich so ziemlich geordnet.

Die Hin- und Herschreibereien aber verzögerten den Abschluß der Verhandlungen.

artig, daß Heuser denselben erst für Neujahr in Aussicht stellen konnte. Auch wollten die Bergheimer Besitzer, zwei fabelhaft reiche Brüder, den ihnen verpfändeten Schmuck nicht herzugeben, und noch am Tage vor dem Feste war der Anwalt persönlich drüber und wendete alle seine Beredsamkeit an, bis er endlich alle Stücke gegen eine schriftliche Verpflichtung in Händen hatte. Sehr bestürzt aber war er, als am Abend noch eine Devische von seinem Vater kam, er sei abgehalten zu kommen.

„Ach Schatz, dann reisen wir nach dem Feste hin und du stellst mich gleich Mütterchen vor,“ meinte Anna.

„Gewiß,“ erklärte Giesen, „ich bekomme dann auch wieder Einblick in eine Mustervirtschaft. Und vielleicht überredet dich dein Vater doch noch, Hermannsthal zu übernehmen?“

Als man am Abend im großen Zimmer um den immernden Christbaum versammelt stand, wurden die Paare dem reich besenkten Gesinde als Brautleute vorgestellt. Kurt Hildner, welcher eben erst angekommen war, sah noch ganz erfroren aus und seine Verbeugungen waren so heiß, als habe er noch den kligen Nord in den Gliedern. Erst als der Gutsherr den kostbaren Diamantschmuck unter seine Löcher verteilte, wurde er lebhafter.

„Jetzt ist das Glück wieder bei uns, Papa!“ sagte Meta kurz, aber sanft und dankbar.

„An den Schornstein, Väterchen, müßt du aber denken!“ brachte Anna nach hervor.

Alle lachten.

„Müchtig, Mütterchen — unsere Nenne, meine Herren, in unser Mütterchen, weil sie an alles denkt —, dem werden wir zu Neujahr einen neuen Kopf schenken, falls der Frost nachläßt. Dann aber ist Hermannsthal wieder komplett.“

„Der hat es auch verdient mit seinen eigenen Gedanken. — Wenn er am Ende nicht eingestürzt wäre, dann —“

„Friedrich, sage das nicht,“ drohte Anna, „ebenso könnte man's auf die Steuereinschätzung schieben.“

„Kinder, er ist wenigstens nicht von den Hypotheken erdrückt.“ Und der Alte rieb sich behaglich die Hände.

„Nein!“ erklärte Heuser.

„Der man könnte es auf den Schmuck schieben,“ bemerkte Meta ängstlich.

„Ober auf deine Fahrt, Meta? Ich und Nenne jedenfalls auch auf deinen Bräutigam.“

„Auf mich?“

Kurt Hildner hatte endlich auch etwas gesagt.

„Kinder, setzt Euch den Christbaum an. Mir alten Kerle ist's heil und froh im Herzen und so soll es bei uns allen für immer bleiben. Ich denke, das Christkind hat uns das alles besorgt.“

„Gewiß!“ klang es im Chor zurück. Und nun sahen sie sich erst ihre Weihnachtsgaben gegeneinander an.

Ueber dem Tal standen die silbernen Sterne und sandten heimliche Glücksträume erdenwärts — und die Mutter ihren Segen.

Kapselkräftel.

Vorderindien — Schlotheule — Ordensfest —
Destillation — Jungfrau — Sagenwelt —
Schwerleieranz — Therapie.

Es ist der Titel eines göttlichen Werkes zu suchen, dessen einzelne Silben in vorstehenden Wörtern der Reihe nach eingekapselt sind, wie die Silbe „na“ in „Naube“ oder „Raumburg“.

Aufsätze aus voriger Nummer.

Dogogryh: Kost — Rose.
Pitatenrätzel: Das, was man hat, schätzt, man nicht nach dem Wert.
Arithmogryh: Taktung, Sachsen, Cannes, Haiti, Eisenach, Kent, Jura, Aken, Kanton, Gitschin.
Dreißilbige Charade: (Wolfram von) Eichenbach.
Porträts: a. Vater, Wschie, Neffe, Lied, Sichel, Biel, Kron, Diner. b. Meta, Waise, Neffe, Leid, Schlei, Weil, Arno, Dirne.
Karlsbad.